Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

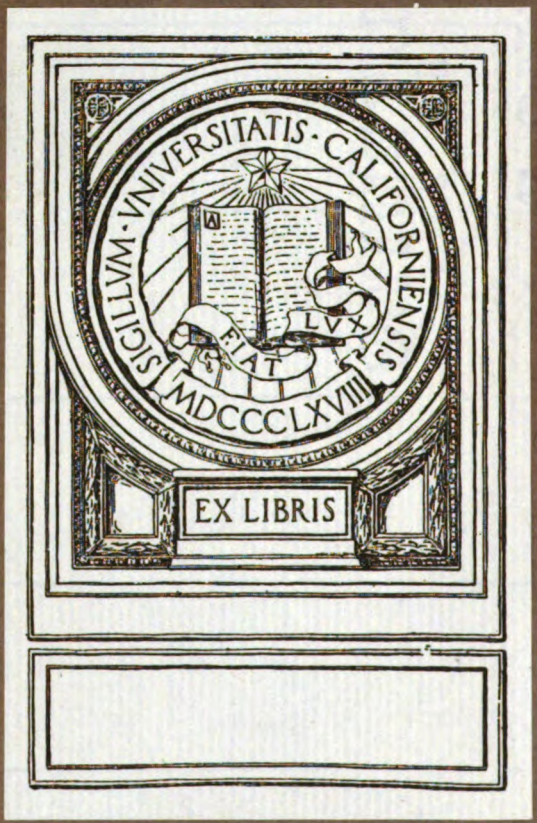
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
B 3 013 572

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Mitteilungen

aus der

hiſtoriſchen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung

der

Hiſtoriſchen Geſellſchaft zu Berlin

herausgegeben von

Erich Bleich

Neue Folge · Fünfzehnter Band

Der ganzen Reihe 55. Band

Berlin SW 68
Weidmannſche Buchhandlung
1927

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

DA
H6
v.55-56

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Aktenstücke zum Frieden von S. Germano, ed. Kampe. (Cohn) 77
Alberti, Adriano: General Falkenhayn. (Bleich) 4
Altassyrische Könige s. Inschriften.
Altenburg: Elisabeth, Prinzessin von Braunschweig. (Bleich) 91
Anzeigen, Kurze . . . . . 56 ff., 119 ff., 212 ff.
Bell, H. J., Juden und Griechen im römischen Alexandria. (Geyer) 28
Below, G. v., Historische Periodisierungen. (Bleich) 181
Bernheim, Einleitung in die Geschichtswissenschaft. (Bleich) 179
Berve, Das Alexanderreich. (Geyer) . . . . . 20 ff.
Bickel, Ernst: Germanischer Seelenglaube. (Bersu) 31
Bleich, Erich: Schlieffen und Falkenhayn . . . . . 1—16
Bornkamm, Luther und Böhme. (Wolf) 167
Bourgeois und Pagès, Die Ursachen und die Verantwortlichkeiten des großen Krieges. (Schuster) . . . . . 186 ff.
Bourgeois, Manuel hist. de politique étrangère. IV. (Schuster) . . . . . 186 ff.
Braun, Karl, Nürnberg ... im Zeitalter der Gegenreformation. (Wolf) 175
Breysig, Vom Geschichtlichen Werden. (Bleich) . . . . . 187 ff.
Briefsammlung, Tegernseer. (Schillmann) 86
Buddecke, Der König-Philosoph Friedrich der Große. (Bleich) 88
Busolt, Griechische Staatskunde. (Geyer) . . . . . 65—76
Carlyle, Friedrich der Große (Auswahl). (Bleich) 85
Cartelliert, Alex., Weltgeschichte als Machtgeschichte. (Cohn) 82
Corpus Catholicorum Bd. 11. (Wolf) 174
Daniels, Englische Staatsmänner usw. (Rieß) 111
Droysen, Joh. Gust., Grundriß der Historik, ed. Rothacker. (Bleich) 180
Dubnow, Weltgeschichte des jüdischen Volkes. (Neufeld) 117
Egelhaafs Hist.-polit. Jahresübersicht für 1926. (Schuster) . . . . . 209 f.
Ehrenberg, V.: Alexander und Ägypten. (Geyer) . . . . . 28 f.
Feist, S., Indogermanen und Germanen. (Herr) 145
Fischer, Ludw., Veit Erdmann von Wending. (Wolf) 172
Fragmente der griechischen Historiker, ed. Jacoby. (Geyer) . . . . . 18 f.
Friedensburg, Die Münze in der Kulturgeschichte. (Suhle) 55
—, Münzkunde der Einzelstaaten. (Regling) 108
Friedrich der Große, Jugendbriefe mit der Schwester, ed. Volz. (Bleich) 87
—, Briefe an Fredersdorf, ed. Richter. (Bleich) 90
Geyer, Fr., Alexander der Große und die Diadochen. (Cauer) 32
Gregors VII. Register, ed. Caspar. (Schillmann) 85
Greßmann, H., Die hellenistische Gestirnreligion. (Geyer) 30
Groener, Wilh.: Das Testament des Grafen Schlieffen. (Bleich) 3
Gross, K., Naturgesetze und historische Gesetze. (Bleich) . . . . . 181 f.
Gundolf, Caesar im 19. Jahrhundert. (Cauer) 108
Hanse, Niederländische Akten und Urkunden zur Geschichte der, ed. Häpke. (Vogel) . 199 f.
Heinrich III., Urkunden, ed. Breslau. (Cohn) 77
Helbok, Ad.: Regesten von Vorarlberg und Liechtenstein bis 1260. (Wretschko) 87
Herzfeld, Hans, Deutschland und das geschlagene Frankreich 1871—1873. (Neumann) 204 ff.
Hirsch, Friedrich Nietzsche, der Philosoph der abendländischen Kultur. (Bleich) . . . 191 ff.
v. Hohenlohe, Alex.: Aus meinem Leben. (Haake) 46
Holtzmann, Walther: Zur Geschichte Heinrichs IV. . . . . 129—135
Inschriften der altassyrischen Könige. Bearb. v. Ebeling u. a. (Geyer) . . . . . 193 f.
Kaerst, Jul.: Geschichte des Hellenismus. (Geyer) 25
Kantorowicz, Ernst: Kaiser Friedrich II. (Cohn) 78
Khevenhüller-Metsch, Tagebuch. (Herse) 94
Kirchengeschichte, Arbeiten zur. Heft 3. 6. 5. (Wolf) . . . . . 167 f.
—, Blätter für württembergische. Jahrgang 28—30. (Wolf) . . . . . 177 ff.
—, Zeitschrift für. Bd. 43—45. (Wolf) . . . . . 165 f.
—, Zeitschrift für bairische. (Wolf) . . . . . 173 f.
Koch, W., Hof- und Regierungsverfassung König Friedrichs I. von Preußen. (Bleich) . 84
Kolbe, W., Beiträge zur syrischen und jüdischen Geschichte. (Geyer) 27
Krebs, Die Kirche und das neue Europa. (Lasson) 50
Kromayer, Antike Schlachtfelder. (Geyer) 17
Künzel, Georg: Fürst Kaunitz-Rittberg (Herse) 98
Levy, Die Grundlagen der Weltwirtschaft. (Ruben) 107
—, Der Weltmarkt 1913 und heute (Ruben) 107

Digitized by Google

Seite
Lieder, Cambridger. (Schillmann) . . . 36
Litt, Geschichte und Leben. (Bleich) . . . 185
Luschin von Ebengreuth, Allgemeine Münzkunde. (Regling) . . . 102
Lutherana IV. (Wolf) . . . 166 f.
Lutherjahrbuch. Jahrg. 6—8. (Wolf) . . . 162 ff.
Mannusbibliothek Bd. 26. 31. 40. 38. 36. 37. 20. 25. 27. 41. 22. 34. 21. 39. 35 . . 146—157
v. Manteuffel, Deutsche Marinegeschichte. (Graefe) . . . 106
Meisl, Geschichte der Juden in Polen und Rußland. (Neufeld) . . . 53
Metzler, Der hl. Petrus Canisius und die Neuerer seiner Zeit. (Wolf) . . . 171 f.
Meurer, Alex., Seekriegsgeschichte in Umrissen. (Graefe) . . . 194 ff.
Meyer, Ernst, Untersuchungen zur Chronologie der ersten Ptolemäer. (Geyer) . . . 26
Monumenta Germ. hist. s. Briefsammlung Gregor VII., Lieber, Neuenburg, Winterthur.
Morr, Jos.: Die Quellen von Strabons drittem Buch. (Geyer) . . . 31
Neuenburg, Matthias v., Chronik. (Schillmann) . . . 35
Oncken, Herm., Die Rheinpolitik Napoleons III. 1863—70. (Haake) . . . 40
Oppenheim s. Ziegler.
Ostrom s. Regesten.
Pauls, Das Ende der galanten Zeit. (Bleich) . . . 91
Peuckert, E., Das Leben Jakob Böhmes. (Wolf) . . . 168
Preller-Robert, Die griechische Heldensage. (Geyer) . . . 17
Presser, M., De tribus impostoribus. (Cohn) . . . 81
Protestantismus, Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des. Jahrgang 46. 47. (Wolf) . . . 176 f.
Radowitz, Joseph Maria v., Aufzeichnungen usw. ed. Holborn. (Haake) . . . 200 ff.
Ranke, Leop. v.: Das Politische Gespräch u. a. (Bleich) . . . 180 f.
Reformationsgeschichte, Schriften des Vereins für. Heft 138—141. (Wolf) . . 159—161
—, Archiv für. Bd. 22. 23. (Wolf) . . . 161 f.
Reformationsgeschichtliche Studien und Texte. Heft 47/8. 49. (Wolf) . . . 169 f.
Regesten der Kaiserurkunden des oström. Reiches. (Holtzmann) . . . 97
v. Reischach, Unter drei Kaisern. (Bleich) . . . 44
Reitzenstein, R., und Schaeder, H. H.: Studien zum antiken Synkretismus. (Geyer) . 29
Religion und Kirche und Jesus. (Bersu) . . . 52
Rickert, Die Probleme der Geschichtsphilosophie. (Bleich) . . . 185 f.
Rohmer, Dietr., Vom Werdegang Friedrichs des Großen. (Bleich) . . . 87
Sauer, W., Grundlagen der Wissenschaften. (Bleich) . . . 182 f.
Schaeder s. Reitzenstein.
Schaffer, R., Andreas Stoß. (Wolf) . . . 172 f.
Scharff, Alex., Grundzüge der ägyptischen Vorgeschichte. (Herr) . . . 158 f.
v. Schlieffen, Graf Alfred: Cannae. (Bleich) . . . 8
Schmeidler, Zur Geschichte des Investiturstreits. (Holtzmann) . . . 129—135
Schmidt, Hubert, Vorgeschichte Europas. (Herr) . . . 144
Schmitz, Herm., Preußische Königsschlösser. (Bleich) . . . 92
Schuchardt, Alteuropa. (Geyer) . . . 95
Schuster, Georg: Zur Kriegsschuldfrage . . . 136—143
Silberschmidt, M., Das orientalische Problem usw. (Holtzmann) . . . 211 f.
Sitzungsberichte der Historischen Gesellschaft . . . 126 ff., 222 ff.
Stark, Th., Die christliche Wohltätigkeit usw. (Wolf) . . . 175
Steinen, Wolfram v. d.: Der Heilige Geist des Mittelalters. (Cohn) . . . 81
Sthamer, Ed., Die Verwaltung der Kastelle im Königreich Sizilien unter Friedrich II. und Karl I. von Anjou. (Cohn) . . . 79
Straßburg, Regesten der Bischöfe von, ed. Hessel-Krebs. Bd. II. (Herr) . . . 196 f
Strieder, J., Studien zur Geschichte kapitalistischer Organisationsformen. (Koehne) . 197 f.
Studien zur vorgeschichtlichen Archäologie, Alfr. Götze dargebracht. (Herr) . . . 153
Turral, A Select Source-Book etc. (Rieß) . . . 110
Utitz, Charakterologie. (Bleich) . . . 187
Vallentin, Berthold: Napoleon und die Deutschen. (Helmolt) . . . 39
Volkmann, O., Der Marxismus und das deutsche Heer im Weltkriege. (Neumann) . 206 ff.
Vorgeschichte s. unter „Mannusbibliothek" und „Vorzeit".
Vorzeit Bd. 2. 3. 4. 1 . . . 144, 147, 155 f.
Wach, J., Das Verstehen (Bleich) . . . 184 f.
—, Die Typenlehre Trendelenburgs usw. (Bleich) . . . 185
Wilhelm, Kronprinz: Ich suche die Wahrheit. (Schuster) . . . 140—143
Winterthur, Joh. v., Chronik. (Schillmann) . . . 35
Wollenhaupt, Leo, Die Cleve-Märkischen Landstände. (Bleich) . . . 88
Ziegler und Oppenheim, Weltentstehung in Sage und Wissenschaft. (Herr) . . . 159

Digitized by Google

JUL 8 1927

Mitteilungen

aus der

historischen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung

der

Historischen Gesellschaft zu Berlin

herausgegeben von

Erich Bleich

Neue Folge ▪ Fünfzehnter Band

Der ganzen Reihe 55. Band

Erstes Heft

Berlin

Weidmannsche Buchhandlung

1927

Digitized by Google

Soeben erschien:

Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft 1925/26

Herausgegeben von

Georg Minde-Pouet und Julius Petersen

(Schriften der Kleist-Gesellschaft, Band 7 und 8)

Auf drei Tafeln: Bildnisse der Luise Wieland und Wiedergaben der Kleist-Büsten von Joseph Meurisse und Georg Fürstenberg

Gr.-8°. VII und 189 Seiten. 1927. Geheftet 12 RM

Inhalt: Horst Engert: Persönlichkeit und Gemeinschaft in Kleists Drama „Prinz Friedrich von Homburg" / Robert Petsch: Die Entwicklung der tragischen Idee in der dramatischen Dichtung Heinrichs von Kleist / Georg Minde-Pouet: Briefe von, an und über Kleist / Heinrich Meyer-Benfey: Die Liebe in Kleists Leben und Dichtung / Werner Deetjen: Luise Wieland und Kleist / Sofie Lazarsfeld: Kleist im Lichte der Individualpsychologie / Karl Schultze-Jahde: „Verflucht das Herz, das sich nicht mäß'gen kann" / Karl Schultze-Jahde: Kleists Shakespeare-Anekdote / Karl Viëtor: Tieck oder Kleist? / Alfons Fritz: Die Kleist-Büste im Aachener Stadttheater / Richard Groeper: Die Kleist-Büste im Stadttheater zu Frankfurt a. d. O. / Otto Fiebiger: Die Kleist-Ausstellung der Sächsischen Landesbibliothek Mai 1925 / Ernst von Schönfeldt: Die Nachkommen der Geschwister Heinrich von Kleists. Nachtrag / Selbstanzeigen: Otokar Fischer: H. v. Kleist a jeho dílo — Otokar Fischer: Aus dem Nachwort zu meiner tschechischen Gutskard-Uebersetzung — Lutz Weltmann: Die „verdeckte Handlung" bei Kleist — Kurt Allert: Einzelmensch und Gemeinschaft bei Heinrich v. Kleist / Hans Knudsen: Statistik der Kleist-Aufführungen, September 1924 bis August 1925.

Die Cambridger Lieder. Herausgegeben von **Karl Strecker.** (Monumenta Germaniae historica.) Mit einer Tafel. Gr.-8°. XXVI und 138 Seiten. 1926. Geheftet 8 RM

Die Urkunden Heinrichs III. 1039–1047. In Gemeinschaft mit *H. Wibel* (†) bearbeitet und unter Mitwirkung von *P. E. Schramm* herausgegeben von **H. Bresslau.** (Monumenta Germaniae historica: Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser, Band V, Teil 1.) 4°. 267 Seiten. 1926. Geheftet 30 RM

Die Aktenstücke zum Frieden von S. Germano 1230. Herausgegeben von **Karl Hampe.** (Monumenta Germaniae historica: Epistolae selectae, Tomus IV.) Gr.-8°. XIII und 123 Seiten. 1926. Geheftet 7,20 RM

Der römische Tumulus auf dem Schlachtfelde des Teutoburger Waldes.

Von Prof. Dr. **Friedrich Knoke.** Mit 7 Tafeln photographischer Abbildungen und einer Zeichnung. Gr.-8°. 42 Seiten. 1927. Geheftet 2 RM

Die neue Schrift des bekannten Tacitusforschers bringt einen ausführlichen Bericht über die vom Verfasser vor kurzem vorgenommene Untersuchung eines Leichenhügels bei Iburg und weist auf Grund der gefundenen Altertümer und einer in dem Hügel angetroffenen Brandstätte großen Umfangs nach, daß es sich bei der Auffindung um den Tumulus handelt, in dem Germanicus im Jahre 15 n. Chr. die Ueberreste des varianischen Heeres bestattet hat.

Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW 68

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Schlieffen und Falkenhayn.

Gedanken zur Geschichte der Theorie und Praxis der Kriegskunst von Erich Bleich.

v. Schlieffen, Generalfeldmarschall Graf Alfred: Cannae. Mit einer Auswahl von Aufsätzen und Reden des Feldmarschalls sowie einer Einführung und Lebensbeschreibung von General der Infanterie Freiherr von Freytag-Loringhoven. Mit einem Bildnis und 79 Kartenskizzen. 8°. XXXIX, 392 S. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1925.

Groener, Wilhelm, Generalleutnant a. D.: Das Testament des Grafen Schlieffen. Operative Studien über den Weltkrieg. Mit 2 Bildertafeln u. 22 dreifarbigen Skizzen nach Entwürfen von Generalmajor Flaischlen. 8°. XII, 244 S. ib. 1927.

Alberti, Adriano, Brigade-General: General Falkenhayn. Die Beziehungen zwischen den Generalstabschefs des Dreibundes. Aus dem Italienischen übersetzt von Walter Weber-Rom. 8°. VI, 109 S. ib. 1924.

Der Weltkrieg ist und bleibt unsere stolzeste und glorreichste Erinnerung; denn er stellt das gewaltigste Geschehen dar, von dem wir, auch als Historiker, wissen und an dem wir, sei es mithandelnd, sei es mitfühlend oder mitleidend, Anteil genommen haben. Aber noch reiner wird unser Hochgefühl sein und der Ruhm deutscher Taten ganz fleckenlos leuchten, wenn endlich einmal — und zu guter Letzt muß es eintreten — die aller Wissenschaft und Wahrheit, aller Gerechtigkeit und Billigkeit hohnsprechende Behauptung von der alleinigen Kriegsschuld Deutschlands oder gar bloß seines Kaisers getilgt sein wird. Das Haupt des Deutschen Reiches wird nicht geschmäht und verleumdet, ohne daß zugleich unser Staat und unser deutsches Volk herabgezogen und beleidigt wird; wie es ja denn auch geschehen ist. Wir aber, auf die gewaltige Reihe der Aktenveröffentlichungen unseres Auswärtigen Amtes blickend, wir dulden nicht, daß man den ehemaligen deutschen Kaiser, der länger als ein Vierteljahrhundert ein starker Hort des Friedens der Welt gewesen ist, kriegerischer Gelüste zeiht, daß man dem deutschen Volke, das Welthandel trieb, Eroberungsgier, am liebsten Welteroberungsgier andichtet. Doch müssen wir uns wohl oder übel gedulden, bis die Wahrheit nicht bloß erkannt ist, sondern auch wirksam wird. Bis dahin beugen wir uns demütig vor dem waltenden Geschick, das uns diesen Krieg auferlegte, gedenken wir mit wehmütigem Stolz all der Jünglinge und Männer, die im grimmen Kampfe der Notwehr das Letzte hergaben und selbst ihr Leben opferten.

Als Historiker freilich werden wir uns immer wieder schmerzlich bewußt, wie die Grenzen unserer Wissenschaft so gar eng gezogen sind; denn wir müssen uns begnügen, all jene glänzenden Taten

Digitized by Google

ungezählter Einzelner, die aus hehrster Selbstverleugnung und heiligstem Opfermut geboren wurden, lediglich als Gesamterscheinung zu erfassen und als solche zu erheben, obgleich wir wissen, daß sie eigenpersönlichstem Dasein entquollen. Auch hier wird eben der menschliche Geist in seiner Beschränktheit mit dem vielgestaltigen Leben nicht fertig. Das Massengrab nimmt die Helden auf, die wohl verdienten, jeder für sich, nicht bloß durch Massendenkmal gewürdigt zu werden; und der Heldenfriedhof, der dem einzelnen sein individuelles Recht zu wahren sucht, er macht sie, die unter gleichgewölbten und gleichgeschmückten Hügeln ruhen, schließlich dennoch alle wieder gleich. Und doch ist ihre Unterschiedenheit gewahrt; denn wie Mutter und Vater, wie der treue Freund den einzelnen zu schmerzlicher Verehrung aussondert, so stehen sie alle vor dem gütigen Antlitz des gerechten Allwissenden.

Der Mensch aber, in engen Grenzen des Wissens und Urteilens befangen, macht seiner angeborenen Art gemäß aus der Not eine Tugend. Er vermag die vielen Individuen als solche nicht zu überschauen; deshalb ballt er sie, wie sie um großer Ziele willen mit Recht selber tun, in Massen zusammen. Dann aber sondert er diese Massen fein und übersichtlich nach Gattungen, Arten und Typen, als deren Verkörperung der Führer erscheint. Der Führer ist die Abbreviatur der Masse und gleich ihr der historischen Betrachtung zunächst unzugänglich; er wird erst dann Held und historische Persönlichkeit, wenn er sich über die bloße Verkörperung des Typus erhebt, aus eigenem Willen handelt und nach eigenem Rechte wirkt, wenn er „einmalige" Handlungen vollführt und Bedeutsames leistet. So erhebt sich der Feldherr über den in ihm verkörperten Typus des Kriegers und des militärischen Führers; physischer Mut und Willenskraft eignen ihm selbstverständlich, aber vor allem bedarf er klarer Zielsetzung, kraftvollen, verantwortungsbewußten Handelns. Das Heer gehört zu ihm, der es repräsentiert; die Siege, welche es erficht, bringen ihm Lorbeer, aber nun freilich doch nicht bloß, weil er als Repräsentant des Heeres gilt, sondern weil er ihm die Bahnen des Sieges gewiesen hat. So pflegt sich die Betrachtung der Feldzüge und kriegerischer Vorgänge auf die Führer und Feldherren zu konzentrieren; und wenn man sich immer gegenwärtig hält, daß deren Wirksamkeit ohne Heere, Truppen und soldatische Taten, ohne dauernde Hingebung der Unterführer oder Offiziere nicht möglich sind, so ist es schon recht und gut.

Wenn wir sonach bedauern, nicht all jenen unbekannten Helden gerecht werden zu können, so freuen wir uns desto mehr, in diesen führenden Persönlichkeiten zugleich denen Ehre zu erweisen, die unter ihnen kämpften. Jeder übertriebenen Heldenverherrlichung, jeder Heldenanbetung völlig fern, halten wir dennoch nicht wenig auf unsere in Kampf und Sieg bewährten Führer. Ehre, wem Ehre gebührt! Und wir sind glücklich genug, dieser persönlichen Ehrung, wie sie dem verdienten Feldherrn geschuldet wird, mehrere würdig zu finden.

Von solchen Gedanken erfüllt, gehen wir an eine allgemeine Betrachtung des Weltkrieges und an die Beurteilung der oben genannten Werke.

Digitized by Google

Drei Bücher liegen vor uns; alle drei in ihrer Art vortrefflich, eines bereits vom stilleren Reiz des Historischen und vom Zauber des Klassischen umwittert. Dieses, das erste, „Cannae", die verkürzte, einbändige Neuauflage der zwei Bände füllenden „Gesammelten Schriften" des Grafen Schlieffen aus 1913 ist gleich diesen von Freytag-Loringhoven herausgegeben, von ihm mit einer „Einführung" versehen, welche die Kernfrage klar erfassen lehrt, und durch eine schlichte, gehaltvolle Schilderung des Lebensganges und Lebenswerkes Schlieffens eingeleitet. Sie bietet (S. 1—263) eben jene, zwar kriegsgeschichtlich gegründete, aber vornehmlich militärkritisch erörternde Lehrschrift, die Haupt- und Grundschrift „Cannae", nach welcher deshalb das Gesamtwerk füglich genannt wird, reiht weiterhin bedeutsame Aufsätze und Abhandlungen an („Der Feldherr"; S. 273—285: „Der Krieg in der Gegenwart"; S. 304—354: „Gneisenau"), und schließt mit der Wiedergabe einiger Reden (S. 374—377: bei der Enthüllung des Moltke-Denkmals auf dem Königsplatz, 26. Oktober 1905; S. 381—87: bei dem eigenen 50jährigen Dienstjubiläum). Alle diese Schlieffenschen Auslassungen sind in ihrer Art klassisch, auf strenge, ernste, fast herbe Sachlichkeit gestimmt und von dem Selbstgefühl einer starken, aber an sich haltenden Persönlichkeit durchwaltet; und sie sind historisch, nicht so sehr in dem Sinne, daß sie geschichtlichen Stoff behandeln, sondern weil sie ihn meisterhaft auswerten, zum Gegenstand militärischer Denkübung und zum Ausgangspunkt operativer, strategischer Einsichten machen: zu jenen bannenden Einsichten und zwangsläufigen Willensantrieben, die für die deutsche Heerführung im Weltkriege tatsächlich vielfach maßgebend und richtungweisend geworden sind.

Das zweite Buch, von Groener als „Das Testament Schlieffens" bezeichnet, gibt sich schon durch seinen Untertitel „Operative Studien über den Weltkrieg", durchaus militärkritisch. Dem Andenken Schlieffens gewidmet, sieht es die Anfänge des Weltkrieges (Vorgänge im August und September 1914), wie sie in dem historisch-kritischen Werke des Reichsarchivs (Der Weltkrieg 1914 bis 1918, Bd. 1, 2.) grundlegend behandelt werden, unter den von Schlieffen aufgestellten Gesichtspunkten an und gewinnt seine Bedeutung darin, daß es zeigt, wie die tatsächlich vorgenommenen Operationen zu rechtem Ziel hätten angelegt und mit besserem Erfolge hätten durchgeführt werden können und müssen. Groener faßt den Grafen Schlieffen ganz richtig als den mit heißer Vaterlandsliebe um die Sicherheit seines Volkes besorgten Generalstabschef; er hat Recht mit dem Satze: „Schlieffen war weder Historiker noch Gelehrter." Schlieffen war ein, man darf es heute schon behaupten, klassischer Militärschriftsteller. Daß er, wie Groener will, „Der Beherrscher der Kriegskunst, der Feldherr" war, dies zu zeigen und zu beweisen, war ihm dagegen nicht vergönnt. Es blieb anderen vorbehalten, in Schlieffens Geist als Feldherrn zu wirken und zu handeln, und das Kunstwerk des Feldherrn, den Sieg, zu schaffen. Es ist schier unbegreiflich, wie Groener schreiben kann (S. 238): „im Unverstand haben wir sein (Schlieffens) Kunstwerk

Digitized by Google

zerschlagen". Wer sind die „wir"? Jedenfalls nicht die deutschen Feldherren des Weltkrieges, deren einem sogar beschieden war, auf eigene, nicht auf Schlieffens Weise zum Ziele hinzustreben und schöne Erfolge zu erringen, Falkenhayn. Schon manche haben sich für diesen vielfach arg verkannten Mann eingesetzt; in der dritten der oben angeführten Schriften tut es ein italienischer General, Alberti[1]).

Wir möchten, der oben beliebten Anordnung der vorliegenden Bücher gemäß, zuerst von Schlieffen sprechen, der ja mit seiner Theorie lange vor dem Weltkriege hervortrat und jetzt derartig im Mittelpunkte bewundernden Interesses steht, daß es sich schon deshalb empfiehlt, mit ihm und seiner von Groener entdeckten „Kunst zu siegen" zu beginnen.

Schlieffen, dieser Nachfolger des älteren Moltke und Waldersees, in den Jahren 1891—1905 durch Wilhelm II., den „glücklich Wählenden", mit der Leitung des Generalstabes betraut, hat es mit seiner Stellung wahrlich sehr ernst genommen, um so ernster, als er selbst sie für die seit Königgrätz ehrenvollste der Welt ansah. Niemand wird verkennen, daß der Posten des Generalstabschefs in der Tat der verantwortungsvollste von allen war; hatte sein Inhaber doch für das Letzte und Höchste, für die Sicherheit des Landes vor dem äußeren Feinde, für den Schutz des Staates und Volkes einzustehen. Insbesondere traf dies auf den Leiter des Preußischen Generalstabes zu,

---

[1]) Seine Schrift bietet neben der für uns eigentlich allein in Frage kommenden Studie über Falkenhayn (S. 1—75) eine Abhandlung über „die Beziehungen zwischen den Generalstabschefs des Dreibundes"; diese wird zwar als II. Teil bezeichnet, steht aber in keiner irgendwie wesentlichen Beziehung zu dem 1. Teil. Eine sehr ruhige, fast diplomatisch kühle Bemerkung Falkenhayns über das Verhalten Italiens zum Dreibund 1914/15, oder besser über deutsche Hoffnungen hinsichtlich Italiens in diesen Jahren erregt den Unwillen Albertis. Er kann zwar nicht bestreiten, daß eine im März 1914 abgeschlossene Militärkonvention die Entsendung dreier italienischer Armeekorps vorsieht (zwei Kavalleriekorps waren schon vorher zugesagt: S. 87/8); aber das sei lediglich ein militärisches Übereinkommen gewesen, welches nur „auf Grund des defensiven Dreibundvertrages" wirksam werden konnte. Alberti ist ferner unwillig darüber, daß Moltke nicht von dem Gedanken loskam „Italien hätte sich im Frühjahr 1914 verpflichtet, in den Krieg einzutreten" (Moltke, Erinnerungen S. 8). Aber wenn das Militärabkommen tatsächlich abgeschlossen war, warum sollte Moltke nicht damit rechnen, daß es auch durchgeführt wurde? Es sollte nur im Defensivkriege perfekt werden, erwidert Alberti und behauptet damit klar und deutlich, daß Deutschland der Angreifer gewesen sei (übrigens auch ausdrücklich S. 83). Denn wenn Italien auch nur zweifelhaft gewesen wäre, ob Deutschland sich in der Defensive oder in der Offensive befand, so hätte es als rechter Verbündeter an Deutschlands Seite gehört. Nur wenn es in Deutschland den frevelhaften Angreifer sah, konnte es neutral bleiben. Ob es als ehemaliger Dreibund-Angehöriger jemals in offenen Kampf mit den Mittelmächten treten durfte, ist — durch weltgeschichtliche Beglaubigung und glänzende Erfolge längst zugunsten Italiens entschieden; da bedarf es keiner moralischen Erwägungen mehr. Man kommt aber leider gar zu leicht auf solche des alten Joh. Christoph Schlosser würdige Velleitäten, wenn man durch die Abhandlung Albertis vom mühsam eingenommenen Machtstandpunkt förmlich auf den altmodischen Rechtsstandpunkt gerissen wird und angesichts der etwas gequälten Darlegungen nach haltbaren rechtlichen und moralischen Anschauungen verlangt. Alberti hätte diesen Teil seines Buches besser ungeschrieben gelassen; er schrieb ihn gewiß, weil er seinem Herzen Erleichterung schaffen wollte, und ohne zu ahnen, daß er unseres von neuem beschweren könnte.

Digitized by Google

zumal wenn er wie Schlieffen überzeugt war, das unter den Donnern von Königgrätz und Sedan erstandene Deutsche Reich werde sich einst auf dem Schlachtfelde bewähren und seine Daseinsberechtigung erweisen müssen. Demnach erscheint es selbstverständlich, daß all sein Denken um die fast peinigende Frage kreiste: wie vermag das Deutsche Reich sich seiner beiden Gegner, Frankreichs und Rußlands, zu erwehren? Auch in den Ruhestand hinein und bis in seine letzten Lebensstunden hat den Patrioten diese für ihn wirklich brennende Frage nicht bloß beschäftigt, sondern Antwort heischend förmlich verfolgt. Die kriegsgeschichtlichen Studien seiner letzten Jahre zielten eigentlich alle dahin, auf jene drohende Frage die rechte Antwort zu finden. Dies konnte nur im Hinblick auf geschichtliche Vorgänge geschehen, von denen als tatsächlichen Gegebenheiten die nötige überzeugende Kraft ausstrahlte. Es galt, das wohl verstandene Beispiel der bedeutendsten Feldherrn der Weltgeschichte sach- und zeitgemäß nachzuahmen. Was für ein heißes Ringen um geschichtliche Erkenntnis hat Schlieffen da betätigt! Aber bei Leibe nicht um der reinen Erkenntnis als solcher willen! Er forscht nicht so sehr, um Tatsachen festzulegen, Beweggründe aufzuhellen, ein möglichst getreues geistiges Abbild entschwundener Zeiten zu gewinnen; sondern er hält sich an diejenigen durch die Forschung erhärteten Tatsachen, welche seine freudige Teilnahme erregen, welche ihm den lebendigen Glauben an den Sieg seines Volkes stärken. Da ist vor allem zuerst Cannae, der glänzende Sieg des nachweisbar numerisch erheblich Schwächeren über den zahlenmäßig weit Überlegenen!

Dies Cannae soll Schlieffen lehren. Es ist gewiß schon tröstlich, daß die Geschichte so beglückende Vorgänge als völlig gesicherte Tatsachen uns überliefert; aber es ist noch beruhigender, wenn man klar erkennt, *wie* dieser herrliche Sieg erfochten werden konnte. Zwar weiß der an Clausewitzschem Denken Geschulte, daß solche, Siege erklärenden und verklärenden Untersuchungen schließlich mindestens auf *ein x* führen (und das liegt in der nur nachfühlend erfaßbaren Persönlichkeit des Feldherrn beschlossen), vielleicht sogar noch auf ein zweites (und das wäre jenes zum Cäsar gehörende Glück). Aber wenn auch solch bedeutsamer weltgeschichtlicher Vorgang wie Cannae, wenn auch das Feldherrntalent Hannibals den unverkennbaren Stempel des „Einmaligen" trägt (und Schlieffen war der erste, der das willig zugab), so ergibt andrerseits die unbestreitbare Erfahrung, daß dasjenige, was einmal geschehen ist, sich auch wiederholen, d. h. in ähnlicher Weise vor sich gehen könne. Es käme demnach darauf an, diejenigen Bedingungen zu schaffen und diejenigen Umstände heraufzuführen, welche Cannae ermöglichten, den Feldherrn aber und das zugehörige Schlachtenglück (als irrational und außerhalb menschlicher Willenseinwirkung liegend) vom Geschick zu erhoffen. Warum auch nicht? Stand dem preußischen Generalstabschef nicht wie von selbst und fast pflichtmäßig jener preußische König, jener „Einzige" vor Augen, der oftmals weit überlegene Gegner bezwungen und einer Übermacht siegreich standgehalten hatte? Saß Schlieffen nicht auf

Digitized by Google

dem Platze desjenigen Mannes, der Clausewitz' Theorie mit bewunderungswürdiger Meisterschaft gehandhabt, der die Kriegskunst zum Staunen und Schrecken der Welt aufs höchste vervollkommnet hatte? Durfte er nicht eine Parallele ziehen? 1866 und 1870, die glorreichen Kriege dieser Jahre, sie ließen sich mit den beiden ersten Schlesischen vergleichen; und wie der dritte Schlesische, der Siebenjährige Krieg, den Gewinn der beiden ersten sicherte, gegen halb Europa behauptete und Preußen in die Reihe der Großmächte führte, so mußte man denn wohl auch einen dritten zum Abschluß der Reihe 1866 und 1870/71 erwarten: Deutschland würde seine Weltstellung im Kampfe gegen die Welt verteidigen und erst so zu sicherem Besitz erringen müssen. Wie Friedrich der Große in den europäischen Krieg gezogen, ebenso dürfte Deutschland voll starken Glaubens in seinen Entscheidungskampf ziehen, wenn man es nicht sogar für besser gestellt halten wollte: denn Friedrich hatte, wenn sein Stern sank, nichts als Gift übrig; über dem deutschen Heere aber schwebte unverrückbar und in lichter Klarheit der Stern von Leuthen.

Das also war das Schlußglied in dieser Gedankenkette, die unter dem furchtbaren Druck der zwar nie ausgesprochenen, aber instinktmäßig geahnten Drohung übermächtiger Feinde aus heißen vaterländischen Empfindungen und innigster Versenkung in stolze geschichtliche Überlieferungen, aus unbeirrbarem Pflichtgefühl und zielsicherem, militärischem Denken erwuchs: der Führer, der mit Geistes- und Willenskraft begabt, jenes strategische Leuthen herbeizwingt; der nun nicht mehr bloß mit verstärktem, sondern mit schlechterdings unwiderstehlich starkem rechten Flügel die feindlichen Heeresgruppen überflügelnd umfaßt und an dem eigenen, mittleren und linken Frontteil entlang vor sich herfegt.

Schlieffen würde uns allein wegen dieses seines unausgesetzten Sorgens und Sichmühens unbedingte Hochachtung abnötigen; daß er jene tröstende Gedankenreihe aufzustellen, daß er ein strategisches Höchstziel zu weisen und dessen Erreichung glaubhaft zu machen wußte, verdient Bewunderung; und er ist unseres unauslöschlichen Dankes gewiß, da er seine Ideen unermüdlich ausmünzte, sie auf Generalstabsreisen, bei Manövern, in Kriegsspielen anschaulich anwendete und sie endlich schriftstellerisch aufs nachdrücklichste und glänzendste vortrug. Diese seine Wirksamkeit bezweckte das Wesentlichste: Heranbildung des Feldherrn und der Führer im Zukunftskriege.

Schlieffen glaubte hier die Grenzen nicht weit genug stecken zu können. Er begnügte sich nicht mit der Heranziehung der höheren Dienstgrade des Offizierkorps zur Betätigung in der Truppenführung, er machte nicht einmal bei den Hauptleuten halt, sondern trug keine Bedenken, zum Generalstab kommandierte Oberleutnants mit den Aufgaben höherer und höchster Truppenführung zu befassen, um eben dadurch auf die empfängliche Jugend einzuwirken. Seine Leitung der Generalstabsreisen, seine Kriegsspielaufgaben, seine Besprechungen taktischer und strategischer Aufgaben galten als musterhaft; sie führten auf die Höhe strategischer Einsicht und taktischen Verständnisses; sie

Digitized by Google

lehrten vollkommenste Ausnutzung des Geländes, gaben Direktiven für die Ansetzung der Marschziele sowie die daraus abgeleitete Verteilung der Truppen auf Straßen und Wege; sie drangen auf Beweglichkeit der einzelnen Heeresteile, hielten zwar unbedingt fest an dem „getrennt marschieren", lockerten aber die fest gewurzelte Anschauung, die da fordert: „vereint schlagen". Handelt es sich doch um Schlachten eines Ausmaßes, für welches das Wort „vereint" keinen Sinn mehr hat. Hierzu Schlieffen 1909 im „Krieg der Gegenwart" (= Cannae S. 278/80): „Die wesentlichste Aufgabe des Schlachtenlenkers ist damit erfüllt, daß er, lange bevor ein Zusammenstoß mit dem Feinde erfolgen kann, allen Armeen und Korps die Straßen, Wege und Richtungen angibt, in welchen sie vorgehen sollen und ihnen die ungefähren Tagesziele bezeichnet. Der Anmarsch zur Schlacht beginnt, sobald die Truppen die Eisenbahn verlassen haben. Von den Endbahnhöfen aus werden Korps und Divisionen, die einen den Marsch beschleunigend, die anderen etwas verhaltend, den Platz zu erreichen suchen, der ihnen in der Schlachtordnung angewiesen ist... Das Zusammenziehen zur Schlacht wird an Bedeutung verlieren. Diejenigen Korps, welche auf den Feind stoßen, werden den Kampf, ohne auf weitere Unterstützung zu rechnen, durchführen müssen... Auch die Schlachten der Zukunft werden den auf großen Räumen zu verwendenden Massen entsprechend mehrere, ja viele, wenn auch nicht 14 Tage wie bei Mukden in Anspruch nehmen... Um einen entscheidenden und vernichtenden Erfolg zu erzielen, ist ein Angriff von zwei oder drei Seiten, also gegen die Front und gegen eine oder beide Flanken erforderlich."

Die Idee der Umfassung (sie sei übrigens so alt wie sie wolle und nicht erst in unseren berühmten Infanterie-Exerzierreglements aufs stärkste verankert) bleibt, wenn nicht geistreich, so doch nutzbringend. Es ist das Kennzeichnende dieser Art von Ideen, daß sie als solche, d. h. gedacht, nicht gerade viel bedeuten, daß sie jedoch, als Methoden oder Verfahrungsarten gefaßt, schwer anzuwenden, aber, recht durchgeführt, in ihrer Wirkung kaum zu übertreffen sind [1]). So erwuchs Schlieffen die andere bedeutsame Aufgabe.

Seine Idee, die als reiner Gedanke so leicht erfaßt wird, hingegen als Ziel der Handlung so schwer zu erreichen ist, muß dem Leben eingegliedert, dem Denken eingehämmert, sie muß ein fester Bestandteil

[1]) Groener schreibt (S. 11): „Was Schlieffen wollte, ist offenbar trotz aller Einfachheit des Gedankens nicht in voller Klarheit erfaßt worden." Nein, daran liegt es wahrhaftig nicht; und wer so schreibt, dem ist der Gegensatz zwischen Denken und Sein nicht recht aufgegangen. Ferner stellt Groener Schlieffen als fortdauernden Mahner dar, der nicht müde wird, „das höchste Gesetz der Waffenentscheidung immer wieder herauszuheben," weil „im Leben gerade die einfachsten und klarsten Gesetze des Handels vergessen werden" (S. 14). Der Unterschied zwischen Theorie und Praxis! Aber wieder nicht recht erfaßt! Nicht vergessen werden diese „Gesetze des Handelns", diese Gedankendinge, sondern das Leben mit seinen verschiedenartigen Lagen und Widerständen läßt sie nicht rein zur Anwendung kommen. Leider besteht keine Möglichkeit zu ergründen, ob selbst die getreuesten Schlieffenschüler ihre so wohl eingelernte Lektion bei der Vorführung nicht wenigstens teilweise vergessen hätten. In der Clausewitzschen „Friktion" könnte auch die Schlieffensche Fiktion gar leicht verloren gehen.

Digitized by Google

kriegerischen Willens, das ungeschriebene Gesetz strategischer Entschlüsse werden. Und hier liegt nun Schlieffens weiteres Verdienst. Wahrhaftig nicht in der Idee des verstärkten rechten Flügels oder der sei es einfachen, sei es doppelten Umfassung. Diese Idee von Cannae oder von Leuthen nachzudenken, nachdem sie ein- oder mehrere Male nicht bloß vorgedacht, sondern sieghaft vorgemacht war — das hieß keine welterschütternde Theorie aufstellen, war nicht einmal eine besondere geistige Leistung, aber es war dafür die Großtat eines um sein Vaterland besorgten Strategen, der in der Anwendung solcher Ideen die einzige Rettung für die Kriegführung seines Volkes sah.

Und wieder kam ihm die Überlieferung zu Hilfe; wie sie ihm als kriegsgeschichtliche Erkenntnis den rettenden Gedanken „Cannae" zuwarf, so zeigte sie ihm in der hergebrachten Gewöhnung und Übung des militärischen Denkens das Mittel, seine strategische Ansicht zu verbreiten. Was ist nicht im preußischen Heere instruiert, was nicht bei Felddienstübungen und Manövern an Besprechungen und Kritiken geleistet worden? Welche vortrefflichen Darlegungen boten der Hauptmann wie der General; immer waren sie gründlich und zielbewußt, zumeist gewandt und sicher im Vortrag, oft das Thema (schließlich war es ja immer ein und dasselbe) geradezu geistreich und voller Überzeugungskraft variirend. Und dabei war dies Gefechtsexerzieren, dies Manövrieren und Felddienstüben doch lediglich Annahme, Phantasie, Spiel, Unwirklichkeit! Welch ein unerschütterliches Pflichtgefühl gehörte dazu, diese angenommenen Fälle, diese schemenhaften Vorgänge, welche natürlich, da unwirklich und nur in dem Spiel der Gedanken vorhanden, mehr oder weniger schematisch geraten mußten, immer von neuem durchzuüben und durchzudenken, zuletzt von dem entsetzlichen Zwiespalt gefoltert, Schemenhaftes mit Ernst und Eifer treiben zu müssen, um als Soldat für die Wirklichkeit gerüstet zu sein, und doch als Mensch den Ernstfall hinwegzuwünschen und damit das Kriegsspiel noch zweckloser zu gestalten.

Es war wahrhaftig eine harte Fron, und viel Entsagung und Selbstverleugnung mußte in diesem Dienste aufgewendet werden. Man hätte sich niemals über das Paradieren ereifern sollen; denn jeder Mensch hat das Recht wie die Pflicht, das Ergebnis seiner Tätigkeit aufzuweisen: und die Parade ist das Kern- und Glanzstück der Ausbildung des einzelnen wie des Truppenkörpers; hier ist Wirklichkeit, Entwicklung, Fortschritt und Ziel. Das andere freilich, das bloß Gedankenhafte, der Willensantrieb ist das Wesentlichere, das in die Zukunft Weisende, das Ideelle, wenn auch nur Schule, wenn auch nur Vorschule für den Ernst des kriegerischen Ringens; und es ist kein kleines Zeichen für das Pflichtgefühl, die ernste Dienstauffassung und die geistige Schwungkraft des Offizierkorps, daß es diesem abstrakten Ziel unentwegt nachgegangen ist, bestärkt nur durch das Beispiel hervorragender Führer und den Glauben an den Sieg. Schlieffens Größe aber besteht darin, daß er der Führer war, der in seinem strategischen Hochziel den Sieg zu gewährleisten schien. „Der preußische Schulmeister hat bei Königgrätz gesiegt": und dieser

Digitized by Google

Schulmeister war nicht der Bildung verbreitende Volksschullehrer, nicht der instruierende Unteroffizier, sondern Clausewitz, in dessen Schule alle die Generationen von Offizieren seit den Befreiungskriegen gegangen waren; Moltke aber war der größte unter ihnen. Und hat der preußische Schulmeister nicht auch im Weltkriege gesiegt, wenn auch zuletzt einer beschämend großen Übermacht und dem nationalen Zwiespalt erliegend? Dieser Clausewitz des Weltkrieges heißt Schlieffen. Nenne ihn so, dann hast du seiner geschichtlichen Größe den schuldigen Tribut entrichtet: er ist ein Nachbild Clausewitz und des älteren Moltke und ein Vorläufer der Feldherrngeneration des Weltkrieges. Seine Schule war gut, und die Schüler haben dem über alles verehrten Lehrer jede Ehre erwiesen und allen Ruhm zugesprochen, als ob er die Schlachten geschlagen und die Siege errungen, ja als ob man gar nicht zu ihm aufblicken dürfe, da er unbedingt schönere Siege erfochten und rühmlichere Ergebnisse gehabt hätte.

Hier ist die Stelle, wo das Blatt sich wendet, wo die Treue des tüchtigen Schülers zur hoffnungslosen Unbelehrbarkeit des bloß theoretisierenden Kritikers wird: wer die wuchtigen Taten der unter schwerster Verantwortung handelnden Feldherrn an den leichten Gedankengebilden des Theoretikers mißt, der vermißt sich in jedem Sinne des Wortes. Schlieffen hat niemals Gelegenheit gehabt, ein Heer zu führen und das Würfelspiel des Krieges zu versuchen; man mag das die Tragik seines Lebens nennen. Aber da es sich so verhält, sollte man nicht immer wieder Gelegenheit nehmen, Worte den Taten gleich zu setzen und Operationsschemata kriegerischen Entschlüssen.

Jetzt ist wieder Groener gewissermaßen als Vollstrecker des Schlieffenschen Testamentes aufgetreten. Dieses Testament vermittelt nicht den Besitz von Hab' und Eigen, Geld und Gut (obgleich die Schlieffen-Anhänger manchmal zu meinen scheinen, Schlieffens Idee im Kopfe und Schlieffens Operationsplan in der Tasche habe man ein siegbringendes Kapital); es verteilt nicht das Erbe des Schlieffenschen Geistes (diese Teilung ist längst aufs glücklichste vollzogen, und so mancher hat zum Schaden unserer Feinde ein „zwiefältig Teil" empfangen, wofür denn wieder andere haben leer ausgehen müssen); es breitet nicht wie jenes „Cannae" die schriftstellerischen Schätze Schlieffens von neuem aus, die schon lange uns allen gehören. Sondern Groener hat Schlieffensche strategische und militärische Einsichten und Wünsche, in der Art so mancher politischer Testamente, zusammengestellt, um die daraus gewonnenen kritischen Maßstäbe an die kriegerischen Vorgänge des Jahres 1914 anzulegen und Verfehlungen über Verfehlungen nachzuweisen.

Diese Einstellung des Groenerschen Buches bedeutet eine Kopfstellung der Wahrheit. Er kritisiert den Weltkrieg aus Schlieffen; es ist richtiger, Schlieffen aus dem Weltkrieg zu beurteilen. Groeners Kritik ist ungeschichtlich; sie mag militärisch gelten, geschichtlich nicht. Das Schlieffensche Testament ist bereits vor und im Weltkrieg vollstreckt worden; es enthielt eine Menge glücklicher Ideen und brauchbarer Operationspläne, es stellte eine Fülle militärischer Schwung-

Digitized by Google

kraft, Energie und anderer bedeutender Führereigenschaften dar. Und dementsprechend vollzog sich der im Schlieffenschen Geiste unter allerstärkster Gefährdung der östlichen Front durchgeführte Aufmarsch, welcher nur jenen Fehler Schlieffens vermied und den linken Flügel so stark machte, daß nicht mit seiner Zurückdrängung und mit einer Ueberflutung des Elsaß durch die Franzosen oder gar mit ihrem Vorstoß über den Rhein nach Süddeutschland gerechnet werden mußte. Und so ging es vortrefflich, einen vollen Monat hindurch immer vorwärts zum größten Schrecken der Franzosen, die erst wie befreit aufatmeten, als das „Marnewunder" sie rettete. Wir nennen es das Unglück an der Marne, Leute, die sich eignen kriegerischen Unglücks zwar nicht freuen, aber fast rühmen, bezeichnen es als Niederlage: in der Tat war es ein aus Mißverständnis und Ängstlichkeit angeordneter Rückzug, dessen Urheber einem nervösen Mißgriff Moltkes zufolge und unter dem Walten eines besonderen Mißgeschicks handelte [1]). Dieser Rückzug erschien den Franzosen zuerst, nach soviel Fehlschlägen und Niederlagen, als ein „Wunder" und wurde allmählich zu einem Siege, je mehr wir Deutschen selbst dazu neigten, ihn als Niederlage zu empfinden. Und die Niederlage galt ihnen um so schwerer, als sie geglaubt hatten, sich von diesem Siege jene entscheidende Umfassung (Groener S. 236) versprechen zu dürfen, welche dem Kriege ein Ende bereitet hätte. Besser treffen es schon diejenigen, welche bedauern, daß jene zwei Armeekorps nach dem Osten haben abgegeben werden müssen; aber freilich spricht dieses Abgebenmüssen nicht für den Kriegsplan Schlieffens, der alles auf den Westen gesetzt hatte. Am richtigsten argumentiert wohl, wer das Übel an der Wurzel faßt und mit jenen französischen Militärkritikern sich wundert, daß der deutschen Heeresleitung diejenigen Mittel nicht rechtzeitig bewilligt wurden, welche sie instand gesetzt hätten, die etwa 600 000 Ersatzreservisten auszubilden. Aus ihnen hätten diejenigen Armeekorps aufgebracht werden können, welche für die Durchführung des Schlieffenschen Planes fehlten.

Der Aufmarsch gegen Frankreich und die ersten Operationen auf dem französischen und belgischen Kriegsschauplatz waren durchaus im Sinne Schlieffenscher Ideen angelegt, mußten aber nach Maßgabe der Verhältnisse anders durchgeführt werden, weil schlechterdings die dafür erforderlichen militärischen Kräfte nicht vorhanden waren. Wer dies nicht sehen, anerkennen und zugeben will, der findet allerdings immer neue Veranlassung, auf die kurzsichtige Oberste Heeresleitung zu schelten, sie törichter Abweichung von den grandiosen Schlieffenschen Plänen zu zeihen und alle Fehlschläge ihr zuzuschreiben, wird aber für seine Person gewärtig sein müssen, daß man ihn als absoluten militärischen Kritiker anspricht, der immer nur nach dem Sollen und dem Ideal

[1]) Helmolt (in einem Sonderdruck aus der wissenschaftlichen Festschrift zur 700-Jahr-Feier der Kreuzschule zu Dresden 1926) formuliert als „Endresultat" der bezüglichen Untersuchungen des Reichsarchivwerkes (Der Weltkrieg 1914 bis 1918. Bd. 3, 4.): „Moltke und Hentsch die Alleinschuldigen." Damit ist Bülow, der bei Schultze (Die Marneschlacht, 2. Aufl. 1923 [= Schriften d. Hist. Ges. H. 1]) als mitschuldig erscheint, entlastet.

Digitized by Google

ausschaut, nicht aber als einen Wahrheitsucher, der die Bedingungen und Voraussetzungen des Handelns untersucht, denen zufolge die auch nur annähernde Durchführung des Ideals nicht möglich erscheint. Hier tritt ganz offenbar das stark Problematische dieser Schlieffenschen operativen Ideale zutage, das ihnen von Anfang an eigen war; denn für den ersten derartigen Schlieffenschen Operationsentwurf (1905) wenigstens ist erwiesen, daß er mit mehr Truppenkräften rechnete, als überhaupt zur Verfügung standen. Die Diskrepanz zwischen Ideal und Wirklichkeit fällt also Schlieffen zur Last, und zwar in verstärktem Maße; denn es gilt doch für leichter und ist es auch, die Gedankenwelt nach dem Gegebenen zu formen als die eben geschehenden Dinge nach einem ausschweifenden Plane zu gestalten.

Trotzdem: Schlieffen in Ehren, und unsere Feldherren in Ehren! Aber Schlieffen selbst von dem jüngeren Moltke streng gesondert! Denn hier hinkt nicht bloß jeder Vergleich, sondern er sollte logischerweise völlig ausgeschlossen sein. Was Schlieffen nur gedacht, hat Moltke durchzuführen versucht; und wenn ihn nach glücklichem Gelingen das Mißgeschick an der Marne durch eigenes Verschulden traf, — man soll darüber nicht vergessen, daß unter seiner Leitung die Vorbereitungen für Tannenberg getroffen wurden, daß er Hindenburg und Ludendorff an den Platz berief, auf dem ihnen beschieden war, einen Cannae mindestens gleichen Sieg davonzutragen. Oder will man auch hier meinen, die beiden brauchten nur zu kommen, die Schlieffensche doppelseitige Umfassung anzuwenden und die Sache war gemacht? Sollten wirklich nur gerade drei Tage nötig gewesen sein, um die hier und dort stehenden, marschierenden, kämpfenden Truppen an den ihnen bestimmten Plätzen zu versammeln [1])? Weiter: Unter Moltkes Leitung ist es doch auch geschehen, daß jene zwei Armeekorps aus der Westfront herausgezogen und nach Ostpreußen abgegeben wurden; und wie man ihm diese Entblößung der Westfront verübelt hat, so wird man ihm andrerseits doch wohl danken müssen, daß er damit die Voraussetzungen für den Erfolg an den Masurischen Seen geschaffen hat.

Was Groener als Testamentsvollstrecker Schlieffens angeht, so ist er mit Tannenberg durchaus zufrieden; hier schweigt seine Kritik. Und doch muß dies ungerechtfertigt erscheinen, denn nachdem Moltkes Kriegführung im Westen, auch die vor dem Marneunglück liegende, keine, aber auch gar keine Gnade vor Groeners Augen gefunden, hätte er den glücklichen Beziehungen Moltkes zum östlichen Kriegsschauplatze wohl einige Bemerkungen widmen dürfen. Hindenburg wie Ludendorff fühlten sich doch augenscheinlich durch Moltke gefördert, sahen in ihm den genehmeren, bequemeren Generalstabschef des Feldheeres. Wie erklärt es sich sonst, daß sie daran dachten, Moltke wieder an Falkenhayns Stelle zu setzen?

---

[1]) In der Schrift des Generals Hoffmann: „Tannenberg, wie es wirklich war" (1926) kommt sogar Prittwitz wieder zu Ehren und Verantwortlichkeiten wie Verdienste werden nach Gebühr zuerteilt (s. S. 16 f., 21, 93 f.).

Digitized by Google

Falkenhayn, der fast zwei Jahre lang die Deutsche Oberste Heeresleitung darstellte, wird trotz dieser seiner hervorragenden Stellung merkwürdig wenig in den Annalen des Weltkrieges genannt; und wenn man ihn dieser Ehre der Erwähnung würdigt, so geschieht es eigentlich nur, um ihm sogleich jedes rechte Verdienst abzusprechen und ihn schließlich noch eines Ehrgeizes zu zeihen, zu dem ihn fast nichts berechtigt hätte. Alberti, der Italiener, der sich seiner annimmt, sagt hierzu (S. 44): „Falkenhayn hat in Deutschland mehr Kritiker als Bewunderer gefunden; die Anbeter Schlieffens sind ihm gewöhnlich abgeneigt." Und S. 71, Anm. 1 zitiert er Freytag-Loringhoven, Menschen und Dinge (s. „Mitteilungen" 52, 97—101), nicht ohne zu betonen: „Es ist dies das einzige Werk, in welchem die Verdienste Falkenhayns in richtigem Lichte dargestellt sind." Man möchte hinzusetzen: in welchem ihm überhaupt Verdienste zugerechnet werden. Denn zumeist bemängelt man, aus überlegener militärischer Einsicht heraus, so vieles an seiner Handlungsweise und Amtsführung, daß lediglich Vorwürfe übrig bleiben. Gott sei Dank! ist Geschichte jedoch Tatsachenkunde und nicht strategisches Besserwissenwollen. Die Tatsachen aber sprechen beredt genug für Falkenhayn.

Es war wirklich nichts Geringes, zwei lange Jahre den verantwortungsvollsten Posten im Deutschen Reiche unter den schwierigsten Umständen innezuhaben, zumal er überdem mit der niederdrückenden Auswirkung aller schlimmen Folgen des Marneunglücks belastet war. Welch glücklicher Mann war doch der ältere Moltke gewesen, diesen Staatsmann zur Seite und diesen Monarchen neben sich! Zwar, mit seinem Kaiser durfte auch Falkenhayn wohl zufrieden sein. Aber welcher Feldherr, der eben als solcher Krieg führen und den Sieg erringen soll, konnte mit diesem Kanzler übereinstimmen, der schlechterdings nichts als Frieden wollte und niemals an Deutschlands unbedingtes Recht zur Kriegführung sowie an die Möglichkeit des Endsieges glaubte? Und gab es ein auch nur leidliches Auskommen mit diesem Bundesgenossen, um dessentwillen schließlich alles geschah und der, anstatt selbst alles Menschenmögliche zu tun, immer alles, und sogar Unmögliches, von dem anderen verlangte? Und welche Schwierigkeiten muß der Verkehr mit diesen Militärs, mit diesen Armeeführern gebracht haben, die, von Schlieffenschen Ideen durchdrungen und von deren alleiniger Richtigkeit überzeugt, in allen anders gearteten, aber unbedingt notwendig erscheinenden Maßnahmen stets nur Fehler sahen [1]),

[1]) Alberti bekämpft zwei dieser Schlieffen-Anhänger, Max Hoffmann und Groener. Er beruft sich auf Hoffmanns Schrift: „Der Krieg der versäumten Gelegenheiten" (Moltke spricht in seinen Erinnerungen S. 413 von Falkenhayns Führung als von einer „Strategie der verpaßten Gelegenheiten"), in welcher ausgeführt wird, „daß Falkenhayn den Schlieffenschen Plan hätte wieder aufnehmen müssen, indem er etwa zehn Armeekorps auf den rechten Flügel warf, selbst auf die Gefahr hin, einen Teil von Elsaß-Lothringen in der Hand des Feindes zu lassen. Hoffmann fügt sogar hinzu, daß der Chef des Feldeisenbahnwesens, General Groener, diesen Plan Falkenhayn an die Hand gegeben habe, indem er ihm einen Vorschlag über die Beförderung von sechs Armeekorps unterbreitete." Alberti fährt fort (S. 49): „Wie man sieht, befinden wir uns mitten

Digitized by Google

und dies um so mehr und mit verstärkter Berechtigung, wenn sie auf schöne Erfolge hinweisen konnten, die sie der glücklichen Anwendung Schlieffenscher Ideen zu verdanken glaubten?

Es bedurfte wahrhaftig eines in besten preußischen Überlieferungen wurzelnden Mannes, eines treuen Gefolgsmannes seines obersten Kriegsherrn, um diese Stellung des Generalstabschefs in der verfahrenen Lage der ersten Septembertage 1914 einzunehmen und sie unter dem fortdauernden Drucke eigener schwerster Verantwortung wie jener oben erwähnten Verhältnisse zu halten und zu behaupten. Es gehörte frischer Mut und unbeirrbare Entschlossenheit dazu, sich hier in die Lücke zu werfen. Wer sie recht ausfüllen wollte, brauchte stärkstes Pflicht- und stolzestes Selbstgefühl; vor allem mußte er jene geistige Selbständigkeit haben, die ihn befähigte, neue Ziele zu stecken, da die Schlieffenschen unerreichbar oder wenigstens, als nicht erreicht, abgetan schienen, und mit einer schier unverwüstlichen Nervenkraft ausgestattet sein, um allen auf ihn einstürmenden Ereignissen, allen an ihn herantretenden Anforderungen nicht bloß gewachsen zu sein, sondern diese oft weitgehenden Forderungen mit seinen eigenen Zielen in Einklang zu bringen sowie in höchster Selbsttätigkeit jene entscheidenden Entschlüsse zu fassen, welche bedeutsame Ereignisse hervorzutreiben bestimmt sind.

So verlockend es nun wäre, Falkenhayns militärische Leitung des Krieges eingehenderer Betrachtung zu unterziehen, so wenig kann daran gedacht werden, solchen Lockungen in diesen Blättern nachzugeben. Es würde notwendigerweise zu langwierigeren militärkritischen Erörterungen führen, welche füglich den Fachleuten überlassen bleiben, da sie vorwiegend einer an sich wertvollen Schulung operativen Denkens dienen, manchmal aber auch nur durch ein Besserwissen glänzen, das jetzt niemandem mehr nützt, die hier angestrebte geschichtliche Erkenntnis dagegen erheblich zu trüben geeignet ist[1]). Deshalb sei von allen anderen Vorgängen und Ereignissen abgesehen, als da sind: Übergehen zum Stellungskrieg, „Wettlauf" nach dem Meere usw. Nur zweier Tatsachen oder Vorgangsreihen sei in Kürze gedacht: Gorlice-Tarnow 1915 und Verdun 1916.

---

drin im Gebiete des ‚Wenn und Ob'. Wer war General Groener? Hatte er jemals, damals oder nachher, irgendwelche Bewährung hinsichtlich strategischer Entwürfe oder der Truppenkenntnis? Wenn aber die Deutschen sechs Armeekorps auf den rechten Flügel gebracht hätten, konnten dann die Franzosen nicht vielleicht dasselbe tun?"

[1]) Jedenfalls gewinnt diese nur, wenn der Militär mit fachmännischer Einsicht die Führung und Auswirkung der Operationen festlegt, den Tatbestand und das Ergebnis darstellt und beleuchtet. Wenn er dagegen über diese Beschreibung der kriegerischen Aktionen, über diese Schilderung der Schlachten hinaus des genaueren erörtert, wie es hätte besser gemacht werden können und sollen, so ist er bestimmt nicht auf dem richtigen Wege. Oder erscheint die Würde der Geschichte noch gewahrt, wenn Groener dahin gelangt (S. 20), einen Bülow leichtherzig mit schlechten Noten zu bedenken. Schreiber dieses kennt einsichtige und im Kriege wohl bewährte Militärs, die schon in Vorkriegszeiten sich nicht überwinden konnten, Schlieffens herbes Urteil über Steinmetz gutzuheißen.

Digitized by Google

Was Verdun anbelangt, so ist Falkenhayns Urheberschaft stets gern anerkannt und seine volle Verantwortlichkeit, da das Unternehmen allgemein als gescheitert und nutzlos angesehen wird, aufs nachdrücklichste betont worden. Dagegen hat man ihm den wieder unbestreitbaren strategischen Erfolg größten Ausmaßes — eben Gorlice-Tarnow — abzuerkennen gesucht. Wenn man auch nicht so weit gegangen ist, es für einen „ordinären Sieg" (im Sinne Schlieffens) zu erklären, so hat man doch den starken Kräfteeinsatz bemängelt, die großen Verluste betrauert und schließlich bedauert, daß Falkenhayn nicht, anstatt den Durchbruch bei Gorlice anzusetzen, jenem Plane beigepflichtet und ihn zur Ausführung gebracht hat, der mit mächtigem Ausgreifen vom linken Flügel (Hindenburg) her das russische Dreimillionenheer einzukesseln dachte. Als ob sich ein Dreimillionenheer überhaupt einkesseln ließe! Was war doch im Spätjahr 1914 bei Brzezinj geschehen? Da waren zwei ganze deutsche Armeekorps strategisch geliefert, eingekesselt; denn man war zwar mit schwächeren Kräften darauf und daran, die stärkere russische Macht überflügelnd einzukreisen, aber dabei geschah es, daß jene zwei Armeekorps ihrerseits sich völlig umstellt sahen; und nur die Entschlußkraft der Führer und die Stoßkraft deutscher Regimenter ermöglichte die Rettung. Niemand denkt daran, diese groß angelegte, zwar nicht entscheidende, aber die „Dampfwalze" zum Stehen bringende kriegerische Operation Hindenburgs auch nur im geringsten zu bekritteln, weil sie die beiden Armeekorps in eine schwierige Lage brachte; dagegen soll sich auch niemand einfallen lassen, die glänzende Waffentat von Brzezinj im Zusammenhang der Durchführung jenes Kriegsplanes zu betrachten; sondern man wird sich wohl oder übel auf den Standpunkt stellen müssen, daß bei Brzezinj ein schlimmste Gefahr bringender strategischer Mangel durch glückliche taktische Manöver und militärischen Schneid ausgeglichen worden ist.

Sollte Falkenhayn hieraus nicht gelernt haben? Jedenfalls konnte der Feldzug gegen Frankreich im September 1914, konnte der gegen Rußland im November 1914 nicht gerade für Schlieffensche Kriegführung einnehmen. Jedenfalls ist es ein Zeichen der Selbständigkeit und der geistigen Freiheit Falkenhayns, daß er ein neues Mittel suchte und fand: Durchbruch und Aufrollung der feindlichen Front. Und Gorlice wurde sein Meisterstück! Aber weil es unbestreitbar ein Meisterstück, hat man in Falkenhayn nicht den Meister sehen wollen. Man hat ihn geradezu ausgeschaltet: die Idee stamme von Hötzendorf, die Durchführung sei Mackensens Verdienst. Aber die Mißgünstigen merken nicht, daß gerade diese Unterscheidung in ihrer mechanischen Art Falkenhayns Anteil noch stärker herauszuheben vermag.

Man kann von philosophischen Ideen als solchen ungemein viel halten, militärischen aber sehr zweifelnd gegenüberstehen. Man kann mit einem gewissen Recht geneigt sein, sie für sehr einfach, alltäglich und auf der flachen Hand liegend zu halten; man kann sogar auf dem Standpunkt stehen, daß sie überhaupt erst in der Anwendung von Wert würden und sonst verzweifelt wenig oder gar

Digitized by Google

nichts bedeuten. Wäre Gorlice die Idee Hötzendorfs, so wäre es lediglich das Privatvergnügen dieses mit großer Leidenschaft für andere spekulierenden Militärs (der übrigens das große Glück hat, von unseren Schlieffen-Anhängern wegen seiner glänzenden Ideen bewundert und hinsichtlich seiner schwachen strategischen Leistungen mit den „schlechten", ihm zur Verfügung stehenden Truppen entschuldigt zu werden). Die Idee Hötzendorfs über Gorlice würde also fast gar nichts bedeuten; die Idee Falkenhayns über Gorlice bedeutete dagegen ein weltgeschichtliches Ereignis, denn er durfte als Vertreter der Obersten Heeresleitung diesen Gedanken mit glücklichem Gelingen in die Wirklichkeit überführen. Mackensen aber war von ihm mit der Ausführung betraut; und diese Wahl bewährte sich. Wenn also selbst die Idee Hötzendorfs Eigentum wäre (sie ist es aber nicht, wie Alberti S. 54 ff. nachweist) und die Ausführung Mackensens, so wäre doch Falkenhayn der Mittelpunkt dieser Vorgangsreihe: ihm ist die Idee unter Erwägung ihrer großen Auswirkung zum kühnen Entschluß geworden, er hat die strategischen Vorbereitungen, die organisatorischen Maßnahmen getroffen und in Mackensen den gefunden, der die taktische Ausführung an der Spitze deutscher Truppen aufs glücklichste vornahm.

Ueber Verdun sei nur bemerkt, daß es strategisch ähnlich wie Gorlice-Tarnow gewertet werden kann. Wenn Falkenhayn sich dahin äußerte, das französische Heer müsse zum „Ausbluten" gebracht werden, so hatte er damit als Tatsachenmensch den nächsten Zweck im Auge. Diesen aber hat er anfänglich erreicht. Ist nicht sein gewichtiger Gegner Rivelle wegen der von ihm auf anscheinend verlorenem Posten eingesetzten Menschenkräfte aufs härteste angegriffen worden? Gedenken wir nicht mehr der stolzen Hoffnungen, die wir hegten, als von den siegreichen Kämpfen und dem Vorschreiten deutscher Truppen bei Verdun die Meldungen einliefen? Verbanden sich hiermit nicht freundliche Aussichten für das Kriegsende, wenn der U-Boot-Krieg gleichzeitig einsetzte? War es zu kühn, den höheren Zweck ins Auge zu fassen, von einem Vorstoß auf den durch „Ausbluten" geschwächten Feind und von einem Durchbruch wie bei Gorlice zu träumen? Aber der U-Boot-Krieg, wie ihn sich Tirpitz vorstellte, kam nicht, und Tirpitz ging. Und die Truppenmassen, die man brauchte, um den Feind zu schwächen, sie waren schließlich nicht verfügbar, weil der ideengewaltige Hötzendorf der Meinung war, die österreichischen Truppen müßten gegen Italien vorstoßen und hier endlich die lange ersehnten Lorbeeren pflücken. Denn es war wieder eine große Idee und eine plausible Meinung — erst sollte ein Kleinerer am Boden liegen, den man mit bester Aussicht bekämpfen könne. Dann Frankreich. Aber Falkenhayn wußte, daß der Krieg nur dort zu Ende gehen könne, wo er begonnen, daß Frankreich nur besiegt mit uns Frieden machte. Daher sein Festhalten an dem Plan auf Verdun. Bis die Österreicher, anstatt in Italien Lorbeeren zu pflücken, deutsche Hilfe dringlichst erbitten mußten und ihre Lage so schlecht war, daß sie ihnen gewährt werden mußte. Bis die durch Abgabe von Streitkräften nach Italien geschwächte österreichische Russenfront vor der Brussilow-Offensive völlig zusammenbrach und hier

Digitized by Google

deutsche Kräfte eiligst eingesetzt wurden. Inzwischen war man vor Verdun gescheitert und der Plan Falkenhayns vereitelt: sein Ausscheiden aus der Obersten Heeresleitung erschien notwendig. Ein offensichtlicher, wenn auch erklärlicher kriegerischer Mißerfolg machte seiner Leitung des Gesamtheeres ein Ende, wie es vorher dem jüngeren Moltke ergangen war und nachher Ludendorff widerfuhr, so daß dann Groener zum letzten Furchtbaren berufen wurde.

Noch war es Falkenhayn vergönnt, jenen glänzenden Feldzug in Rumänien und Siebenbürgen zu führen und seine militärisch-strategischen Qualitäten in alles bedenkender, zielsicherer sowie trotz schwierigster Lage ruhiger Vorbereitung, in Umfassung, ja Umgehung, in Einkreisung und überraschendem, unwiderstehlichem Vorstoß zu bewähren; noch durfte er in glücklicher Kooperation mit dem ihm jetzt übergeordneten Mackensen die Feinde durch Walachei und Moldau bis zum Pruth jagen, wo sie von russischen Truppen aufgenommen wurden. Freilich hat man ihm auch diese Verdienste streitig gemacht; denn Hindenburgs und Ludendorffs Bemühungen sei es zu verdanken, daß die für Rumänien bestimmte Armee aufgebracht worden sei. Dazu bemerkt Alberti mit Recht (S. 11): „Falkenhayn müßte demnach in gleicher Weise am Ruhm der Winterschlacht in Masuren teilhaben, für die er ganz neu die Streitkräfte geschaffen hatte, die das Unternehmen erst möglich machten."

Wenn aber Falkenhayn auch die Oberste Heeresleitung niederlegte, sein Geist und seine Durchbruchs- und Frontvereinzelungsidee blieb lebendig. Als Ludendorff im Frühjahr 1918 die deutschen Truppen vorbrechen, die feindliche Front einbeulen und die Ausbuchtung sackartig erweitern ließ, als er jenen Keil auf den Lötpunkt der französisch-englischen Stellungen, auf Amiens zu vortrieb, als wir mit Stegemann nicht daran zweifelten, daß er Amiens zu erreichen, die Franzosen und die Engländer voneinander zu trennen und diese zum Meer abzudrängen versuchen werde, — lebte da in uns nicht die Ahnung auf, daß er Falkenhayns Verdun wieder aufnahm und dessen Gorlice ihm vorschwebte? Jedenfalls war aus dem Umfassungs- der Durchbruchs-Stratege geworden: das Schlieffensche Cannae-Schema durchbrochen vom Durchbruchsgedanken! Der Geist, der in den Dingen steckt, setzt sich eben schließlich durch. Leider hat er hier nur noch über das an die Dinge herangebrachte Schema siegen können; seine volle Auswirkung im Endsieg zu erfahren, war ihm bei der Unzulänglichkeit der deutschen Kampfmittel nicht möglich.

So blieb ja auch Schlieffens Hauptidee, der große Schlag in Frankreich, unausgeführt. Ob Schlieffen selbst sein Ziel erreicht hätte, ist eine müßige Frage. Er kann, historisch betrachtet, immer nur als Wegbereiter gewaltiger kriegerischer Entscheidungen gelten. Tannenberg und die Winterschlacht (in Masuren) werden stets an ihn erinnern. Aber zeugt Hindenburg nicht auch für Falkenhayn, wenn er, freilich ohne sie zu erörtern, die Frage aufwirft, „ob wir (d. h. Hindenburg und Ludendorff als Heeresleitung) unter dem Eindrucke der gesamten politischen und kriegerischen Lage anders geplant und anders gehandelt hätten" als Falkenhayn?

Digitized by Google

Neue Literatur zur griechischen und hellenistischen Geschichte.

Es sei begonnen mit den Fortsetzungen dreier bedeutender Werke. O. Kern legt den letzten Band des unvollendet hinterlassenen Werkes seines Freundes Carl Robert vor[1]). Da ich mich über die allgemeine Bedeutung der sagengeschichtlichen Forschung bereits bei Anzeige der letzten Teile des Werkes („Mitteilungen" 1925, S. 29 f.) geäußert habe, mögen für den abschließenden Band — es fehlt nur noch das Register — einige auf seinen Inhalt hinweisende Worte genügen. Im Vorwort nimmt Kern zu den Äußerungen Ulrichs v. Wilamowitz (Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1925) Stellung; er gibt zu, daß Roberts Buch keine Geschichte der griechischen Heldensage geworden ist, betont aber mit vollem Recht, daß Robert den Grund zu ihrem Aufbau gelegt und in der Durchdringung der gesamten mythographischen Überlieferung eine Arbeit geleistet hat, von der noch viele Generationen zehren werden. — Behandelt werden die Heimkehr der Atreiden (der Tod des Agamemnon, die Irrfahrten des Menelaos, Orestes), die Irrfahrten des Odysseus, die Heimkehr der übrigen Achaier (u. a. des lokrischen Aias, des Neoptolemos, des Diomedes, Philoktetes, sonstige Nostensagen) und schließlich die Schicksale Antenors und des Aineias. Da neuerdings von verschiedenen Seiten mit großem Eifer versucht wird, die Irrfahrten des Odysseus zu lokalisieren, sei auf die interessante Zusammenstellung der antiken Deutungen hingewiesen (S. 1380 ff.). Vielleicht dient sie dazu, das Moment des Willkürlichen, das diesen Lokalisierungen naturgemäß anhaftet, stärker herauszustellen.

Von dem IV. Bande der „Antiken Schlachtfelder" von Joh. Kromayer liegt uns die 2. Lieferung[2]) vor. Sie behandelt recht Verschiedenartiges: Mykale, Delion 424 v. Chr., Amphipolis 422, Mantinea 418, Kunaxa 400, Rückzug der Zehntausend, Sardes 395, Leuktra 371, Mantinea 362. Die Vorzüge des Werkes, das durch eingehendes Studium der Schlachtfelder zu einem Verständnis der antiken Berichte zu gelangen sucht, anstatt sie als unverständlich souverän beiseite zu schieben, habe ich bereits bei der Anzeige der 1. Lieferung gewürdigt. Ich will deshalb hier nur auf einige Einzelheiten hinweisen.

Kromayer versucht, mit Hilfe der Entfernungsangaben Xenophons das Schlachtfeld von Kunaxa trotz der ungünstigen Verhältnisse der babylonischen Tiefebene zu bestimmen. Man wird ihm zustimmen können, wenn er die persischen Truppen des Kyros an Zahl den

[1]) Die griechische Heldensage. 3. Buch, 2. Abt., 2. Hälfte: Der troische Kreis: Die Nosten. (= Griechische Mythologie von L. Preller. 4. Aufl. II 3, 2.) 8°. VII, S. 1290—1532. Berlin, Weidmann, 1926. Mk. 7.50.

[2]) Antike Schlachtfelder. Bausteine zu einer antiken Kriegsgeschichte. 4. Bd.: Schlachtfelder aus den Perserkriegen, aus der späteren griechischen Geschichte und den Feldzügen Alexanders und aus der römischen Geschichte bis Augustus von J. Kromayer und G. Veith. 2. Lieferung. Gr.-8°. S. 171—323. Berlin, Weidmann, 1926. Mk. 7.50.

Digitized by Google

griechischen Söldnern gleichstellt. Der Bericht über die Schlacht wird vollkommen verständlich, wenn die Bemerkung Xenophons, der Großkönig habe mit seinem Zentrum außerhalb des linken Flügels des Kyros gestanden, als ein Irrtum beseitigt wird. — In seinem Beitrag zum Rückzug der Zehntausend geht C. F. Lehmann-Haupt zunächst auf die Länge des Parasangen ein; er glaubt, einen Parasangen von 5,94 km nachweisen zu können, der in 30 persische Stadien zerfiel. Damit werden, wie auch Kromayer zugibt, die bisherigen Schwierigkeiten der Wegmessung größtenteils beseitigt. Was Lehmann-Haupt zur Stütze seiner Ansicht über die Erwähnung des Parasangen bei Herodot ausführt, erscheint durchaus stichhaltig. Auf den Rückzug selbst geht er nicht ein; er verweist dafür auf sein Buch „Armenien einst und jetzt", aus dem er S. 260 eine Karte mit der Rückzugslinie abdruckt. So kann hier kritisch auf seine Ergebnisse nicht eingegangen werden; hingewiesen sei nur darauf, daß er auch von der Linienführung v. Hoffmeisters (Durch Armenien, Leipzig 1911) abweichen zu müssen glaubt.

So verständlich die ständigen Verweisungen auf Kromayers Schlachtenatlas sind, ist es doch zu bedauern, daß dem 4. Bande die vorzüglichen Karten fehlen, die bei den ersten drei Bänden das Studium so erleichtern.

Die Hoffnung, die große neue Fragmentensammlung von Felix Jacoby vollendet zu sehen, steigt mit jedem Bande, den der Verfasser herausbringt[1]). Daß es ihm möglich war, diesen besonders wichtigen und schwierigen Band schon 3 Jahre nach dem 1. Bande (vgl. „Mitteilungen" 1924, S. 62 f.) fertig zu stellen, gibt uns die Gewißheit, daß der Abschluß in absehbarer Zeit erwartet werden kann. Alle methodischen Bedenken, die man der Anordnung der Sammlung gegenüber erheben kann, müssen jetzt zurücktreten; wir müssen dankbar sein, daß Jacoby das Unternehmen überhaupt in Angriff genommen hat und so rüstig fördert.

Der vorliegende Band A ist neben dem noch ausstehenden Band B, der die Spezialgeschichten (darunter die Alexanderhistoriker) und die Biographien enthalten soll, für den Historiker der bei weitem wichtigste. Zu begrüßen ist es, daß Jacoby zwar wie im ersten Bande sämtliche Bruchstücke eines Historikers an der Stelle bringt, an die sein Hauptwerk gehört, aber doch im Inhaltsverzeichnis jedes Werk chronologisch einreiht. So erscheinen Theopompos und Kallisthenes mit ihren *Ἑλληνικά* unter A, während die laufende Nummer, die ihrem Namen in Klammern vorausgesetzt ist, den Platz angibt, an dem man ihre Fragmente findet. Ich erwähne dies hier, weil solche Hinweise die praktische Benutzung der Sammlung dankenswert erleichtern.

Aus dem reichen Inhalt erwähne ich u. a. die Hellenika von Oxyrhynchos, Ephoros mit 236 Fragmenten, Anaximenes von Lampsakos,

[1]) Die Fragmente der griechischen Historiker (FGrHist). 2. Teil: Zeitgeschichte. A: Universalgeschichte und Hellenika. C: Kommentar zu Nr. 64 bis 105. 2 Bände. Gr.-8°. IX, 507 S. und 340 S. Berlin, Weidmann, 1926. Zusammen Mk. 40.—.

Digitized by Google

Duris (96), Phylarchos (85), Poseidonios (123), Nikolaos von Damaskos (143), Strabon. Wertvoll ist bei Poseidonios die Anfügung eines Anhanges, der an größeren Stücken aus Photios, Plutarch, Diodor, Strabon, den Konstantinexzerpten und Vitruvius die historische Art des Poseidonios zur Anschauung bringen soll. Ebenso sind aus Josephus zwei Reden als Proben der schriftstellerischen Kunst des Nikolaos Damaszenus beigegeben.

Der Kommentar, Band C, bringt wieder eine Fülle der Belehrung, wie sie nur eine eingehende Kenntnis der gesamten antiken Literatur und der ihr gewidmeten modernen Forschung bieten kann. Für die Hellenika von Oxyrhynchos, dieses größte Historikerfragment, das uns ein Papyrus beschert hat, kommt nach Jacoby weder Theopompos noch Kratippos noch Anaximenes noch Ephoros in Frage. Vielmehr möchte er Daimachos für den Autor halten, der vielleicht nach Plataiai gehöre und Verfasser eines zeitgeschichtlichen Werkes gewesen sei; er müsse nach einem antiken Zeugnis als die Quelle für die ältere boiotische Geschichte bei Ephoros betrachtet werden. Die boiotische Herkunft des Daimachos und die engen Beziehungen des Ephoros zur oxyrhynchischen Hellenika lassen nach Jacoby die Zurückführung derselben auf diesen Historiker als gut bezeugt erscheinen. Meines Erachtens stimmt diese Rechnung doch nicht ganz. Zu einem sicheren Urteil wissen wir über Daimachos zu wenig; was Jacoby für ihn anführt, sind nur Mutmaßungen, da nicht einmal seine boiotische Abstammung feststeht. Denn sie läßt sich weder aus dem Zeugnis des Porphyrios noch aus den 4 erhaltenen Fragmenten beweisen. Bei ruhiger Prüfung der beiden ersten kann man kaum mit absoluter Sicherheit Daimachos als Verfasser eines zeitgeschichtlichen Werkes und als Quelle des Ephoros bezeichnen; das 3. und 4. Bruchstück stammen aus *πολιορκητικὰ ὑπομνήματα* des Daimachos. Deshalb kann weder die Autorschaft des Theopompos (Ed. Meyer) noch die des Kratippos (vor allem C. F. Lehmann-Haupt und Walker) als unmöglich abgetan gelten.

Es wäre kleinlich (und auch hier nicht der Ort), einer solchen Leistung gegenüber an Einzelheiten Kritik zu üben und bei abweichenden Ansichten die des Verfassers als verfehlt erweisen zu wollen; nur auf einen Punkt möchte ich noch kurz eingehen. Mit Recht sieht Jacoby nach Schwabs Vorgang in dem berühmten Ausfall des Livius IX 18, 6 (levissimi ex Graecis) einen Angriff auf Timagenes (C S. 223 f.), wenn auch in dieser Hinsicht große Vorsicht geboten ist (vgl. W. Hoffmann, Das literar. Porträt Alex. d. Gr., 38, 2). Doch kann ich nicht einsehen, daß Kaerst (Forschungen zur Alexandergesch. S. 92 ff.) sich einen unbegreiflichen Widerspruch hat zuschulden kommen lassen, wenn er auch die alexanderfeindliche Haltung des Trogus auf Timagenes zurückführen möchte. Allerdings wissen wir von Timagenes zu wenig, um irgendeinen sicheren Schluß zu ziehen, und dann geht die ungünstige Beurteilung des Charakters Alexanders in viel frühere Zeit zurück, nämlich auf eine hellenistische Darstellung. Daß Trogus selbständig die dunkleren Züge aus der alexanderfeindlichen Tradition teils eingeführt, teils verstärkt hat (S. 228),

Digitized by Google

erſcheint mir nicht annehmbar. Denn eine ſolche Arbeitsweiſe würde dem Trogus ſo viel Selbſtändigkeit zutrauen, daß er auch hätte imſtande ſein müſſen, die beiden entgegengeſetzten Auffaſſungen Alexanders, die jetzt unvermittelt nebeneinander ſtehen, zu einem einheitlicheren Geſamtbild Alexanders zu verſchmelzen. Muß man ſo die äußerliche Übermalung des kleitarchiſchen Alexanderbildes mit den dunklen Schatten eines orientaliſchen Deſpoten auf die Rechnung einer helleniſtiſchen Alexandergeſchichte ſetzen, ſo ſteht doch der Annahme, daß Timagenes dieſe Darſtellung benutzt hat, nichts im Wege. — Den Abſchluß des Bandes bilden kleinere Papyrusfragmente. Beſonders geſpannt ſind wir auf den nächſten Band, der die Alexanderhiſtoriker enthalten wird, die dringend einer neuen Sammlung und Bearbeitung bedürfen, ſo dankbar wir bisher auch die Ausgabe C. Müllers im Didotſchen Arrian benutzt haben.

Wir wenden uns nun der Geſchichte des Wegbereiters des Hellenismus, Alexanders des Großen, zu. Ihm iſt ein Werk gewidmet worden, das in bezug auf Sammlung und Sichtung des Materials als die wichtigſte Neuerſcheinung auf dem Gebiete der Alexandergeſchichte ſeit Droyſen bezeichnet werden kann, H. Berves „Alexanderreich“ [1]). Man kann es bedauern, daß Berve nicht eine großzügige, dem Genius Alexanders in vollem Umfange gerecht werdende Darſtellung auf ſeinem reichen Material aufgebaut hat. Doch da er ſich mit der Materialſammlung begnügt hat, ohne ſelbſt ſich an die neue große Alexanderbiographie heranzuwagen, ſo müſſen wir uns beſcheiden und ihm auch dafür dankbar ſein, daß jeder künftige Alexanderhiſtoriker bei ihm die ſauber zugehauenen Steine für den gigantiſchen Bau findet. Denn der erſte Band bietet eine wohlgeordnete Darſtellung des königlichen Hofes, des Heeres und der Verwaltung, während der zweite Band die Biographien aller Perſönlichkeiten bringt, die mit dem großen Könige zuſammengekommen ſind. So begegnet uns auf Schritt und Tritt der alles durchdringende und belebende Genius des gewaltigen Herrſchers, ohne daß wir mit ihm perſönlich bekannt werden. Doch empfängt man den Eindruck, daß Verfaſſer für die Perſönlichkeit Alexanders volles Verſtändnis beſitzt und nicht etwa wie Beloch in ihm eine von ſeinen Miniſtern und Generalen geleitete Marionette ſieht.

Wenn ich nun auf einige Einzelheiten eingehe, ſo möchte ich zunächſt meinem Erſtaunen darüber Ausdruck geben, wie energiſch Berve die Knabenliebe Alexanders betont. Denn er ſelbſt vermag (S. 10 f.) dafür nur die Bezeichnung des Königs als *ἐκμανῶς φιλόπαις* bei Dikaiarch und ſein Verhältnis zu Bagoas anzuführen, das noch dazu die Urſache für jene Charakteriſtik iſt. Alles andere iſt entweder nichtsſagende Phraſe — denn tatſächlich werden weder Knaben in ſeiner Dienerſchaft als Luſtknaben bezeichnet noch hat man ein Recht, in ihnen Luſtknaben zu ſehen — oder wird gewaltſam in

[1]) Das Alexanderreich auf proſopographiſcher Grundlage. I. Band: Darſtellung. II. Band: Proſopographie. Gr.-8°. XV, 357 S.; 446 S. München, Beck, 1926. Mk. 45.—.

Digitized by Google

dem gewünschten Sinne gedeutet: so wird die Entrüstung, mit der Alexander die Angebote von Lustknaben zurückgewiesen hat (Plutarch), als „angeblich" abgetan und das Angebot selbst als „bezeichnend" dafür erklärt, womit man des Königs Gunst erwerben zu können glaubte. Auf diese Weise kann natürlich alles bewiesen werden. Es bleibt doch dabei, daß von einer „besonderen Leidenschaft" des Königs für schöne Knaben, die der Grund für Alexanders Enthaltsamkeit den Frauen gegenüber gewesen sein soll, nichts in den Quellen zu lesen ist. Auch daß sich Alexander in der Trunkenheit zu dionysischen Aufzügen, zu „in wilder Begeisterung" begangenen Zerstörungen (Persepolis!), zu „furchtbarem Rasen" hinreißen ließ, läßt sich nur aus Quellen zweiten Ranges belegen. Er liebte den Becher und hat oft genug ganze Nächte durchzecht, und wie selten berichtet uns die Überlieferung von Ausbrüchen „wilder Begeisterung" und „furchtbarer Raserei"! Die Zerstörung der persischen Königspaläste ist für mich ein Akt überlegter Staatskunst, der erst später, als man in Alexander den zügellosen Tyrannen zu sehen begann, zu einer Tat dionysischen Festtaumels gemacht wurde, und die Tötung des Kleitos ist nach seinen schweren Beleidigungen des Königs mindestens menschlich verständlich (S. 14 f.). Auch die Behauptung, daß Alexander bewußt die Üppigkeit seiner Offiziere gefördert habe, um aus ihnen geschmeidige Werkzeuge zu machen (S. 35), widerspricht der guten Überlieferung. Plutarchs Schilderung z. B. (besonders c. 40), die zum größten Teil auf Chares zurückgeht, zeigt ihn uns seinem Gefolge gegenüber als Lobredner der Einfachheit und Abhärtung und betont immer wieder, daß der König sich vor seinen Generalen durch schlichte Lebensführung ausgezeichnet habe. Daß er sich als Großkönig und Weltherrscher mit königlichem Luxus umgab, war eine notwendige Anpassung an asiatische Sitten.

Die uns überlieferten Briefe Alexanders möchte ich nicht ohne weiteres als echt bezeichnen (S. 44). Man muß ihnen gegenüber sehr zurückhaltend sein und darf sie nur nach gründlicher Prüfung als authentisch anerkennen. Meines Erachtens bestehen nur wenige diese Prüfung, während die meisten offenbar späterer Erfindung ihren Ursprung verdanken. Die Ausführungen über die Gottessohnschaft und das Gottkönigtum (S. 93 ff.) sind nicht klar und stehen an der falschen Stelle, was freilich durch die Anlage des Werkes mit verschuldet wird. Beides gehört nicht in erster Linie zur Religionspolitik, sondern bildet die Basis für die Herrscherstellung Alexanders. So wie in der Verfassung der konstitutionellen Monarchie sich die ersten Artikel auf die Stellung des Monarchen beziehen, so muß in einer Darstellung des Alexanderreiches das Gottkönigtum des Herrschers an die Spitze gestellt werden. Unter der Literatur auf S. 96 Anm. 4 vermisse ich vor allen Dingen Eduard Meyers ausgezeichneten Aufsatz „Alexander d. Gr. und die absolute Monarchie" (Kleine Schriften I S. 283 ff.). Mein Buch über Alexander den Großen (Wissenschaft und Bildung 213, Leipzig 1925), in dem ich im 5. Kapitel „Alexander als Regent und Feldherr" diese Fragen behandle (S. 87 ff.), hat

Digitized by Google

Berve wohl deshalb nirgends angeführt, weil ich meine Ausführungen nicht durch Anführung der Quellen stützen konnte.

Zu den besten Teilen des Buches gehört die Darstellung des Heeres. In den Nachträgen (S. 339 ff.) setzt sich Berve mit den Ausführungen v. Domaszewskis in dessen Abhandlung „Die Phalangen Alexanders und Caesars Legionen" (Heidelberger Akad. S. B. 1925/26 Abh. 1) auseinander; ich muß ihm hier fast überall zustimmen, wo er Domaszewskis Behauptungen zurückweist. Die Aufstellung einer Strafformation aus unzufriedenen Makedonen möchte ich wegen des Schweigens des Ptolemaios nicht für geschichtlich halten; dieser hatte keinen Grund, eine so wichtige Maßregel zu verschweigen, während man der späteren alexanderfeindlichen Tradition die Erfindung wohl zutrauen kann. Weiter scheint mir aus dem Schicksal der makedonisch-hellenischen Flotte beim Beginn des Asienzuges eine „meerfremde" Einstellung des Königs (S. 159) nicht gefolgert werden zu können. Die Auflösung der Flotte war ebenso wie ihre Neubildung ein Erfordernis der ganzen politischen Lage. Recht anfechtbar ist auch die Behauptung, daß Onesikritos die nautische Leitung der Flottenexpedition des Nearch gehabt, also dem Nearch beinahe gleichberechtigt zur Seite gestanden und die Entscheidung bei Meinungsverschiedenheiten beider dem Offiziersrat obgelegen habe (S. 167). Dafür wird auf S. 204 verwiesen, dort wieder auf S. 167, ohne daß die Behauptung durch Quellenstellen belegt würde. Meiner Meinung nach hat Onesikritos, dessen Geschichte auch sonst wenig zuverlässig war (vgl. die Erzählung von dem Zusammentreffen mit den Amazonen), seine Stellung möglichst zu heben gesucht, während er lediglich Steuermann des Admiralsschiffes war; auch erscheint Nearch allein als der verantwortliche Leiter in der Ueberlieferung.

Der letzte Abschnitt über die Verwaltung des Reiches (S. 221 bis 338) bringt eine vorzügliche Zusammenstellung aller Nachrichten über die Stellung der europäischen Gebietsteile und die asiatischen Satrapien, über die Städtegründungen, das Finanzwesen und die Außenpolitik. Nur einige Bemerkungen seien mir hierzu gestattet. Es liegt keinerlei Beweis dafür vor, daß nach Philipps Ermordung das makedonische Volk den Brüdern aus dem lynkestischen Fürstenhause die Thronfolge zuerkennen wollte; der Satz aus Plutarch (de fort. Alex. I 3), den Berve S. 222 Anm. 3 anführt, ist doch für sich allein ohne Bedeutung. Bei der Loyalität, mit der die Makedonen an ihrem Fürstenhause festhielten — sie zeigte sich besonders nach Alexanders Tode —, ist eine solche antidynastische Bewegung von vornherein sehr unwahrscheinlich, und Berve selbst muß zugeben, daß wir von irgendwelchen berechtigten Ansprüchen nichts wissen. — Wenn Berve die rücksichtsvolle Behandlung Athens durch Alexander vor allem seiner Bewunderung für die große Vergangenheit der Stadt zuschiebt (S. 239) und daneben die Absicht betont, die makedonenfeindliche Partei nicht durch scharfes Vorgehen zu stärken, so trifft er damit nicht den entscheidenden Punkt. Athen war die einzige griechische Seemacht, die noch in Betracht kam, und mußte im Beginn der

Digitized by Google

Regierung Alexanders möglichst schonend behandelt werden, um eine Vereinigung der attischen Flotte mit der persischen zu verhindern.

Über den 2. Band, der die Biographien von 833 Personen bringt, die mit Alexander in Berührung gekommen sind, und von 82, die zu Unrecht mit Alexander in Beziehung gesetzt sind, kann ich mich kurz fassen. Ich möchte zunächst noch einmal betonen, wie dankenswert gerade diese Prosopographie ist. Bedenklich erscheint mir, daß Berve die Angaben des Pseudo-Kallisthenes als vollwertige Quellenzeugnisse wertet; wohl ist es wahrscheinlich, daß der Alexanderroman manche wertvolle Nachrichten erhalten hat, aber es ist doch nie zu entscheiden, wo die geschichtliche Wahrheit aufhört und der Roman anfängt.

Verfehlt erscheint die hohe Einschätzung des Leonnatos, der ungewöhnliche militärische Fähigkeiten besessen haben soll (S. 232). Die Überlieferung berichtet gerade das Gegenteil; ich verweise dafür auf Ulrich Koehlers Aufsatz in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften 1890 und auf meinen Artikel in Pauli-Wissowas Real-Enzyklopädie, die beide in der Literaturangabe bei Berve nicht angeführt sind.

Das Verhältnis zwischen Alexander und Parmenion wird richtig und besonnen charakterisiert (S. 301 ff.), dagegen wird Perdikkas doch wohl zu hoch eingeschätzt, wenn er einer der wenigen genannt wird, die unter der erdrückenden Persönlichkeit Alexanders zu eigener Größe gelangt sind. Ich kenne in der Überlieferung keine Stelle, die zu einem solchen Urteil berechtigte.

Gewiß sind bei der Prosopographie eines geschlossenen Kreises Wiederholungen nicht zu vermeiden; aber mußte die mißglückte Expedition gegen Spitamenes anstatt einmal unter diesem Namen noch viermal erzählt werden, nämlich unter Andromachos, Karanos, Menedemos, Pharnuches?

Mit einem wichtigen Abschnitt in Alexanders Leben, seinem Aufenthalt in Ägypten, beschäftigte sich V. Ehrenberg[1]).

Erfreulich wirkt an dem Büchlein das Verständnis für die weltgeschichtliche Bedeutung und den überragenden Genius Alexanders, der doch trotz aller Versuche, sein Wirken für die Grundlegung des Hellenismus auszuschalten, am Beginn einer neuen Zeit steht und der ganzen folgenden Epoche die Prägung gegeben hat. Mit Recht hebt Ehrenberg hervor, daß er letzten Endes nicht von einem ziellosen Eroberungsdrang getrieben wurde, sondern von dem gewaltigen Drang nach Verwirklichung der in ihm lebenden Idee der Befruchtung der Oikumene durch die hellenische Kultur. Es fragt sich nun, wann Alexander zuerst in klareren Umrissen das grandiose Bild des Weltreiches geschaut hat. Wie Ehrenberg habe auch ich schon in meinem oben angeführten Buche darauf hingewiesen, daß nach der Schlacht bei Issos zuerst von Alexander der Anspruch auf die Herrschaft über Asien erhoben wird. In dem Brief an den Perserkönig trat er diesem

[1]) Alexander und Ägypten. (= Beihefte zum Alten Orient, Heft 7.) 8°. 58 S. Leipzig, Hinrichs, 1926. Mk. 2.—.

Digitized by Google

als König von Asien gegenüber und steckte sich so in genialer Sicherheit die weitesten Ziele.

Und doch verließ ihn keinen Augenblick der klare Blick für die Erfordernisse der nächsten Zukunft. Die Eroberung von Tyros, die Besetzung Phöniziens waren militärische Notwendigkeiten; erst dadurch erhielt er die breite Basis für das geplante Weltreich, sicherte er sich im Rücken gegen jede Bedrohung von Griechenland aus. Meiner Meinung nach war aber auch die ägyptische Expedition aus denselben Gründen militärisch notwendig. Wohl nimmt Ehrenberg Alexander in Schutz gegen die Behauptung des Grafen York v. Wartenburg, der Zug nach Ägypten sei nur aus den unklaren Anschauungen der Alten über die Lage der Länder zueinander erklärbar, aber er sucht die Gründe zu diesem Zuge doch zu einseitig auf dem politischen Gebiete. Erst wenn man auch bei dieser Unternehmung den umsichtigen Feldherrn und den weitblickenden Staatsmann in Alexander zu erkennen vermag, wird man ihm ganz gerecht; der romantische Zauber, der das alte Wunderland umgab, mag dabei den König zu besonders tatkräftigem Handeln angereizt haben. Ließ Alexander Ägypten in persischen Händen, so konnten von hier aus seine Rückzugslinien beständig bedroht, durch die reichen Hilfsmittel des Landes alle feindlichen Elemente in Griechenland in Bewegung gehalten werden. Auch die so notwendige Beherrschung des östlichen Mittelmeerbeckens war doch erst durch Unterwerfung Ägyptens gesichert. Was in dieser Hinsicht der Herr des Niltals zu leisten vermochte, haben die ersten Ptolemäer gezeigt. Mir erscheint daher die Behauptung Ehrenbergs, Alexander habe im Bannkreis eines geographisch-politischen Denkens gestanden, das in immer neuen Formen um das Meer als Mitte kreist, zu eng: Alexander hat in klarer Erkenntnis der Notwendigkeit einer militärischen Sicherung Ägyptens, einer politischen Beherrschung der Küstenländer des östlichen Mittelmeerbeckens den ägyptischen Zug unternommen. So kann man auch nicht von der Schöpfung eines „ersten Reiches" sprechen, wo es sich lediglich um die notwendige Basis seines asiatischen Reiches handelte.

Diese Bedeutung Ägyptens hat dann auch Alexander, wie Ehrenberg mit Recht hervorhebt, bewogen, durch Verehrung der ägyptischen Götter das so fromme Volk für seine Herrschaft zu gewinnen, zugleich aber durch Veranstaltung hellenischer Spiele ihnen zu Ehren den ersten Schritt zu einer Verschmelzung ägyptischer und griechischer Gebräuche zu tun. Der Einfügung des bisher nach außen geschlossenen Landes in das Gefüge seines Reiches sollte auch die Gründung Alexandreias dienen. Es ist das Verdienst des Verfassers, diese gewiß nicht neuen Erkenntnisse eingehend begründet zu haben.

Das Gleiche gilt auch für seine Ausführungen über den Zug zum Ammonion. Wie sich hier in Alexander geheimnisvoller innerlicher Drang mit klarer politischer Einsicht paarte, wie er durch diesen Besuch des Zeus-Ammon auf Griechen und Ägypter wirken wollte, ist auch von mir schon (a. a. O. S. 53) gesagt worden. Ehrenberg kann hierfür in breiter Darstellung die Zeugnisse anführen. Wenn

Digitized by Google

er dabei von der Geburtsstunde des Herrscherkultes spricht, so stelle ich mit Genugtuung fest, daß ich bereits zu ähnlichen Ergebnissen gelangt war.

Der vorletzte Abschnitt behandelt die Einrichtung Ägyptens als Reichsprovinz. Die Anordnungen, die Alexander für die Verwaltung traf, wichen in auffälliger Weise von der sonst üblichen Form ab. Ehrenberg sucht in beachtenswerten Darlegungen die Beweggründe des Herrschers für diese Neuordnung aufzuzeigen. Den Abschluß des Heftes bildet eine Darlegung der Stellung, die Ptolemaios zu Alexander einnahm, sowie der inneren Gründe, die den ersten Lagiden wie die übrigen Diadochen zu einer so ganz verschiedenen Haltung der einheimischen Bevölkerung gegenüber bewogen.

Die charakteristischen Züge des Hellenismus sucht in tiefschürfender, geistreicher Darstellung Jul. Kaerst im neu bearbeiteten 2. Bande seiner „Geschichte des Hellenismus" zu erfassen [1]). Wohl berücksichtigt er auch das Werden der hellenistischen Reiche in den Kämpfen der Diadochen (S. 1—79), aber sein Hauptinteresse gehört dem Versuch, den tiefgreifenden Wandel im Denken und Glauben, in den Anschauungen vom Staate und in den staatlichen Verhältnissen dem Verständnis zu erschließen. Dabei kommt allerdings das politische Geschehen zu kurz, wird die wildbewegte Zeit der Diadochen mit den großartigen Charakteren der makedonischen Marschälle nicht so erschöpfend und anschaulich geschildert, wie sie es verdient, und manches Problem wird nur gestreift, dessen gründliche Erörterung durch Kaerst man gern gesehen hätte. Zu der Frage, ob nach Alexanders Tode Perdikkas oder Krateros Reichsverweser wurde, hat Kaerst die neueste Literatur, Schachermeyrs Aufsatz in der Klio XIX 435 ff. und Enßlins Studie im Rhein. Museum Bd. 74, 293 ff., nicht benutzt, obwohl beide Aufsätze 1925 erschienen sind. Die Ausführungen über den Suidasartikel *Δημήτριος* sind nicht überzeugend; ich kann keine auffallende Übereinstimmung des Eingangs mit Diod. XIX 62, 1 finden, und die klare Angabe über den Vertrag zwischen Demetrios und Ptolemaios auf eine Entstellung der Quelle, die nur „eine allgemeinere Charakteristik der wetteifernden Bestrebungen der Diadochen zur Befreiung der Griechen" geboten habe, zurückzuführen, halte ich für wenig wahrscheinlich. Auch auf den Frieden von 311 kann die Angabe des Suidas nicht bezogen werden; also bleibt nichts weiter übrig, als für 309 einen Vertrag zwischen Ptolemaios und Demetrios anzunehmen.

Das 5. Buch ist der Darstellung der hellenistischen Kultur gewidmet. Wie Kaerst in seinem ersten Bande über den griechischen Stadtstaat mit das Beste gesagt hat, was seit J. Burckhardt über ihn gesagt worden ist, so zeichnet er hier, wie die Gemeinschaftsidee der Polis von dem Individualismus in steigendem Maße untergraben und schließlich überwunden wurde. Die Sophistik hat durch ihren Relativismus den Boden für die Entfaltung des selbstherrlichen In-

---

[1]) Geschichte des Hellenismus. 2. Band: Das Wesen des Hellenismus. 2. Aufl. Gr.-8°. XII, 409 S. Leipzig-Berlin, Teubner, 1926. Mk. 18.—; geb. Mk. 20.—.

Digitized by Google

dividuums vorbereitet, und die Idealphilosophie Platons hat mit ihrer Ausprägung der sittlichen Staatsidee auf den historischen Staat keinen entscheidenden Einfluß gewonnen. Darin, daß der griechische Idealismus sich nicht an die Nation als solche zu wenden vermochte, sondern an die Sonderexistenz der Polis gebunden blieb, sieht Kaerst die Tragik der griechischen Entwicklung. Der Sieg des Individualismus zeigt sich nun in den individualistischen philosophischen Schulen des Hellenismus in dem Ideal des selbstgenügsamen Weisen; das Staatsideal der Stoa steht in engem Zusammenhang mit der Idee einer universalen menschlichen Kulturgemeinschaft. Weiter hebt Kaerst den rationalistisch-technischen Charakter der hellenistischen Kultur hervor. Arbeitsteilung und Berufsgliederung führen zu einer neuen Gestaltung des staatlichen und gewerblichen Lebens. Auch die griechische Religion, die Religion der Polis, wandelt sich durch den Verfall des Stadtstaates. Die Apotheose des Individuums findet ihren Ausdruck in dem hellenistischen Herrscherkult, der die weitere religiöse Entwicklung entscheidend beeinflußt. Hinzu treten die Umbildung der Philosophie zur Religion, das Eindringen orientalischer Religionen, die Zunahme abergläubischer Anschauungen und die erhöhte Bewertung der Magie und Mantik. Im Zusammenhang mit dem Charakter des staatlichen und kulturellen Lebens steht der religiöse Synkretismus, der in der religiösen Entwicklung des Orients vorbereitet war; sie wird eingehend gekennzeichnet. Wenn Kaerst dann in dem abschließenden Kapitel den frühen und schnellen Verfall der hellenistischen Kulturwelt auf die einseitige Ausprägung individualistischer Kultur zurückführt, so hat er hier berechtigten Widerspruch gefunden. Hat doch Ed. Meyer in seinem Vortrag „Blüte und Verfall des Hellenismus" (Berlin 1925) mit Recht betont, daß letzten Endes auch das Schicksal des Hellenismus durch die äußere Politik entschieden wurde. Das herrische Eingreifen Roms hat bei der Schwäche der hellenistischen Staaten den Niedergang der östlichen Kulturwelt besiegelt.

Das 6. Buch bringt die Darstellung des hellenistischen Staates, wobei Kaerst zunächst zeigt, wie die monarchische Idee durch den Bankrott des Stadtstaates, durch die individualistische Einstellung der Philosophie wie die Erfordernisse der politischen Praxis in gleicher Weise gefördert wurde. Es folgen die Grundzüge des Staates und die Beziehungen der griechischen Städte zur monarchischen Gewalt. Auch diese letzten Abschnitte leiden doch unter zu starker Betonung der typischen Züge und Zurückdrängung der Einzelheiten; näher kann ich leider auf diese Dinge hier nicht eingehen.

Über die Chronologie der ersten Ptolemäer veröffentlichte Ernst Meyer eine fleißige Untersuchung [1]).

In eingehender, auf die Zenonpapyri gestützter Beweisführung gewinnt Verfasser für die Regierungsjahre Ptolemaios' II. Phila-

[1]) Untersuchungen zur Chronologie der ersten Ptolemäer auf Grund der Papyri (= 2. Beiheft zum Archiv für Papyrusforschung). VIII, 90 S. Leipzig, Teubner, 1925. Mk. 6.—.

Digitized by Google

delphos und Ptolemaios' III. Euergetes eine dem Anschein nach gesicherte Chronologie. Doch hat neuerdings Beloch im Archiv für Papyrusforschung VIII 1 ff. an den Grundlagen der Berechnung eine vernichtende Kritik geübt, die nicht ohne Berechtigung zu sein scheint. Von besonderem Interesse ist weiter Meyers Nachweis, daß bereits unter Philadelphos der ägyptische Kalender gegenüber dem offiziellen makedonischen im Vordringen begriffen ist und unter Euergetes die makedonischen Monate den entsprechenden ägyptischen gleichgesetzt werden. Dadurch verliert das makedonische Mondjahr seine selbständige Tageszählung und wird zu einem wertlosen Ornament, auf das man schließlich ganz und gar verzichtet (vgl. meine Anzeige in der Historischen Zeitschrift Bd. 133 S. 528 f.).

Zur syrischen Geschichte können wir über ein sehr ertragreiches Werk Walther Kolbes berichten[1]). Im ersten Kapitel (S. 5—73) stellt er die Liste der Seleukiden von 311—129 v. Chr. fest; im 2. Kapitel (S. 74—106) behandelt er die Urkunden im 11. Kapitel des 2. Makkabäerbuches und im 3. Kapitel (S. 107—150) das Verhältnis des Epitomators zu Jason von Kyrene, um schließlich seine Ergebnisse durch eine Darstellung des Verlaufes der jüdischen Erhebung bis zur Anerkennung Jonathans an den geschichtlichen Ereignissen zu prüfen. Kolbe hat die keilinschriftlichen Texte zur Grundlage der Untersuchung gemacht und deshalb sich die Aufgabe gestellt, die „babylonische Liste", zu rekonstruieren. Bei der Beschaffung des Materials und der Umrechnung der babylonischen Monatsdaten in julianische hat er sich der wertvollen Unterstützung Arthur Ungnads zu erfreuen gehabt. Den Gang der außerordentlich gewissenhaften und methodisch zuverlässigen Untersuchungen kann ich im einzelnen nicht verfolgen. Es genüge daher, wenn ich einige Ergebnisse Kolbes, die allgemeine Beachtung beanspruchen können, anführe. Der Autor des 1. Makkabäerbuches wie auch der des 2. haben nach einem im Frühjahr beginnenden Jahre gerechnet, und weiter ergibt sich, daß das 1. Makkabäerbuch die Seleukidenaera von 311 v. Chr. vor Augen gehabt hat. Bei der Wiederherstellung der Seleukidenliste wird als fester Punkt der Tod Antiochos' III. des Großen benutzt, der sich mit Hilfe keilinschriftlichen Materials mit urkundlicher Gewißheit feststellen läßt: er fällt zwischen April und 17. Juli 187 v. Chr. Doch muß zur Benutzung des eusebianischen Kanons eine methodische Bemerkung gemacht werden. Es ist doch nicht ohne weiteres anzunehmen, daß die Einzeldaten bei Eusebios richtig sind, wenn die Gesamtsumme der Regierungen stimmt (S. 46). Jedoch ist Kolbe zuzustimmen, wenn er Eusebios gegen den Vorwurf sinnloser Vermengung sich widersprechender Überlieferungsreihen in Schutz nimmt. Inbetreff der Urkunden in 2. Makk. 11 kommt Kolbe zu dem Ergebnis, daß alle 4 Urkunden gefälscht sind, da nicht nur formale Bedenken, sondern auch sachliche

[1]) Beiträge zur syrischen und jüdischen Geschichte. Kritische Untersuchungen zur Seleukidenliste und zu den beiden ersten Makkabäerbüchern. (= Beiträge zur Wissenschaft vom Alten Testament. Neue Folge Heft 10.). 8°. 174 S. Stuttgart, Kohlhammer, 1926. Mk. 6.—.

Digitized by Google

Bedenken schwerster Art gegen ihre Echtheit sprechen. Nicht nur die Sachlage, die vorausgesetzt wird, ist unhistorisch, die Urkunden widersprechen sich auch untereinander, die überlieferte Datierung ist sachlich nicht zu halten, die Mission des M.' Sergius und A. Memmius nach Syrien im Jahre 164/3 findet in der geschichtlichen Überlieferung keine Stütze. In bezug auf das Verhältnis der beiden Makkabäerbücher zueinander glaubt Kolbe feststellen zu können, daß beide Bücher auf Jason von Kyrene zurückgehen und daher bei ihrer Benutzung ein eklektisches Verfahren zu beobachten ist; doch hat das 1. Buch den Bericht der Urquelle reiner und unverfälschter bewahrt. Im letzten Kapitel gibt Kolbe sodann eine durch Klarheit ausgezeichnete Übersicht über den Verlauf der jüdischen Erhebung; in Jonathan sieht er nicht den glaubensstarken Fanatiker, sondern den verschlagenen, skrupellosen Staatsmann, der die Uneinigkeit der Seleukiden rücksichtslos ausgenutzt hat.

Nach dem kaiserlichen Ägypten führt uns H. J. Bell[1]), der sich durch sein Werk: Jews and Christians in Egypt (London 1924) als ein vorzüglicher Kenner der ägyptischen Verhältnisse in der Römerzeit erwiesen hat. Er will eine lesbare Darstellung des bereits Bekannten geben, indem er die Zeugnisse möglichst objektiv beurteilt. Wenn er dabei auf dem Standpunkt steht, daß Philon und Josephus, mögen sie auch noch so parteiisch die Ereignisse darstellen, doch wenigstens besser unterrichtet waren als irgend ein moderner Forscher, so können wir ihn zu dieser gesunden Anschauung nur beglückwünschen. Zunächst stellt er fest, daß Alexandreia von seiner Gründung an Juden unter seinen Einwohnern gehabt hat, daß es aber unter den Ptolemäern nicht zu antisemetischen Unruhen gekommen ist, trotzdem die Juden damals bereits bei den Griechen keineswegs beliebt waren. Im 2. Kapitel spricht er über Rechte und Verfassung des jüdischen Gemeinwesens und betont hier, daß nach dem von ihm zuerst veröffentlichten Briefe des Kaisers Claudius die Streitfrage, ob die Juden das alexandrinische Bürgerrecht besaßen, in ablehnendem Sinne zu entscheiden sei. Allem Anschein nach hat seit Augustus ein Ethnarch mit einer Gerusia von 71 Mitgliedern die Gemeinde geleitet. Für die griechisch-jüdischen Zusammenstöße bis zum jüdischen Aufstand und unter Trajan haben wir als Quellen neben Philon und Josephus geschichtlich wertvolle Papyrustexte, die sogenannten Heidnischen Märtyrerakten. Zuerst kam es unter Caligula zu schweren Ausschreitungen gegen die Juden, die allerdings nicht schuldlos gewesen zu sein scheinen; infolge der feindlichen Gesinnung des Präfekten Flaccus hatten die Juden schwer zu leiden. Claudius hat ihnen dann wohl ihre Vorrechte und die Ausübung ihrer Religion bestätigt, aber jede Erweiterung ihrer Rechte verweigert. Es wird weiter gezeigt, wie der mißglückte Aufstand auch auf die Juden in Alexandreia zurückwirkte, wie die Tempelsteuer jetzt

[1]) Juden und Griechen im römischen Alexandreia. (= Beihefte zum „Alten Orient", Heft 9). 8°. 52 S. mit zwei Tafeln. Leipzig, Hinrichs, 1926. Mk. 2.40.

Digitized by Google

zu einem Merkmal der Knechtschaft wurde und die Kopfsteuer auf die vornehmen Juden ausgedehnt wurde. Schließlich ist der elementare Ausbruch des jüdischen Hasses gegen die Unterdrücker unter Trajan erfolgt, der Alexandreia, Ägypten, Libyen und Zypern mit furchtbaren Greueln heimsuchte und nur nach heftigem Kampfe von der Regierung unterdrückt werden konnte. Erst im 5. Jahrhundert haben sich die Juden wieder zu regen gewagt. Auch auf die Beziehungen zwischen den Juden und Griechen unter Trajan und Hadrian werfen Papyri manchen Lichtstrahl.

Die Einwirkungen des Orients, namentlich der iranischen und indischen Religion, auf griechisches Denken und griechische Anschauungen beginnen viel früher als man bisher meist annahm. Diese Erkenntnis wird durch die gelehrten Studien zum antiken Synkretismus, die der unermüdliche Vorkämpfer auf diesem Gebiete, R. Reitzenstein, in Verbindung mit H. H. Schaeder uns vorlegt, weiter vertieft[1]): I. Griechische Lehren von R. Reitzenstein; II. Iranische Lehren von H. H. Schaeder.

Das Buch ist keine leichte Lektüre; wer aber die Ausdauer besitzt, den mit philologischer Akribie geführten Beweisen zu folgen, wird zu oft überraschenden Ergebnissen geführt werden, wenn auch Reitzenstein manchmal in der Freude des Findens zu gewagte Schlüsse zieht. So gelingt ihm zunächst auf den Spuren A. Goetzes, der die in das 5. Jahrhundert v. Chr. gehörende Schrift De hebdomadibus auf persische Vorbilder zurückführen konnte, der Nachweis, daß auch eine hermetische Schrift, der um 200 v. Chr. in Ägypten entstandene Poimandres, von iranischen Gedanken stark beeinflußt ist. Diese Gedanken nun berühren sich mit platonischen, und da nicht mehr zu bestreiten ist, daß Eudoxos von Knidos, der die Lehre Zarathustras als die herrlichste Philosophie bezeichnet hat und um 395 v. Chr. nach Athen gekommen ist, diese iranischen Lehren gekannt hat, so wird man auch eine Beeinflussung Platons vom Osten her nicht rundweg von der Hand weisen können. — Der zweite Abschnitt führt uns von dem sogenannten Töpferorakel, einem ägyptisch-hellenistischen Papyrustext des 2. und 3. Jahrhunderts n. Chr., dessen Inhalt aber in die Zeit des Antiochos Epiphanes zu setzen ist, über Iran und Indien zu Hesiods Gedicht von den fünf Menschengeschlechtern, in dem er gegen Ed. Meyer den Einfluß der indisch-iranischen Lehre von den vier Weltaltern feststellen zu können glaubt. Ebenso erkennt Reitzenstein in dem orphischen Fragment 168 (Kern) starke Abhängigkeit von einem orientalischen Schema, das aber von dem Verfasser des Hymnos hellenisiert ist; also dieselbe Erscheinung wie bei Hesiod, der zwei Anschauungsweisen ineinander verflochten hat. Und schließlich zeigt uns die sogenannte Naassenerpredigt bei Hippolyt den Versuch, alle Religionen als eine Einheit zu empfinden; sie lehrt uns die Grundgedanken aller Gnosis

[1]) Studien zum antiken Synkretismus. Aus Iran und Griechenland. (= Studien der Bibliothek Warburg, herausgeg. von Fr. Saxl. Heft 7). Gr.-8°. 355 S. mit 4 Tafeln. Leipzig, Teubner, 1926. Mk. 18.—; geb. Mk. 20.—.

Digitized by Google

als die Schau Gottes in der Ekstase, als Orientalisierung des Christentums erfassen. Wir finden in diesem Stück Gedanken, die uns in der indisch-iranischen sakralen Literatur begegnen und an den Mythos in Platons Timaios anklingen. — Schaeder beschäftigt sich mit der Lehre vom Urmenschen in der awestischen und mittelpersischen Überlieferung, bei den Manichäern und Mandäern. Am wichtigsten ist der Nachweis, daß der Prolog im Johannesevangelium auf eine mandäische Hymne zurückgeht; sie feierte die Einheit des göttlichen Gesandten Enōš mit dem Lichte des göttlichen „Wortes" auf Grund der Enōš-tradition der Mandäer, wurde auf Johannes den Täufer bezogen und schließlich auf Jesus übertragen und umstilisiert. —

Den babylonischen Einschlag im hellenistischen Synkretismus verfolgte H. Greßmann[1]).

Er gibt einen Überblick über den Siegeszug der Astrologie von Babylon nach dem Westen. Er zeigt zunächst, daß bei den Babyloniern nicht nur die Astrologie blühte, sondern auch auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Astronomie seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. Bedeutendes geleistet wurde. Doch hält er es nicht für ausgeschlossen, daß der wissenschaftliche Geist der Griechen über Kleinasien schon vor der hellenistischen Zeit die babylonische Kultur befruchtet hat. Das Gegenstück dieses Erwachens der Wissenschaft in Babylonien ist nun das siegreiche Vordringen einer astralmythologisch gefärbten Weltanschauung in Griechenland. Schon bei Pythagoras und Platon finden wir Beeinflussung durch astrale Vorstellungen, und in der hellenistischen Zeit breitet sich dann der Glaube an die Astrologie immer weiter aus. Besonders die Stoa und Poseidonios haben dafür gewirkt, daß die gebildeten Kreise sich der Gestirnreligion anschlossen. Und auch die unteren Schichten sind ganz von astrologischen Anschauungen beherrscht, wie die Wahrsagebücher, die hermetische und apokalyptische Literatur, die Zauberformeln beweisen. Im vierten Abschnitt wird dann die Umwandlung des Mithrasglaubens, des Kultes der Atargatis und der ägyptischen Götter, des Sabazios und syrischer Gottheiten unter dem Einfluß der chaldäischen Astrologie behandelt. Zum Schluß sucht Greßmann die Ursache dieses ungeheuren Erfolges der Gestirnreligion zu bestimmen: er weist auf die starken religiösen Strömungen dieser Zeit, auf den scheinbar wissenschaftlichen Charakter der Astrologie und die Erhebung der Gottheit zum höchsten Gott und Herrn des Himmels, auf die eschatologischen Vorstellungen von einem jenseitigen Leben hin. So gab die Gestirnreligion den Gläubigen nicht nur einen festen Halt durch eine wissenschaftliche Weltanschauung und eine hohe Gottesvorstellung, sondern bot zugleich die sichere Hoffnung auf ein jenseitiges Leben. —

Zum Schluß meines Berichtes sei auf eine fleißige Quellenuntersuchung hingewiesen, die ganz abgesehen von ihrem Ergebnis durch die außerordentlich eindringende Analyse von bleibendem Werte ist: Jos.

---

[1]) Die hellenistische Gestirnreligion. (= Beihefte zum „Alten Orient", Heft 5.) 8°. 31 S. mit 4 Tafeln. Leipzig, Hinrichs, 1925. Mk. 1.80.

Digitized by Google

Morr hat sie dem 3. Buche von Strabons Geographie gewidmet[1]). Er gibt nur eine kurze Übersicht über die bisherigen Arbeiten zu Strabons 3. Buche und steigt dann mit der Untersuchung der Landeskunde von Turdetanien sofort „in medias res". So ist ein Referat über den Inhalt an dieser Stelle unmöglich. Das Ergebnis der eingehenden Prüfung des Buches ist folgendes: da neben der Küstenbeschreibung die des Binnenlandes stark in den Vordergrund tritt, so kann weder Artemidor noch Polybios die Hauptquelle sein, sondern nur Poseidonios. Strabon hat dessen *Ἱστορίαι* und *περὶ ὠκεανοῦ* eifrig benutzt und auch die meisten Stellen aus anderen Schriftstellern durch Vermittlung des Poseidonios übernommen. Ein Resultat, für das alle Wahrscheinlichkeit spricht. Fritz Geyer.

Bickel, Ernst: Homerischer Seelenglaube. Geschichtliche Grundzüge menschlicher Seelenvorstellungen. (= Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft. 1. Jahrg. Geisteswissenschaftliche Klasse. Heft 7.) Gr.-8°. 140 S. Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, 1925. Mk. 4.—.

Bickel, Professor der klassischen Philologie in Königsberg, sucht im Gegensatz zu „Rohdes (und W. F. Ottos) animistischer Auffassung der homerischen Psyche" die Frage zu beantworten, „wann und auf welche Weise die Vorstellung einer freien Seele, und zwar einer freien Bewußtseinsseele und eines Seelengeistes mit individueller Fortdauer über den Tod hinaus, entstanden ist" und findet die Lösung in fünf Abschnitten: „Psyche als Lebender Leichnam, als Gespenst, als Lebensseele, im Veränderungsglauben, als Seelengeist". Immer wird auf die Grundbedeutung der Bezeichnungen eingegangen, und so ergibt sich folgende physiologische Grundlage der homerischen Psychologie. Die Psyche, der Hauch, der Atem, ist die Lebenskraft, die auch nach dem Tode erhalten bleibt, und als *αἰόλος* „beweglich", lat. saevus „stürmend" bestimmend wird für die deutsche „Seele" (got. saivala) „die bewegliche", auch für die Hadesseelen, die bei dem „Seelenherrscher" *Ἀΐ-δης* = *Ἀϝίδης* (: lat. saevus) weilen. Als „lebender Leichnam" hat der Lufthauch, der Schatten, der „Verführer", das Gespenst oder Scheinbild Bewegung, aber kein „wallendes Blut", keinen *θυμός* (S. 58), kein „dumpfes Brausen" (tumus: ahd. toum Dampf, Dunst) im Körper, keine Herztätigkeit, die erst wieder ermöglicht wird, wenn die Schatten Blut trinken. Ein Fortleben der „Lungenarbeit" wird danach auch im „lebenden Leichnam" angenommen. „Wie aber *ψυχή*, soweit sie das Vitalseelische ist, sich nicht allein aus dem einen Gefühl der Respiration ergibt, sondern ein Mittel und den Durchschnitt der gesamten Lebensgefühle darstellt, ist die *ψυχή* des Ablösungs- und Spaltungsglaubens, d. h. nunmehr die *ψυχή* des Hades, nicht die ausschließliche Hypostase des ins Nichts entflatterten

[1]) Die Quellen von Strabons drittem Buch. (= Philologus, Supplementband XVIII Heft 3). 8°. 136 S. Leipzig, Dieterich, 1926. Mk. 9.—.

Digitized by Google

Atems oder gar des letzten Atemwölkchens beim Tode, sondern der Sammelausdruck für alle instinktiv empfundene Ablösung und Spaltung des Lebens überhaupt." (S. 79.) Von dem Hauch, dem Schatten, löst sich ein Erinnerungs- oder Totenbild ab, das schließlich als „lebendiges Abbild des Lebenden" oder „Unvergänglichen", zuerst urkundlich am Anfang des 5. Jahrhunderts bei Pindar fr. 131, bezeichnet wird: ‚ζωὸν δ' ἔτι λείπεται αἰῶνος εἴδωλον' (S. 103), als animistisches εἴδωλον oder „Seelengeist". So geht die Schrift Bickels „im Versuche zweier Beweise auf: erstlich in dem, daß der Seelenglaube der in gewisser Weise hoch entwickelten Kultur des homerischen Zeitalters noch nicht zur animistischen Seelenvorstellung gelangt ist, zweitens in dem, daß aus der besonderen Lage und Formung des homerischen Seelenglaubens jene animistische Seelenvorstellung organisch sich entwickelt hat". (S. 4). Problematisch bleibt die Antwort, da die homerische Kultur keine einheitliche ist, sondern auch frühere, selbst primitive Vorstellungen festgehalten hat. Bersu.

Geyer, Fritz: Alexander der Große und die Diadochen. (= Wissenschaft und Bildung. 213.) Leipzig, Quelle und Meyer 1925. Klein 8°. 156 S. Preis Mk. 1.60.

Je mehr die alte Geschichte auf den höheren Schulen, selbst auf den Gymnasien, eingeschränkt ist, desto stärker ist das Bedürfnis nach knappen Darstellungen ihrer Hauptgebiete, auf die sich der erkenntnishungrige, aber fachmännisch nicht geschulte Leser verlassen kann. Geyers Büchlein über Alexander dem Großen und die Kämpfe der Diadochen genügt diesem Anspruch. Er ist mit den Quellen und neuesten Forschungen gut vertraut, dabei in seinem Urteil besonnen. In der Übersicht über Quellen und Literatur, die zum Schluß gegeben ist, hätte vielleicht manches wegbleiben können. Wozu ist z. B. das kleine Buch von Oskar Jäger erwähnt? Für die Forschung bedeutete es keinen Fortschritt, wollte das auch gar nicht; und für den, der die Darstellung von Geyer gelesen hat, bietet es nichts Neues. Eher hätte Niebuhr, dessen Behandlung der Diadochengeschichte genannt wird, auch als Beurteiler Alexanders Erwähnung verdient. Denn wenn auch seine Auffassung von der Wissenschaft überwunden ist, so bleibt sie doch bezeichnend für das Wesen und Denken des größten Altertumsforschers im Zeitalter der Freiheitskriege. Schließlich steckt auch in Niebuhrs Haß immerhin mehr Verständnis für die gewaltige Persönlichkeit als in Belochs verkleinernder Betrachtungsweise, für die Alexander der unzulängliche Vollstrecker einer naturnotwendigen Wandlung war. Diese Verkennung der Größe wird ja von Geyer abgelehnt. Er ist wohl vor allem von Eduard Meyer bestimmt, dem das Buch gewidmet ist; mittelbar natürlich auch durch Droysen. Vielleicht läßt er neben der weit blickenden, kühl berechnenden Vernunft das Irrationale zu sehr zurücktreten. Schon den ganzen indischen Feldzug kann man doch kaum aus einem Bedürfnis des

Digitized by Google

Reiches rechtfertigen, jedenfalls aber nicht den geplanten Zug zum Ganges. Es muß doch in Alexander ein Drang zu übermenschlichen Taten gewesen sein, aus dem ein Werk von dauerndem Bestand erwuchs, aber auch Unternehmungen von vergänglichem Glanz. Und entspang nicht auch der Anspruch auf göttliche Ehren mit aus der Sphäre des Unbewußten? Verfasser nimmt mit Recht an, daß Alexander den Glauben an seine Gottheit gefordert, nicht nur geduldet hat. Dabei betont er treffend, daß dieser Glaube gerade innerhalb der griechischen Vorstellungen nichts Unerhörtes, und daß er gegenüber den an republikanische Freiheit gewöhnten Griechen geeignet war, eine Sonderstellung zu rechtfertigen. Trotzdem: die Annahme, Alexander habe in gewissem Sinne selbst an seine Gottheit geglaubt, weil er eine übermenschliche Kraft in sich fühlte, ist jedenfalls sympathischer und doch wohl auch wahrscheinlicher, als die Vorstellung, er habe einen Glauben, den er nicht teilte, von anderen gefordert.

Von Einzelheiten ist besonders gelungen die Beurteilung des Kallisthenes, dessen unwürdige Schmeichelei in seinem Geschichtswerk und dessen bis zum Hochverrat steigender Freiheitsstolz sich gemeinsam aus der Eitelkeit einer minderwertigen Persönlichkeit erklären. Weniger glücklich ist das Verhältnis Parmenions zu Alexander behandelt. Wenn man vermutet hat, Parmenion habe Alexanders Tod gewünscht und ihn deshalb vor dem Arzte gewarnt, der ihn heilen wollte, so ist das eine so unsinnige Vermutung, daß man nicht versteht, weshalb sie überhaupt erwähnt ist. Mehr Beachtung hätte das von Ranke bemerkte, bei Arrian hervortretende Streben verdient, Parmenion neben Alexander herabzusetzen. Das ist zweifellos die Abwehr der entgegengesetzten Strömung, die Parmenion auf Kosten Alexanders hob. Mit diesem Gegensatz wird die Katastrophe Parmenions und seines Sohnes irgendwie zusammenhängen. Aber eine Handhabe zu einem Verfahren wie gegen Philotas hat Alexander Parmenion gegenüber offenbar nicht gehabt. Auf Grund welcher Stelle Geyer es wenigstens für möglich hält, daß Parmenion ordnungsmäßig verurteilt wurde, weiß ich nicht.

Wichtiger als die gewissermaßen juristische und moralisierende Frage nach Schuld und Unschuld ist der politische Gegensatz zwischen Alexander und Parmenion, und der wird von Geyer zutreffend dargestellt: Parmenion wollte am Euphrat stehen bleiben, Alexander das ganze Perserreich erobern. Wäre ihm das genug gewesen, auch wenn er länger gelebt hätte? Und wäre sein Reich zerfallen, auch wenn er es einem regierungsfähigen Erben hätte übergeben können? Verfasser verneint beide Fragen. Schiebt er da nicht doch zu viel auf den Zufall? Zweifellos hätte Alexander im Westen noch glänzendere Erfolge erringen können als Pyrrhos; aber einer dauernden Unterwerfung hätten doch die jugendlichen Völker des Abendlandes einen zäheren Widerstand entgegengesetzt als die an Knechtschaft gewöhnten Orientalen. Und wenn der König nicht durch einen an Wunder grenzenden Zufall einen ebenbürtigen Nachfolger gefunden hätte, so wäre es immer nur eine Frage von Jahrzehnten gewesen, wann die tat-

Digitized by Google

gewaltigen Machthaber in den Reichsteilen die Reichseinheit sprengten.

Auch so hat es ja lange gedauert, bis die Teilherrscher durch Annahme des Königstitels die endgültige Zerreißung des Gesamtreiches offenkundig machten. Aber tatsächlich waren sie doch von Anfang an unabhängig, und eine Einheitsidee hat von Anfang an nur bestanden als Werkzeug des Stärksten, der sich zutraute, die anderen niederzuzwingen. Antigonos war gegen die Einheit, so lange Perdikkas dafür war, für die Einheit, sobald er hoffen konnte, selbst der eine zu sein. Eumenes, der als Hauptvorkämpfer der Einheitsidee erscheint, konnte sich doch nicht entschließen, sie Antigonos verwirklichen zu helfen. Ein grundsätzlicher Anhänger der Reichsteilung war ja Ptolemaios; aber auch für ihn war zweifellos das eigene Interesse maßgebend, nicht das Wohl des Reiches. Er begnügte sich mit einer Teilherrschaft, sei es, daß er nicht mehr begehrte, sei es, daß er sich nicht mehr zutraute. Diese Teilherrschaft war aber innerhalb des Gesamtreiches gefährdet, und darum bekämpfte er jeden, der die Reichseinheit herzustellen suchte, mochte er Perdikkas oder Antigonos heißen.

Den Gewinn hat ja Verfasser von der Betonung des Ideenkampfes, daß er damit etwas Klarheit und Ziel in die Kriege der Diadochen bringt, die sonst zusammenhanglos und zersetzend erscheinen. Aber vielleicht gibt er in einer neuen Auflage noch einen anderen positiven Abschluß: eine Charakteristik der hellenistischen Reiche und ihrer Kultur. Denn darin stellt sich doch dar, was von Alexanders Werk Dauer bewahrt hat. Sicherlich wird Verfasser auch diesen Stoff so schlicht und übersichtlich darstellen, so frei von Effekthascherei, wie die im vorliegenden Bändchen behandelten Tatsachen.

Friedrich Cauer.

Monumenta Germaniae historica. Berlin, Weidmann.

Das Register Gregors VII. II. Buch V—IX hrsg. v. Erich Caspar. S. 347—711. 1923. Mk. 7.—.

Die Chronik Johanns von Winterthur. In Verbindung mit C. Brun hrsg. v. Friedrich Baethgen. 8°. XXXVII, 332 S. 1924. Mk. 15.—.

Die Chronik des Mathias von Neuenburg. I. Fassung B und VC hrsg. v. Adolf Hofmeister. VII, 312 S. 1924. Mk. 12.—.

Die Tegernseer Briefsammlung (Froumund). Hrsg. v. Karl Strecker. 8°. XXIX, 171 S. 1 Taf. 1925. Mk. 8.40.

Die Cambridger Lieder. Hrsg. v. Karl Strecker. XXVI, 138 S. 1 Taf. 1926. Mk. 6.—.

Nach Überwindung der schlimmsten durch den Umsturz und die Inflationszeit hervorgerufenen Nöte haben die Monumenta Germaniae historica wieder mit einer Reihe neuer Quellenveröffentlichungen beginnen können. Zwar ist die finanzielle Lage und dadurch bedingt auch die Zahl der Mitarbeiter noch weit von der der Vorkriegszeit

Digitized by Google

entfernt, denn noch fehlen die Mittel im weiten Maße, vielleicht auch das Verständnis dafür, daß die Herausgabe der Quellen der Vergangenheit des deutschen Volkes eine der wichtigsten Kulturaufgaben ist, und daß unser vornehmstes historisches Institut in ganz anderem Maße der Fürsorge des Reiches bedarf, als es bisher der Fall gewesen.

Der Entschluß der Zentraldirektion, die Epistolae selectae und die Scriptores in einzelnen Oktavbänden herauszugeben, hat allgemeinen Beifall gefunden; wird doch dadurch bei erschwinglichem Preise die Anschaffung, aber auch die Benutzung der einzelnen Ausgaben erleichtert. Die in der letzten Zeit erschienenen Bände, deren Herausgeber mit all den Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, die sich der deutschen Geschichtsforschung in der Notzeit entgegenstellten, legen Zeugnis ab von dem Idealismus und der Opferfreudigkeit, die der deutschen Wissenschaft besonders eigen sind.

Erich Caspar hat die Ausgabe des Registers Gregors VII. mit dem 2. Bande zum Abschluß bringen können (vgl. „Mitteilungen" Bd. 51 S. 9). Daß wir nun diese überaus wichtige Quelle endlich in einwandfreier wissenschaftlicher Ausgabe besitzen, wird fördernd auf die Erforschung jener wildbewegten Zeit wirken, wenn auch die letzten seelischen Vorgänge der handelnden Personen nie zu erfassen sein werden. Caspars Ausgabe wird den Ausgangspunkt weiterer Forschungen auch für die päpstliche Kanzleigeschichte bilden, zumal ja die Diktatfrage bei den Briefen Gregors von ganz besonderer Bedeutung ist. S. 1 Z. 16 ist congregati statt congregat zu lesen. Die umfangreichen Register erleichtern die Benutzung.

Die Chronik des Minoriten Johann von Winterthur, die Friedrich Baethgen nach dem Autograph des Verfassers in der Zentralbibliothek in Zürich herausgegeben hat, ist keine Quelle von überragender Bedeutung. Im Anfang Kompilation aus den üblichen Handbüchern des Mittelalters, wird sie in der eigenen Zeit des Verfassers wichtig für die Vorgänge in Schwaben und die Stimmung der Minoriten in der Zeit Ludwigs des Bayern. Ihr Hauptwert liegt in den kulturgeschichtlichen Teilen. Um so entsagungsvoller war die Aufgabe des Herausgebers, der sowohl in der Textgestaltung wie in der Quellenuntersuchung bedeutend über die Ausgabe von Wyß (1856) hinausgekommen ist.

Ganz anderer Art ist die Chronik des Mathias von Neuenburg, von der Adolf Hofmeister den ersten Band vorlegt (und zwar in der Überlieferung der Berner und vatikanischen Handschrift; die der Straßburger und Wiener in stark abweichender Fassung soll der 2. Band bringen). Sie behandelt fast die gleiche Zeit wie die des Johann von Winterthur. Doch interessieren ihren Verfasser in erster Linie dynastische und genealogische Vorgänge. Der Herausgeber, heute wohl der beste Kenner der mittelalterlichen Genealogie, hat sie durch seine Anmerkungen zu einer Art genealogischem Handbuch des ausgehenden 13. und der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gestaltet. Allerdings werden erst die im 2. Band folgenden Register — er soll

Digitized by Google

auch die Einteilung bringen — die Ausgabe in dieser Hinsicht aufs ausgiebigste benutzbar machen.

Karl Strecker's unermüdliche Arbeitskraft wendet sich nun, nach Abschluß der Poetae latini der Karolingerzeit, der Ottonenzeit zu. Die Tegernseer Briefsammlung des Mönches Froumund ist nicht nur eine wichtige Quelle für die Geschichte des Quirinusklosters, sondern führt uns hinein in die Gedankenwelt eines geistig strebenden, dichterisch veranlagten Mönches um das Jahr 1000. Die einzelnen Stücke waren bisher an den verschiedensten Stellen gedruckt. Jetzt erst bekommen wir ein geschlossenes Bild der Arbeit Froumunds. Da feststeht, daß die Reihenfolge der Briefe und der eingestreuten Gedichte eine chronologische ist, hat Strecker seine Ausgabe genau der Münchner Handschrift folgen lassen. In der Einleitung behandelt er erschöpfend die Entstehung und Zusammensetzung des Kodex, wobei er vor allem Froumunds eigenen Schreiberanteil neu bestimmt. Philologisch wichtig ist die Beobachtung der Entwicklung der Reimprosa in den Tegernseer Briefen, die auch dankenswerterweise im Druck hervorgehoben ist. In den Anmerkungen ist alles niedergelegt, was zum Verständnis der einzelnen Stücke erforderlich ist. Es ist zu wünschen, daß diese Froumundausgabe recht häufig den Übungen in historischen Seminaren zugrunde gelegt wird; die Notwendigkeit philologischer Kenntnisse für den Historiker des M.A. läßt sich kaum irgendwo besser beweisen, und inhaltlich läßt sich das Klosterleben der Zeit sehr anschaulich entwickeln.

Kurze Zeit nach Vollendung dieser Ausgabe legt uns Strecker jetzt eine solche der sogenannten Cambridger Lieder vor (der Name hat nichts mit der Entstehung der Sammlung zu tun, sondern stammt vom heutigen Aufbewahrungsort der Handschrift). Ihr Inhalt ist sehr mannigfaltig, Lieder auf deutsche Kaiser und Bischöfe wechseln mit Liebesliedern, geistliche Sequenzen mit Schwankdichtungen. Deutsche, französische und italienische Herkunft ist für einzelne der 49 Stücke nachzuweisen. Der bisher üblichen Bezeichnung der Sammlung als Vagantenliederbuch macht Strecker durch seine Ausführungen ein Ende, er hält sie einfach für ein Florilegium, das irgendein Liebhaber sich zusammengestellt hat. Bei der schwierigen Verständlichkeit einzelner Stücke war eine eingehende Kommentierung erforderlich, die Strecker in vorbildlich gedrängter Form vorgenommen hat; jedem Gedicht ist auch eine Erläuterung der Form beigefügt. Soweit einzelne Stücke anderweitig überliefert sind, fand dies Berücksichtigung. Die kostbare englische Faksimileausgabe von K. Breul (1915) ist für deutsche Benutzer nunmehr völlig ersetzt und überholt. Ein Vergleich mit der Breulschen Ausgabe zeigt, wie weit die deutsche philologische Kritik doch der englischen überlegen ist. Für eine etwaige Neuausgabe sei die Bitte ausgesprochen, ein Verzeichnis der Initien beizufügen.

F. Schillmann.

Digitized by Google

Regesten von Vorarlberg und Liechtenstein bis zum Jahre 1260 bearbeitet von Adolf Helbok (Bd. I der Quellen zur Geschichte beider Lande). 4°. XIX + 141 + 286 S. Innsbruck. Universitätsverlag Wagner 1920–25.

Vorarlberg und Liechtenstein gehören in ethnographischer, wirtschafts- und verfassungsgeschichtlicher Hinsicht zu den interessantesten Gebieten deutscher Lande. Bewohnt von Alamannen, romanisierten Rätern und burgundischen Wallisern, die beide im Laufe der Zeit deutsch geworden sind, gehörte der südliche Teil einst zu Churrätien, das in der Struktur des fränkischen Reiches eine Sonderstellung einnahm, der nördliche hingegen zum Schwabenlande. Die Gau- und Grafschaftsverfassung bestand auch hier, zeitigte aber zum Teil eigenartige Erscheinungen. Die Grafengewalt besaßen in weitem Ausmaße Mitglieder der Familie Udalrich, später Grafen von Bregenz genannt. Sie waren auch mächtige Grundherren. Neben ihnen erscheinen die Welfen und von kirchlichen Herrschaften vor allem Chur, Einsiedeln, St. Gallen und als einheimisches Kloster Mehrerau bei Bregenz dort begütert. Dem letzten Bregenzer Grafen († 1160) folgte dessen Schwiegersohn Hugo Pfalzgraf von Tübingen und ihm dessen jüngerer Sohn Hugo, der Begründer der Linie der Grafen Montfort. Durch fortgesetzte Teilungen in diesem Hause wurde die Bildung einer einheitlichen Landesherrschaft verzögert. Schließlich war ihr Besitz so zersplittert, daß es den Habsburgern als Nachbarn leicht wurde, fortschreitend dort festen Fuß zu fassen. Unter ihrer Landeshoheit wurde Vorarlberg eine politische Einheit, während Liechtenstein nach mannigfachen Schicksalen zum Reichsfürstentum ausgestaltet wurde.

In meinem Innsbrucker Kollegen A. Helbok besitzt Vorarlberg, mit dessen Geschichte sich schon im 19. Jahrhundert verschiedene Gelehrte eifrig befaßten, einen modern geschulten, gedankenreichen und unermüdlich mit Erfolg arbeitenden Geschichtsforscher. Durch verschiedene Vorarbeiten, namentlich seine Abhandlung über „die Bevölkerung der Stadt Bregenz am Bodensee vom 14. bis zum 18. Jahrhundert" (1912), mit dem einschlägigen Material völlig vertraut, regte er eine planmäßige Erfassung und weitreichende Herausgabe der Quellen zur Landesgeschichte an und begann diese Arbeit selbst mit staunenswerter Tatkraft. Er bereitete vor allem die Herausgabe eines zunächst bis 1300 reichenden vorarlbergischen Urkundenbuchs vor, die allerdings heute zurückgestellt wurde, und regte auch die Veröffentlichung weiterer Quellen (Urbare, Stadt- und Landrechte, Rechnungsbücher, Chroniken) an. Seit 1911 ist er Herausgeber des „Archivs" für die Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs, seit 1917 als „Vierteljahrsschrift" bezeichnet. Seiner Initiative entstammt auch die Gründung einer historischen Kommission für beide Länder (1912), welche unter seinem Vorsitz mit geeigneten Hilfskräften an der Ausführung eines weitgesteckten wissenschaftlichen Programms auf dem Gebiete der Landeskunde arbeitet und neben der Herausgabe von Quellen auch die Veröffentlichung einschlägiger Forschungen in die Wege leitet.

Digitized by Google

Als unerläßliche Vorarbeit für das Urkundenbuch, zugleich auch als kritische Unterlage für verschiedene landesgeschichtliche Forschungen, nahm er die mühevolle Herstellung eines möglichst vollständigen, bis 1500 reichenden Regestenwerkes selbst in Angriff, dessen erster Band in mustergültiger Fassung das Material von der Reichsteilung Karl Martells (741), die unsere Gebiete dem Erbteil Karlmanns zuwies, bis zum Tode des Grafen Hugo II. von Montfort (1260), mit dem die ungeteilte Verwaltung der Lande aufhörte, verteilt auf mehr als 500 Regesten, wiedergibt. Ihm sollen drei weitere Bände folgen. Der Stoff entstammt den verschiedensten, zum Teil weit abliegenden Archiven (vgl. S. XI). Für die erste Zeit bot namentlich St. Gallen reiche Ausbeute. Das älteste, im Lande verbliebene Original ist erst die Bulle P. Innozenz II. von 1139 für das Stift Mehrerau. Ein sehr großer Teil der Stücke liegt in älteren oder neueren Drucken vor, die gewissenhaft angegeben werden. Zur Aufnahme kamen die einschlägigen Urkunden und Briefe, von den erzählenden Quellen nur jene Stellen, die eine urkundgemäße Handlung oder Ereignung besprechen, soweit sie für die Landesgeschichte Bedeutung haben. Hierzu zählen auch an sich auswärtige Stücke, die heimische Personen als Zeugen nennen (vgl. hierzu das Vorwort S. VIII ff. und Helboks Aufsatz: Zur Frage eines vorarlbergischen Urkundenbuches im 8. Jahrgang des Archivs für Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs (1912) S. 11). Die Regesten sind zum Teil recht ausführlich gehalten und durchaus auch für ungeschulte Benutzer lesbar. Datierung und Zeugenreihen wurden in der Regel ungekürzt aufgenommen. Auch sonst sind die Forderungen moderner Editionstechnik berücksichtigt und die Ortsnamenfrage ist mit Sachkenntnis beachtet. Ganz besonders wertvoll aber ist der den Regesten angefügte wissenschaftlich kritische Apparat, der so manches diplomatische und historische Problem löst. Den Schluß bildet, verfaßt durch Landesarchivar V. Kleiner, ein ausführliches Register der Orte und Personen und, was den Wert noch erhöht, ein eingehendes Sachregister. Einen besonderen Hinweis verdienen auch die Siegelbeigaben aus den Jahren 1181—1256 und die Stammtafeln mehrerer Familien.

Den Regesten gehen drei Exkurse voran. In ihrem ersten behandelt Helbok in monographischer Weise Wesen und Entwicklung der rätoromanischen Urkunden seit dem 8. Jahrhundert, eine eigenartige Urkundenschicht, die in unseren Regesten einen besonderen Platz einnimmt und schon wiederholt wissenschaftlicher Behandlung unterzogen wurde. Es zeigt sich in ihnen ein starres Festhalten an einem vielfach dem spätrömischen Urkundenwesen entnommenen Formelsystem, aber auch in späterer Zeit das Einfließen germanischer Rechtsgedanken. Die Studie kommt zu beachtenswerten Ergebnissen in der Frage nach der Fassung des Formulars, der Entwicklung der Schrift und des Schreiberwesens, namentlich des rätischen Kanzleramtes, und der Beziehungen zwischen Rechtshandlung und Beurkundungsakt. Ihr folgt als zweite Beigabe eine Studie R. v. Plantas über die Sprache dieser Dokumente. Der letzte Exkurs — verfaßt von Helbok — klärt ver-

Digitized by Google

schiedene Fragen aus der Geschichte der Häuser Udalrich, Pfullendorf und Tübingen, zu deren Herrschaftsgebiet auch unsere beiden Länder zählten. Er gewährt Einblick in die Genealogie dieser gräflichen Familien, deren Besitz und Machtstellung, ihre Beziehungen zu den Welfen und zu Fragen der süddeutschen Fürsten- und Reichspolitik jener Zeit. So bringt dieser Band in mehrfacher Hinsicht einen wesentlichen Fortschritt in der Erkenntnis der Landesgeschichte, wozu wir den Verfasser und die historische Kommission herzlich beglückwünschen. Mögen ihm bald die weiteren folgen. A. Wretschko.

Ballentin, Berthold: Napoleon und die Deutschen. 8°. 96 S. Berlin, Georg Bondi, 1926. Broschiert Mk. 3.—

„Es ist wohl nie ein neues Jahr mit einer so ungeheuren Aufregung, einem so stürmischen Wechsel und einer so wunderbaren Mischung aller Affekte, von Haß und Liebe, von Furcht und Hoffnung, von Mut und Mutlosigkeit, von bangen und freudigen Erwartnngen angetreten worden als das dreizehnte des neunzehnten Jahrhunderts": so schildert Gerd Eilers im ersten Bande seiner „Wanderung durchs Leben" noch 1856 trefflicher die ungeheure Spannung um die Wende von 1812 auf 1813, wie er sie in Göttingen, der Universität König Lustick, persönlich erlebt hatte. „Viele wollten beten", so fährt er fort, „konnten aber ihr Kämmerlein nicht finden. Alle fühlten das Walten einer höheren Macht. Einige legten sich aufs Lauern, Andere suchten Licht in den Offenbarungen Johannis, und noch Andere lernte ich kennen, die in ihrer Allgottslehre Ruhe suchten und, wie sie vorgaben, auch fanden. ‚Was ist es denn so Erschreckliches?' fragten sie und antworteten: ‚Es sind vorübergehende Erscheinungen des Weltgeistes, der am sausenden Webstuhle der Zeit der Gottheit lebendiges Kleid wirkt.'" Solche seelischen Erschütterungen wirkte damals das Bevorstehen des Sturzes Napoleons aus. Wir Deutschen von heute haben weit Schlimmeres erlebt und durchmachen müssen; außerdem hat die zeitliche Entfernung natürlicherweise das in jenem furchtbaren Bonaparte sich manifestierende Walten einer höheren Macht einigermaßen verblassen lassen. Dennoch schwebt noch jetzt sein Schatten über uns; das leidet keinen Zweifel. Ein überaus geistvoller Interpret dieser mehr oder weniger latenten Tatsache ist B. Ballentin.

Ein konkretes Beispiel möge den „Fall Napoleon" beleuchten: es ist sicherlich sehr leicht, über die servile Vasallentreue des Herrn von Dalberg den Stab zu brechen; aber man wird diesem vorbildlichen Mäzen ohne Zweifel nicht gerecht, wenn man nicht sein Geblendetsein mit in Rechnung zieht (größeren Geistern als ihm soll Ähnliches passiert sein). Hier die richtige Balance zu finden ist schwierig; und vielleicht sind gerade Ballentins Buch und Nachtrag berufen, sie finden zu helfen. „Buch und Nachtrag" — wieso? Ja, was uns heute vorliegt, ist eine Ergänzung, eine Nachlese; das eigentliche Hauptwerk

Digitized by Google

ist schon 1923 unter dem einfach stolzen Titel „Napoleon" erschienen und von mir gebührend („Mitteilungen" 51 S. 109 f.) besprochen worden. Was Vallentin auch hier in neun neuen Kapiteln bietet, ist der meist gelungene Versuch, die einmalige Erscheinung, die unter dem Namen Napoleon Bonaparte schicksalhaft über Europa hinweggeschritten ist, unter allen Umständen in die höhere Sphäre des Geistigen zu heben. Gewiß geht es dabei nicht ohne einige Künstelei, manche Vergewaltigung ab; in sehr natürliche Vorgänge wird manchmal etwas hineingeheimnist, was mindestens den Zeitgenossen schlechterdings nicht zum Bewußtsein gekommen sein mag. Immerhin: der Verfasser behauptet stets seine hohe Warte, und dem willigen Leser bereitet es einen ausgesprochen ästhetischen Genuß, seinen geistvollen Ausführungen zu folgen. Vallentin setzt viel voraus, gibt aber auch viel. Die Überschriften der Abschnitte lauten diesmal: Napoleon und die Deutschen; Napoleon und die geistige Bewegung; Erneuerung des Napoleonbildes; Zum 100jährigen Todestage Napoleons; Antike und Klassizismus; Napoleon und Frau v. Staël; Das Herz Napoleons; Die Legende Napoleons; Warum Napoleon? Was mir hier zu fehlen scheint, das wäre eine viel ausführlichere Behandlung der Wandlungen des Napoleonbildes, als sie der sehr kursorische Überblick auf S. 46 f. zu bieten vermag; man denke bloß an das fesselnde Einzelthema: Napoleon und Fr. Chr. Schlosser! Hier wäre wohl noch so manches mit Gewinn nachzuholen und nachzutragen. In diesem Sinne also: Auf Wiedersehen! Hans F. Helmolt.

Hermann Oncken: Die Rheinpolitik Kaiser Napoleons III. von 1863 bis 1870 und der Ursprung des Krieges von 1870/71 nach den Staatsakten von Österreich, Preußen und den süddeutschen Mittelstaaten. 8°. 1. Band XVI, 121 und 382 S. 2. Band 591 S. 3. Band 550 S. Stuttgart, Berlin und Leipzig: Deutsche Verlags-Anstalt, 1926.

Um die Abwandlungen der Politik eines Staates kennen zu lernen, sind seine Urkunden und Akten dem Forscher von höchstem Wert. Aber wie einst der junge Ranke mit Hilfe der venezianischen Gesandtschaftsberichte sich von der germanisch-romanischen Völkerwelt ein richtiges Bild zu verschaffen vermochte, so kann auch heute noch die Lektüre der Relationen fremder an einem und demselben Hofe akkreditierter Botschafter gleich ergiebige Aufschlüsse gewähren, tiefere sogar als die Akten jener einen Macht selbst. Beweis dafür sind die vorliegenden 3 Onckenschen Bände, gemessen an der amtlichen französischen Publikation Origines diplomatiques de la guerre de 1870/71.

Oncken hat in Berlin, Wien, München, Stuttgart und Karlsruhe die Berichte der Gesandten aus Paris exzerpiert, soweit sie auf die französische Politik der Jahre 1863 bis 1870 Licht werfen, und sie mit andern aufschlußreichen Stücken zusammen in chronologischer Folge abgedruckt; einige Berichte des Grafen Vitzthum wurden ihm von

Digitized by Google

dessen Neffen zur Verfügung gestellt, Radowitzsche Tagebuchaufzeichnungen der entscheidenden Monate vor dem 66er Kriege von Dr. Hajo Holborn. So vermag er sozusagen Scheinwerfer von allen Seiten her auf Napoleon III. und sein Verhalten Deutschland gegenüber zu richten. Denn die französische Außen- speziell Rheinlandpolitik der 60er Jahre zu rekonstruieren, ihren Oszillationen und Biegungen gewissenhaft nachzuspüren, setzte sich Oncken als Ziel. Höchstens nebenher sollte auch die Politik Österreichs, Preußens, Bayerns, Württembergs, Badens erhellt werden. In überaus sorgfältigen Anmerkungen wird auch zu anderen Publikationen Stellung genommen, Entlegenes herangezogen, Falsches berichtigt. Was in den 961 im Wortlaut mitgeteilten Stücken steckt, darüber berichtet Oncken in einer packenden, den ersten Band einleitenden Darstellung, die auch gesondert käuflich ist. Zum mindesten ihre Lektüre muß jedem Historiker dringend empfohlen werden.

Streben nach dem Rhein und nach der Vorherrschaft auf dem Kontinent ist bei unsern westlichen Nachbarn eine Jahrhunderte alte Tradition. Für das siècle de Louis XIV, das Zeitalter der Revolution und die Epoche nach 1815 führt Oncken dafür zahlreiche Belege an. Napoleon III. wußte wohl, woran er anknüpfte mit seinen vielsagenden Worten: „Das Frankreich Heinrichs IV., Ludwigs XIV., Colberts und Napoleons hat die Rolle, in alle Verträge seinen Brennusdegen zugunsten der Zivilisation zu legen." Er war ein Mann der Schlagworte, aber kein Doktrinär. Er ging vorwärts mit seiner Zeit, wußte sich den wachsenden Verhältnissen anzupassen. Der überlieferten klassischen Außenpolitik, allem voran der Rheinpolitik eingedenk, hat er immer wieder nachgedacht über die geeigneten, zu dem von den Franzosen heiß ersehnten Ziele führenden Wege. Er erkannte, daß er Streit säen müsse zwischen den beiden Großmächten. Hin und her geschwankt hat er nur zwischen dem Anschluß an Österreich und an Preußen.

Wie er im April 1857 Bismarck den Plan einer großzügigen Abrundung Preußens in Norddeutschland entwickelte, über eigene Wünsche nur ganz vorsichtige Andeutungen machte, wissen wir aus den „Gedanken und Erinnerungen." Da man in Berlin taub blieb, sprach Kaiserin Eugenie im Frühjahr 1863 mit dem österreichischen Botschafter in Paris, dem Fürsten Metternich, über ein Projekt ihres Gatten zur Umgestaltung der Karte Europas: im Osten müsse Polen wiederhergestellt und ein Erzherzog oder der Wettiner sein König werden; Preußen bekomme Sachsen, Hannover und die Herzogtümer nördlich des Mains, trete Posen an Polen, Schlesien an Österreich, das linke Rheinufer an Frankreich ab, Kaiser Franz Josef Venetien an Piemont, Galizien an Polen; dafür dehne Österreich sich an der Adria südostwärts aus, erhalte Schlesien zurück und alles, was es südlich des Mains haben wolle; Rußland sei für den Verlust der polnischen Provinzen in der asiatischen Türkei zu entschädigen. Auch mit diesem utopischen Projekt fand Napoleon in Wien keine Gegenliebe. 1866 schien sein Weizen zu blühen. Wie auf einem Schach-

Digitized by Google

brett schob er die Figuren gegeneinander, brachte auf der einen Seite Preußen und Italien zusammen, stachelte auf der anderen die deutschen Mittelstaaten zur Aktivität, zum Anschluß an Österreich an, stellte diesem wieder Schlesien in Aussicht, wenn es Venetien den Italienern überlasse. Als Preis für Frankreichs Neutralität in dem Kriege, zu dem er hetzte, suchte er in Berlin und in Wien den Rhein vertraglich zu erlangen, sei es in der Form eines aus dem Deutschen Bunde ausgeschiedenen Pufferstaates, eines zweiten Belgien, sei es in der Form glatter Annexion; letztere sollte als Minimum Saarbrücken und Landau umfassen, den französischen Besitz von 1814, und die bayrische Pfalz. Um ganz sicher zu gehen, bändelte er auch noch mit den Mittelmächten an. Drouyn de l'Huys sagte am 30. Juni zu dem bayrischen Gesandten, diejenigen Mittel- und Kleinstaaten, die eigentlich das Herz Deutschlands bildeten, möchten mit Ausschluß Österreichs und Preußens unter bayrischer Führung einen Bund schließen; der Sympathien Frankreichs könne man gewiß sein.

Alle Berechnungen des listigen Spekulanten warf Preußens Sieg über den Haufen. „Wir haben Venedig für andere gewonnen und den Rhein für uns selber verloren", klagte Napoleon am 4. Juli, und ganz verzweifelt schrieb Eugenie am 11. an Metternich: Je suis triste, mais je ne puis rien, je ne sais même plus ce qui se passe. La seule chose que je puis répondre c'est que l'Empereur fera tout son possible pourque Vous puissiez avoir la meilleure paix possible. Je suis désolée et ne puis écrire plus long. Si vous pouviez leur donner une bonne frottée!

Wie alle Versuche Napoleons, dem Sieger von Königgrätz noch etwas abzupressen, mißlangen, weiß man. Auch Belgien gestand man ihm nicht zu. „Es ist immer dieselbe Tendenz" — bemerkte Wilhelm I. am 19. September — „Preußen soll Napoleon sozusagen retten und deshalb einen geheimen Vertrag schließen, um gegen ein unschuldiges befreundetes Land im voraus zu konspirieren. . . Vor 2 Jahren sollte ich Teile von Schlesien oder Hohenzollern sakrifizieren, um die Elbherzogtümer zu erwerben. Ich tat es nicht und habe jetzt die Elbherzogtümer. Wenn Deutschland je erführe, daß ich eine französische Allianz zur Vernichtung Belgiens geschlossen habe, um dadurch Herr in Deutschland zu werden, so würden die deutschen Sympathien für Preußen sehr schwinden."

Wie dann Napoleon eine Einkreisung des Hohenzollernstaates in die Wege zu leiten suchte, ist im allgemeinen bekannt. Metternich hatte recht, wenn er am 7. März 1867 aus Paris nach Wien berichtete: „Meine kleine Reise nach dem südlichen Frankreich hat mir neuerdings den Beweis geliefert, daß man im ganzen Lande nur ein Gefühl hegt, und das ist der Preußenhaß. Überall fühlt man tief die begangenen Fehler, die auf ewig verlorengegangene Gelegenheit und hegt man die Sehnsucht nach einer revanche éclatante." Preußen sollte gedemütigt und zerschlagen werden, Deutschland ohnmächtig bleiben, Objekt des Machtwillens der grande nation. Napoleon und

Digitized by Google

seiner Dynastie drohte Gefahr, wenn er das Sehnen seines Volkes nicht stillte.

Seit Ende 1868 arbeitete er an einem Dreibund Frankreich-Österreich-Italien. Dem formellen Abschluß eines Vertrages stellten sich zwar Hindernisse in den Weg, aber für ihn bot ein Austausch von Briefen der Monarchen Ersatz. „Ich betrachte", sagte Napoleon zu Rouher — „unsere Verträge als moralisch unterzeichnet. Das Bündnis mit Österreich ist der Angelpunkt meiner Politik" — einer, wie der Besuch des Erzherzogs Albrecht in Paris, die Reise des Generals Lebrun nach Wien zeigt, auf Krieg hinzielenden Politik. Nach Gramonts und Olliviers drohender öffentlicher Stellungnahme zur spanischen Thronkandidatur des Hohenzollern fragte Napoleon Metternich, ob er wirklich glaube, daß man in Berlin zurückweichen könne; Eugenie meinte, tue es Bismarck, so sei das gegenüber der Haltung Frankreichs eine Demütigung, von der er sich schwer erholen werde. Ollivier aber bekannte Metternich frank und frei: „Wir haben einmütig den Entschluß gefaßt, daß man marschieren muß. Wir haben die Kammer fortgerissen. Wir werden die Nation fortreißen. In 14 Tagen haben wir 400 000 Mann an der Saar, und wir werden den Krieg machen wie 1793. Wir werden das Volk bewaffnen, das zu den Grenzen strömen wird." „Ihr seid" — äußerte Metternich am 8. Juli zum Herzog von Gramont — „einfach blindlings in die Gelegenheit hineingesprungen, nach dem Sprichwort, eine gute Gelegenheit kommt nicht wieder, und habt gedacht, sie bei den Haaren ergreifen zu müssen, um entweder einen diplomatischen Erfolg davonzutragen oder den Krieg auf einem Terrain zu führen, das nicht den deutschen Geist gegen euch in Bewegung setzt." Gramont bestätigte es geschmeichelt und selbstbewußt. Am 11. Juli war der Krieg in Paris beschlossene Sache. Metternich meldete an diesem Tage: „Kaiser Napoleon wird morgen die Mobilmachung ersten Grades anordnen und glaubt, daß das den Krieg unvermeidlich machen werde." In der Nacht vom 11. zum 12. Juli, also noch ehe Gramont den Entschuldigungsbrief von König Wilhelm verlangte, telegraphierte der österreichische Militärbevollmächtigte nach Wien: „Ich berechne den Vorsprung Frankreichs an Zeit auf 8—10 Tage. Man will hier absolut den Krieg. Aufregung sehr groß. Der Anlaß populär. Das Abwickeln gefährlich. Kaiserreich würde allerdings nie wieder solche Vorteile vereinigen und einen solchen Zeitvorsprung gewinnen können. Graf Bismarck hat nunmehr die Wahl zwischen Krieg und einem zweiten Olmütz."

„Die geschichtliche Rolle der Emser Depesche besteht nicht darin, daß sie eine friedliche Verhandlung durch einen den Krieg unvermeidlich machenden Offensivstoß zerriß, sondern vielmehr darin, daß sie das auf den Krieg berechnete Intrigenspiel der Franzosen, das Hinziehen der Verhandlung um des Rüstungsvorsprungs willen störend durchkreuzte." Napoleons Politik stand im Banne einer nationalen Tradition. Die nach dem Rhein gierenden, den Deutschen den Aufstieg zu Einheit und Macht nicht gönnenden Franzosen haben den Zusammenstoß erzwungen.

Digitized by Google

Kann Onckens Publikation auch nicht alle Winkelzüge der napoleonischen Rheinpolitik jener Jahre restlos bloßlegen, mit ihren Grundlinien macht sie den Leser doch vertraut und verpflichtet ihn zu aufrichtigem Dank. Durch ein vorzügliches Register ist er in den Stand gesetzt, sich immer wieder rasch zu unterrichten.

Paul Haake.

Reischach, Hugo Freiherr von: Unter drei Kaisern. 8°. 287 S. Berlin, Verlag für Kulturpolitik, o. J. [1925].

Reischach, 1854 geboren, war unter dem alten Kaiser seit 1885 in dessen Oberhofmarschallamt tätig, 1888 Hofmarschall Kaiser Friedrichs und sodann bis 1901 seiner Witwe, Kaiserin Viktoria, 1905—13 Oberstallmeister und bis 1918 Oberhofmarschall bei Wilhelm II. Seine Erinnerungen bringen daher manche anschauliche Schilderung höfischen Lebens und Treibens (S. 53—66: Vortänzer bei Hofe), auch seiner spezifisch beruflichen Tätigkeit (z. B. S. 224—38, den kaiserlichen Marstall betreffend) oder zeigen ihn in besondere Vorkommnisse verwickelt (S. 178—183: Fall Kotze), halten sich aber naturgemäß zumeist an das menschlich Anziehendste, an Wesens- und Meinungsäußerungen fürstlicher Personen und bedeutsamer Persönlichkeiten. Besonders wichtig sind seine Nachrichten über die Kaiserin Friedrich (S. 109—11: Charakteristik; S. 142—167, S. 203—210), der er in dreizehnjährigem Umgange nahe trat und deren Andenken sein Büchlein pietätvoll gewidmet ist; auch über ihre Mutter, die Queen (S. 148 ff.), und ihren als Prinz unter-, als König und Diplomat überschätzten Bruder Eduard (VII.). Der Schwester fehlte es als Kaiserin-Witwe an der rechten Betätigung und Wirksamkeit. Was sie auch tat, — „all dies füllte das Leben der seltenen Frau nicht aus. Wie gerne hätte ich sie als Statthalterin der Reichslande gesehen, das wäre eine Aufgabe für sie gewesen!" (S. 178.)

Bemerkenswerte Einzelheiten finden sich über Wilhem I. sowie über Moltke und Bismarck. Wilhelms I. politisches Testament möchte Reischach in den Worten des Sterbenden (an den Enkel) sehen: „Wenn ein Krieg freventlich vom Zaune gebrochen wird, dann bist du durch deine Verträge gebunden, wirst dieselben halten und marschieren. Aber hege und pflege die russische Freundschaft." (S. 125.) In diesen Zusammenhang gehört auch die Äußerung Moltkes aus dem November 1887, als er im Vorzimmer des Kaisers gefragt wurde, ob es Krieg gebe (Boulanger als Kriegsminister spielte damals den Kriegslustigen): „Ja, dieser Becker scheint es ja zum Kriege treiben zu wollen. Nun, wenn es wie 1870 allein gegen Westen geht, dann wird es gehen, müssen wir gegen Westen und Osten fechten, dann wird es auch gehen." (S. 122.) Graf Herbert Bismarck, ein guter Bekannter Reischachs (S. 31), meinte am 20. März 1890 abends, als er von der eben erfolgten Entlassung seines Vaters sprach: „Das bedeutet die Auflösung des Reiches." (S. 167.) Auf Reischachs Entgegnung: „Dann wäre ja das Werk

Digitized by Google

Ihres Vaters eine Utopie?" antwortete der Graf: „Nein, aber ein so feines Gefüge, das eine solche Kraftprobe, wie die Entlassung des Schöpfers des Reiches, nicht verträgt. Alle Menschen machen sich die Tragweite dieser Handlung nicht klar, auch meiner Ansicht nach der Kaiser nicht, und solch impulsive Handlungen des Kaisers werden noch viele folgen. Das wird das Reich nicht aushalten und in zwanzig Jahren wird es zerfallen. So lange werden die Verträge noch halten, welche mein Vater mit Europa geschlossen." (S. 168.) Wenn diese Worte wirklich so gesprochen worden sind, dann sind sie es, die, gegen die Handlung des Kaisers gerichtet, deren beste Rechtfertigung darstellen; zugute kommen dem Sprecher für den oberflächlichen Leser von heute die impulsiv und auf gut Glück in die Welt gesetzten „zwanzig Jahre".

Reischachs eigene Anschauungen über Politik sind nicht recht ausgeglichen: wie sollten sie es auch sein bei einem Süddeutschen, der dem Preußischen Hofe angehörte, und bei einem Deutschen, der dreizehn Jahre im Dienste der Kaiserin Friedrich stand? Denn diese war nun doch einmal, nach Reischachs eigener Darstellung (S. 157/8) mindestens ein schwankendes Rohr, in Deutschland alles Englische, in England alles Deutsche lobend; wenn sie sich auch selbst diplomatisch-neutral auf den Standpunkt der Gerechtigkeit zu stellen suchte und erklärte: „Ich bin immer auf der Seite der Abwesenden." Sie war Gegnerin Bismarcks und hat erleben müssen, daß „die Seele ihres Sohnes der ihrigen entfremdet worden ist". (S. 161.) Reischach aber ist „dem Hause Bismarck immer treu geblieben" (S. 163); er rühmt sich auch, in den Jahren 1902—04 „die zwölf Bände der politischen Reden des Fürsten Bismarck durchstudiert" zu haben (S. 211.). Demgemäß fallen seine Urteile über Caprivi und Bülow aus; denn Hohenlohe, Reischachs Oheim, findet einigermaßen seinen Beifall, vor allem wohl, weil er „den Faden mit Friedrichsruh wieder aufnahm" (S. 186.). Dagegen über Caprivi: „Wie soll da Weltpolitik getrieben werden, wenn die Leitung in den Händen eines Generals und eines Staatsanwalts (Außenminister Marschall) liegt!" (S. 172.) Dabei dachte Reischach, der Hofmann, selbst daran, Diplomat zu werden (S. 210.). Und das war doch Bernhard Bülow wirklich! Aber leider hat über diesen der Diplomat aller Diplomaten, der schwäbische Landsmann Reischachs, Kiderlen-Wächter, hier maßvoll nur „der kluge" genannt, mit „listigem Lächeln" gesagt: „Sie kennet gar net glaube, was der arm Theobald (Bethmann Hollweg) für e Erbschaft von Bernhardle übernomme hat, das geht net uf e Kuhhaut zu schreibe, abers Schlimmschte isch, daß mers net e mal sage kenn, sonst duht mer unser Blöß de Feind darbiete." (S. 187). Im Sinne dieser superklugen Kritik weist dann Reischach (S. 188—190) die Fehler nach, die Bülow gemacht hat; er bedenkt wohl zu wenig, daß die Politik zwar als von Politikern gemacht angesehen wird, daß es aber richtiger ist, die Politiker als Geschöpfe der Politik anzusehen. Und hier traut er nun wieder Eduard VII. zuviel zu, wenn er meint, daß dieser mit seiner Friedensliebe, die

Digitized by Google

derjenigen Wilhelms II. vergleichbar gewesen (S. 251/2), den Ausbruch des Weltkrieges verhindert hätte (S. 254.).

Die Beurteilung des Weltkrieges zeugt kaum von besonderen Informationen. Immerhin kann Reischach berichten (S. 275): „Ich bin die ganze Zeit bis zur Kriegserklärung um den Kaiser gewesen und kann bezeugen, daß er in der größten Sorge war und nur einen Gedanken hatte, den Krieg zu vermeiden." Sodann weiß er von einem Gespräch mit Bethmann am 9. Januar 1917 nach dem Kronrat im Plesser Schloß, wo der verschärfte U-Boot-Krieg beschlossen wurde; er habe Bethmann darauf aufmerksam gemacht, daß es seine Pflicht sei, durch sofortiges Einreichen seines Abschiedsgesuches diesen auch nach Reischachs Meinung unheilvollen Beschluß umzustoßen. Der Kanzler aber habe geanwortet (S. 283): „Ich kann durch mein Weggehen jetzt nicht die Zwietracht in die Nation werfen, wenn Deutschland im Begriffe steht, sein letztes Atout auszuspielen."

Erich Bleich.

Alexander von Hohenlohe: Aus meinem Leben. 8°. XIII, 413 S. Frankfurt am Main, Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Abteilung Buchverlag, 1925.

Vor dem Weltkriege plante der am 17. Mai 1924 gestorbene Sohn des dritten Kanzlers ein Buch über Elsaß-Lothringen. Der Zusammenbruch Deutschlands bestimmte ihn, weiter auszuholen und ein Erinnerungsbild der ganzen Zeit und Welt zu entwerfen, die er durchlebt und kennengelernt hatte. Freilich sollten diese Memoiren mehr Skizzen und Episoden geben als eine über die eigene Entwicklung restlos Aufschluß gebende Autobiographie, mehr sein Tun und Lassen von 1914 bis 1918 rechtfertigen, seine Stellung zum Krieg und zum Pazifismus begründen, die Blicke auf die an der Katastrophe Schuldigen lenken als von Hohenlohe selbst und seinen Handlungen erzählen. Auch war der 62jährige noch nicht ganz fertig mit der Niederschrift, als der Tod ihm die Feder aus der Hand nahm. Dennoch lohnte das in seinem Nachlaß vorgefundene Manuskript eine Überarbeituug und die Herausgabe, und es reicht hin zum tieferen Eindringen in die Wesensart des vielgescholtenen Mannes. Gewiß ist es kein durch feste Geschlossenheit imponierendes Buch, dem Gottlob Anhäuser die endgültige Form gab — das 7. von den 15 Kapiteln, meine „Reisen nach Rußland" betitelt, fällt aus dem Rahmen völlig heraus —, aber auch die, die es zum Zweifel oder zum Widerspruch reizt, wird es, insbesondere seine zweite Hälfte, fesseln als Bekenntnisschrift und Vermächtnis eines vielleicht falsche Wege einschlagenden, aber, auch wenn er irrte, doch lauteren deutschen Idealisten und als Produkt einer unsicher vorwärts tastenden Epoche der Gärung.

Alexander von Hohenlohe, ein Zwillingsbruder von Moritz, war ein geborener Widerspruchsgeist, den schon als Schüler die sich jährlich wiederholenden patriotischen Feiern und die leeren Phrasen der

Digitized by Google

dabei gehaltenen Festreden anekelten. Ein sozialdemokratischer Hauslehrer, der 1918 gestorbene badische Landtagsabgeordnete Dr. August Rüdt, verstärkte die in dem Knaben und Jüngling vorhandene Neigung zur Opposition. Was ihm das Wiesbadener Gymnasium bot, befriedigte ihn nicht. Das Göttinger Korpsstudententum stieß ihn ab. Außer Iherings Vorlesungen sagten ihm keine von deutschen Hochschullehrern sonderlich zu, um so mehr die von Leroy-Beaulieu an der Pariser Sorbonne über die Rolle des Staates. „Je älter ich wurde, desto mehr hat sich in mir die Überzeugung gefestigt, die ich schon in jungen Jahren auf der Universität mir gebildet hatte, namentlich mit allem, was wir in den letzten Jahren erlebt haben, daß die Freiheit des Individuums ein so kostbares Gut ist, daß nur diejenige Verfassung des Staates, welche diese Freiheit am sichersten garantiert, geeignet ist, ein Volk glücklich und das Leben des einzelnen erträglich zu machen sowie ihm zu ermöglichen, den Gehalt seiner eigenen Persönlichkeit zu steigern."

Ihr Wachsen und Schwellen bei Hohenlohe Jahr für Jahr zu verfolgen, reichen seine Memoiren nicht hin. Was aber das Werden und die Konsolidierung seiner politischen Anschauungen vornehmlich beeinflußte, das lassen sie ahnen.

Zunächst die Verhältnisse in Elsaß-Lothringen. Er wurde mit ihnen mehr und mehr vertraut, als 1885 sein Vater Nachfolger Edwin von Manteuffels in Straßburg wurde, als ihn 1893 der Wahlkreis Hagenau-Weißenburg als Abgeordneten in den Reichstag schickte, als der 36jährige 1898 zum Bezirkspräsidenden des Oberelsaß in Colmar avancierte, in welcher Stellung er volle acht Jahre verblieb, bis die Veröffentlichung der Denkwürdigkeiten seines Vaters ihm die Ungnade Wilhelms II. zuzog. Augenzeuge der zunehmenden Entfremdung der Reichslande, sann er nach über ihre Ursachen, kam zu dem Schluß, daß die ausnahmsweise Ernennung einiger wenigen Elsässer auf höhere Verwaltungsposten ein Fehler war, solange man nicht dem Lande die volle Autonomie gewährte und seine Verwaltung ganz den Händen der Eingesessenen überantwortete, erblickte die Wurzel allen Unheils darin, daß 1871 die Bevölkerung nicht befragt, sondern einfach annektiert wurde, konnte nicht lassen von dem Glauben, daß eine allmähliche Verschmelzung und Aussöhnung der Bevölkerung mit den durch die Annexion eingetretenen Verhältnissen möglich gewesen wäre: „neue Generationen mußten ja heranwachsen, und wenn sie gesehen hätten, daß sie unter einer gerechten Regierung, die ihre Stammeseigentümlichkeiten ebenso wie den Schatz der Erinnerungen, den sie im Herzen bewahrten, respektierte, in Freiheit leben konnten, dann wäre vielleicht doch der Augenblick gekommen, von dem an sie mehr in die Zukunft als in die Vergangenheit geblickt, wo sie sich endgültig und bewußt auf den Boden der nun einmal bestehenden Tatsachen gestellt und an dem staatlichen Leben des deutschen Volkes mit dem Willen teilgenommen hätten, wirklich und endgültig ein vollberechtigtes Mitglied des Deutschen Reichs zu sein, ohne von jetzt ab mehr an eine Änderung der Lage und eine Rückkehr an Frankreich zu denken."

Digitized by Google

Chlodwig Hohenlohe, der im Auge hatte, Elsaß-Lothringens Bevölkerung durch eine ruhige, stetige und gerechte Verwaltung zufriedenzustellen, Rücksichten zu nehmen und so ganz allmählich eine Versöhnung herbeizuführen, bis der Moment gekommen wäre, wo man ihr die volle Autonomie, die Regierung ihres eigenen Landes durch sie selber im Rahmen des Reiches hätte geben können, so wie es England in Südafrika gemacht hat, war — der Sohn vermerkt es mit Stolz — auf dem rechten Wege, der erste Reichskanzler nicht. „Bismarck ahnte wohl, welche verhängnisvolle Bedeutung die Annexion von Elsaß-Lothringen für die Zukunft der europäischen Politik bei einem Volkscharakter wie dem französischen haben würde. Er sah weiter als die Generale, für die nur strategische Erwägungen in Betracht kamen, aber Bismarcks eigene Tragik war es, ein so großes politisches Genie er gewesen ist, daß er sich von dem Macht- und Schwertglauben nicht losmachen konnte und daß er die Kraft der idealen und moralischen Werte in der Politik unterschätzte. So behielt schließlich Moltkes Ansicht die Oberhand, das „Reichsland" wurde zum „Glacis" des Reiches. Alle Fehler der späteren Behandlung des Landes durch die Regierung haben darin ihre Wurzel."

Bismarck, dem ein ganzes Kapitel, das elfte, gewidmet ist, bekommt, weil er für moralische Eroberungen nur ein verächtliches Lachen hatte, ein sehr schlechtes Zeugnis. „Bismark ist es gewesen, der die Geistesrichtung der Deutschen von 1914 hervorgebracht hat; er hat ihnen während der Jahre, in denen sie seiner Führung folgten, den Stempel seines Geistes aufgedrückt. Jahrzehntelang seit den kriegerischen Erfolgen von 1866 und 1870 hatten sie sich gewöhnt, an die Macht der Gewalt zu glauben, und allmählich war es ihnen zum Axiom geworden, daß Politik und Moral zwei ganz verschiedene Gebiete seien und es nur darauf ankomme, der Stärkere zu sein, um Recht zu behalten. Sie hatten nicht an die Gefahr gedacht, die daraus entstehen kann. Bismarck kannte sie wohl, und nicht umsonst hat ihm der cauchemar des coalitions, wie er selbst eingestanden hat, manche schlaflosen Nächte bereitet. Aber die Mittel, mit denen er ihr zu begegnen gesucht, waren nicht der Moral entnommen, sondern dem alten Arsenal der Diplomatie, und ihre Waffen waren die verrosteten aus der alten Zeit der Kabinettspolitik, die Schachzüge auf dem diplomatischen Schachbrett, auf dem er Meister war, ein künstliches System von Allianz- und Rückversicherungsverträgen, bei denen die Völker wenig mitzusprechen hatten. Eine solche Politik mußte mit der fortschreitenden Zeit immer größeren Schwierigkeiten begegnen. Und ebenso wie er in den langen Jahren, in denen er der arbiter Europas gewesen war, so viele verletzt und gereizt hatte, daß Deutschland zuletzt kaum einen aufrichtigen Freund mehr besaß, und es nur mehr eines Anlasses bedurfte, um die einstweilen noch sich nicht offen hervorwagenden Feindschaften zu einer Koalition zu vereinigen, so hatte er auch im Innern durch seine Politik Herde der Unzufriedenheit und der Mißstimmung geschaffen, die früher oder später seinem eigenen Werk gefährlich werden mußten. Für Bismarck war nur die Gewalt das

Digitized by Google

Mittel, an dessen Erfolg er glaubte. Das, was England so groß gemacht hat und ihm seine weltbeherrschende Stellung gegeben hat, was es verstanden und wonach es gehandelt hat, auch wenn es Eroberungen machte und seine Herrschaft über fremde Völker auf der ganzen Weltkugel ausdehnte, das verstand er nicht, daß nämlich die Gewalt allein eine dauernde Herrschaft über die Völker nicht begründen kann, wenn man ihnen nicht zugleich die Überzeugung zu geben weiß, daß sie auch ein Hort der Freiheit ist. Der große Staatsmann hatte sich am Ende seiner Laufbahn überlebt. Das war die Tragik seines Schicksals."

Alexander von Hohenlohes Antipathien gegen den Gründer des Reiches hatten wohl auch darin ihren Grund, daß er Süddeutscher war, Sproß eines alten Reichsfürstengeschlechts, Sohn eines Mannes, der bis 1866 die Triasidee mit verfochten hatte, den Plan eines Bundes der deutschen Mittel- und Kleinstaaten unter Führung Bayerns, der mit Österreich und Preußen zusammen den deutschen Bund bilden sollte: im Grunde — sagt er einmal — war diese Politik deutscher als die Bismarcks. Der Gutsherr von Schönhausen „war und blieb im Grunde vor allem Preuße. Wenn er auch seine Standesgenossen, die Junker, weit überragte, ja selbst oft mit ihnen in Streit geriet, so blieb er doch bis zuletzt ein echtes Glied der Kaste, der er angehörte und die seit Friedrich dem Großen die Herrschaft in Preußen in ihren Händen hielt, und seine ganze Weltanschauung war die reaktionäre. Zum Unterschied von meinem Vater, in dem der Einheitsgedanke schon bei Beginn seiner politischen Laufbahn, ja von Jugend auf lebendig war, war Bismarcks Ziel ursprünglich nicht ein einheitliches deutsches Reich, sondern die Macht und die Größe Preußens. Wenn er 1866 vor der Selbständigkeit der süddeutschen Staaten haltgemacht hat, so war es nur, weil er einsah, daß er nur auf diese Weise die Hegemonie Preußens sicherstellen könne. Sie mußten sie aber teuer bezahlen dadurch, daß sie das Wesentlichste, nämlich die Leitung der auswärtigen Politik des Reichs und der militärischen Angelegenheiten sowie noch andere Vorrechte an Preußen abgaben. Durch den Weltkrieg hat das Reich zwar wesentliche Einbußen an Gebiet erlitten, aber die Zentralisierung und damit der preußische Einfluß ist in der neuen deutschen Republik, die den Namen des Reichs beibehalten hat, in einer ungeahnten Weise verstärkt, wie selbst Bismarck es nicht zu träumen gewagt hätte. Freilich, ob das ein Glück ist für das deutsche Volk und ob nicht gerade die Zentralisierung und diese von neuem befestigte preußische Vorherrschaft für Deutschland große Gefahren mit sich bringt, muß sich erst zeigen. Meines Erachtens ist es eine Gefahr, und sie ist auch schon, obgleich die große Masse sich bisher ihr gegenüber gleichgültig verhalten hat, von manchen Deutschen beachtet worden, und es ist in einzelnen Bundesstaaten eine starke Bewegung im Entstehen, die auf die Kräftigung und Selbständigmachung der einzelnen Stämme im Rahmen des Reichs und auf die Verringerung der preußischen Macht hinarbeitet, ohne dabei ein Auseinanderreißen des Reichs zu beabsichtigen. Ein föderalistisches Reich, bei dem die einzelnen

Digitized by Google

Stämme gleichberechtigt und in dem die Vorherrschaft Preußens beseitigt ist, wird eine Garantie des europäischen Friedens sein."

Erst unter Wilhelm II. begann Hohenlohes Monarchismus ins Wanken zu geraten, wohl schon ehe seine Hoffnungen auf einen Botschafterposten für immer zerschellten. Erst der Weltkrieg machte ihn zum Pazifisten: „vor 1914 war ich noch in der Überzeugung befangen, daß Kriege ein unvermeidliches Übel und — so sehr das Gegenteil wünschenswert sei — das einzige Mittel zur Lösung gewisser Konflikte zwischen den Völkern seien. Heute weiß ich, daß, wenn Europa und seine Zivilisation der Welt erhalten bleiben sollen, es nur ein Mittel gibt: das ist ein Bund der Völker, zum mindesten der europäischen, die Gründung der „Vereinigten Staaten von Europa", wozu ich England auch rechne. Schließt sich Amerika an, um so besser. Ohne eine Verständigung und Aussöhnung der europäischen Völker aber ist ein neuer Krieg unvermeidlich. Erst wenn die Arbeiter über die nationalen Grenzen hinüber einig werden und sich dem Krieg widersetzen, wird es keine Kriege mehr geben. Solange in Frankreich der Geist des Militarismus herrscht, so lange wird die europäische Atmosphäre keine reine werden und so lange kann man immer noch eine Wiederholung des Krieges befürchten."

Man sieht: ganz sicher war Hohenlohe am Ende seines Lebens sich selbst nicht über den Gang klar, den die Entwicklung der Menschheit nehmen werde. Er stellte, ein echter deutscher Idealist, sittliche Postulate auf und vertraute ihrer Durchschlagskraft; an ihnen maß er dann, ein moderner Schlosser und Gervinus, die jüngste Vergangenheit. Ebensowenig wie ihre wird man seine Werturteile als objektive übernehmen können. Er blieb, insbesondere Bismarck gegenüber, in Vorurteilen befangen. Aber ein Mann mit scharfen Augen im Kopfe, sah er doch vielen ins Herz und den Dingen oft auf den Grund. Wir nehmen seine hinterlassenen Aufzeichnungen dankbar zur Kenntnis, und müssen wir hinter seine Behauptungen auch nicht selten ein Fragezeichen machen oder sie einschränken, so lernen wir doch auch mancherlei aus ihnen. Was er z. B. über Fritz v. Holstein, Philipp Eulenburg, Bernhard v. Bülow, Wilhelm II. und seinen Hof sagt oder andeutet, verdient stärkste Beachtung, und unbedingt zustimmen kann man dem Schlußsatz des 14. Kapitels: „Das deutsche Volk, man mag sagen, was man will, im Grunde kein kriegslüsternes und ruhmsüchtiges Volk, viel weniger als das französische." Ebenso einem anderen: „Ohne gute Führung ist eine demokratische Republik noch schlechter als die schlechteste Monarchie, weil die Völker wie die Kinder erst das Gehen lernen müssen." Paul Haake.

Krebs, Dr. Engelbert, Professor der Theologie an der Universität zu Freiburg i. Br.: **Die Kirche und das neue Europa.** VIII, 191 S. Freiburg i. Br., Herder & Co., 1924. Kart. Mk. 3.50.

„Die Kirche" das heißt für den Verfasser die Papstkirche; er kennt keine andere seit dem ersten Pfingstfeste. Darin liegt der Grund-

Digitized by Google

schaden dieses Büchleins, den man um so mehr beklagt, als der gelehrte Verfasser ein ernsthaft frommer und ein in vieler Hinsicht tiefblickender Christ ist. Was er über „die gestaltenden Mächte des Gottesreiches" in der Vergangenheit und über ihre entscheidende Bedeutung für die Gegenwart sagt (S. 71 ff.), würde, sobald man jedesmal an Stelle des Wortes „Kirche" das Wort „Evangelium" oder „heiliger Geist" setzen wollte, jeder gläubige Evangelische unterschreiben können. Aber beständig beobachtet man, wie für den Anhänger der Papstkirche „das Dogma die Geschichte korrigiert". Nach dem Verfasser hat die „Kirche" zweimal, in der Spätantike und im Mittelalter, die Menschheit vor dem Zerfall gerettet (S. 32). Lassen wir einmal den Ausdruck „Kirche" gelten, dann war es aber doch das erste Mal die oströmische Reichs- und erst das zweite Mal die weströmische Papstkirche, denen entsprechend der Besonderheit ihres geschichtlichen geistigen Horizontes dieser besondere große geschichtliche Beruf gegeben war. Und dann darf man doch nicht vergessen, daß zum dritten Male die Kirche beim Beginne der Neuzeit den Keim neuen Lebens in die ersterbende Christenheit gepflanzt hat, und zwar diesmal die evangelische Kirche, der auch die Papstkirche ihre Erneuerung verdankt; denn das Papsttum der Renaissancezeit bedeutete den gänzlichen Bankerott dieser Kirche. — Von der evangelischen Kirche hat freilich der Verfasser überhaupt keine Vorstellung. Er benutzt einige literarische Produkte modern liberalen Gepräges, um zu behaupten, daß sie grundsätzlich den schrankenlosen Subjektivismus vertrete und daß ihr die Mystik fehle, die es nur in der Papstkirche gebe. Dabei würde ein Blick in die Gesangbücher unserer evangelischen Kirchen ihn von der gänzlichen Unhaltbarkeit dieser Behauptungen überführen. Die evangelischen Gemeinden leben in der Objektivität des Wortes göttlicher Offenbarung und in dem Bewußtsein der persönlichen Gemeinschaft mit ihrem himmlischen Heilande; was moderne Universitätstheologen und deren Schüler unter den Geistlichen etwa davon Abweichendes vortragen, berührt die evangelische Gemeinde gar nicht. Auch das ist geschichtlich falsch gesehen, daß die Katholiken durch die Lehre zusammengehalten, die Evangelischen durch den Subjektivismus dem Belieben der eigenen Meinung ausgeliefert werden (S. 123). Denn umgekehrt ist durch das Gebot der Unterwerfung unter das „unfehlbare Lehramt" das Dogma inhaltlich für den Katholiken entwertet und an Stelle des innerlich lebendigen Glaubens der formale Gehorsam gegen den jeweils ex cathedra die Wahrheit offenbarenden Papst gesetzt worden, während dem Evangelischen die immer gleiche heilige Pflicht obliegt, sich in die durch das Wort der Schrift bezeugte Lehre vom Heil in Christo hinein zu denken, zu glauben und zu leben. Wie verarmend die Bindung an das unfehlbare Lehramt wirkt, sieht man daran, daß der Verfasser so lebensfrische und geisterfüllte Darlegungen, wie er sie von Joseph Wittig zitiert (S. 91) nicht ertragen kann; inzwischen ist ja dieser Zensurierung auch die Exkommunikation Wittigs und die Absetzung von seiner Breslauer

Digitized by Google

Professur gefolgt. Er mag sich damit trösten, daß der echte Kurialist auch einen Tertullian nur als „unglückseligen Mann“ (S. 102) zu bewerten vermag. — Der Verfasser rühmt (S. 42) das Verdienst des katholischen Volksteils in Deutschland um die Rettung des Vaterlandes vor dem bolschewistischen Umsturz. Merkwürdig ist dabei, daß die anerkannte Vertretung dieses katholischen Volksteils, das Zentrum, im engsten Bunde mit dem atheistischen Marxismus steht, der sich doch vom Bolschewismus kaum unterscheidet. Zu diesem Bunde sagt die Kurie: tolerari potest; aber wenn ein Zusammenarbeiten mit Christen, die nicht römisch-katholisch sind, in Frage kommt, dann heißt es: non expedit. Denn oberstes Gesetz ist, daß neben dem Papste keine andere christliche Instanz anerkannt werden darf. Hieran aber werden alle Hoffnungen und Strebungen scheitern, die Menschheit oder wenigstens die Christenheit durch die römische Kirche zu einigen und zu erneuern. Denn das geht eben nicht mehr: ein zufälliger italienischer Kleriker als der mit göttlicher Autorität und Macht ausgerüstete Stellvertreter Christi und als unfehlbarer Mund der ewigen Wahrheit (S. 27) ist eine gewiß geschichtlich immer ehrwürdige, aber doch eine Vorstellung, über die nun einmal die Geschichte hinweggeschritten, der Geist des Christentums zu tieferer Erfassung des göttlichen Willens mit seiner Kirche vorgedrungen ist. Überdies beruht der bestechende Eindruck der römischen Kirche auf manche deutschen Protestanten gerade darauf, daß diese Kirche in Deutschland auf das gründlichste durch die evangelische Frömmigkeit und Bildung durchgeformt worden ist; als was sie von solchen Einflüssen unberührt sich darstellt, das mag man in Süditalien und Südamerika beobachten: da ist es deutlich, daß sie als Kulturfaktor für sich allein den Aufgaben, die unsere Zeit an Bildung der Persönlichkeit und Förderung des geistigen Eigenlebens stellt, schlechterdings nicht mehr gewachsen ist. Kein noch so geschicktes Zusammentragen von allerlei protestantischen Stimmen der Unzufriedenheit mit der evangelischen Kirche kann daran etwas ändern. Georg Lasson.

Religion und Kirche und Jesus. Was ist es um sie und was können sie uns heute sein? 8°. 207 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1927. Mk. 3.50.

Der ungenannte Verfasser sucht „den Weg zu lebendiger Religion in Geschichte und Leben, zum wirklichen Jesus und seinem Glauben, zur wahren Volkskirche als ihrer Verkünderin“, „ohne Anspruch, daß das Vorgetragene aus den Quellen erarbeitet worden sei“ (S. 3), ohne strenge Gedankenordnung, daher mit häufigen Wiederholungen und Hinweisen, ohne Berücksichtigung von Eduard Meyers Nachweis des wichtigen iranischen Einflusses auf Apokalyptik und Christentum, aber mit steter Bezugnahme auf die späteren (synkretistischen) Mysterienreligionen; „sie wurzeln in primitiven Stufen der Religion“ (S. 45); „der Katholizismus setzt ihren religiösen Typus fort (S. 121); von Todesfurcht und Sündenlast wird durch sie der Mensch erlöst“ (S. 48).

Digitized by Google

„Aber Jesu Religion ist Diesseitsreligion; sie bedarf keiner Erlösung" (S. 85); „Jesus hat nie sich als Erlöser verkündet" (S. 109). „Dies aber freilich ist nun heiß umstritten" (S. 85). „Erst Paulus hat das Christentum zu einer Erlösungsreligion ausgestaltet" (S. 118), „und so wirkt Jesu Geist der Liebe in der Hülle der Erlösungsreligion weiter" (S. 119). „Auch Luther bleibt — im Gegensatz zu Calvin — in dem Bann der Erlösungsreligion" (S. 129). „Alle Erscheinungsformen von Religion müssen mit den Veränderungen der ganzen kulturellen Verhältnisse des Menschen wechseln" (S. 144). „Überblicken wir die Zeugnisse religiösen Lebens in der heutigen Großstadtjugend, so finden wir in ihnen wieder die alten religiösen Grundtendenzen: Sehnsucht nach Erhebung über das Befangensein im Irdischen, Glauben an eine überirdische sich in der Natur und in der Führung des Menschenlebens offenbarende Macht, Bindung des sittlichen Verhaltens durch diese" (S. 163). Sollte es nicht möglich sein, in die von religiösem Verlangen erfüllten Herzen „den Glauben Jesu zu pflanzen als das wirklichkeitsfreudige Bekenntnis zu der schirmenden und treibenden Macht?" (S. 165). Diese Glaubens- und Sittenlehre von der Gottes- und Nächstenliebe übertrifft auch die rein gefühlsmäßige Religion des Idealismus (S. 193); der religiöse Idealismus „findet in Jesu Religion der Liebe als einer Religion der Tat eine gerade heute uns so notwendige Ergänzung" (S. 197). „Und es mag nicht wissenschaftlich sein, wenn ein Mann der Wissenschaft eine Behandlung des Klassenkampfes mit dem Hinweis auf den Ausweg zu Gott schließt, aber es ist menschlich schön und wahr" (S. 203). „Was kann in dem Zeitalter des Kapitalismus, der scharfen sozialen Gliederung, des Rechts- und Machtstaates eine Religion der Liebe wirken zur Förderung der Volkseinheit, auf der doch schließlich das Dasein jedes einzelnen beruht!" (S. 203). „Deshalb kann und darf unser Leben nicht ohne Religion, nicht ohne Gott sein" (S. 204). „Und dazu gibt es für uns heute nur den einen von Jesus gewiesenen Weg der Tat", der Betätigung selbstloser Liebe (S. 205). Wie aber wissenschaftliche und künstlerische Bildung nicht ohne strenge Schulung erreicht werden kann, so ist auch ernste sittliche Erziehung zu gewissenhafter Pflichterfüllung in Haus, Schule und Kirche erforderlich. Bersu.

Meisl, J.: Geschichte der Juden in Polen und Rußland. 3. Band. 8°. XII und 420 S. Berlin, Schwetschke & Sohn, 1925. Mk. 10.—.

In dem vorliegenden Band führt der Verfasser sein Werk, dessen erster und zweiter Band in den „Mitteilungen", Bd. 52, S. 111 f., bereits besprochen worden, vom Aufhören der jüdischen Selbstverwaltung (1764) bis zu den großen Judenverfolgungen von 1881 fort. Ein großer Teil dieser Geschichte ist schon von anderen Autoren sehr sorgfältig bearbeitet worden. So befaßt sich der dritte Band der Neuesten Geschichte des jüdischen Volkes von Philippson ausschließlich

Digitized by Google

mit Polen und Rußland; noch eingehender behandelt der aus dem Osten stammende Dubnow in seiner dreibändigen Neuesten Geschichte des jüdischen Volkes diese Länder. Die Aufklärungsbewegung unter den Juden in Rußland hat Meisl selber zum Gegenstand einer eingehenden Studie gemacht.

Trotzdem darf das vorliegende Werk nicht als überflüssige Wiederholung, sondern es muß als eine äußerst wertvolle, auf gründlichstem Studium des umfangreichen und vielseitigen Quellenmaterials beruhende abschließende Zusammenfassung angesehen werden. Politik und Wirtschaft, Gesellschaft, Rasse, Religion, all die Faktoren, die das Schicksal der Juden, ihre Stellung im Staate und des Staates Stellung zu ihnen beeinflußt haben, sind eingehend behandelt. Obwohl sie in ihrer Freizügigkeit und im Berufe beschränkt, auch durch Sondersteuern überlastet waren, obwohl die öffentliche Meinung ihnen nicht hold war und die viel zu lau betriebenen staatlichen Maßnahmen zur Verbesserung ihrer Verhältnisse zumeist erfolglos blieben, nahmen sie an der Kultur der Umwelt teil, freilich ohne in ihr aufzugehen. Ein starkes kulturelles Eigenleben bringt immer neue Ideen und neue führende Männer hervor. Der Chassidismus, dessen Anfänge schon im zweiten Bande geschildert worden, die Versuche zur Verbreitung der Aufklärung, die Verirrung des messianischen Schwärmers Frank, die Vertiefung des Talmudstudiums durch Autoritäten wie den Wilnaer Gaon, die neuhebräischen und jiddischen Schriftsteller, alle diese Erscheinungen ziehen in geschickter Gruppierung und anschaulicher Schilderung an uns vorüber. Fast alle diese Bewegungen haben vom Osten nach Westeuropa hinübergegriffen und das stagnierende Leben der westeuropäischen Juden befruchtet.

Eine Frage hätte allgemeineres Interesse erregt: Wie erklärt es sich, daß die polnischen Juden in den zu Preußen gekommenen Provinzen in so kurzer Zeit mittels der jüdischen Volksschule ihre jiddische Sprache, die ja letzten Endes auch deutschen Ursprungs war (siehe „Mitteilungen" 52, 111), mit der reinen deutschen Sprache vertauscht und sich so bald wieder in die allgemeine deutsche Kultur eingefühlt haben, an der ihre Vorfahren bis zum Ausgang des Mittelalters teilgenommen hatten? Diese Frage konnte leider von Meisl nicht behandelt werden, weil er sich auf die polnischen und russischen Gebiete beschränkte. Dagegen findet man in den Studien von Manfred Laubert manches wertvolle Material hierüber. Besonders erwähnt sei jedoch, daß die Juden Rußlands ebenso wie die Preußens (siehe darüber das Zeugnis Hardenbergs vom 4. Januar 1815 bei Klüber, Aktenstücke des Wiener Congresses I, 476) als Freiwillige an den Freiheitskriegen gegen Napoleon teilnahmen. Das Gleiche wiederholte sich im russisch-türkischen Kriege 1877/78.

Der vorliegende Band Meisls schließt vor den Judenverfolgungen des Jahres 1881, die eine scharenweise Auswanderung nach Amerika zur Folge hatten und die gleichen geistigen Strömungen nach Amerika trugen.

Siegbert Neufeld.

Digitized by Google

Friedensburg, Ferdinand: Die Münze in der Kulturgeschichte. 2. Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1926. Mk. 9.—

Wie schon aus dem Titel hervorgeht, behandelt dieses Buch die vielfachen Beziehungen der Münze, die zunächst für Zwecke der Wirtschaft erfunden ist, zum Staate, zur Religion, zum Verkehr, zur Kunst, zur öffentlichen Meinung und zum Volke, meist Beziehungen, die sich nicht unmittelbar aus dem Wesen des Geldes zu ergeben brauchen. Die Betrachtungsweise geschieht dabei nicht etwa in rein wissenschaftlicher Form, sondern in Gestalt geistreicher Essays, die anregen und das Interesse für die Münze wecken sollen. Und da durch diese Schilderungsform Friedensburgs der Zweck des Buches vorzüglich erreicht wird, ist es bald vergriffen worden. Es wurde eine zweite Auflage notwendig, die nunmehr vorliegt.

Große Veränderungen sind nicht zwischen beiden Auflagen festzustellen. Es ist erfreulich, daß jetzt die Abbildungen auf dem Glanzpapier bei weitem besser ausgefallen sind (z. B. vgl. Nr. 24 [21]). Einige unbedeutende Abbildungen sind fortgefallen: Nr. 19 und 26 der 1. Auflage, Nr. 30 ist jetzt Nr. 6, Nr. 86 jetzt Nr. 3. Neu sind hauptsächlich die Wiedergaben folgender Münzen: Der Wetterauer Brakteat mit der Darstellung des Kämmerers Barbarossas Kuno von Minzenberg und dem sich demütig nahenden jüdischen Münzmeister David ha Cahen (Nr. 23), ein englischer Rosennobel (Nr. 37), das Berliner Goldmedaillon mit dem Bilde Alexanders des Großen aus dem Funde von Abukir (Nr. 56) und das sich leider im italienischen Besitze befindende Goldmedaillon auf Theoderich den Großen (Nr. 86). Ein Verzeichnis der Abbildungen hat der Verfasser bedauerlicherweise nicht hinzugefügt.

Im Text sind nur Einzelheiten berichtigt und ergänzt worden. Der Einfluß der inzwischen vollständig erschienenen Symbolik Friedensburgs macht sich stärker geltend, so auf S. 62 und 85. Die nach 1914 geschehene Zerrüttung unseres Geldwesens durch die Papiergeldinflation ist in der neuen Auflage mitberücksichtigt worden (S. 108). Auf weitere Einzelheiten verzichte ich einzugehen, nur möchte ich noch erwähnen, daß ich auf S. 69 aus den arabischen Münzen Kaiser Heinrichs II. (nicht Heinrichs III.!) und des Königs Offa nicht auf einen arabischen Münzer schließen kann. — Die Seitenzahl ist fast dieselbe.

Sicher wird dem Buch, aus dem ein jeder ungemein viel Belehrung empfangen kann, in seiner 2. Auflage ein ebenso großer Erfolg wie in der ersten (1909) beschieden sein.

Arthur Suhle.

Digitized by Google

Kurze Anzeigen.

Georg Webers Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. (In 21. Auflage herausgegeben von Prof. Dr. Alfr. Baldamus †.) 23. Auflage. IV. Band: Neueste Zeit, vollständig umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Dr. H. Schmidt-Breitung. Mit einem Register und den Stammbäumen zum 3. und 4. Bande. 8°. XXVII, 1042 S. Leipzig, Wilh. Engelmann, 1925. Geh. Mk. 20.—; geb. Mk. 23.—.

Es ist die würdige Erneuerung und die ebenbürtige, vortreffliche Fortführung des wohlbekannten Weber-Baldamusschen vierten Bandes. Schmidt-Breitung hat ihm den Charakter bewahrt und das Ziel erreicht, ihn „zu einem schlichten, aber recht solid durchgearbeiteten Schreibtisch-Handbuch für den Fachmann auszugestalten". Der Stoff (die Jahre 1789–1919) wird, „der planetarischen und soziologischen Betrachtung der Weltgeschichte nach Möglichkeit Rechnung tragend" (S. IV), in zehn Bücher gegliedert. Die Überschriften der vier letzten lauten: 7. Europa unter dem Einfluß der Friedenspolitik Bismarcks. Die Aufteilung Afrikas und sonstige kolonialpolitische Bestrebungen bis um 1890 (S. 519—609); 8. Weltwirtschaft und Imperialismus rundum. Der Eintritt Japans und der Vereinigten Staaten in die Weltpolitik. Weiterer Wettstreit um Afrika und um ein künftiges großbritisches Indiameer-Reich. Die innereuropäischen Spannungen bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts; 9. Fortschreitende Demokratisierung im innerstaatlichen Leben. Herausbildung einer immer gespannteren Lage in Europa, Afrika, Vorder- und Ostasien seit der Jahrhundertwende (S. 687—786); 10. Der Weltkrieg. Auf das sehr umfängliche Register (S. 945—1021 in je 3 Kolumnen) folgt eine tabellarische Übersicht über die wichtigsten Ereignisse seit der Unterzeichnung des Versailler Vertrages (28. 6. 19). Bleich.

Erman, Adolf, Die Literatur der Ägypter. Gedichte, Erzählungen und Lehrbücher aus dem 3. und 2. Jahrtausend v. Chr. 8°. XVI, 389 S. Leipzig, Hinrichs, 1923. Mk. 7.50; geb. Mk. 9.—.

Ein wertvolles Geschenk des Altmeisters der Ägyptologie. Mit Recht hat Erman nicht so lange gewartet, bis von allen dargebotenen Stücken eine völlig gesicherte Übersetzung möglich war, sondern das Unsichere als solches gekennzeichnet und das Unverständliche ausgelassen. Er bietet vor allen Dingen literarische Texte, von religiösen gibt er nur einige Proben. Eine Begründung seiner Übersetzung hat er sich im Hinblick auf den Zweck des Buches versagt. Der Laie wird über Umfang und Vielseitigkeit der ägyptischen Literatur staunen. Die Einleitung klärt ihn über die Entwicklung der Literatur, die Schreiber, Sänger und Erzähler, die Formen der Poesie, Schrift und Buchverständnis der Texte auf. Auf einige größere Texte sei hingewiesen: die Pyramidentexte (S. 25—35), die Geschichte des Sinuhe (S. 39—56), König Cheops und der Zauberer (S. 64—77), die

Digitized by Google

Lehre für König Meri-ka-re (S. 109—120), die Klagen des Bauern (S. 157—176), das Märchen von den zwei Brüdern (S. 197—209), Reden der Liebenden (S. 304—308), die Schlacht von Kadesch (S. 325—337), der große Amonshymnus (S. 350—358). Gerade die kurzen Erzählungen, Märchen und Lieder sind von besonderem Reize. Kurze Erläuterungen schließen den Band ab.

Fritz Geyer.

Kalt, Edmund: Biblische Archäologie. (= Herders Theologische Grundrisse.) 12°. XII und 157 S. Freiburg i. Br., Herder & Co., 1924.

Der vorliegende Grundriß, in erster Linie als Leitfaden für Studierende bestimmt, behandelt die biblische Archäologie auf Grund der Forschungsergebnisse des letzten Menschenalters in 4 Abteilungen: 1. Palästina und seine Bewohner, 2. die Privat-, 3. die Staats- und 4. die religiösen Altertümer. Es kam dem Verfasser nicht bloß auf Sammlung und Sichtung des auf 151 Abschnitte verteilten Stoffes an, sondern er wollte auch die Linie der Entwicklung aufzeigen und den providentiellen Charakter der Entwicklung des Volkes Israel andeuten. Merkwürdig mutet in dem übrigens sorgfältig gearbeiteten Büchlein der für den protestantischen Benutzer doch selbstverständliche Hinweis an, daß die biblischen Belegstellen nach dem Urtext gegeben werden, die abweichende Zählweise der Vulgata aber in Klammern beigefügt sei. Ein ausführliches Sachregister erleichtert die Benutzung des handlichen Grundrisses, der überdies dem weiter Strebenden durch eine Literaturübersicht die Wege weist. Meißner.

Reatz, Dr. August, Professor der Theologie in Mainz. Jesus Christus, Sein Leben, seine Lehre und sein Werk. VIII, 354 S. Freiburg i. Br., Herder & Co., 1924.

Diese Darstellung des Lebens Jesu leidet darunter, daß sie sich zuviel auf die äußerlichen Fragen der historischen Kritik einläßt, um unbefangen erbaulich wirken, und daß sie anderseits zu stark apologetisch angelegt ist, um für rein wissenschaftlich gelten zu können. Dem Bilde der Persönlichkeit Jesu fehlt die Erfassung ihres innersten Kernes, jenes Enthusiasmus, aus dem als dem geheimnisvollen Einheitsfeuer alle Seiten seines Wesens herausstrahlen. „Die messianische Verkündigung" wird zu sehr nur im Anschluß an die Synoptiker entwickelt; aber man findet in dieser Entwicklung viel Gutes, soweit sie nicht in Polemik gegen unverstandene evangelische Anschauungen sich verirrt. Der Abschnitt, der von der „messianischen Stiftung" handelt, ist natürlich, wo die „neue Gemeinschaft", das ist die Kirche, dargestellt wird, für den evangelischen Leser unannehmbar; dagegen ist das folgende Kapitel über den „neuen Heilsweg" in seiner Art ausgezeichnet und auch für Evangelische nützlich zu lesen. Im ganzen befremdet an dem Buche eine gewisse rationalistische Kühle; man sollte meinen, daß dem christusgläubigen Historiker das Herz gegenüber diesem Gegenstande

Digitized by Google

ganz anders aufgehen und den Leser durch die Glut der Begeisterung mit fortreißen müsse. Statt dessen wird auch der fromme Katholik das Buch nur mit der befriedigten Empfindung zuklappen: es ist doch recht gut, daß alles so stimmt, wie es die Kirche lehrt.

Georg Lasson.

Haller, Johannes: Das altdeutsche Kaisertum. Mit 59 Abbildungen und 2 Karten im Text, sowie einem mehrfarbigen Titelbild (dieses stellt die deutsche Kaiserkrone nach dem Original in der Schatzkammer zu Wien dar). 2. Aufl. 8°. 291 S. Stuttgart, Berlin, Leipzig: Union Deutsche Verlagsgesellschaft [1926]. Ganzleinen Mk. 8.50.

Hallers treffliches, auch äußerlich sehr gediegen, ja schön ausgestattetes Buch gehört in die Reihe der Sammlung „Vaterländische Volks- und Jugendbücher des Unions-Verlages". Es erfüllt den damit angedeuteten Zweck in jedem Sinne, denn es erzählt die bedeutsamsten Vorgänge der mittelalterlichen Kaisergeschichte (919—1250) knapp und ruhig, sachlich und schlicht, ohne hochtönende Worte und Wendungen, ohne jede Schwärmerei oder Verstiegenheit. Es sieht das Kaisertum unter Konrad II. und Heinrich III. (S. 56—77) „Auf der Höhe", unter Lothar und Konrad III. (S. 124—152) „Am Leitseil der Kirche", in den letzten Jahren Barbarossas und unter Heinrich VI. (S. 222—254) „An der Schwelle der Vollendung", um dann freilich sogleich mit der Schilderung von „Sturz und Untergang" zu schließen.

Haller verherrlicht Friedrich I., dem ein gutes Viertel des Buches gehört als „die glänzendste Fürstengestalt des ganzen Mittelalters", als „den großen Staatsmann, dessen Tun und Trachten der Verwirklichung eines großen Gedankens gewidmet ist. Es war die Idee des römischen Kaisertums, das er erloschen und machtlos vorfand und wieder zur Vormacht des Abendlandes zu erheben sich vorgesetzt hatte . . . Da er starb, stand er nicht mehr weit vom Ziele. Der Erfolg seines Kreuzzugs hätte dem deutschen Kaisertum die unbestrittene Führerschaft gegenüber allen anderen Staaten und sogar gegenüber der römischen Kirche bestätigt." (S. 232.)

Bleich.

Wormatia sacra. Beiträge zur Geschichte des ehemaligen Bistums Worms. Aus Anlaß der Feier der 900. Wiederkehr des Todestages des Bischofs Burchard hrsg. v. Festausschuß. 8°. 120 S. Worms, O. Steupel, 1925.

Enthält Aufsätze von K. Börschinger, Herm. Schmitt und Peter Bruder zu Ehren Burchards, des h. Rupertus und des Jesuiten Petrus Faber, u. a. eine Übersetzung der Vita Burchardi. Wissenschaftlich wichtig ist Schmitts Aufsatz über die Patrocinien der Diözese Worms, dem die Visitationsberichte von 1496 zugrunde liegen; allerdings wird kein Versuch gemacht, das Alter dieser Patrocinien zu bestimmen.

F. Schillmann.

Digitized by Google

Eberhardt, Dr. Hildegard: Die Diözese Worms am Ende des 15. Jahrhunderts. (= Vorreformationsgeschichtliche Forschungen, herausg. von Heinrich Finke, Bd. IX.) 8°. XVI u. 192 S. Mit einer Karte. Münster i. W., Aschendorff, 1919.

Eine fleißige und tüchtige, unter Leitung Werminghoffs entstandene Arbeit (von der Universität Münster als Dissertation angenommen, im Oktober 1916 abgeschlossen, infolge des Krieges erst im August 1919 gedruckt). — Auf Grundlage zweier bisher wenig benutzter archivalischer Quellen, der Listen für die Erhebung des „gemeinen Pfennigs" aus den Jahren 1496/99 und des Wormser Synodale von 1496, sowie mit sorgfältiger Heranziehung der sonstigen Überlieferung und der Literatur hat die Verfasserin die „Lage und Einteilung" jenes Bistums sowie „die kirchlichen Verhältnisse in der Stadt Worms" und dem übrigen Teile der Diözese am Ausgange des 15. Jahrhunderts untersucht. Diese Schrift kann als wertvolle Bereicherung unserer Erkenntnis sowohl der schon vielfach behandelten Geschichte der alten Reichsstadt wie auch der kirchlichen, sozialen und Wirtschaftsverhältnisse der Epoche des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit bezeichnet werden. Hier sei nur auf die sorgfältigen, keine Zweifel lassenden statistischen Nachweise über die Zahl der Geistlichen in Worms hingewiesen! Danach bestanden dort 1496 zwar 316 Pfründen (S. 26), indessen residierten daselbst damals nur 226 Weltgeistliche (S. 51). Zu ihnen kamen aber noch 290 Ordensgeistliche, so daß die gesamte Geistlichkeit etwa 10 % der Gesamtbevölkerung der Stadt betrug. So finden die Behauptungen, die Sombart (Der moderne Kapitalismus I 1916 S. 161, 162) im wesentlichen auf Grundlage von Schätzungen seiner Gewährsmänner „über das imposante Heer der Kleriker in den größeren Bischofsstädten" des Mittelalters gibt, hier durch exakte Benutzung von Zählungen einwandfreie Bestätigung. Besonders dankenswert sind auch die Mitteilungen über „die pekuniären Verhältnisse des Wormser Weltklerus" (S. 36—43) und „die finanziellen Verhältnisse in den Landpfarreien" (S. 122—174). — Manche Berichtigungen und Ergänzungen zu Einzelheiten dieser Arbeit gibt übrigens Lossen in Ztschr. f. Gesch. d. Oberrh. 37 (1922) S. 236, 237.

Carl Koehne.

Keyser, Erich: Die Entstehung von Danzig. 8°. 136 S. Danzig, A. W. Kafemann, 1924. Mk. 4.—.

Keyser behandelt die Zeit bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts zwar unter verschiedenen Gesichtspunkten, aber immer mit der gleichen Gründlichkeit und Sachlichkeit, welche für seine an sich einleuchtende Beweisführung um so mehr einnehmen. Er unterscheidet den Gaubezirk Danzig, der vielleicht schon in germanischer Zeit bestanden habe, von der Burg an der Mottlau (für 1178 sicher bezeugt) wie von der slawischen (kaschubischen) Fischersiedlung (Rambowo). Ein neues bedeutsamstes Element tritt im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts mit der Niederlassung deutscher Kaufleute hinzu, deren Nikolaikirche

Digitized by Google

der matrona loci, der Katharinenkirche, gegenübersteht, bis die gewaltige Marienkirche (wahrscheinlich 1240 gestiftet) das neue deutsche Gotteshaus wird. Inzwischen war — urkundlich für 1227 erweisbar — aus der Marktsiedlung eine „Stadtgemeinde nach deutschem Recht" geworden (seit 1263 lübisches, seit 1295 magdeburgisches Recht). — Die Behandlung der Beziehungen zur Diözese Leslau, bzw. dem Bischof von Kujawien, oder zum Kloster Oliva, zu den Herzögen von Pomerellen (Sambor, Swantepolk) wie zu den Hochmeistern (Siegfried von Feuchtwangen, Ludolf König) darf nicht unerwähnt bleiben; und so lehrreich-kritischer Kapitel wie III (S. 15—19: Die Sage vom Fürsten Hagel) oder XIII (S. 88—102: Die Legende von der Zerstörung Danzigs im Jahre 1308) sei besonders gedacht.

Das Buch ist zwar streng wissenschaftlich gehalten, aber recht gut lesbar geschrieben; um so stärkerer Anteilnahme sollte es bei seinem überaus fesselnden Stoff begegnen. Bleich.

Zibermayr, Ignaz: Die St. Wolfganglegende in ihrem Entstehen und Einflusse auf die österreichische Kunst. (Sonderabdruck aus dem 80. Jahresberichte des Oberösterreichischen Musealvereines S. 139—232.) Linz 1924.

Der h. Wolfgang, Bischof von Regensburg, hat sich um die Begründung des Kirchenwesens in Ober- und Niederösterreich sehr verdient gemacht; seinen Namen trägt die Niederlassung der Benediktiner am Abersee im Salzkammergut. Seinen Aufenthalt im Lande hat die Legende ausgestaltet. S. Wolfgang wird ein beliebtes Ziel der Wallfahrer. Die Kirche wird in der Spätgotik erneuert; den Hochaltar, eines der bedeutendsten Kunstwerke jener Zeit, fertigte Michael Pacher aus Tirol 1471—81. Der Ordensregel entsprechend nimmt Maria in dem Altare die erste Stelle ein; der Titelheilige tritt neben ihr zurück. Unter den verwandten Darstellungen Wolfgangs und seiner Legende ist besonders der um ein Jahrzehnt jüngere Altar der Kirche in Kefermarkt in Niederösterreich zu nennen, das Werk eines einheimischen Künstlers. — Die fleißige und eindringende Arbeit gibt einen anschaulichen Beitrag zur Geschichte der Heiligenverehrung im Ausgange des Mittelalters. Der Verfasser läßt das kunstgeschichtliche Schrifttum unberücksichtigt, und bisher fehlen leider ausreichende Veröffentlichungen der genannten Altäre. Julius Kohte.

Kisch, Guido: Zur sächsischen Rechtsliteratur der Rezeptionszeit (Bd. 1 der Beiträge zur Geschichte der Rezeption, herausgegeben vom Forschungsinstitut für Rechtsgeschichte). Heft I. Dietrich von Bockdorfs Informaciones. 8°. 31 S. Leipzig, S. Hirzel, 1923. Mk. 3.20.

Immer mehr nähern wir uns der Lösung des Rätsels der Rezeption. Hängt doch mit dieser Lösung die nicht mehr vermeidbare Abstoßung des übertriebenen Individualismus des römischen Rechts und die Weiterbildung unseres bürgerlichen Rechts zu einem Sozial-

Digitized by Google

recht zusammen. So war die Gründung des der Juristenfakultät der Universität Leipzig angegliederten Forschungsinstituts für Rechtsgeschichte zur „Erforschung und Darstellung des Vorganges der sogenannten Rezeption des römischen Rechts in Deutschland" tief in der neuesten Entwicklung begründet. Das Institut gibt „Quellen zur Geschichte der Rezeption" heraus (1. Band, 1919, die „Leipziger Schöffenspruchsammlung": s. „Mitteilungen" Bd. 49, S. 60), ferner „Untersuchungen zur Geschichte der Rezeption" und für minder umfangreiche Arbeiten, die bisher in den verschiedensten juristischen und historischen Zeitschriften zerstreut waren, diese „Beiträge". Der Neigung des Herausgebers Kisch entsprechend, auch weil das Institut statutenmäßig den Einfluß des sächsischen Rechts auf die Rechtsentwicklung besonders berücksichtigen soll, erscheinen zuerst Arbeiten zur sächsischen Rechtsliteratur. Nur äußere Umstände bewirkten und rechtfertigten, mit dieser kleinen Arbeit über die Informaciones Dietrich von Bockdorfs zu beginnen. Sie sind bisher ungedruckt. Sie finden sich in der Handschrift Varia 4 des Ratsarchivs zu Görlitz als ein kleiner Abschnitt vor und bestehen zu einem Drittel aus Schöffensprüchen, im übrigen zumeist aus Prozeßformularen. Kisch gibt die unvermeidbaren archivalischen Einzelheiten, bespricht die Entstehung des Werkes und handelt die Verfasserschaft ab. Wörtlich druckt Kisch in einer Anmerkung u. a. bisher unbekannte Erbrechtsregeln ab, die sich gleichfalls im Görlitzer Kodex finden und auch Dietrich von Bocksdorf zugeschoben werden. Alles rein scholastisch nach alter Methode. Der allein wichtigen entwicklungsgeschichtlichen Arbeit sind nur die Seiten 19—21 gewidmet. An der Verbindung von Informaciones mit Schöffensprüchen sieht man nach Kisch, wie sich im Jahre 1469 ein juristisch gebildeter, wenn auch scheinbar nicht „gelehrter" Mann das Verhältnis des rezipierten zum bodenständigen, in jahrhundertelanger Entwicklung und Übung bewährten deutschen Rechte ausgemalt hat. (S. 21.) Ernst Ruben.

Reufeld, Siegbert: Die deutschen Juden im Mittelalter. Vortrag, gehalten in der Altertumsgesellschaft Insterburg am 14. Januar 1924. 12°. 16 S.

Der Vortrag will dartun, wie die Juden, die von etwa 300 bis 1096, also rund 800 Jahre, in Deutschland unter günstigen, sich stets gleich bleibenden Bedingungen gelebt hatten, seit den mit dem ersten Kreuzzuge anhebenden Verfolgungen in eine immer schlechtere soziale Stellung gerieten. Sie wurden als „Kammerknechte" der Kaiser rechtlos und eine gute Einnahmequelle. Während ihnen von allen bis dahin ausgeübten Erwerbszweigen nur der Hausier- und Geldhandel blieb, wurden die Anforderungen an sie immer größer. Dabei wurde die Ausübung des Geldhandels für sie zu einer Gefahr, insofern ihnen auf seiten ihrer Schuldner Gewaltmaßregeln oder Ausweisungen drohten. Zur Begründung allgemeiner Verfolgungen zieh man die Juden der Brunnenvergiftung, der Hostienschändung, der Ritualmorde.

Digitized by Google

Verweisung in besondere Stadtteile und das „Judenzeichen", das sie sogleich kenntlich machen sollte, drückten sie vollends gesellschaftlich herab. Nach Osten vertrieben, haben sie ihrer alten Heimat die Treue bewahrt, indem sie die mittelhochdeutsche Sprache beibehielten, die dann freilich im Laufe der Jahrhunderte durch Aufnahme verschiedenartigster Bestandteile verunziert worden ist. Meißner.

Neufeld, Siegbert: Die Zeit der Judenschulden-Tilgungen und -Schatzungen in Sachsen-Thüringen. (= Thüringisch-sächsische Zeitschrift für Geschichte und Kunst, 1925, S. 65—87.)

Verfasser stellt für die Zeit von König Wenzel bis zu Friedrich III. fest, daß sich die wirtschaftliche und rechtliche Lage der Juden in Sachsen-Thüringen gegen früher nur wenig verändert hat, daß die meisten noch vom Geldhandel leben und zu ihren Schuldnern Leute jeden Standes gehören, auch Fürsten und Herren. Unter Wenzel kommen die sog. Judenschulden-Tilgungen auf. Sie bestehen darin, daß der Kaiser, bzw. der Landesherr, einer Stadt alle Judenschulden erläßt, d. h. die Schuldner zahlen ihre Schulden nicht mehr an die Juden zurück, sondern an den Rat der Stadt, der seinerseits einen Teil an die Hofkasse abführt, einen anderen den Juden zurückgibt. Daneben haben die Juden andere von Zeit zu Zeit wiederkehrende Abgaben zu leisten: den goldenen Opferpfennig, den dritten und den zehnten Pfennig. Sie werden neben der gewöhnlichen Judensteuer erhoben. — Unter den Städten in Sachsen-Thüringen scheint sich Erfurt damals der reichsten Judengemeinde erfreut zu haben.

Meißner.

Die Bücherei der Volkshochschule. Bd. 29. Paul Ostwald: Der imperialistische Gedanke in der Weltgeschichte. Bd. 33. Hans Haefcke: Deutschland und Napoleon I. Die deutsche Geschichte von 1786—1815. Bd. 37. Fritz Hartung: Deutschlands Zusammenbruch und Erhebung im Zeitalter der französischen Revolution 1792 bis 1815. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1922.

Die Volkshochschule wird ihren Platz im deutschen Bildungswesen behaupten — wenn auch nicht alle Blütenträume von 1919/20 reiften. So ist es zu begrüßen, daß sich tüchtige Kräfte in ihren Dienst gestellt haben. Von den vorliegenden Heften behandeln die von Hartung und Haefcke den gleichen Stoff: ihre Art zu vergleichen, ist pädagogisch höchst fruchtbar. Haefcke gibt sich volkstümlicher, aber nicht ungefährlich temperamentvoll, wenn er Napoleon als Antichrist und Metternich (was würde Srbik dazu sagen?) als Loki einführt. Hartungs Haltung ist akademischer, bedarf aber darum der breiteren mündlichen Erläuterung durch den Dozenten. Ostwald behandelt auf sechs Bogen einen gigantischen Stoff geschickt, aber so summarisch, daß einem vom Volksbelehrungsstandpunkt schwere Bedenken kommen. Wenn sich da etwa

Digitized by Google

der Arbeiter aus der einen Druckseite über das chinesische Reich den Satz einprägt, daß wir es hier „mit dem ältesten Reich der Welt zu tun haben", so dürfte er sein Wissen um einen Irrtum bereichert haben. Wilhelm Herse.

Koehne, Carl: Industrie und Industriepolitik. (S.-A. aus Teubners Handbuch der Staats- und Wirtschaftskunde.) 8°. 40 S.

Koehne liefert wieder eines seiner Kabinettstücke Menzelscher Art, klar und logisch aufgebaut, übermittelt den Stand der Wissenschaft ohne Vorurteil und doch mit vollem Verständnis für die veränderte Stellung des Staates zu der „auf Stoffbearbeitung gerichteten wirtschaftlichen Tätigkeit". Für den geschichtlichen Teil war der Verfasser der „Gliederung der deutschen Gewerbegeschichte" (Zeitschrift für Sozialwissenschaft VIII 1917) und von „Gewerberechtliches in deutschen Rechtssprichwörtern" (1915) der gegebene Bearbeiter. Daß er die Industriearbeiter kaum streift und nur die Unternehmerverbände behandelt, folgt aus der Gesamtanlage des Teubnerschen Handbuchs. Kritische Stellungnahme zu dem wirtschaftspolitischen Teil ist auch nicht Aufgabe unserer „Mitteilungen". Unter dem Vorbehalt der grundsätzlichen Einstellung ist die „Geschichte der Industrie" (S. 40—53) eine treffliche Übersicht und Einleitung für weitere Forschungen. Leider hat man den Verfasser in der Angabe von Literaturnachweisen zu sehr beschränkt. Ernst Ruben.

Plaut, Theodor: Deutsche Handelspolitik. Ihre Geschichte, Ziele und Mittel. Eine Einführung. 8°. X und 246 S. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1924.

Dies Werk des Hamburger Universitätsprofessors will „den Laien in die Elemente der Handelspolitik" einführen, „ohne sich einer bestimmten politischen Partei anzuschließen". Wie der Verfasser selbst sagt, ist „das Hauptgewicht auf die Gegenwart und ihre Tatbestände gelegt, und die Ereignisse in der Vergangenheit sind nur herangezogen worden, soweit sie zur Erläuterung der Jetztzeit nützlich erscheinen". So kommen denn für diese Zeitschrift nur einige Partien des Buches in Betracht. In Kapitel II des ersten Teiles gibt Plaut auf 22 Seiten eine gute Übersicht der Handelspolitik in Deutschland von den Zeiten der mittelalterlichen Stadtwirtschaft bis zum Jahre 1871, indem er treffend, wenn auch etwas schematisch, „Handelspolitik im Dienste der Nahrung", solche „im Dienste der Gewerbetreibenden" und solche „im Dienste der Staatenbildung und der Einigung Deutschlands" unterscheidet. Auf 50 Seiten wird dann im zweiten Teil die Handelspolitik des Deutschen Reiches bis zum 1. August 1914 geschildert, während der übrige Inhalt des Buches teils der Systematik und Methodik, teils Gegenwartsfragen gewidmet ist.

In einzelnen Punkten wird mancher Sachverständige aus guten Gründen anderer Meinung sein. In Anhängen sind der Deutsch-amerikanische Handelsvertrag vom 8. XII. 1923 sowie der Dawes-

Digitized by Google

und Mc Kenna-Bericht abgedruckt. Diese Beilagen sowie das Sachregister werden auch dem willkommen sein, der sich über die Handelspolitik des Deutschen Reiches in der Nachkriegszeit unterrichten will.

Carl Koehne.

Winnig, August: Frührot. Ein Buch von Heimat und Jugend. 480 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachfolger, 1924. Geb. Mk. 5.—.

Der frühere Oberpräsident der Provinz Ostpreußen, ehedem führender deutscher Sozialdemokrat, berichtet von seiner harten Jugendzeit, seinen nicht minder harten Lehr- und Wanderjahren. Doch überwuchert dichterisches Rankenwerk den zeitgeschichtlichen Gehalt, der vor allem in Schilderungen der deutschen Arbeiterbewegung in den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts zutage tritt.

Seine Entwicklung zum Sozialdemokraten setzte bereits in der Schulzeit ein, als die Aufhebung des Sozialistengesetzes mit einer eindrucksvollen Feier in seiner Vaterstadt begangen wurde. Daran schloß sich allmählich der übliche Kreislauf mit seinen wohlbekannten Etappen: Agitation, Streik, Gefängnis. Es ist sicher eigene Erfahrung auf dem Felde der sozialdemokratischen Agitation, die dieser ehemalige Marxist, dieser jetzt jeglicher Parteischablone abgewandte Idealist in den erschütternden Sätzen (S. 436) niederlegt: „Wen das Leben des Agitators erst gepackt hat, den hält es fest und frißt es auf. Mit dem Studieren ist es dann vorbei. Man lebt nur noch von der Hand in den Mund. Daher kommt es, daß viele unserer Redner so brave Ignoranten sind, obwohl sie vorher ganz helle Jungens waren."

Georg Schuster.

Schmidt, Alfred: Drogen und Drogenhandel im Altertum. 8°. VIII, 136 S. Mit 8 Taf. Leipzig, J. A. Barth, 1924. Geb. Mk. 6.—.

Hier hat ein philologisch gründlich geschulter Fachmann, ein moderner Wirtschaftspolitiker durch Sammlung und Sichtung ein umfangreiches Material zusammengebracht. Wir hören vom Gebrauch der Drogen in der Medizin, Technik, Kosmetik, im Kultus, von den Zaubermitteln, Giften, Gewürzen. Wertvoll ist die Feststellung, daß noch heute vielfach, namentlich in der Volksmedizin, dieselben Mittel zur Anwendung kommen. Man erstaunt über die Fülle von Drogen, wie sie uns in der Liste aus Galen (S. 10 ff.) und dem Stockholmer Papyrus (S. 23 f.) entgegentritt; auch das Verzeichnis der Balsame und Salben bei Plinius nat. hist. XIII 4 ff. (S. 33 f.) ist recht umfangreich. — Der zweite Teil spricht über Herkunft, Gewinnung und Vertrieb der Drogen, über Aufbewahrung und Verpackung, Preise und Zölle, Betrug und Verfälschungen (s. die Liste S. 120 ff.) und schließt mit einer Darstellung der Handelswege. Dem Verfasser gebührt Dank für sorgfältige Sammlung und anregende Darbietung des Stoffes; doch würde eine gründliche Durchforschung der Papyri noch manches ergeben (vgl. Th. Reil, Beiträge zur Kenntnis des Gewerbes im hellenistischen Ägypten, Leipzig, 1913, S. 99 f, 144 ff.). — Die Ausstattung ist von wohltuender Vornehmheit.

Fritz Geyer.

Digitized by Google

VOM MITTELALTER ZUR REFORMATION

Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung

Im Auftrage der Preußischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von

KONRAD BURDACH

ERSTER BAND:

Die Kultur des deutschen Ostens im Zeitalter der Luxemburger. Von Konrad Burdach. (In Vorbereitung.)

ZWEITER BAND:

Briefwechsel des Cola di Rienzo. Herausgegeben von Konrad Burdach und Paul Piur.

Erster Teil: Rienzo und die geistige Wandlung seiner Zeit von Konrad Burdach. Erste Hälfte. Gr.-8°. (VIII u. 368 S.) 1913. Geh. 12 RM (Zweite Hälfte im Druck.)

Zweiter Teil: Beschreibung der benutzten Handschriften. Kommentar. (In Vorbereitung.)

Dritter Teil: Kritischer Text, Lesarten und Anmerkungen. Herausgegeben von Konrad Burdach und Paul Piur. Gr.-8°. (XIX u. 471 S.) 1912. Mit 3 Faksimiletafeln. Geh. 16 RM

Vierter Teil: Anhang. Urkundliche Quellen zur Geschichte Rienzos. Herausgegeben von Konrad Burdach und Paul Piur. Oraculum Angelicum Cyrilli und Kommentar des Pseudojoachim. Herausgegeben von Paul Piur. Gr.-8°. (XVI und 354 S.) 1912. Geh. 12 RM

DRITTER BAND:

Erster Teil: Der Ackermann aus Böhmen. Herausgegeben von Alois Bernt und Konrad Burdach. Einleitung. Kritischer Text mit allen Lesarten. Glossar. Kommentar. Mit 8 Tafeln in Lichtdruck. Gr.-8°. (XXII, 150 u. 410 S.) 1917. Geh. 20 RM

Zweiter Teil: Der Dichter des „Ackermann aus Böhmen" und seine Zeit. Erste Hälfte. Mit einer Einführung in das Gesamtwerk. Von Konrad Burdach. (X, LXIX und 622 S.) 1926. Geh. 21 RM (Zweite Hälfte im Druck.)

VIERTER BAND:

Aus Petrarcas ältestem deutschen Schülerkreise. Von Konrad Burdach. (In Vorbereitung.)

FÜNFTER BAND:

Schlesisch-böhmische Briefmuster aus der Wende des 14. Jahrhunderts. Unter Mitwirkung Gustav Bebermeyers herausgegeben, erläutert und mit einleitenden Untersuchungen begleitet von Konrad Burdach. (XXXVI, 368 u. 147 S.) 1926. Geh. 34 RM

Weiter werden geplant:

Briefe, Schriften und Gedichte des Kanzlers Johann von Neumarkt. Herausgegeben von Konrad Burdach u. Joseph Klapper. — Werke Heinrichs v. Mügeln.

Weidmannsche Buchhandlung / Berlin SW 68

Digitized by Google

Zur gefl. Beachtung!

Für die Schriftleitung bestimmte Briefe und Manuskripte werden postfrei an Prof. Dr. Erich Bleich (Charlottenburg, Havelstr. 7, III), Rezensionsexemplare nur durch Vermittelung der Verlagshandlung erbeten.

Inhalt.

Seite

Schlieffen und Falkenhayn. Von Erich Bleich 1

Neue Literatur zur griechischen und hellenistischen Geschichte. Von Fritz Geyer 17

Bickel: Homerischer Seelenglaube. (Bersu) 31
Geyer: Alexander der Große und die Diadochen. (Cauer) 32
Monumenta Germaniae historica. (Schillmann) 34
Helbok: Regesten von Vorarlberg und Liechtenstein bis zum Jahre 1260. (Bretschko) 37
Ballentin: Napoleon und die Deutschen. (Helmolt) 39
Oncken: Die Rheinpolitik Kaiser Napoleons III. von 1863 bis 1870 und der Ursprung des Krieges von 1870/71 nach den Staatsakten von Österreich, Preußen und den süddeutschen Mittelstaaten. 3 Bde. (Haake) 40
v. Reischach: Unter drei Kaisern. (Bleich) 44
v. Hohenlohe, Alexander: Aus meinem Leben. (Haake) 46
Krebs: Die Kirche und das neue Europa. (Lasson) 50
Religion und Kirche und Jesus. (Bersu) 52
Meisl: Geschichte der Juden in Polen und Rußland. 3. Bd. (Neufeld) 53
Friedensburg: Die Münze in der Kulturgeschichte. 2. Aufl. (Suhle) 55
Kurze Anzeigen 56
Berichtigung . . . . . 4. Umschlagseite

Berichtigung!

S. 10 Z. 18 muß es statt „wir Deutschen“ heißen „die Deutschen“.

*Die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin SW 68 hat ihren Handkatalog I: „**Klassische Philologie und Altertumswissenschaft, Römisches Recht**“ neu erscheinen lassen. Der 72 Seiten starke Katalog unterrichtet über die gesamte Literatur des Verlages auf diesem Gebiete, neben den griechischen und römischen Klassikerausgaben enthält er u. a. die Werke von Bechtel, Bergk, Curtius, Dessau, Diehl, Diels, Jacoby, Jaeger, Kern, Kroll, Leo, Mommsen, Nissen, Preller, Robert, Wilamowitz-Moellendorff, das Corpus juris civilis usw.*

*Der gleiche Verlag hat außerdem einen Prospekt: „**Wissenschaftliche Neuerscheinungen 1925/26**“ veröffentlicht, der auf 32 Seiten ausführlichere Angaben über die Verlagswerke der beiden letzten Jahre enthält und zu Beginn einen Nachruf auf Gustav Roethe bringt.*

Beide Kataloge werden auf Wunsch kostenlos und postfrei zugesandt!

Mit einer Beilage der Weidmannschen Buchhandlung, Berlin SW 68.

Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Digitized by Google

Mitteilungen

aus der

historischen Literatur

OCT 10 1927

Im Auftrage und unter Mitwirkung

der

Historischen Gesellschaft zu Berlin

herausgegeben von

Erich Bleich

Neue Folge · Fünfzehnter Band

Der ganzen Reihe 55. Band

Zweites Heft

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Berlin
Weidmannsche Buchhandlung
1927

Digitized by Google

Soeben erschien:

Die Fragmente
der
griechischen Historiker
von
Felix Jacoby
Zweiter Teil: Zeitgeschichte

B. Spezialgeschichten, Autobiographien, Zeittafeln.
1. Lieferung: Theopompos und die Alexanderhistoriker.
Gr. 8°. Seite 509—828. Geh. 16 RM.

Früher erschienen:

I. Teil: Genealogie und Mythographie. Gr. 8°. (IX u. 536 S.) 1923. Geh. 12 RM.

II. Teil: A. Universalgeschichte und Hellenika. Gr. 8°. (IX u. 507 S. Anhang 7 S.) 1926. C. Kommentar zu 64—105. Gr. 8°. 340 S. 1926. Beide Abteilungen zusammen geh. 40 RM.

„Der erste Eindruck dieser beiden Bände muß dankbare Bewunderung der Energie sein, die es vermochte, sie so rasch nach dem ersten Bande fertigzustellen. Mit Freude wird man begrüßen, daß der Kommentar in besonderem Bande abgetrennt und ein berechtigter Wunsch erfüllt ist; die Zahlen der Müllerschen Fragmenta Histor. sind beigefügt und für Band I nachgetragen.
Es ist ein unentbehrliches Hilfsbuch, das nicht nachgeschlagen, sondern dauernd nachgelesen sein will. Auch im Ausland möchten wir ein Werk verbreitet wissen, auf das wir auch darum stolz sein dürfen, weil es nur ein Deutscher schaffen konnte."
(U. v. Wilamowitz-Moellendorff in der Deutschen Literaturzeitung.)

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG BERLIN SW 68

Soeben erschien:

Briefwechsel zwischen Jacob Grimm und Karl Goedeke

Herausgegeben von **Johannes Bolte**
Mit einem Bildnis Goedekes
Gr. 8°. (112 Seiten.) 1927. Gebunden 4 RM

Die bisher unbekannten Briefe Jacob Grimms an seinen treuen Schüler Karl Goedeke hatte Gustav Roethe einst von Goedekes Witwe zum Geschenk erhalten, und es war seine Absicht, einen Abdruck davon der von ihm geleiteten Gesellschaft für deutsche Philologie, die vor fünfzig Jahren im Zeichen Jacob Grimms gestiftet wurde, zu ihrem Ehrentage zu überreichen. Wenngleich ihn sein allzufrüher Tod diesen Vorsatz auszuführen verhinderte, so dürfen uns doch die vorliegenden Blätter als seine letzte Gabe und ein teures Vermächtnis gelten. — Der Herausgeber hat Jacob und Wilhelm Grimms Briefe durch die im Grimmschrank der Preußischen Staatsbibliothek aufbewahrten Schreiben Goedekes ergänzt.

Weidmannsche Buchhandlung / Berlin SW 68

Digitized by Google

Griechische Staatsaltertümer, griechische Staatskunde und griechisches Staatsrecht.

Von Fritz Geyer.

Busolt, Georg: Griechische Staatskunde. 3. neugestaltete Auflage der „Griechischen Staats- und Rechtsaltertümer". 2. Hälfte: Darstellung einzelner Staaten und der zwischenstaatlichen Beziehungen. Bearbeitet von Heinrich Swoboda. 8°. XI, S. 633—1590. München, C. H. Beck, 1926. (= Handbuch der Altertumswissenschaft, begründet von Iw. v. Müller, in neuer Bearbeitung herausgegeben von W. Otto, IV 1, 1.) Mk. 48.—, geb. Mk. 54.—. Register bearbeitet von Franz Jandebeur. 8°. 66 S. Ebenda. Mk. 6.—.

In dem vom Januar 1920 datierten Vorwort zum ersten Bande seines Werkes (vgl. „Mitteilungen" Bd. 50, S. 78) hatte Busolt die Neugestaltung der alten „Staatsaltertümer" als einen Versuch bezeichnet, das Staatsleben der Griechen auf breiterer wirtschaftlicher und sozialer Grundlage darzustellen, als es bisher in den Handbüchern geschehen war. Der neue Titel, den er der Neubearbeitung gab, sollte also zugleich ein Bekenntnis dafür sein, daß die Zeit der „griechischen Staatsaltertümer" vorüber sei.

Wenn wir feststellen wollen, inwiefern Busolt dieser Meinung sein durfte, so müssen wir uns zunächst darüber klar werden, was man bis dahin unter „Staatsaltertümern" verstanden hatte und wie man zu dieser Bezeichnung gekommen war.

Gewiß hat die Vermutung manches für sich, daß Varros „antiquitatum libri" die ersten Bearbeiter griechischer Altertumskunde veranlaßt hat, ihren Werken den Titel „Altertümer" zu geben; zu beweisen ist sie nicht. Am Ende des 17. Jahrhunderts hat Jac. Gronov in seinem „Thesaurus antiquitatum graecarum", Lugdunum 1694—1702, die wichtigsten Schriften auf diesem Gebiete gesammelt, und sein großes Werk ist wohl neben J. Ph. Pfeiffers libri IV antiquitatum graecarum, das schon 1689 erschienen ist, für die Zukunft maßgebend gewesen. Diese ältesten Bearbeitungen des griechischen Staats- und Privatlebens reihten mit großem Sammeleifer Zeugnis an Zeugnis, versuchten auch schon systematisch den Stoff zu gliedern, ohne ihn jedoch kritisch zu durchdringen.

Da es nicht unsere Aufgabe sein kann, hier eine Uebersicht über die Entwicklung dieses Zweiges der Altertumskunde zu geben, sei nur das eine betont, daß auch die Handbücher des 19. Jahrhunderts methodisch nicht wesentlich über die Sammlung und systematische Anordnung des überlieferten Stoffes hinausgekommen sind. Es ist keinem gelungen, ein wirklich anschauliches Bild des griechischen Staates

Digitized by Google

zu zeichnen, in dem die wesentlichen, spezifisch hellenischen Züge klar hervortraten und bis in alle Einzelheiten des Staatslebens hinein deutlich verfolgt werden konnten. M. E. lag dies in erster Linie daran, daß die Verfasser jener Handbücher Philologen waren. Sie beherrschten wohl die ganze antike Literatur, vermochten sich aber vielleicht gerade deshalb nicht genügend über den Stoff zu erheben, wozu auch der Mangel an juristischer und wirtschaftsgeschichtlicher Schulung beitrug. Das frühe Meisterwerk griechischer, allerdings auf ein spezielles Gebiet gerichteter Staatskunde, Boeckhs „Staatshaushaltung der Athener", in dem sich bewundernswerte Beherrschung des Stoffes mit glänzender Kombinationsgabe vereinigte, fand keinen Nachfolger. Wohl bemühten sich besonders Wilhelm Wachsmuth in seiner „Hellenischen Altertumskunde" und J. H. Lipsius in seiner Bearbeitung der Altertümer von Schoemann, den griechischen Staat in allen seinen Aeußerungen zu erfassen und so zu einem Gesamtbild zu kommen, aber auch bei ihnen ist es nur ein Versuch geblieben. Dennoch gebührt in erster Linie Wilhelm Wachsmuth die Anerkennung, trotz der so viel geringeren Kenntnisse seiner Zeit vom staatlichen Leben der Griechen in der Gliederung des Stoffes und in der Durchführung seines groß gedachten Planes einer Gesamtdarstellung des öffentlichen Lebens wenigstens nahegekommen zu sein. Dies beweisen für das Gebiet des Staates vor allem das zweite bis vierte Buch, in denen er u. a. von dem Staatssystem und Völkerrecht, von den Staatsverfassungen im allgemeinen und von der Volks- und Staatswirtschaft spricht. Nur die damals noch so geringe Zahl bekannter öffentlicher Urkunden, die methodisch noch in den Anfängen steckende volkswirtschaftliche Forschung und ein unter den damaligen politischen Verhältnissen nicht verwunderlicher Mangel an historischer Objektivität haben ihn sein Ziel nicht erreichen lassen.

Wachsmuths in die Form einer Berichterstattung über die geschichtliche Entwicklung gekleidete Darstellung des griechischen Staates, wobei Athen und Sparta beinahe ausschließlich berücksichtigt wurden und nach Umfang unserer Ueberlieferung berücksichtigt werden mußten, ist der Grundfehler, an dem alle Handbücher kranken. Dadurch verbauen sie sich die Möglichkeit, zu einer klaren Anschauung des Staatsaufbaues zu gelangen, auch wenn sie auf den geschichtlichen Teil einen systematischen folgen lassen. Denn der Geist eines Staates wird nur dem verständlich werden, der die staatlichen Einrichtungen zwar als Ergebnisse der geschichtlichen Entwicklung in ihrer zeitlichen Bedingtheit begreift, sie aber zugleich als notwendige Teile eines Organismus auffaßt. Das äußerliche Nebeneinanderstellen der Geschicke des Staates und seiner Einrichtungen macht daher das geschichtliche Verständnis seiner Wesensart unmöglich. Und man möchte glauben, daß das Bewußtsein der methodisch unzulänglichen Behandlung des Staates die Verfasser der Staatsaltertümer bestimmt hat, an dieser Bezeichnung festzuhalten. Sie darf sonach wohl auch als ein Ausdruck bescheidener Selbsteinschätzung, vielleicht sogar der klar erkannten Unmöglichkeit gelten, die ihnen selbstverständliche Vollständigkeit

Digitized by Google

in der Anführung sämtlicher Zeugnisse mit der klaren Folgerichtigkeit juristischer Formensprache zu vereinen. Ihnen war die Hauptaufgabe, die Geschichte des Staates zu zeichnen und daran eine äußerlich geordnete Uebersicht über seine Aemter und Einrichtungen anzuschließen.

So kommen wir zu dem Ergebnis, daß es wohl den meisten Herausgebern griechischer Staatsaltertümer fern gelegen hat, ein griechisches Staatsrecht zu schaffen. Es wäre daher ungerecht, sie allein an diesem Maßstab zu messen und ihre Bücher als unzureichend zu verwerfen, wenn sie ihm nicht entsprechen. Aber ebenso gewiß mußte einmal der Versuch gemacht werden, über die „Staatsaltertümer" hinauszukommen.

Der erste, der bewußt mit der alten historisch-antiquarischen Anordnung, die Ludw. Lange auch in seinen „Römischen Altertümern" befolgt hatte, brach, war Heinrich Swoboda in der 6. Auflage des 3. Teils von Hermanns Staatsaltertümern. (Tübingen 1913.) Doch möchte ich an dieser Stelle auch kurz auf Bruno Keils geistreiche Skizze in Gercke-Nordens „Einleitung in die Altertumswissenschaft" III² hinweisen. Der hohe Wert der Leistung Swobodas lag nicht in erster Linie in der Heranziehung des urkundlichen Materials, wie es in dieser Vollständigkeit noch nie geschehen war, sondern in dem Bemühen, den Stoff geistig zu durchdringen. Zum erstenmal ist hier der Versuch gemacht, die griechischen Staatsformen in ihrer Eigenart zusammenfassend darzustellen, und die Darstellung der wichtigsten griechischen Bundesstaaten sucht an der Hand der geschichtlichen Entstehung der Verfassungen ihre Institutionen als organische Bestandteile zu verstehen. Leider war es ihm nicht vergönnt, im Rahmen der „Staatsaltertümer" auch den spartanischen und athenischen Staat im gleichen Geiste zu behandeln, da die beiden ersten Teile in der Bearbeitung von V. Thumser bereits seit 20 Jahren vorlagen. In seinem Vorwort betonte Swoboda, daß die Vermengung der historischen und systematischen Darstellung bei Hermann heutzutage gründlich überwunden sei und die historischen Gesichtspunkte nur insoweit beachtet werden müßten, als sie für die Geschichte der Institutionen von Wichtigkeit seien. Wir möchten nur statt „Vermengung" lieber „äußerliche Trennung" sagen, da Swobodas Ausführungen zeigen, daß er im allgemeinen unserer Ansicht ist. Wenn er aber weiter bemerkt, es könne sich nur um eine „systematische Darstellung der Staatsaltertümer" handeln, die dem „Ideal eines künftigen griechischen Staatsrechts" vorarbeite, so möchten wir diesem Satz zunächst widersprechen. Denn eine Darstellung der „Staatsaltertümer", sei sie auch streng systematisch, wird nie eine Vorarbeit für ein griechisches „Staatsrecht" sein. Vielmehr haftet, wie wir sahen, dem Begriff „Staatsaltertümer" von vornherein nur die Bedeutung des Sammelns und Ordnens aller auf den Staat bezüglichen Zeugnisse an, ohne daß dabei staatsrechtliche Gesichtspunkte in Frage kommen. Solcher Sammlungen des antiken Materials besitzen wir aber nachgerade genug, und die Aufgabe kann nicht lauten, in eine solche Sammlung bessere systematische Ordnung zu bringen

Digitized by Google

als bisher, sondern an die Darstellung des griechischen Staates, also auch an die Verwertung des vorliegenden Materials in der Absicht auf Schaffung eines griechischen Staatsrechts selbst heranzutreten.

Damit kommen wir auf das uns vorliegende Werk Busolts zurück. Wir hoben hervor, daß Busolt den Titel „Griechische Staatskunde" gewählt hat, um damit anzuzeigen, daß das Staatsleben der Griechen endlich auf einer breiteren wirtschaftlichen und sozialen Grundlage dargestellt werden müsse. Es handelt sich also zunächst um die Frage, ob Busolt seine Absicht erreicht hat und ob wir berechtigt sind, in seinem Werke einen Fortschritt gegenüber den antiquarischen Handbüchern zu sehen. Dabei muß sofort betont werden, daß er nur von einer breiteren wirtschaftlichen und sozialen Grundlage spricht, dagegen ein „griechisches Staatsrecht" nicht einmal als das in der Zukunft zu erreichende Ziel hinstellt. Offenbar war Busolt der Ansicht, daß eine solche Aufgabe entweder noch einer fernen Zukunft vorbehalten bleiben muß oder nach Lage der Dinge überhaupt unlösbar erscheint. Trotzdem müssen wir nach der im engeren Rahmen glänzend gelungenen Arbeit Swobodas Busolts „Staatskunde" auch unter diesem Gesichtspunkt prüfen. Dabei ist im Hinblick auf den Zweck unserer Betrachtung eine Prüfung des ersten Bandes nicht zu umgehen. Der erste Hauptteil, die allgemeine Darstellung des griechischen Staates, zerfällt nach einer Einleitung über den „geographischen Boden" in die Abschnitte: „Ethnisch-historischer Boden", „sozial-politischer Boden" und „die Polis". Dieser letzte Hauptabschnitt nun stellt m. E. wirklich einen bedeutenden Schritt einem griechischen Staatsrecht entgegen dar. Er behandelt vor allem die Volkswirtschaft, die Klassen- und Parteigegensätze, die Staatsordnung und die Hauptgebiete der Staatsverwaltung (Kultus, Rechtspflege, Heerwesen, Finanzen). In dem Kapitel „die Staatsordnung" wieder spricht Busolt über die Bürgerschaft, die Rechtsstellung der nichtbürgerlichen Bevölkerung und die Verfassungsformen sowie die Organe der Staatsgewalt. So sehr nun auch die Gliederung des Stoffes das Bemühen erkennen läßt, über die reine Materialsammlung der „Staatsaltertümer" hinauszukommen, und so sehr man anerkennen muß, daß die Darstellung einen entschiedenen Fortschritt darstellt, letzten Endes ist doch auch der erste Band von Busolts „Staatskunde" nur eine ungeheure Anhäufung von Material, das nach bestimmten Grundsätzen systematisch geordnet ist.

Denn die Ordnung des Stoffes läßt staatsrechtliche Gesichtspunkte fast ganz vermissen. Eine Darstellung des griechischen Stadtstaates hat zunächst Geist und Wesen dieser eigenartigen Schöpfung hellenischer Art zu erfassen, da nur von dieser Grundlage aus der griechische Staat zu verstehen ist. Nie wieder ist in der geschichtlichen Entwicklung aller Völker der Grundsatz völliger Gleichheit vor dem Gesetz und möglichst gleichmäßiger Beteiligung aller Bürger an der Verwaltung des Staates so ernstlich in die Praxis umgesetzt worden. Dieser Gedanke beherrscht den Aufbau des gesamten Staatswesens bis in alle Einzelheiten hinein und ermöglicht so erst das Verständnis für

Digitized by Google

die Eigenart der Polis. Die Befugnisse der Behörden, ihre völlige Abhängigkeit von der souveränen Volksversammlung, die Organisation der Gerichte, die neben dem für unsere Anschauungen unförmigen Volksgericht schließlich alle Bedeutung verlieren, die ganz von den Schwankungen der Masse abhängige äußere Politik, die unverantwortliche und oft beherrschende Stellung der Volksführer, alles dies steht in engster organischer Verbindung mit den Grundgedanken der Isopolitie und Isonomie. Ganz allmählich wird durch die bis in die letzten Konsequenzen durchgeführte Verwirklichung der Herrschaft der ganzen Bürgerschaft aus dem Staate des Nomos, des göttlichen, alles regelnden Gesetzes, unter dem Einfluß auch des Individualismus und Subjektivismus, der Klassenstaat, dessen Einrichtungen von der herrschenden Klasse einseitig zu ihrem Vorteil ausgenutzt werden. Daß bei der Darstellung des Staates stets die geschichtliche Entwicklung berücksichtigt werden muß, bedarf nach dem Vorstehenden keiner Erwähnung.

Auf diese Weise wird vor allem verständlich, weshalb erst die makedonische Monarchie Griechenland durch Zwang zusammenzuschließen vermochte. In einem großen Staate war es unmöglich, die Teilnahme aller Bürger an der Regierung und Rechtsprechung durchzuführen, und deshalb empfehlen Platon wie Aristoteles, durch gesetzliche Maßnahmen ein Anschwellen der bürgerlichen Bevölkerung zu verhindern, ja sie der Zahl nach möglichst auf gleicher Höhe zu halten. Die staatliche Zersplitterung Griechenlands ist also letzten Endes auf die Wesensart des griechischen Stadtstaates zurückzuführen.

Anstatt nun von der gemeinsamen Grundlage des griechischen Staatslebens auszugehen, versucht Busolt aus der unendlichen Mannigfaltigkeit des Lebens die Grundzüge der Polis zu gewinnen. Und bei diesem Versuch mußte er im Aeußerlichen stecken bleiben. Dies wird schon durch die oben angeführte Gliederung des Stoffes bewiesen. Wie die Klassen- und Parteigegensätze unlöslich mit der Staatsordnung und Staatsverwaltung zusammengehören, so können auch diese beiden Gebiete nicht auseinandergerissen und das Kapitel „Staatsordnung" nicht rein äußerlich in die angegebenen Abschnitte zerlegt werden. Vielmehr bildet das gesamte Staatsleben in allen seinen Erscheinungsformen eine organische Einheit und muß deshalb als eine solche zur Darstellung gebracht werden. Bei Busolt dagegen werden die Zeugnisse ziemlich gewaltsam nach einem ausgeklügelten Schema geordnet. Denn wenn auch die Unzahl von Staaten sich zur Not in mehrere große Kategorien zusammenfassen läßt und viele Einrichtungen häufig vorkommen, die Mannigfaltigkeit im einzelnen ist doch noch so groß, daß jeder Staat schließlich sein eigenes Staatsrecht zu haben scheint, über dem er eifersüchtig wachte. Schon das Studium von Aristoteles' Politik zeigt uns die Schwierigkeit, über diese Besonderheiten hinweg zu einer zusammenfassenden Behandlung zu kommen, obwohl der große Theoretiker nur die wichtigsten Schattierungen der Verfassungen und die am häufigsten begegnenden Institutionen berücksichtigt hat. Der moderne Gelehrte, der das jetzt durch die Inschriften so überreich gewordene Material lückenlos verarbeiten will, steht daher vor kaum

Digitized by Google

zu bewältigenden Hindernissen, wenn er die Sache so anfaßt, wie es Busolt tut. Nur der, dem sich der griechische Staat als ein Organismus mit eigener Seele und eigenem Willen geoffenbart hat, wird durch alle Zerrissenheit des politischen Lebens hindurch die großen gemeinsamen Grundlinien erkennen.

Eine weitere Frage ist nun, ob die Darstellung des griechischen Staatsrechts nicht zuletzt doch an der verwirrenden Fülle der überlieferten Einzelheiten scheitern muß. Scheint es nicht von diesem Gesichtspunkt aus eine Utopie zu sein, die Gesamtheit griechischen Staatslebens als eine organische Einheit betrachten zu wollen? Und es könnte uns der Vorwurf gemacht werden, einer vorgefaßten Meinung zuliebe dem Leben Gewalt anzutun. Um diesen Vorwurf zu entkräften, brauchen wir uns nur auf Aristoteles zu berufen, der uns lehrt, wie die Hindernisse, die sich vor dem Aufbau eines griechischen Staatsrechts auftürmen, zu beseitigen sind. Dies kann nur auf dem Wege geschehen, den er eingeschlagen hat. Wenn der Meister, von dessen Schülern fast alle ihm bekannten Verfassungen behandelt worden sind, in dem Werke, das aus der unendlichen Mannigfaltigkeit des Lebens zu den Grundgedanken des staatlichen Lebens führen sollte, von der verwirrenden Menge der Einzelheiten nur das Wichtigste heraushob, so hat er uns damit zugleich gezeigt, daß ein gemeingriechisches *Staatsrecht* trotz der politischen Zersplitterung möglich ist. Der Verfasser eines solchen Werkes muß nur auf Vollständigkeit verzichten, er muß nicht danach trachten, alle Zeugnisse über die einzelnen griechischen Staaten vorzulegen, sondern nur *die* uns überlieferten Züge darf er in seinem Staatsrecht verwenden, die als eigentümlich griechisch betrachtet werden können. Und weil Busolt nach Vollständigkeit strebte, weil er alles bringen wollte, was wir über das staatliche Leben der Griechen wissen, ist der erste Band seines Werkes doch nur eine verbesserte Auflage der „Staatsaltertümer", verbessert vor allem durch den zum ersten Male angestellten Versuch, ein Gesamtbild der Polis zu zeichnen. Dieses Urteil wird sich uns durch eine Prüfung des vorliegenden Schlußteils der „Griechischen Staatskunde" bestätigen.

Der *zweite Band* enthält die Darstellung einzelner Staaten, vor allem des spartanischen und atheniischen Staates. Schon diese Sonderbehandlung beweist, daß Busolt nicht die Kraft besessen hat, sich aus den Fesseln der Gewohnheit zu befreien. Athen und Sparta durften als die am besten bekannten griechischen Staaten nicht gesondert behandelt werden, wenn das Ziel über die „Staatsaltertümer" hinaus lag. Denn gerade weil wir über den Aufbau dieser Staaten und ihre Institutionen am meisten wissen, können und müssen sie auch für die Feststellung des Gemeingriechischen in erster Linie herangezogen werden. Denn wie uns in Athen der Typus der demokratisch orientierten griechischen Polis am ausgeprägtesten entgegentritt, so zeigt auch Sparta zahlreiche Züge, die wir immer wieder beobachten, mag es sich nun um die Gerusie oder das Ephorat, um die Heloten oder die Beisassen handeln, und was es an *eigenartigen* Einrichtungen aufweist, erhellt uns häufig die Anfänge griechischen Staats-

Digitized by Google

lebens. Doch da Busolt nun einmal in diesem zweiten Hauptteil eine Darstellung einzelner Staaten bietet, so wollen wir uns damit abfinden und sehen, wie er dieser Aufgabe gerecht wird. Der erste Abschnitt über den Staat der Lakedaimonier gibt nach einer sozialpolitischen Grundlage Aufklärung über die Rechtsstellung der verschiedenen Bevölkerungsklassen, die Hauptorgane der Staatsgewalt und die Hauptgebiete der Staatsverwaltung. Wir können also ebenso wie nachher beim athenischen Staat von dem Versuch einer Darstellung des lakedaimonischen bzw. athenischen Staatsrechts sprechen. Dann wäre es aber im ersten Fall nötig gewesen, den Grundgedanken der spartanischen Verfassung herauszustellen und dann seinen Auswirkungen im Staatsleben nachzugehen. Mag man Sparta als aristokratisches oder demokratisches Staatswesen ansehen oder in einem absoluten Königtum die Grundlage seines staatlichen Daseins erblicken, immer muß man von dieser Grundanschauung aus die Institutionen und ihre geschichtliche Entwicklung zu verstehen suchen. Dagegen ist die spartanische Verfassung bei Busolt ganz nach äußerlichen Gesichtspunkten behandelt, so wie man diesen Stoff etwa in der Schule bespricht, und besonders verfehlt erscheint mir, daß die Erziehung und Lebensordnung an den Schluß in das Kapitel über die Hauptgebiete der Staatsverwaltung gestellt ist. Denn erstens gehört eine Erörterung über die spartanische Lebensordnung nicht in eine systematische Darstellung der Verfassung, und dann kann man das Ethos der spartanischen Politeia überhaupt nur dann richtig würdigen, wenn diese Dinge als die Grundlage des gesamten Staatslebens ausreichend behandelt sind.

Ohne daß wir auf Einzelheiten eingehen, kann also die Darstellung der spartanischen Verfassung schon der Anlage nach nicht als den berechtigten Ansprüchen gerecht werdend betrachtet werden. Die Behandlung des „Staates der Athener" aber stellt sogar einen entschiedenen Rückschritt gegenüber dem ersten Bande dar. Denn Busolt gibt zunächst einen ausführlichen „Abriß der Verfassungsgeschichte" (S. 783—939) und behandelt dann erst systematisch die Staatsordnung. Das ist also die alte Anordnung der „Staatsaltertümer", die wir oben als veraltet und einem wirklichen Verständnis der Verfassung abträglich bezeichnen mußten. Die Gliederung des Stoffes deckt sich dabei mit der des Abschnitts „Die Polis" im ersten Bande. Es unterliegt nun gar keinem Zweifel, daß bei keinem griechischen Staate mit größerer Aussicht auf volles Gelingen der Versuch gemacht werden kann, die Verfassung unter staatsrechtlichen Gesichtspunkten darzustellen, als beim athenischen, da für ihn die Quellen am reichlichsten fließen. Es ist außerdem eine reizvolle Aufgabe, unter ständiger Bezugnahme auf die geschichtliche Entwicklung zu zeigen, wie in Athen das Ideal einer konsequent durchgeführten Demokratie verwirklicht wurde. Es ist wohl nie wieder mit der Forderung auf vollständige Gleichstellung der Bürger und auf die Beteiligung möglichst aller Bürger an der Staatsverwaltung einschließlich der Rechtspflege so Ernst gemacht worden wie im Athen des ausgehenden 5. und 4. Jahrhunderts, und an keinem andern Beispiel können deshalb die Vorteile

Digitized by Google

und Nachteile des demokratischen Systems so anschaulich gemacht werden. Und wie rücksichtslos haben wiederum diese für Freiheit und Gleichheit schwärmenden Bürger ihre Macht gegenüber den Bundesgenossen ausgenutzt! Der ganze Aufbau des Staates wird so von einer Idee beherrscht, und besonders wertvoll ist die Möglichkeit, bei den einzelnen Institutionen das allmähliche Wachstum und den endlichen Sieg der demokratischen Anschauungen nachzuweisen.

Wenn Busolt die „Hauptgebiete der Staatsverwaltung" wieder ohne organische Verbindung mit der Staatsordnung an den Schluß gestellt hat, so muß demgegenüber noch einmal darauf hingewiesen werden, daß diese Teilung zwischen der „Staatsordnung" und der „Staatsverwaltung" Zusammengehöriges auseinanderreißt. Dies geht schon daraus hervor, daß z. B. die Archonten (S. 1081 ff.) in dem Abschnitt „Die einzelnen Aemter" behandelt werden, während ihre Hauptobliegenheiten, Kultus, Rechtspflege, Kriegs- und Finanzwesen, in dem letzten Kapitel zur Besprechung kommen. Mir scheint dieses Verfahren recht wenig geeignet zu sein, zu einem wirklichen Verständnis des Wesens des Archontats zu führen. In einer Darstellung des athenischen Staates ist vielmehr zu zeigen, wie dieses Amt als der Ueberrest des unumschränkten Königtums in der Republik allmählich alle Rechte verliert und seine Befugnisse, auf neun Beamte verteilt, schließlich lediglich dekorative Bedeutung annehmen. Dieser Prozeß ist lediglich auf die Zunahme des demokratischen Geistes zurückzuführen, und so gehört m. E. die Darstellung dieses Amtes in seiner geschichtlichen Entwicklung als besonders bezeichnend für die Eigenart des athenischen Staates in den Mittelpunkt des athenischen Staatsrechts. Aber auch ganz allgemein betrachtet, ist eine gesonderte Behandlung der Magistraturen und ihrer ihnen geschichtlich zugewachsenen Rechte nur in ganz besonderen Fällen angängig.

Wir wenden uns zu dem dritten Hauptteil des zweiten Bandes, den zwischenstaatlichen Beziehungen. In ihm hat auch die Betrachtung der Staatenbünde und Bundesstaaten ihren Platz gefunden. Man muß da zunächst feststellen, daß der Bundesstaat als ein fest geschlossenes Staatsgebilde nicht in diesen Zusammenhang hineingehört, sondern zwischen Einheitsstaat und Staatenbund zu stellen ist; doch könnte man darüber allenfalls hinwegsehen. Abzulehnen ist aber die Gliederung des Stoffes. Busolt unterscheidet staatenbündnerische Waffenbünde, staatenbündnerische und bundesstaatliche Stamm-Landschaftsbünde und die Stammes- und Landschaftsgrenzen weit überschreitende Bundesstaaten. Diese Einteilung wirft alles durcheinander. Denn es kann sich doch nur entweder um Staatenbünde oder Bundesstaaten handeln. Was soll man sich also unter „bundesstaatlichen Stamm-Landschaftsbünden" denken, zumal sie mit „staatenbündnerischen" Bünden (!) zusammengestellt werden? Was kann man überhaupt staatsrechtlich mit einem „Stamm-Landschaftsbund" anfangen, einem Begriff, der als so unglücklich wie möglich bezeichnet werden muß? Und hat denn der Umfang eines Bundesstaates von vornherein etwas mit seinem Wesen zu tun? Zunächst hätte doch Busolt den Versuch

Digitized by Google

machen müssen, das Wesen des griechischen Bundesstaates zu erfassen. Die Ueberlieferung über den achaeischen und aitolischen Bund ist schon reich genug, um einen solchen Versuch nicht als aussichtslos erscheinen zu lassen. Weiter war zu untersuchen, welche der sonstigen Zusammenschlüsse mehrerer Stadtstaaten und welche Stammbünde als Bundesstaaten zu betrachten sind, und das Material über sie mit heranzuziehen. Auch für die Darstellung des Bundesstaatsrechts bietet die geschichtliche Entwicklung der Bünde wertvolle Aufschlüsse. An zweiter Stelle hätten dann die Staatenbünde behandelt werden können. Für ganz besonders wichtig und aufschlußreich halte ich eine systematische Untersuchung darüber, inwiefern auch der griechische Bundesstaat eine eigentümlich griechische Prägung besitzt. Es unterliegt ja keinem Zweifel, daß diese nächst der absoluten Monarchie wertvollste Schöpfung des hellenistischen Zeitalters auf politischem Gebiete durchaus griechische Züge aufweist. Der Bundesstaat ist eine unter dem Zwang der Verhältnisse zustande gekommene Zwischenform zwischen der Polis und dem Stammesbunde. So kann seine Darstellung uns wertvolle Aufschlüsse geben, welche Einrichtungen des Stadtstaates am meisten hellenischen Geist atmen. Denn diejenigen unter ihnen, die auch auf den Bundesstaat übernommen sind, müssen doch den Griechen als unentbehrlich erschienen sein, und schließlich haben sie doch am besten gewußt, worin sich am reinsten griechische Eigenart ausprägte. Von einem Versuch, von diesem Gesichtspunkt aus den griechischen Bundesstaat zu betrachten, finden wir nun bei Busolt nichts. Auch dieser Teil seines Buches bietet uns das ganze Material sorgfältig gesammelt und geordnet, aber die Anordnung geht doch nur von äußerlichen Gesichtspunkten aus. So befriedigt das, was Busolt über die zwischenstaatlichen Beziehungen bringt, noch weniger als die ersten beiden Hauptteile des Bandes.

Es muß deshalb bei dem oben ausgesprochenen Urteil bleiben, daß wir in Busolts „Griechischer Staatskunde" in erster Linie eine wertvolle Materialsammlung erhalten haben, die sich nur stellenweise über das Niveau der alten „Staatsaltertümer" erhebt. Aber das muß doch deutlich betont werden, daß wir für das in dieser Vollständigkeit noch nie vorgelegte Material dem Verfasser und dem leider auch heimgegangenen Herausgeber Heinrich Swoboda, der ja an der Anlage des Werkes nichts mehr ändern konnte, zu lebhaftem Danke verpflichtet sind, der auch dem Herausgeber des Handbuches gebührt. Jeder, der sich eingehender mit der griechischen Geschichte beschäftigt hat, weiß Busolts peinliche Sorgfalt und unbedingte Zuverlässigkeit zu schätzen. Dieses Lob gilt auch für seine „Staatskunde". Wie bei seiner „Griechischen Geschichte" ist vor allem die Anführung der gesamten modernen Literatur von unschätzbarer Bedeutung. Auf lange Zeit hin wird so sein Werk das unentbehrliche Hilfsmittel für das Studium der staatlichen Verhältnisse der Griechen sein und auch dem künftigen Schöpfer eines griechischen Staatsrechts wertvolle Dienste leisten.

Wenn Busolt sein Werk wohl deshalb nicht „Griechisches Staatsrecht" genannt hat, weil er selbst fühlte, daß es dieser Bezeichnung

Digitized by Google

nicht entsprach, so liegt es nahe, als Abschluß dieser Betrachtung mit einigen methodischen Bemerkungen noch auf das einzige Werk einzugehen, das bisher unter diesem Titel erschienen ist, U. Kahrstedts „Griechisches Staatsrecht" (Göttingen 1922, Band I), wenn es auch in den „Mitteilungen" Bd. 51, S. 28 schon kurz angezeigt ist. In seinem Vorwort begründet Kahrstedt die Wahl des Titels mit der Absicht, auch äußerlich die Ueberzeugung zu bekunden, daß wir über die Zeit der „Staatsaltertümer" hinaus sind, und gibt die Ungenauigkeit zu, in einer Zeit von einem griechischen Recht zu sprechen, da es keinen Staat Griechenland gab. Er glaubt, daß fast das Ganze eines griechischen Staatsrechts der Klassischen Zeit eine Darstellung Spartas, Athens und ihrer Symmachien ist und daß, was wir von anderen hellenischen Staaten wissen, nur als Beispiel oder zur Korrektur unzulässiger Verallgemeinerungen dienen und erst bei einem Versuch, das Wesen der Polis zu zeichnen, verwandt werden kann. Dieser Versuch soll im dritten Bande nach der Einzeldarstellung Spartas und Athens seinen Platz finden. Damit verzichtet also Kahrstedt von vornherein darauf, uns ein „griechisches Staatsrecht" im eigentlichen Sinne des Wortes zu schenken. Wie schon hervorgehoben, ist es gewiß ohne weiteres richtig, daß wir über Sparta und Athen am besten unterrichtet sind. Aber ein Werk, dessen erster Band eine Darstellung des spartanischen und dessen zweiter eine solche des atheniſchen Staates gibt, um im dritten Bande das Wesen der Polis zu zeichnen, kann doch nur unter starker Pressung des Begriffes unter der Gesamtbezeichnung „Griechisches Staatsrecht" zusammengefaßt werden. So muß es lebhaft bedauert werden, daß auch Kahrstedt den Versuch, nach dem Vorbild des Aristoteles aus dem gesamten vorliegenden Material den griechischen Stadtstaat in seinen charakteristischen Zügen vor uns erstehen zu lassen, zunächst aus dem Wege gegangen ist. Hoffentlich holt er das Versäumte im dritten Bande nach, denn wie oben betont, kann nur die Polis als die typisch griechische Staatsform betrachtet werden. Hier muß noch einmal hervorgehoben werden, daß ich die gesonderte Behandlung Spartas und Athens auf jeden Fall, vor allem aber v o r der Darstellung der Polis für methodisch falsch halte, da auf diesem Wege das auch von Swoboda gesteckte Ziel nicht oder nur auf Umwegen erreicht werden kann. Der spartanische und atheniſche Staat sind besondere Erscheinungsformen des griechischen Staates, und die Darstellung ihres Staatsrechts ohne Berücksichtigung des sonst über griechische Staatseinrichtungen Bekannten ist eine Sonderaufgabe, die n e b e n der Darstellung des griechischen Staatsrechts gelöst werden muß.

Sieht man nun in dem ersten Band von Kahrstedts Werk die versuchte Lösung einer solchen Sonderaufgabe, so muß offen zugegeben werden, daß jedenfalls dieser Versuch eine bedeutende Leistung darstellt und grundsätzlich die oben gekennzeichneten Fehler der „Staatsaltertümer" vermeidet: Kahrstedt hat zum ersten Male den spartanischen Staat einer systematischen staatsrechtlichen Betrachtung unterzogen. Nun trifft gewiß zu, was V. Ehrenberg im Hermes LIX S. 61 ff.

Digitized by Google

ausführt, daß ein Staat ohne schriftliche Gesetze wie der spartanische und ein Bund autonomer Staaten wie die peloponnesische Symmachie sich der logischen Systematisierung aufs äußerste entziehen. Aber der Hinweis Ehrenbergs auf England in diesem Zusammenhange beweist doch, daß auch ein solcher Staat systematisch behandelt werden kann. Zwingender ist ein anderer Einwand: daß grundsätzlich Staat und Bund als staatsrechtliche Größen auf eine Ebene gebracht sind und daß dadurch und durch die getrennte Behandlung von Spartiaten, Perioeken und Bund der Wesensunterschied zwischen Staat und Symmachie völlig verloren geht. Auch sonst zeigen noch manche Bemerkungen Ehrenbergs, auf die ich hier im einzelnen nicht eingehen will, daß es an anfechtbaren Behauptungen und Deutungen bei Kahrstedt nicht fehlt.

In allen Einzelheiten wird man wohl nie zu voller Uebereinstimmung gelangen, wie ja auch gegen manche Definitionen Mommsens in seinem „Römischen Staatsrecht" begründeter Einspruch erhoben ist. An den Kern der Sache aber rührt Ehrenberg, wenn er zum Schluß gegen Kahrstedt den Vorwurf erhebt, zugunsten einer juristischen Systematik dem geschichtlichen Leben Gewalt angetan zu haben. Während Mommsens Staatsrecht wirklich römisch bis in letzte Feinheiten hinein sei, mache Kahrstedts Darstellung kaum den Versuch, spartanisch, geschweige denn griechisch zu sein. Wenn er dann die Forderung erhebt, daß ein „griechisches Staatsrecht" vom Wesenhaften des griechischen Staates auszugehen habe, so berührt er sich mit unserer oben ausgesprochenen Auffassung. Daß der griechische Staat mehr menschliche Gemeinschaft, der römische juristisches System sei, schließt er aus dem Sprachgebrauch: bei den Römern heiße der Staat als rechtlich-sozialer Körper nicht „civitas", sondern „res publica", während der griechische Staat im Gegensatz dazu nicht mit τὰ δημόσια, sondern mit πολιτεία bezeichnet werde. Deshalb hält Ehrenberg den Weg Mommsens für das Griechentum für ungangbar: auf diesem Wege gehe ein „griechisches Staatsrecht" am Wesen des griechischen Staates vorbei.

Ich habe über die Ausführungen des jungen Frankfurter Historikers so ausführlich berichtet, weil er durch sein Erstlingswerk „Die Rechtsidee im frühen Griechentum" (Leipzig 1921) bewiesen hat, daß er ein feines Verständnis für die griechische Auffassung von Recht und Staat besitzt. Nur scheint mir seine Beurteilung des Kahrstedtschen Buches zu scharf zu sein. Oben ist von mir bereits betont worden, daß der Titel „Griechisches Staatsrecht" insofern irreführend ist, als es sich zunächst nur um eine Sonderdarstellung des spartanischen Staates handelt. Aber die Behauptung, daß Kahrstedts Darstellung kaum den Versuch mache, spartanisch zu sein, geht m. E. doch zu weit. Ihr widerspricht schon die Tatsache, daß Kahrstedt seine Darstellung auf einer außerordentlich umfassenden Kenntnis des gesamten urkundlichen und literarischen Materials aufbaut. So manche Einrichtung hat er in ein helleres Licht gestellt. Dies gilt vor allem für den Nachweis von Spuren der absoluten Gewalt des alten König-

Digitized by Google

tums, wenn ich auch die Definition des Verhältnisses zwischen Sparta und den Perioiken als Personalunion nicht für glücklich halte. Seine Untersuchungen über die Kategorien der Staatsangehörigen, über die Krone, über die Beamtenschaft, um nur einiges herauszuheben, sind in ihrer juristischen Schärfe von bleibendem Werte, wenn auch nicht in jedem Fall das Richtige getroffen ist. Vielleicht ist auch der Vorwurf Ehrenbergs, Kahrstedt vergewaltige das geschichtliche Leben zugunsten juristischer Systematik, nicht ganz unberechtigt. Aber einem solchen ersten Versuche muß man eine gewisse Ueberspannung des als richtig erkannten Grundsatzes nachsehen; es ist nur zu verständlich, wenn ein Forscher, der ganz neue Wege einschlägt, in seinem Eifer über das Ziel hinausschießt. Trotzdem glaube ich, daß Kahrstedts Werk eine neue Epoche in der Erforschung griechischen Staatslebens einleitet. Erst mit ihm ist der Standpunkt der „Altertümer" endgültig überwunden, und es kann mit frischen Kräften an die Arbeit gegangen werden. Dann wird es auch gelingen, das „Griechische Staatsrecht" zu schaffen. Doch ist es mit der juristischen Systematik allein nicht getan, sondern hinzu muß die Einfühlung in griechisches Staatsbewußtsein und griechischen Rechtssinn treten. Und wie ich oben auf Aristoteles als unsern Lehrmeister hinwies, so sei zum Schluß an das tiefe Wort Ulrichs von Wilamowitz (in seinem „Staat und Gesellschaft der Griechen", 2. Aufl., S. 214) erinnert, daß man für ein Staatsrecht der Griechen vor allen Dingen die Philosophen lesen müsse, nichts mehr als Platons „Gesetze".

Neue Literatur zur mittelalterlichen Geschichte, vornehmlich zur Geschichte der Zeit Friedrichs II., des Staufers.

Die Festigung unseres Wirtschaftslebens macht sich auch darin bemerkbar, daß wissenschaftliche Forschungsarbeit wieder in erhöhtem Maße zum Druck kommt. Zwangen die Inflationsjahre den Historiker, beim Druck seiner Arbeiten den Anmerkungsapparat zumeist wegzulassen und den Umfang zu beschränken, so kann nun wieder mehr in solcher wissenschaftlichen Unterbauung geleistet werden. Man kann ganz wohl der Meinung sein, daß volkstümlich lesbare Darstellungen von Zeit zu Zeit geschrieben werden müssen, schon weil die Oeffentlichkeit ein Recht darauf hat, über die Forschungsergebnisse unterrichtet zu werden; aber man wird es auf der anderen Seite begrüßen, wenn durch unermüdliche Arbeit das Material herangeschafft wird, das diese zusammenfassenden Werke erst ermöglicht. Die breitere Oeffentlichkeit hat in der Regel keine Vorstellung davon, welche Arbeit geleistet werden muß, ehe es möglich ist, eine zusammenfassende Darstellung zu geben, und oftmals ist nur ein überhebliches Lächeln der Lohn für das, was Gelehrte in jahrelanger Arbeit geleistet haben.

Mittelpunkt und Sammlungsort aller auf das Mittelalter bezüglichen archivalischen Arbeit bleiben die „Monumenta Germaniae

Digitized by Google

Historica". Wenn diesem durch den Freiherrn vom Stein begründeten Unternehmen heute größere Geldmittel zur Verfügung ständen, dann könnte das Tempo der Editionen ein rascheres sein, so daß der Abschluß der Arbeiten nicht in so ungewisser Zukunft läge, wie es tatsächlich der Fall ist. In der Abteilung „Diplomatica" stehen wir erst in der Bearbeitung der Urkunden des salischen Herrscherhauses; hier liegt als jüngste Veröffentlichung der von dem inzwischen verstorbenen Harry Breslau herausgegebene erste Teil des 5. Bandes vor. Er umfaßt „Die Urkunden Heinrichs III. 1039—1047" [1]). Ueber die Editionstechnik auch nur ein Wort zu verlieren, hieße die Verdienste des verstorbenen Forschers schmälern. Hoffentlich läßt der die Regierung Heinrichs III. zu Ende führende Band nicht allzu lange auf sich warten, damit die Benutzbarkeit des vorliegenden Teiles durch die dann erscheinenden Register erleichtert wird.

Ebenfalls in den „Monumenten" erscheint in der Abteilung „Epistolae selectae" als 4. Band, von Karl Hampe herausgegeben, „Die Aktenstücke zum Frieden von S. Germano 1230" [2]). Von dem besten Kenner der Zeit Friedrichs II. werden hier in glücklichster Weise alle die Dokumente zusammengestellt, die sich auf den Abschluß des ersten Ringens zwischen Friedrich II. und dem Papst beziehen. Es ist durchaus zu begrüßen, daß Hampe sich nicht auf bisher ungedrucktes Material beschränkt hat, sondern auch die schon bekannten Urkunden aufs Neue bringt. Das Ganze liest sich wie ein spannender Roman, jede Phase dieses geistigen Kampfes rollt sich vor unserem Auge ab. Der Band enthält vor allem die Briefe aus dem Legationsregister des Kardinalpriesters Thomas von Capua, aus welchem Hampe schon in früheren Jahren der Wissenschaft wiederholt Material zugänglich gemacht hat. Sein Verdienst bleibt es ja, daß er auch die Briefstellen auf historisch Wertvolles durchforscht und immer wieder gezeigt hat, wie auch in Stilübungen des Mittelalters oftmals Wichtiges zu finden ist. Sodann finden wir die Akten des Perusiner Registers Papst Gregor IX., ferner die Akten seines römischen Hauptregisters und schließlich die Aktenstücke zum Gaeta-Konflikt, der als Nachläufer die Gemüter auch nach Abschluß des eigentlichen Kampfes noch in Erregung hielt. Zu diesem Konflikt werden eine Reihe von Stilübungen abgedruckt, an denen man aus den oben angeführten Gründen nicht achtlos vorbeigehen darf.

Diese Edition zeigt so recht, welche erhebliche Vorarbeiten noch zu leisten sein werden, ehe man an eine abschließende Arbeit über Friedrich II. herangehen kann. Obwohl nun schon viele Jahrhunderte sich mit diesem Kaiser beschäftigt haben, muß doch die gesamte Urkundenforschung noch einmal auf eine neue Grundlage gestellt werden. Als wesentliches Teilstück muß die Herausgabe der Briefe und Urkunden des großen Stauferkaisers in Angriff genommen werden (die

[1]) In Gemeinschaft mit H. Wibel (†) bearbeitet und unter Mitwirkung von P. E. Schramm herausgegeben von H. Breßlau. 4°. 277 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1926. Geh. Mk. 30.—.

[2]) Gr. 8°. XIII u. 123 S. Berlin, Weidmann, 1926. Geh. Mk. 7.20.

Digitized by Google

einstmals in genialer Weise der Franzose Huillard-Bréholles geboten hat, der heute aber natürlich überholt ist). Hierfür liefert das Buch von Hampe eine wesentliche Vorarbeit.

Wenn trotzdem Ernst Kantorowicz in seinem Werke: „Kaiser Friedrich der Zweite“ [1]) versucht, den gegenwärtigen Stand unseres Wissens in eine auch für den Nichtfachmann bestimmte Darstellung zu bringen, so kann man dies zwar durchaus verstehen, wird aber von vornherein die Vorbehalte machen müssen, die soeben angedeutet wurden. Die wissenschaftliche Kritik kann sich dementsprechend zu diesem Werke auch deshalb nur mit Vorsicht äußern, weil der Verfasser, wie er im Nachwort betont, von allen Quellen und Literaturnachweisen absieht, aber als Ersatz binnem kurzem in kleiner Auflage einen 2. Band unter dem Titel „Untersuchungen und Forschungen zur Geschichte Kaiser Friedrichs II.“ herausbringen will. Da auch der Referent in seinem Buche: „Das Zeitalter der Hohenstaufen in Sizilien“ (s. „Mitteilungen“, Bd. 54, S. 38), allerdings in wesentlich bescheidenerem Umfange, die Persönlichkeit des großen Staufers vornehmlich in Sizilien gewürdigt hat, war die Lektüre des Werkes von K. für ihn von besonderem Reiz.

Es ist begreiflich, daß der Verfasser dem Zauber des doch eben einzigartigen Kaisers erlegen ist und daß dies ihn dazu verleitete, allzu sehr das Singuläre in Friedrich zu betonen. Die Forschung der letzten Jahre war doch in steigendem Umfange dazu gekommen, zu zeigen, wie stark der Kaiser auf den Schultern seiner Vorgänger und im besonderen Rogers II. steht. Referent will durchaus nicht behaupten, daß K. diese Gedankengänge nicht gegenwärtig gewesen wären, aber daß Mystische tritt in seinem Werke in einer Weise hervor, wie es der klaren Persönlichkeit des Kaisers nicht entspricht. Die Stellung zur christlichen Religion scheint dem Referenten nicht konsequent herausgearbeitet. An dem Freidenkertum des Kaisers ist doch in keiner Weise zu zweifeln; auf der anderen Seite betont K. wiederholt, wie stark sich Friedrich als christlicher Kaiser fühlte. Vielmehr meine ich, daß alle diese christlich anmutenden Aeußerungen nur politisch zu werten sind, daß aber der Kaiser selbst zu einer anderen Stellungnahme sich durchgerungen hat. K. geheimnist in diese Dinge zu viel hinein, und dadurch scheint er mir auch des öfteren zu einer Diktion zu kommen, die man als maniriert ansprechen möchte. Man höre etwa den folgenden Satz (S. 227): „Das etwa war die geistige Luft, in der Friedrich der Zweite weste (sic!), erstaunlich gelehrt und dabei irgendwo fast naiv, kosmisch spukhaft und steinern-nüchtern, nackt und hart und leidenschaftlich zugleich.“ Oder auf S. 353: „Denn — weniger glücklich vielleicht als Dorier und Jonier — nicht der einzelne Stamm, nicht Sachsen, Franken, Schwaben waren als einzelne unmittelbare Träger des Weltsinns, obschon jeder für sich Träger des Staatssinns: sondern ein Weltträchtiges war allein verkörpert in der — des Staatsgefühls freilich baren — überstammhaften Gesamtheit der Deutschen.“

[1]) Gr. 8°. 651 S. Berlin, Georg Bondi, 1927. Geb. Mk. 17.50.

Digitized by Google

Als Einzelheit sei vermerkt: wenn K. auf S. 624 schreibt, Peter von Gaeta sei Admiral des Königreiches gewesen, so dürfte dies nicht zutreffen.

Hat nun K., fast möchte man sagen, von altertümlicher Heldenverehrung getragen, Friedrich II. zu sehr in den Mittelpunkt gestellt, so wird es Aufgabe der Forschung sein, die Leistungen seiner Mitarbeiter deutlicher herauszuheben. Unserer Geschichtsauffassung kann Uebermenschentum nichts mehr sagen, und bei allem Respekt vor der Genialität des Kaisers muß doch das von ihm Geleistete auf ein menschliches Maß zurückgeführt werden. Gerade der Sinn Friedrichs für schlichte Wirklichkeit, wie er sich in seinen vielfachen, übrigens von K. erwähnten naturwissenschaftlichen Experimenten kundtut, beweist, daß er sich selbst wohl kaum in einem übermenschlichen Lichte sah. Doch das sind Differenzen der Auffassung, über die noch zu sprechen sein wird, wenn der 2. Band des Werkes vorliegt. Um aber die Besprechung des Buches nicht im Negativen ausklingen zu lassen, sei ausdrücklich betont, daß K.s Arbeit eine gewaltige wissenschaftliche Leistung darstellt. Der Verfasser zeigt eine Beherrschung des Stoffes, vor der man nur alle Achtung haben kann. Einzelne Kapitel, wie etwa jenes, das von der sizilischen Monarchie handelt, sind ihm ganz besonders gelungen und geben das erstrebte Gesamtbild von Friedrichs Schaffen.

Wer je in Unteritalien und Sizilien reisen durfte, dem fallen vor allem immer wieder die gewaltigen Kastelle der Hohenstaufen in die Augen. Was an ihnen so imponiert, ist ihre völlige Schlichtheit, vielleicht am reinsten erhalten am Castello Ursino in Catania. Steht man vor ihnen, so regt sich der Wunsch, von den Menschen zu hören, die in ihnen gelebt haben.

„Die Verwaltung der Kastelle im Königreich Sizilien unter Friedrich II. und Karl I. von Anjou" behandelt Eduard Sthamer in einem Werke von drei Bänden, deren zweiter 1912[1]), deren erster 1914[2]) und deren dritter nunmehr 1926[3]) erschienen ist.

Das Werk, das im Preußischen Historischen Institut zu Rom herauskommt[4]), gibt sich bescheiden als Ergänzung des Werkes von Arthur Haseloff („Die Bauten der Hohenstaufen in Unteritalien"), ist aber doch viel mehr. Vor unserem Auge rollt sich an Hand der Dokumente die Verwaltungsgeschichte eines des wichtigsten Zweiges des Anjouinischen Staates ab. Noch ist ja das Material, das das Staatsarchiv in Neapel über diese Zeit birgt, in keiner Weise ausgeschöpft, und in absehbarer Zeit gibt es keine Möglichkeit, den genannten Bestand wissenschaftlich zu veröffentlichen. So ist es nur möglich, von den einzelnen Verwaltungen her die Registerbände zu durchforschen und in einer eng umgrenzten Aufgabe sie der wissen-

[1]) VI u. 175 S., Mk. 36.—.
[2]) VII u. 184 S., Mk. 44.—.
[3]) VIII u. 210 S., Mk. 44.—.
[4]) Verlag Karl W. Hiersemann, Leipzig.

Digitized by Google

schaftlichen Benutzung zugänglich zu machen. Wenn das Historische Institut in Rom durch seine Mitarbeiter gerade diese Aufgabe in Angriff nehmen ließ, so leitete es der Gedanke, daß aus der Bautätigkeit der Anjous bei sorgsamer Arbeit die Bautätigkeit der Hohenstaufen und ganz besonders die Friedrichs II. sich herausschälen müsse.

Der 1. Band bringt zunächst die Kastellverwaltung. In der Einleitung geht der Verfasser auf das sonderbare Gemisch ein, das das Königreich Sizilien im 13. Jahrhundert darstellt, teils Lehnstaat, teils Beamtenstaat. Friedrich II. ist es wohl gewesen, der als erster den Grundsatz vertrat: Kastelle nicht mehr als Lehen auszugeben, sondern sie in unmittelbare Verwaltung zu nehmen. Hierfür mußte ein besonderer Verwaltungszweig geschaffen werden. Es ist ja bekannt, daß Friedrich II. auch sonst der vorbildliche Schöpfer eines Beamtenstaates geworden ist. Als erste Aufgabe erwies sich die Zusammenstellung der kurialen Kastelle als notwendig. Sodann schließt sich eine Besprechung der wichtigsten Aemter, die für die Kastellverwaltung geschaffen wurden, an. Es handelt sich um das Amt des Provisor castrorum und das des Kastellans, wobei festgestellt wird, daß das zuletzt erwähnte ursprünglich das einzige gewesen ist. Auch hier besonders bemerkenswert, daß bei dem Einsetzen in das Amt dem Kastellan eine Commissio übergeben worden ist, in der alle Pflichten aufgezählt wurden, die der Beamte zu erfüllen hatte. In der Zeit Karls von Anjou lassen sich die einzelnen Aemterinhaber genau verfolgen, die mitunter längere Zeit im Amte blieben, oftmals aber auch häufig wechselten. Die Bewachung der Kastelle mußte in einem Staatswesen, das sich von den Lehnsträgern unabhängig machen wollte, außerordentlich wichtig sein. Karl von Anjou hat dann dieses Prinzip dadurch zu seiner letzten Konsequenz gebracht, daß er lediglich Provençalen und Franzosen als Besatzung verwandte.

Die finanzielle Fundierung der Kastellverwaltung läßt uns auch hier wieder in ein geregeltes Staatswesen Einblick tun, wenn auch eine Gesamtsumme nicht festgestellt werden konnte, die Friedrich II. zu diesem Zwecke ausgegeben hat. Die Ausrüstung der Kastelle mußte so gehandhabt werden, daß in ihnen jederzeit eine ausreichende Reserve an Lebensmitteln vorhanden war. Wenig können wir in die Disziplin der Kastellbesatzungen hineinschauen, auch hier mögen schon die üblichen Schwierigkeiten bestanden haben, die sich aus der Kasernierung so vieler Männer ergaben, und eine ganze Anzahl von Verfügungen beschäftigen sich damit, wie dem Konkubinenunwesen gesteuert werden könnte.

Das Kapitel über die Reparatur der Kastelle schließt dann den Textteil des 1. Bandes. Das Statut darüber, dessen Ursprung in der Zeit Friedrichs II. feststeht, wird im Anhang beigegeben. Hier wird im einzelnen festgestellt, wer zur Instandhaltung der verschiedenen Kastelle jeweils heranzuziehen ist. Außerdem finden wir in diesem Bande noch eine Reihe von Dokumenten, die für die Kastellverwaltung im allgemeinen wesentlich sind.

Digitized by Google

In den beiden folgenden Bänden geht nun der Verfasser in der Sammlung der Dokumente den geographischen Weg. Der 1. Band, der Ergänzungsband II, umfaßt die Capitanata. Er stellt jeweils alle erreichbaren Dokumente für die einzelnen Kastelle zusammen. In der Capitanata lagen Schlösser von der Bedeutung von Lucera, Manfredonia und Foggia. Der 2. Band, der den Ergänzungs-Band III bildet, umfaßt die Provinzen Apulien und Basilicata. Zwischen seinem Erscheinen und dem Erscheinen des vorigen liegen 14 Jahre, und es hat sicherlich aller Energie des Verfassers bedurft, um den Mut nicht sinken zu lassen und sich an die Hoffnung zu klammern, daß ein Werk, welches so erhebliche Druckkosten verschlingt, aus allen Nöten der Zeit doch noch seiner Vollendung entgegengehen möchte. Auch in diesem Bande ist das gleiche Prinzip weiter fortgeführt; selbstverständlich, daß das Literaturverzeichnis bis auf den gegenwärtigen Stand gebracht wurde.

So ist nun der Wissenschaft in diesen Quellenbänden ein ungeheures Material bequem zugänglich gemacht, das sich ohne die Arbeit Sthamers der Forschung entzogen hätte, weil ja bekanntlich die Register der Anjous nur dem sich erschließen, der in jahrelanger Arbeit die paläographischen Schwierigkeiten überwindet. Mit diesem Werke hat die deutsche Wissenschaft sich wiederum ein Denkmal gesetzt, das auf die allergrößte Anerkennung Anspruch hat.

Bedeutsam für die Erkenntnis und Würdigung der Persönlichkeit Friedrichs II. ist auch das Buch von M. Presser: „De Tribus Impostoribus (Von den drei Betrügern)“ [1]. „Moses, Jesus und Mohammed haben die Welt betrogen, sie sind drei Betrüger (tres impostores) gewesen.“ Man hat diesen Satz, bekanntlich mit Unrecht, auch Friedrich II. zugewiesen. Der Verfasser weist nun an Hand außerordentlich sorgsamer bibliographischer Studien nach, daß es ein derartiges Buch niemals gegeben hat. Er kann aber auch auf der anderen Seite zeigen, daß im Jahre 1753 ein Fälscher, namens Straube, ein Buch herausgebracht hat: De tribus impostoribus, das nichts anderes darstellt, als den Druck einer Handschrift: De imposturis religionum. — Damit dürfte endlich aus den populären Darstellungen jenes fingierte mittelalterliche Buch verschwinden.

Wolfram von den Steinen handelt in seinem Werke vom „Heiligen Geist des Mittelalters“ [2]. Der Verfasser hat sich in den letzten Jahren durch eine Reihe von Arbeiten zur mittelalterlichen Geschichte als ein ausgezeichneter Kenner des mittelalterlichen Lateins erwiesen. Wir heben von diesen Arbeiten besonders seine im gleichen Verlage erschienenen „Staatsbriefe Kaiser Friedrichs II.“, sowie seine Untersuchung über das „Kaisertum Friedrichs II.“ (s. „Mitteilungen“ Bd. 51, S. 11) hervor. Zu diesen älteren Arbeiten trat neuerdings noch ein Buch über: „Heilige und Helden des Mittelalters. Franciscus und Dominicus Leben und Schriften.“ [3]

[1] Gr. 8°. 169 S. H. J. Paris, Amsterdam, 1926.
[2] Gr. 8°. X und 308 S. Breslau, Ferd. Hirt, 1926. Geb. Mk. 15.—.
[3] 125 S. Hirt, Breslau, 1926.

Digitized by Google

In dem vorliegenden Werke über den „Heiligen Geist des Mittelalters" beschäftigt von den Steinen sich mit Anselm von Canterbury und Bernhard von Clairvaux. Auch diesem Buche wohnt ein hohes Einfühlungsvermögen inne. Aber man hat den bestimmten Eindruck, daß der Verfasser sich vielleicht absichtlich durchaus der Führung der mittelalterlichen Persönlichkeiten überläßt, deren Analyse er sich vorgenommen hat. Diese eigenartige Auffassung stellt das Werk an die Grenze wissenschaftlicher Arbeit. Der Verfasser hat zweifellos die Tendenz, die in sich geschlossene Welt des Mittelalters wertend unserer gegenwärtigen gegenüberzustellen. Darauf deutet schon der erste Satz des Vorworts: „Dies Buch führt auf die Höhe jener Weltzeit, die mit der Weihenacht von Bethlehem anhob und mit der Entheilung von Mensch und All ihr Ende nahm: Es führt zur Mitte der christlichen Zeit." Darüber mit dem Verfasser zu rechten, möchte an dieser Stelle nicht angebracht sein. Schon einmal hat uns das Zeitalter der Romantik eine einseitige Ueberschätzung des Mittelalters gebracht, als man sich aus den politischen Zuständen der Gegenwart in eine scheinbar idealere Vergangenheit retten wollte. Diese Auffassung vom Mittelalter ist später zusammengebrochen, und sie wieder aufzubauen haben wir keine Veranlassung. Nur ein Gutes hat sie gehabt — und damit kommen wir wieder zu dem Buche v. d. Steinens zurück —, sie hat uns gelehrt, uns intensiver mit den Quellen zu beschäftigen. In diesem Sinne möchten wir das Buch des Verfassers begrüßen, weil es einen außerordentlich spröden Stoff der wissenschaftlichen Forschung näher bringt. Ueber die Gliederung des Buches sei noch mitgeteilt, daß es sich den beiden Hauptpersönlichkeiten anschließt.

An den Schluß unseres Berichtes stelle ich eine Weltgeschichte, deren erster Band vorliegt; er behandelt das frühe Mittelalter. Jeder Historiker, der über den Durchschnitt hinausragt, wird in reiferen Jahren das Bedürfnis spüren, das Bild, das ihm sich geprägt hat, in einer zusammenhängenden Darstellung auszuwerten. Daß gerade ein solches Beginnen immer nur einen teilweisen Erfolg haben kann, darüber ist sich jeder klar. Aber Geschichte schreiben heißt ja nicht, etwas Endgültiges leisten, sondern jede Zeit prägt sich das Bild der Vergangenheit, das sie braucht. Nach einer Zeit, in der die Menschheit glaubte, durch Humanität zur Endlösung zu schreiten, müssen wir eine Epoche des Machtgedankens durchmachen.

So behandelt Alexander Cartellieri „Weltgeschichte als Machtgeschichte" in einem groß angelegten Werk, dessen 1. Band die „Zeit der Reichsgründungen", 382—911[1]), umfaßt.

Der Verfasser versucht, den gegenwärtigen Stand unseres Wissens über das frühe Mittelalter in eine Form zu gießen, die auf der einen Seite durchaus lesbar ist, aber auf der anderen durch den Anmerkungsapparat und das beigegebene Literaturverzeichnis es doch ermöglicht, tiefer zu schürfen. C. verzichtet wohl absichtlich (und den Titel seines Werkes angesehen, darf er es wohl tun) auf die Darstellung der

[1]) XXVI, 398 S. München, R. Oldenbourg, 1927. Geh. Mk. 18.50.

Digitized by Google

inneren Zustände; er will nur die treibenden Machtfaktoren herausarbeiten. Liest man so das gesamte Werk, so graust es einem mitunter vor den furchtbaren Kräften der menschlichen Seele, die immer wieder zu Haß und Vernichtung drängt, denn diese von C. behandelten 500 Jahre werden zu einem fürchterlichen Epos des Mordens.

Selbstverständlich konnte der Verfasser bei einem so umfassend angelegten Werke nicht überall auf die Quellen zurückgehen, sondern mußte sich auch in weiten Abschnitten damit begnügen, Darstellungen als Belege heranzuziehen, aber mit Recht legt er Wert darauf, daß an keiner einzigen Stelle etwas geschrieben steht, dessen Richtigkeit nicht an Hand des Anmerkungsapparates nachgeprüft werden kann.

Von der Gliederung des Bandes möchte ich noch mitteilen, daß das erste Buch den germanischen Reichsgründungen gehört, das zweite die arabischen Reiche und den Aufstieg des fränkischen Reiches behandelt, das dritte sodann dem fränkischen Großreich gilt, während das vierte und letzte den Zerfall dieses und des arabischen Großreiches darstellt. Mir scheint es problematisch, inwiefern es überhaupt möglich ist, die Weltgeschichte als Machtgeschichte zu schreiben, zumal wir doch heute unbedingt der Meinung sind, daß die wirtschaftlichen Ursachen von dem politischen Geschehen nicht losgelöst werden können. Wenn auch das Wirtschaftliche nicht durchaus von dem Verfasser übersehen wird, etwa bei den germanischen Völkerwanderungen, so läßt doch die äußere Anlage des Buches ein tieferes Eindringen in diese Dinge nicht zu. Man möchte eben doch an verschiedenen Stellen gern hören, warum dies alles so geschehen ist. Daß neben vielen Büchern, die auf einer etwas populären Grundlage gearbeitet sind, ein solches Werk erscheint, dessen wissenschaftlicher Charakter deutlich hervortritt, macht die Arbeit trotz dieser Bedenken begrüßenswert.

Willy Cohn.

Neuere Veröffentlichungen zur Preußischen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Eine sehr dankenswerte Arbeit über ein verfassungsgeschichtliches Thema liefert Wollenhaupt[1]). Er setzt das Hoetzschsche Werk über „Stände und Verwaltung von Cleve und Mark 1666—1697" fort und führt die Untersuchung bis 1806. Diese zerfällt in drei Teile: Wesen und Zusammensetzung der Landstände; ihr Wirkungskreis und der Mechanismus ihrer ständischen Arbeit; die Arbeit der Stände (S. 33—119). Es erregt besonderes Interesse, hier im Zeitalter des Absolutismus oder des aufgeklärten Despotismus, Vertretungen von Volksteilen vorzufinden, die wesentliche Rechte, wenigstens formell, festzuhalten gewußt haben; vor allem das Steuerbewilligungsrecht und

[1]) Wollenhaupt, Leo: Die Cleve-Märkischen Landstände im 18. Jahrhundert. (= Historische Studien, herausgegeben von E. Ebering, H. 158.) 8°. 126 S. Berlin, Emil Ebering, 1924.

Digitized by Google

den Anspruch auf regelmäßige Einberufung. Die Schwäche der von Wollenhaupt behandelten clevisch-märkischen Stände dem Königtum gegenüber lag darin, daß sie sich nicht einmal als allgemeine Vertretung der Landesteile Cleve und Mark ansehen durften (sondern neben der Ritterschaft und der Städtevertretung von Cleve standen Ritterschaft und Städtevertretung der Mark), geschweige denn daß sie sich zur Gesamtmonarchie hätten in Beziehung setzen können. Es waren sicherlich nur geringe Reste der ständischen Freiheit, aber sie mochten so spärlich sein, wie sie wollten — immer konnten sie Ansätze neuzeitlicher Volksvertretung bilden (S. 119); wie denn die clevisch-märkischen Stände für politisches Dasein und Denken des Freiherrn vom Stein tatsächlich eine nicht zu unterschätzende Bedeutung gehabt haben (S. 116).

Besondere Freude bereitet es sodann dem Referenten, eine Schrift über den ersten preußischen König besprechen zu dürfen [1]). Sie ist in der Vorkriegszeit (Winter 1913/14) abgeschlossen und erscheint laut Vorrede in ihrer „ursprünglichen Fassung". Sie „will rein historisch verstanden werden". Natürlich! Ob man ihr aber überall mit dem anscheinend dazu nötigen wissenschaftlichen Geist begegnen wird (denn eigentlich gehört nur ein bißchen gesunder Menschenverstand dazu!), — dies ist mindestens fraglich in einem Zeitalter, welches die der Wissenschaft selbstverständliche, allseitige und unbefangene Auffassung mit der ihm eigenen einseitigen politischen Einstellung nicht zu vereinbaren vermag.

Der Verfasser, Koch, hat jedenfalls seinen Stoff auf Grund der gesicherten Ergebnisse zuverlässiger Forschung, welche er aus selbständigen und eindringenden archivalischen Studien ergänzt, mit Besonnenheit und Klarheit dargestellt; und es ist ihm gelungen, die bedeutungsvollsten Jahre der Regierung Friedrichs I. lebhaft zu vergegenwärtigen. Der Referent hätte als einstiger Mitarbeiter an einer preußischen Hofgeschichte freilich eine systematische einer „psychologischen Darstellung des Hoflebens" vorgezogen, wie er auch, was die Gliederung des Werkes betrifft, „die Institutionen" (II. Teil) „den Menschen" (I. Teil) übergeordnet hätte. Aber das kann nicht hindern, sich des ersten wie des zweiten Teiles zu freuen, und zumal der Einleitung, die der Persönlichkeit des Herrschers gerecht zu werden trachtet.

Wir zitieren (S. 2): „Die Prachtliebe ist mehr typisch für die Zeit, als charakteristisch für die Persönlichkeit Friedrich I." S. 8: „Das Blut der alten Betefürsten aus der deutschen Reformation war auch in ihm noch nicht versiegt, die fromme Tradition des Hauses Brandenburg wurde ihm eine zwingende Macht, ja oft ein lastender Alp. Und doch lebte er in einem Zeitalter, da nun nach Deutschland der höfische Freudentaumel Frankreichs hereinbrach . . . Friedrich I. war nicht der Mann, diese beiden Geistesmächte in sich zu einem

[1]) Koch, Walther: Hof- und Regierungsverfassung König Friedrich I. von Preußen (1697—1710). (= Untersuchungen zur Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, herausgegeben von Dr. Julius v. Gierke. 136. Heft.) 8°. VIII und 216 S. Breslau, M. u. H. Marcus, 1926. Mk. 9.—.

Digitized by Google

guten Ausgleich zu bringen. Unverbunden standen Frömmigkeit und Weltlust sich gegenüber." Bezeichnend ist auch Friedrichs Hinneigung zum Pietismus, seine friedliebende Gesinnung; „der gemeine Mann solle durch den Krieg nicht ruiniert, sondern vielmehr im Frieden konserviert werden" (S. 11).

Gar zu günstig scheint auch hier wieder Sophie Charlotte beurteilt zu werden (S. 9, 14). Schließlich hat sie doch den Gemahl gegen Danckelmann aufgebracht. Und führt nicht Koch selbst am Ende alles Unheil darauf zurück, daß Danckelmann zwar gestürzt wurde, daß der Kurfürst aber nicht sein eigener Premierminister zu sein vermochte, sich vielmehr an die Dreiheit Barfus, Fuchs, Colbe von Wartenburg zu halten suchte, dann jedoch unter den alleinigen Einfluß des letzteren geriet, der wieder in starker Abhängigkeit von seiner aus niederen Schichten aufgestiegenen Gattin stand? Vortrefflich sind die Charaktere der drei Männer wie dieser Gräfin Wartenburg umrissen (S. 16—33).

Auch die Darstellung des höfischen Lebens weist lebendige Schilderungen auf; die wesentlichsten Wendepunkte treten in den Ueberschriften hervor: bis zur Krönung; bis zum Tode Sophie Charlottens (S. 44—66); bis zur Wiedervermählung des Königs; bis zu dem Sturze Wartenburgs. Den Abschluß bildet „der Zusammenbruch der Wartenburgischen Regierung" (S. 103—132).

Der zweite Teil, „Die Institutionen", befaßt sich in der Hauptsache mit der Erörterung der Verhältnisse, die durch das Nebeneinanderbestehen und -wirken des „Geheimen Rates" und des „Kabinetts" gegeben sind. So gewiß man die Angelegenheiten der inneren und der äußeren Politik voneinander zu sondern nicht bloß berechtigt, sondern sogar verpflichtet ist, um den Primat der äußeren anzuerkennen, so notwendig bedarf es einer Aussonderung weniger Männer, die der Fürst vor allem für die Behandlung der Außenpolitik, wenn er diese diffizilen, weil durchaus persönlich gearteten Dinge nicht allein und völlig eigenmächtig behandeln will, zu seiner Unterstützung und zur Mitverantwortlichkeit heranzieht. Die Entstehung des Kabinetts ist also ein Akt der Selbstbeschränkung des alle staatliche Macht in sich verkörpernden Fürsten; und Kabinettspolitik, selbst die übelst beleumundete, ist insofern etwas wesentlich anderes als Kabinettsjustiz, die einen Eingriff in sachliche Belange, einen Uebergriff in die Sphäre des objektiven Rechtes darstellt. Nur wird man erwarten dürfen, daß der absolute Herrscher, eben weil er ein solcher ist, der erste in seinem Kabinett ist und bleibt, daß nicht ein Danckelmann in gutem oder ein Wartenburg in schlechtem Sinne Premierminister werden.

Carlyles weitschichtiges und bedeutsames, nunmehr allerdings zwei gute Menschenalter zurückliegendes Werk über Friedrich den Großen wird in diesen unseren Tagen einer hochgehenden Fridericus-Begeisterung von neuem dargeboten; freilich in stärkster Verkürzung, denn aus den sechs Bänden der Neuberg-Althausschen Uebersetzung ist

Digitized by Google

einer geworden.[1]) Und dieser hätte der genauen Durchsicht von seiten eines Historikers bedurft; dann brauchte man nicht im ersten Abschnitt („Brandenburg und Hohenzollern") zu lesen, daß Kaiser Sigismund dem Burggrafen 400 000 Gulden schuldig gewesen sei (S. 14), daß Albrecht Achilles der Sohn Friedrichs II. (S. 15), daß 1656 der Vertrag von Libau (sic!) abgeschlossen (S. 18), daß der Große Kurfürst seinen großen Dichter verdient hätte (S. 20: dabei hat er ihn in Heinrich v. Kleist doch längst gefunden!).

Dafür entschädigen dann etwa Kennzeichnungen Friedrich Wilhelms I. als eines „Wirtschaftskönigs, der hübsch daheim blieb und sich um seine Sachen bekümmerte", als eines Mannes, der „fast nichts von dem, was man Geschichte nennt, aufzuweisen hat" (S. 38), der „darauf versessen ist, Wirklichkeiten um sich her zu schaffen. Es wohnt ihm eine göttliche Idee der Tatsache inne" (S. 32). Das „Genie" erscheint als „hervorragende Fähigkeit zu gründlicher Arbeit". Andrerseits durfte wieder der Vergleich Friedrich Wilhelms I. mit Samuel Johnson nicht beibehalten werden; er sagt uns Deutschen nichts, denn wir pflegen nichts von diesem Schriftsteller und Gelehrten zu wissen, wenn uns nicht jener zwar vortreffliche, aber verhältnismäßig wenig bekannte Essay Macaulays für ihn interessiert hat; dann aber wissen wir mehr von ihm als der Herausgeber Carlyles, der Johnson an erster Stelle als Dichter bezeichnet, was er an letzter war.

Der fünfte bis zehnte Abschnitt (S. 123—361) enthalten die Schilderung der ersten Hälfte von Friedrichs Regierung; der zweiten gilt nur ein Abschnitt, der elfte. Sie bekunden durchgehends die Anschauung, daß Friedrich der gottgesandte Herr war; obgleich man doch eine (auch für den jungen König) sehr lehrreiche Entwicklung von Mollwitz über das Strehlener Lager und den mährischen Feldzug nach Chotusitz sowie von dem völlig mißglückten böhmischen Feldzug 1744 nach Hohenfriedberg feststellen kann. Carlyle sagt selbst: „Bei Mollwitz siegte eigentlich nicht Friedrich, sondern sein Vater und der alte Dessauer" (S. 171). Friedrich gewiß nicht, aber vielleicht Schwerin, der den König bewog, das Schlachtfeld zu verlassen, und dann den Sieg erfocht! Trotzdem wird dem König später (S. 216) Mollwitz wieder zugerechnet. Denn schließlich hängt für Carlyle alles von dem Großen König ab; ihn „hervorgebracht zu haben, war Preußens größtes Verdienst" (S. 367). Er behält auch Recht im Prozeß des Müllers Arnold, trotz anders lautender öffentlicher Meinung und trotz der verheerenden Folgen des Königlichen Eingreifens („jeder, der verurteilt worden war, ging an den König und berief sich auf das Müller Arnoldsche Beispiel", S. 414). Carlyle aber erklärt, die Berliner Gesellschaft hätte in der Beurteilung des Falles Unrecht, sie hätte eine

[1]) Friedrich der Große von Thomas Carlyle. Auswahlband. Deutsche autorisierte Uebersetzung von J. Neuberg und F. Althaus, überarbeitet und mit verbindendem Text versehen von Friedrich Freiherr von der Goltz. Mit 24 Kupfertiefdrucken nach zeitgenössischen Stichen, zusammengestellt von Dr. Willy Kurth, Kustos am Kupferstichkabinett zu Berlin. 8°. 434 S. Berlin, R. v. Deckers Verlag G. Schenck, [1925].

Digitized by Google

größere Achtung vor der Unantastbarkeit einer Perücke gehabt als Friedrich (S. 417).

Die 24 Kupferstiche bilden eine ausgezeichnete künstlerische Beigabe; sie sind ebenso vortrefflich ausgewählt wie ausgeführt und tragen gleich den geographischen Uebersichtsskizzen und den 7 nach Schlieffen gegebenen Schlachtskizzen (Mollwitz, Hohenfriedberg, Roßbach, Leuthen, Zorndorf, Kunersdorf, Torgau) nicht wenig zur Veranschaulichung des an sich schon frischen und originellen Textes bei.

Der zweite bis vierte Abschnitt der Carlyle-Auswahl erfährt durch zwei Werke breitere Ausführung und lebensvollere Bereicherung: durch die von Volz herausgegebenen Jugendbriefe[1]) Friedrichs mit seiner Schwester und durch eine Spezialstudie Rohmers[2]).

Volz' kenntnisreiche, den Stoff meisterlich beherrschende, klar und anziehend geschriebene Einleitung (S. 5—60) erörtert die wesentlichsten Beziehungen des Jugendlebens der Geschwister, das denn freilich wohl gar zu sehr unter dem Gesichtspunkt der Einwirkung des harten, vom Vater ausgehenden Zwanges dargestellt wird. Dabei bezeichnet Volz selbst den Kronprinzen Friedrich mit bestem Recht noch nach Briefen des Jahres 1732 (S. 119 ff.) als „jugendlich unreif" (S. 25), für 1733 als „politisch teilnahmlos" (S. 26). Die Küstriner Zeit hatte „kaum mehr als eine flüchtige Episode im Leben des Prinzen" gebildet (S. 13). Dagegen ist Volz geneigt, mit der schweren Erkrankung des Königs Ende 1734 die „größte Krise" für die Jugendzeit Friedrichs heraufgeführt zu sehen (s. Histor. Zschr. Bd. 118, S. 377 ff.). Angesichts der Fülle kalt spottender, erzwungen scherzhafter Wendungen in den Briefen wird es schwer, überhaupt an eine Wandlung Friedrichs oder seiner Schwester zu glauben. Diese ist ja endgültig durch ihre „Denkwürdigkeiten" gerichtet, die, wie Volz an Hand der vorliegenden Briefe nachweist, als historische Quelle nicht in Frage kommen („Von einer Glaubwürdigkeit der ‚Denkwürdigkeiten' kann ferner nicht die Rede sein", S. 58). „Esprit" und „Phantasie", die unbedingt leuchten und spielen müssen (S. 54), haben alles verdorben; ihnen sind Wirklichkeit und Wahrheit geopfert. Volz' Gesamturteil ist demgemäß aufzufassen; er sagt (S. 6): „Eine neue Generation wuchs mit Friedrich und Wilhelmine heran, die beseelt war von dem Geiste einer neuen Zeit, als deren Träger sie erscheinen." Diese neue Generation war keine bessere, und der sie beseelende Geist war Voltaires!

Daß die Briefe aber kulturhistorisch von großem Interesse sind und starke menschliche Anteilnahme erwecken, soll, obgleich eigentlich selbstverständlich, dennoch ausdrücklich betont werden. Die Bildbeigaben

---

[1]) Friedrich der Große und Wilhelmine von Baireuth. Band 1: Jugendbriefe 1728—1740. Herausgegeben und eingeleitet von Gust. Berth. Volz. Deutsch von Friedr. v. Oppeln-Bronikowski. Mit 16 Bildbeigaben und 2 Faksimiles. 8°. 508 S. Leipzig, K. F. Koehler, 1924.

[2]) Vom Werdegang Friedrichs des Großen. Die politische Entwicklung des Kronprinzen. Von Dr. Dietr. Rohmer. 8°. 132 S. Greifswald, Ratsbuchhandlung L. Bamberg, 1924.

Digitized by Google

werden ein übriges tun, um die Verbreitung des vornehm ausgestatteten Buches zu fördern.

Rohmer schätzt (S. 10) die Einwirkung der Küstriner „Katastrophe" erheblich höher ein als Volz, macht sich aber (S. 65) die Vorstellung von dem „seelischen Rückschlag" durchaus zu eigen, der aus des Vaters Genesung entsprang, insofern diese dem berückenden Traum vom Antritt der unumschränkten Herrschaft ein jähes Ende bereitete. Der Sohn ist enttäuscht, daß der Vater gesundet! Wer sollte „Friedrichs bitteren Groll gegen sein Schicksal" nicht verstehen? „Von neuem stand ihm eine unabsehbare Zeit des Wartens bevor, wie er meinte, Jahre neuer Bedrückungen und Schikanen von seiten des Vaters. Sein kühles Rechnen mit dem Tode desselben erscheint unkindlich und hart. Aber es ist nicht unedel zu nennen. Denn es beherrschte ihn nicht Begierde nach Taumel und Glanz, sondern sein Genie rang um Betätigung." (S. 65.) Damit könnte auch ein Cesare Borgia gerechtfertigt werden! Und ob das Genie schon vorhanden war? Rohmer bemüht sich, die politische Zielsetzung und die diplomatische Gewandtheit Friedrichs schon für diese Jahre (1733/34) zu erweisen. Freilich klingt es unschön: „so war schließlich der Gesandte der (von Friedrich) Betrogene" (S. 64). Aber Friedrich selbst „fühlte sich von Frankreich betrogen" (S. 75), und so bewegen wir uns leider in dem anrüchigen Kreise der „betrogenen Betrüger". Was sodann Friedrichs politische Ideen betrifft, so überschätzt Rohmer das politische Programm, das der Brief des Neunzehnjährigen an den Kammerjunker von Natzmer enthält, ganz erheblich; solche Ideen lediglich zu äußern, war wahrhaftig keine realpolitische Tat, sondern es hieß nichts als „Eulen nach Athen tragen", wenn man „das Hauptziel eines preußischen Königs" darin sah, „die zerstreuten Gebietsteile im Westen und Osten mit dem Kernlande zu verbinden" (S. 31). Man sollte wirklich endlich davon abstehen, in Friedrichs Jugendentwicklung durchaus die Züge des „urgewaltigen Genies" (S. 29) nachzuweisen. Sie sind wahrhaftig nicht da, weder in Diplomatie oder Politik, wie wir eben sahen, noch in der allgemeinen geistigen Haltung oder in philosophischer Beziehung. Was soll man sagen, wenn Friedrich an Grumbkow schreibt (S. 13): „Folgen wir stets unserem Schicksal. Denn niemand kann die Ratschlüsse ändern, die Gott von Ewigkeit her in seiner Klugheit und Allwissenheit beschlossen hat. Sich ihnen widersetzen wollen, wäre lächerlich und hieße, gegen den reißenden Strom schwimmen." Ein vollendeterer circulus vitiosus ist nicht oft gebildet worden! Als ob wir im Rate Gottes gesessen hätten, unser Schicksal kennten und wüßten, ihm nur zu folgen brauchten! Oder soll das Schicksal aus den willkürlichen Handlungen und dem eigenwilligen Tun gar zu selbstsicherer Persönlichkeiten hervorleuchten? Wie diese Auslassung Friedrichs kein günstiges Vorurteil für sein Denken und Philosophieren erweckt, so vermag uns auch die Schrift Buddeckes[1])

[1]) Der König-Philosoph Friedrich der Große (= Fr. Manns Pädagogisches Magazin. Heft 1103). 8°. 24 S. Langensalza, Herm. Beyer und Söhne (Beyer & Mann), 1926. RM. —,60.

Digitized by Google

keine besondere Meinung von diesen gern sarkastisch oder witzig sich gebenden Plaudereien des gesunden Menschenverstandes beizubringen. Friedrich schätzte Bayle sehr hoch, liebte Voltaire trotz allem schwärmerisch und kam über dessen Anschauungen als die einer geistreichen Aufklärungsphilosophie nicht hinaus; seine natürliche Religion weiß von Gott und Seele, aber freilich nichts von deren Unsterblichkeit (S. 12). Dagegen hat er sich von dem Gedanken der absoluten Vorherbestimmung, wie er schließlich auch in dem oben angeführten Worte über das Schicksal hervortritt, losgesagt: er bekennt sich zu dem Glauben an die menschliche Willensfreiheit (S. 13).

Friedrich der Große war Voltairianer, aber Alexander der Große nicht „Aristoteliker", wie Buddecke ihn S. 4 nennt. Und wenn Alexander sagte, falls er nicht der wäre, der er wäre, möchte er wohl Diogenes sein, so bekundet er damit wahrhaftig keine philosophischen Aspirationen, sondern die tiefe Erkenntnis, daß auch derjenige die Welt überwunden habe, der ihrer entbehren könne. Friedrich aber hat sich in der Tat als philosophischer Schriftsteller versucht und ist, wie als Staatsmann und Kriegsherr, so als Dichter und Musiker hervorgetreten. Aber in artibus et literis vornehmlich zu seinem Privatvergnügen; denn weder als ausübender Musiker oder Komponist noch als Dichter oder Philosoph hat er irgendwie Erhebliches geleistet. Auch als Feldherr, also auf dem eigentlichen Felde seiner geschichtlichen Betätigung, hat er lernen müssen; Mollwitz, der blamable, weil ohne den Feldherrn erfochtene Sieg, und der völlig mißglückte Feldzug nach Böhmen 1744 sind dessen Zeuge. Aber all dies sind ja nur Vorspiele und Lehrgänge, Querpfeifereien, poetische Neben- und philosophische Mußestunden: groß ist er durch die hohen Ziele, denen er mit unerschütterlicher Ruhe, mit unbeugsamem Wollen, zum Aeußersten (zu Gift und Tod) entschlossen, in nie erlahmendem Pflichtgefühl nachgeht. Und wenn wir uns in seine Entwicklungsjahre vertiefen, so sollten wir es nicht tun, um immer wieder bald hier, bald da Spuren seiner Größe bereits in seiner Frühzeit aufzufinden, sondern uns im Gegenteil klar machen, wie eigentlich alles ihn gehindert hat, der zu werden, als den wir ihn bewundern. Aus dem undisziplinierten, störrischen Jüngling, aus dem genüßlichen Literaten und Lebemann, aus dem Schöngeist und dem nicht selten gar so öden, selbstgefälligen Spötter, aus dem Libertin und Egoisten ist der Mann geworden, der nichts sein will als seines Staates erster Diener. Nur müssen wir auch hier eine Einschränkung machen; es könnte wenigstens jemand sagen, diese fast übermenschliche Arbeitsleistung sei darauf zurückzuführen, daß es *sein* Staat und daß er der *erste* Diener, also der Herr gewesen. Und dagegen wäre wenig zu bemerken, da Friedrich selbst, nach Buddecke (S. 13), „die Ethik nicht auf Gebote eines höheren Willens, sondern auf die Natur des Menschens, und zwar auf seine Selbstliebe" gründete. Und endlich setzen wir noch einen von Buddecke (S. 11/12) zitierten Ausspruch Friedrichs her, wonach er überzeugt ist, daß „Seine geheiligte Majestät der Zufall drei Viertel von den Geschäften dieser elenden Welt besorge", und daß daher für menschliche Tatkraft und Klugheit nur ein beschränkter Spielraum übrig bleibe.

Digitized by Google

Es muß schon so bleiben: der „Große" Friedrich ist jener durch furchtbare Schicksalsschläge zermürbte und dennoch in allem Unheil ausdauernde „alte Fritz", jener ohne Ruh und Rast für seinen Staat und sein Volk wirkende Fridericus Rex. Ihm sieht man als Ausnahmenatur, als historischem Helden manches nach, was man einem weniger Großen aufmutzen würde. Andrerseits leuchtet ja auch dieser prächtig, aber auch kalt und einsam strahlende Stern hier und da mit milderem, wärmerem Lichte. Das beweist die Herausgabe der vielen, zumeist erstmals gedruckten Briefe Friedrichs an seinen Kammerdiener Fredersdorf [1]).

Es sind 305 im allgemeinen durchaus knapp gehaltene Schreiben, in denen der König Anordnungen trifft und Befehle erteilt, wie sie dem Geheimen Kämmerier und Verwalter der königlichen Schatulle in Abwesenheit des Königs zugestellt wurden. Sie entstammen den Jahren 1745 (24. September) bis 1756 (18. April) und nehmen mit den sehr ausführlichen, auf ein größestes Publikum berechneten Erläuterungen und erklärenden Bemerkungen die S. 51—404 ein. Die Einführung des Herausgebers (S. 3—43) erteilt Auskunft über die Herkunft und Datierung der Briefe, über Fredersdorfs Person und Stellung sowie über das persönliche Verhältnis Friedrichs zu Fredersdorf, das den menschlich anziehendsten Teil des Textes ausmacht, insofern Friedrich sich von treuer Sorgfalt für das Wohl des Dieners erfüllt zeigt, seiner Gesundheit immer wieder nachforscht und dem schwer Leidenden auf jede Weise zu helfen sucht; nur vor Kurpfuschern warnt er wiederholt. Die Wertschätzung Fredersdorfs durch Friedrich tritt vor allem darin zutage, daß er ihn bei der Thronbesteigung (1740) zum „Geheimen Kämmeriers" machte. Es ist nicht recht ersichtlich, wie Richter sagen kann, der Amtstitel Fredersdorfs war nur der eines Geheimen Kämmeriers und blieb es lebenslang, da Fredersdorf vor 1740 zuerst Lakai und dann Kammerdiener war. Es war im Gegenteil ein gewaltiges Avancement, das „durch Schenkung des Gutes Zernickow bei Rheinsberg" im gleichen Jahre 1740 noch erheblich und übermäßig gesteigert wurde. Car tel est notre plaisir! Anders läßt sich diese Bevorzugung und Ehrung des schlechterdings doch lediglich wackeren, anstelligen und treuen Mannes nicht erklären! Und dabei gilt die Treue einem königlichen Herren, der reichlich belohnen kann und auch belohnt hat. Letzteres darf nicht unterschätzt werden bei einem Manne, der „geldliche Vorteile" suchte und auch darin mit dem Geheimen Kämmerier Friedrich Wilhelms II., dem berüchtigten Ritz, übereinstimmt.

---

[1]) Die Briefe Friedrichs des Großen an seinen vormaligen Kammerdiener Fredersdorf. Herausgegeben und erschlossen von Joh. Richter. Mit 2 farbigen Abbildungen und 5 Brief-Faksimiles. 8°. 422 S. Berlin-Grunewald, Verlagsanstalt Herm. Klemm A.-G., 1926. In Ganzleinen geb. Mk. 11.—.

Digitized by Google

Die schon so oft verwendeten Memoiren der Gräfin Voß sind abermals in einzelnen ihrer Teile für ein Büchlein benutzt worden [1]). Es nennt sich wenig glücklich „Das Ende der galanten Zeit"; denn Gräfin Voß, geb. Pannwitz hat mit der Galanterie und Leichtfertigkeit ihrer Zeit gar nichts zu tun gehabt. Vielmehr zieht sie unsere Aufmerksamkeit gerade dadurch auf sich, daß sie, obwohl eine viel umworbene Schönheit, allen Lockungen, allen Abwegen bloß irdischer Liebe fernzubleiben wußte. Könige und Prinzen haben sich vergebens um sie bemüht; sie aber hat König Friedrich Wilhelm II. wie ihre Nichte, wenn auch umsonst, pflichttreu und gewissenhaft gewarnt, ihrer lieben Königin Luise sogar geholfen, sich vor den Nachstellungen Louis Ferdinands zu bewahren (s. des Referenten „Hof Friedrich Wilhelm II. und III.").

Wir geben die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte und fügen einige Bemerkungen hinzu: „Die kleine Pannwitz und der Soldatenkönig" (hier sind die Denkwürdigkeiten der Markgräfin Wilhelmine benutzt!); S. 31—58 „Prinz August Wilhelm von Preußen, das Opfer von Kolin" (ein Opfer ist der Prinz wohl gewesen, aber ein Opfer seines Kriegsherrn und Bruders); „Friedrich der Große" (der bis in die Rheinsberger Zeit zurückgreifende Versuch einer Charakteristik, ein mixtum compositum und ohne ersichtliche Beziehung zur Titelheldin); S. 83—106 „Der König und der verbannte Hof" (Schilderung des Lebens in Magdeburg während der Kriegszeit; in die bekannten Tagebuchnotizen der Gräfin ist jener Teil der Trenckschen Memoiren eingesprengt, aus dem auch Pauls wieder ein Liebesverhältnis Trencks mit Prinzessin Amalie herausliest); „Liebe, Rosenkreuzer und Friedrich Wilhelm II." (der Hauptteil, S. 113—134, druckt die Tagebuchnotizen der Gräfin über Liebe und Leid ihrer Nichte, Julie von Voß, ab; die Ritz-Lichtenau erscheint wieder einmal als preußische Pompadour, was sie kaum je gewesen); S. 141—162 „Die Revolution der Königin Luise" (die kronprinzlichen Eheleute sagen Du zueinander; Luise trägt Empirekleider, tanzt Walzer!); „Der Tod des Prinzen Louis Ferdinand" (nach Rostiz); S. 187—217 „Franzosenzeit" (betrifft insbesondere Tagebuchnotizen der Gräfin über die Begegnung Luisens mit Napoleon Juli 1807 sowie über Luisens letzte Tage und ihren Tod).

Altenburg schildert ein Einzelleben, dessen früh vollendetes Schicksal ist, aus dem öffentlichen Leben entfernt zu werden, und dessen privates Dasein durch die heiklen Beziehungen, unter denen es aufgesucht wurde, etwas Peinliches erhält, wie das Leben eines Gefangenen [2]). Er bringt den Stoff mit vielem Fleiß von allen Seiten herzu, gibt auch im letzten Abschnitt (S. 107—117) Quellennachweis und Erläuterungen, so daß man erfreulicherweise auf wissenschaftlichem Boden steht, dürfte aber den Untertitel „eine ungekrönte preußische

---

[1]) Pauls, Professor Eilhard Erich: Das Ende der galanten Zeit. Gräfin Voß am preußischen Hofe. 8°. 217 S. Lübeck, Otto-Quitzow-Verlag, 1924. Kartonniert Mk. 5.—, Ganzleinen Mk. 7.50.

[2]) Altenburg, Professor Dr. O.: Elisabeth Prinzessin von Braunschweig, eine ungekrönte preußische Königin. Mit 6 Abbildungen und 1 Handschriftprobe. 8°. 119 S. Stettin, Leon Saunier, 1924. Geb. Mk. 3.30.

Digitized by Google

Königin" kaum belegen können. Die Tragik dieses Lebens, wenn man mit S. 1 der „Einführung" von einer solchen sprechen will, liegt ja eben darin, daß die auch von dem Referenten (in seiner übrigens erst 1914 erschienenen Hofgeschichte) schon in gleicher Weise geschilderte Kronprinzessin, die erste Gattin Friedrich Wilhelms II., sich nicht bloß als solche (S. 8—34), sondern erst recht als Königin unmöglich machte. Der Referent kann seinerseits kein rechtes Mitgefühl mit dieser Frau in sich aufkommen lassen; er sieht sie als durchaus in den Niederungen des sinnlichen und kreatürlichen Lebens befangen, auch völlig außerhalb des Bereiches des Tragischen. Es nimmt ihn nur Wunder, daß Altenburg noch so viel Gutes an dieser Persönlichkeit findet, die von der eigenen Mutter aufs härteste beurteilt wird (S. 25—26, S. 43), von einer Mutter noch dazu, die das Aergste nach Altenburgs Meinung gar nicht einmal weiß, nämlich daß die 1765 mit dem Prinzen von Preußen vermählte Elisabeth im Jahre 1763, also vor- und außerehelich Mutter geworden war.

Den wichtigsten Teil des Büchleins bildet offenbar der umfangreiche IV. Abschnitt (S. 34—106), der denn freilich, „Die Verbannung in Stettin" überschrieben, nur in seinem ersten Kapitel historisch interessiert, da er von der „Gefangenschaft im Schloß von 1769 bis 1775" berichtet, die man als Sühne des schweren Vergehens ansehen mag, weiterhin aber nur kulturhistorisch bedeutsam erscheint, insofern er das Leben einer wohlsituierten Dame vornehmen Standes schildert.

Königtum und Kaisertum der Hohenzollern sind dahin. Aber was sich in mehrhundertjähriger Entwicklung so bedeutsam ausgewirkt hat, das lebt weiter in der Erinnerung, das dauert fort in den fest gegründeten Einrichtungen eines sein selbst gewissen Staates, das geht in die treu berichtenden Jahrbücher der Geschichte über. Und diese Rückerinnerung wird um so treuer sein, wenn sie sich an sichtbare Zeichen jener denkwürdigen Epochen vaterländischer Geschichte halten kann. Dahin gehören nun auch die Schlösser der Fürsten, in denen nur blödeste Scheelsucht Gegenstände wütenden Neides sehen kann; der Kundige weiß, daß diese stolzen Stätten der Pracht und des Glanzes auch Stätten strengen Zwanges, herber Selbstentäußerung und eines rast- und friedlosen Daseins sind. Der gesunde Sinn eines wohl beratenen Volkes trifft auch das Richtige. Er „verbietet alle nicht unbedingt gebotenen Eingriffe in die künstlerische Erbschaft, die ihm durch die Staatsumwälzung zugefallen ist". . . . „Es ist ein schönes Zeichen für das Pietätsgefühl selbst des kleinen Mannes gegenüber der früheren Dynastie, daß alle vorschnellen Eingriffe dieser Art von der öffentlichen Meinung einmütig abgelehnt worden sind." So Schmitz in dem Schlußwort (S. 95) seiner Veröffentlichung [1]), die einleitend (S. 9—13) von Bedeutung und Charakter der preußischen Königsschlösser handelt sowie einen geschichtlichen Ueberblick gibt, um

[1]) Schmitz, Hermann: Preußische Königsschlösser. Mit 72 Abbildungen. (= Die Baukunst, herausgegeben von Dagobert Frey.) 8°. 103 S. und 64 Seiten Tafeln. München, Wien, Berlin, Drei Masken-Verlag, 1926.

Digitized by Google

dann (S. 20—93) die bezügliche Bautätigkeit der einzelnen Herrſcher, vom Großen Kurfürſten angefangen, eingehender zu ſchildern, vor allem Friedrich I. (S. 29—48) mit der Wirkſamkeit Schlüters und Eoſanders und Friedrichs des Großen (S. 56—78) mit der Wirkſamkeit Knobelsdorffs und Gontards. Ein beſonderer Hinweis gelte den zweckentſprechend ausgewählten und fein ausgeführten Abbildungen.

Erich Bleich.

Der Staatsmann und der Hofmann Maria Thereſias.

Die Befürchtung, als ob mit dem Zuſammenbruch der Donaumonarchie auch die hiſtoriſche Forſchung über das Habsburgerreich abſterben würde, kann als beſeitigt gelten! Praktiſch erſchwert, im Geiſt mit um ſo lebhafterer Teilnahme ergriffen, blüht die großöſterreichiſche Forſchung weiter. Einen ihrer Höhepunkte wird immer die Zeit Maria Thereſias und Joſephs II. bilden. Nie war dieſe Großmacht deutſcher, und nie hat die abendländiſche Kultur gründlichere Fortſchritte gegen Südoſten gemacht.

Von dem außenpolitiſchen Vertrauensmann der beiden Herrſcher, dem Fürſten Kaunitz, kann man freilich nicht ſagen, er ſei ein bewußter Vertreter deutſcher Geſittung geweſen; ganz franzöſiſch gebildet, war er ein Vorkämpfer Oeſterreichs lediglich als europäiſcher Großmacht. Das glänzend geſchriebene, auf voller Beherrſchung des gewaltigen Stoffs beruhende Buch von Georg Küntzel[1]) bildet eine vorzügliche Einführung in die Probleme der europäiſchen Diplomatie von 1735 bis 1795 durch Schilderung ihres wohl bedeutendſten Vertreters. Die Schranken ſeiner Perſönlichkeit und ſeines Typus ſind nicht zu verkennen: „Das wuchtige und brennende Pathos der Leidenſchaft ging ihm ab und damit eines der weſentlichen Erforderniſſe eines wahrhaft ſchöpferiſchen Staatsmanns“ (S. 51). Von hohem Reiz iſt die Erzählung ſeines Aufſtiegs vom Geſandten in Turin — ebenſo ohne erſichtliche Vorbereitung und ebenſo kühn von ſeinem Außenpoſten in die Politik ſeines Staates einzugreifen verſuchend, wie Bismarck von Frankfurt — bis zum Meiſterſtück des franzöſiſchen Bündniſſes. Dann die lange Höhenwanderung des Staatskanzlers; in der ſchwierigen Stellung des Ratgebers ſo verſchiedener abſoluter Herrſcher wie Mutter und Sohn von 1765—80. Die harte Einſeitigkeit des alternden Staatsmannes, der 1786 Preußen zertrümmern will, während Joſeph zum Bündnis der deutſchen Mächte bereit iſt. Endlich die Verblendung des ganz Alten ſeit 1790: er ſelbſt wähnt ſich auf der Höhe ſeiner Erfolge, Frankreich und Polen durch innere Schwäche gelähmt, Preußen an den Zaum des Bündniſſes gelegt („den zweiten Band des Verſailler Vertrages“ nennt es der Selbſtbewußte!); da wird ſeine Politik des unverfälſchten ancien régime

[1]) Fürſt Kaunitz-Rittberg als Staatsmann. Von Georg Küntzel. Frankfurt a. M. 1923. Moritz Dieſterweg. Gr. 8°. 116 S.

Digitized by Google

überrannt durch die Kriegserklärung der Revolution, den Einmarsch Katharinas in Polen, die hinter seinem Rücken geschlossene Vereinigung Preußens und Oesterreichs zum Eroberungskrieg. Sein System ist gefallen, folgerichtig nimmt er seinen Abschied. Da erlebt er am Rande des Grabes die Genugtuung, daß die Weisheit seiner Gegner nach zwei Jahren am Ende ist; mit Thuguts Berufung feiert sein veraltetes ceterum censeo des Gegensatzes gegen Preußen die verhängnisvolle Auferstehung; in vollem Triumphe ist er dahingegangen.

In derselben Kaiserstadt Wien treten wir in eine andere Welt, wenn wir hinüberschreiten aus dem Kabinett des größten Staatsmanns in das des ersten Hofmanns der Kaiserin-Königin [1]). Das war Fürst Khevenhüller auch nominell, seit am letzten Tage des Jahres 1769 der bisherige Erste Obersthofmeister Graf Uhlfeld einem Schlaganfall erlegen. Der vorliegende Band seiner Tagebücher umfaßt die Jahre 1770 bis 1773. Die französische Heirat der Erzherzogin Marie Antoinette und die erste Teilung Polens sind die wichtigsten Ereignisse des Zeitraums. Der treue Diener seiner Herrin teilt ihren Kummer und ihre Gewissensnot über den macchiavellistischen Staatsakt Josephs und Kaunitzens. (S. 128ff. u. 140ff.) Das Gemüt der deutschen Kaiserin, die tägliche Atmosphäre frommer Andachtsübungen und froher Feste, bei denen gleichwohl das Zeremoniell streng gewahrt bleibt, tritt uns aus jeder Seite dieser Tagebücher entgegen; auch die gemütliche altösterreichische Art mit ihrer Freude am „Köglscheiben" und „Boltzschießen", die sehr absticht vom Lebenstempo des „jungen Herrn", Josephs II., der nur „geschwinde Arbeiter" schätzt.

Sprachforscher seien auf das altertümliche Deutsch dieser Aufzeichnungen aus den Erscheinungsjahren von Lessings Emilia Galotti und Goethes Götz von Berlichingen hingewiesen. Seine Kaiserin ist dem alten Vasallen schlechthin „die Frau"; eine junge Erzherzogin wird „die kleine kranke Frau" genannt, die Hofdamen heißen „Cammerfreile"; Wortschatz, Formenlehre und Syntax der gesamten Veröffentlichung verdienten eine Untersuchung.

Ganz so ergiebig, als sie sein könnten, sind die Tagebücher für die innerste Gesinnung Maria Theresias nicht, da Khevenhüller „verschiedene vertraute Klagen" der Kaiserin selbst ihnen nicht anzuvertrauen wagt. (S. 186.)

Dagegen wird nun der Quellenwert der Publikation bedeutend erhöht durch die reichlichen urkundlichen Beigaben im Anhang, der an Umfang den Text der Tagebücher übertrifft. Wir erhalten den Wortlaut der Prager Denkschrift Josephs II., der mit den Herausgebern zu reden „wohl wichtigsten Denkschrift, die Joseph II. je verfaßt hat" (372—398; vgl. Arneth X, 47ff.) über die innerpolitischen Reformen, hinreißend in ihrem Eifer für das allgemeine Beste; — sehr charak-

[1]) Aus der Zeit Maria Theresias. Tagebuch des Fürsten J. J. Khevenhüller-Metsch, Kaiserlichen Obersthofmeisters. Herausgegeben von Rud. G. Khevenhüller-Metsch und Dr. Hans Schlitter. 1770—1773. Wien und Leipzig, 1925, A. Holzhausen und W. Engelmann. 463 S. 8°.

Digitized by Google

teristische Aufzeichnungen Josephs über die maßgebenden Persönlichkeiten in Siebenbürgen (447ff.); die Berichte der außerordentlichen Kommission bei Aufhebung des Jesuitenordens (453ff.); zur auswärtigen Politik den Bericht Mercys an Kaunitz über den Sturz Choiseuls (342ff.) u. v. a. Für die Hemmungen in der Reichspolitik der Habsburger ist bezeichnend die Bischofswahl in Speyer, die auf eine persona ingrata, den Dechanten Graf Limburg-Styrum, fällt, weil man nur sehr „vorsichtig" gegen ihn zu agieren wagt. (S. 237ff.)

Hoffentlich folgt dem vorliegenden bald der letzte Band des Werkes, der das hier sehr vermißte Register bringen soll und, bis zum Tode des würdigen Oberstthofmeisters, 1776, reichend, das so bedeutsame Denkmal Alt-Oesterreichs vollenden wird.

Wilhelm Herse.

Schuchhardt, Carl: Alteuropa. Eine Vorgeschichte unseres Erdteils. 2. Auflage. Mit 42 Tafeln und 164 Textabbildungen. Gr. 8°. XIII, 307 S. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1926. Mk. 20.—.

Umgearbeitet und stark vermehrt, in größerem Format und reicherer Ausstattung legt uns der Altmeister der vorgeschichtlichen Forschung sein reifstes Werk in zweiter Auflage vor. Durch seine vorsichtige Zurückhaltung allzu kühnen Kombinationen gegenüber, wodurch sich bisweilen die Prähistoriker nicht zu ihrem Vorteil auszeichnen, berührt das Buch angenehm, und die souveräne Beherrschung des so weit zerstreuten Materials ermöglicht es dem Verfasser, die großen Grundlinien vorgeschichtlicher Völkerbeziehungen herauszuarbeiten und so ein anschauliches Bild von der Vorgeschichte unseres Erdteils zu zeichnen. Allerdings sei gleich zu Beginn der Betrachtung hervorgehoben, daß es mir doch sehr zweifelhaft erscheint, ob die west- und südeuropäische vorindogermanische Kultur zusammen mit der nord- und mitteleuropäischen indogermanischen auf dem Balkan das Griechentum erzeugt haben und die Verbreitung der Kultur donauaufwärts als ein Rückstrom zu betrachten ist. Es ist doch einerseits nicht zu leugnen, daß die spätpaläolithische Kultur in Frankreich und Spanien plötzlich abbricht und ein langer Zwischenraum sie von dem Neolithikum trennt, mit dem dann erst eine zusammenhängende Entwicklung des vorgeschichtlichen Europa beginnt. Andererseits weist Ed. Meyer in seiner „Geschichte des Altertums", I 2^3 S. 831ff., u. a. mit vollem Recht darauf hin, daß man nur im Gebiet des Aegäischen Meeres die Steinblöcke zu behauen und in regelrechten Schichten zusammenzufügen verstand; überall sonst ist der Mensch wohl zur Beherrschung der Masse gelangt, dann aber bei dem Erreichten stehen geblieben. Und wenn in Westeuropa Ansätze zur Bearbeitung der Blöcke zu verzeichnen sind, so ist Beeinflussung vom Osten her wahrscheinlicher als umgekehrt. Ich glaube doch, daß auch bei unserer jetzigen, so viel umfassenderen Kenntnis der vorgeschichtlichen Kultur das Wort „ex oriente lux", das Schuchhardt als Ausgeburt eines Wahnglaubens hinstellen möchte,

Digitized by Google

seine Wahrheit behält und daß die Schöpfung einer höheren Kultur nicht in Europa, sondern im Orient und in der Ägäis erfolgt ist.

Die Gliederung des Werks führt vom Paläolithikum im Südwesten Europas zum Neolithikum in Westeuropa und im Mittelmeer, über Aegypten, die Hettiter und Etrusker zum nordischen und Donaukreis, um dann die Bronzezeit in Nord- und Mitteleuropa, die Lausitzer Kultur und ihre Einwirkungen auf Troja und Mykene zu bringen. Den Abschluß bilden eine Uebersicht über die Weiterentwicklung bis zur römischen Kaiserzeit, die Germanen und Slawen und Betrachtungen über Ueberlieferung, Sprache und Rasse.

Die überraschend hohe Kultur des Paläolithikums wird durch Schuchhardts auf die menschlichen Darstellungen und die sorgfältige Ausstattung der Gräber sich stützende Vermutung, daß man damals schon an ein Leben nach dem Tode glaubte, noch unterstrichen. Nur erscheint mir der Ausdruck zu hoch gegriffen; es kann sich doch lediglich um den Glauben an die Macht der Geister handeln, die durch weitgehende Fürsorge günstig gestimmt werden sollten. Auch die Verknüpfung zwischen den Menhirs in der Bretagne und England und den Obelisken und Pyramiden Aegyptens sowie den Hermensäulen der Griechen und ihre Deutung auf einen Jenseitsglauben und Sonnenkult geht mir zu weit. Dagegen ist die anschauliche Schilderung der Cromlichs mit ihren Steinalleen und der Anlage von Stonehenge, die Schuchhardt auf eine eingehende Untersuchung an Ort und Stelle gründen kann, rühmend hervorzuheben, und die energische Zurückweisung aller an die Anlagen angeknüpften religiösen Phantastereien durch die Feststellung, daß es sich nur um Grabanlagen handelt, ist dankbar zu begrüßen.

Seine Anschauung über die Nationalität und Kultur der Etrusker hat Schuchhardt erst neuerdings in der Prähistorischen Zeitschrift XVI S. 109ff. begründet. Er sieht in ihnen den Rest eines alten Mittelmeervolks, das seine vorindogermanische Sprache sich bewahrt hat; Stütze seiner Ansicht ist u. a. die Tatsache, daß es im Osten Atriumgräber überhaupt nicht gibt und das Atriumhaus dem auf Malta entspricht. Demgegenüber glaubt Erh. Schmidt (siehe Verhandlungen der Erlanger Philologenversammlung 1925, S. 45ff.), daß die Etrusker an der Küste gelandet seien und Vorstöße bis Bologna, Terni usw. gemacht hätten; sie stammten höchstwahrscheinlich aus Kleinasien und machten sich in Italien die Villanovakultur zu eigen. Schmidt kann als einer der besten Kenner der italienischen Vorgeschichte betrachtet werden.

Die Kluft zwischen dem Paläolithikum und der jüngeren Steinzeit wird von Schuchhardt nicht genügend betont, wenn er auch z. B. für die Keramik das Ueberwiegen des Neuen zugeben muß. Die Einflüsse, die der Westen auf den Norden, auf Mitteleuropa und den Donaukreis ausgeübt haben soll, sind doch nicht recht zu fassen. Dagegen ist wohl nicht zu leugnen, daß das Megaronhaus aus dem Norden stammt und die vorgeschichtliche Kultur namentlich Thessaliens stark von der Donaukultur beeinflußt ist. Ob man aber einen lebhaften Verkehr

Digitized by Google

zwischen Spanien, Malta und der Ägäis annehmen darf, ist doch recht zweifelhaft. Auch in Persien und Susa glaubt Schuchhardt noch europäische Einflüsse feststellen zu können.

In der Bronzezeit treten die drei großen Kulturkreise Nord-, Mittel-, Westeuropa weiter klar hervor; von besonders kräftiger Eigenart ist die Lausitzer Kultur, bis sie schließlich dem Hallstädter Einfluß erliegt. Für Troja II stellt Schuchhardt nordische Einwanderung fest (Megaronhaus); wenn trotzdem der Haupteindruck der von etwas Fremdem ist, so liegt das daran, daß die Einwanderer in der höheren Kultur Kleinasiens aufgegangen sind. Troja II gehört nach Schuchhardt in die Zeit von 2500 bis 2000, Troja VI in die spätmykenische Zeit. Troja und Mykene unterscheiden sich sehr stark: neben der kleinasiatischen Kultur Trojas steht Mykene als eine ziemlich gleichmäßige Mischung aus Nordischem und Altmittelländischem, während das Asiatische und Ägyptische nur Import ist. M. E. überschätzt Schuchhardt hierbei das nordische Element und schätzt das ägyptisch-asiatische zu gering ein. Ohne Kreta ist Mykene nicht zu verstehen, und jenes wieder kann aus dem vorderasiatischen Kulturkreis nicht herausgerissen werden.

Zustimmung verdient die Wiederaufnahme der Auffassung von Conze, daß die Dipylonkultur einem zweiten Nordstrom ihre Entstehung verdankt, und auch die Beziehung der griechischen Überlieferung über die dorische Wanderung auf diese zweite nordische Einwanderung hat wohl alle Wahrscheinlichkeit für sich und wird durch den allgemeinen Charakter der Dipylonkultur unterstützt. Dabei weist Schuchhardt auf die Einflüsse der nach Kleinasien zurückgedrängten mykenischen Kultur hin, namentlich auf dem Gebiete des Kults. Er sieht in den Einzelfiguren und Reliefdarstellungen, die man meist als Gottheiten oder Priester auffaßt, Abgeschiedene und schließt hieraus auf einen ausgebildeten Totenkult.

Weiter verfolgt Schuchhardt die Entwicklung über den Kaukasus, die Hallstatt- und Latènezeit und skizziert die Auswirkungen dieser letzten bis in die römische Kaiserzeit. Zum Schluß charakterisiert er die eigenartige Kultur der Goten in Südrußland, streift die ablehnende Haltung der Sachsen der fränkisch-römischen Kultur gegenüber und weist der slawischen Kultur ihre Stelle an. Für den Norden sind ihm die Germanen, für das Donauland die Urkelten die Kulturträger; von einer Heimat der Indogermanen in Zentralasien kann nicht die Rede sein, da alle reale Kultur der Stein- und Bronzezeit von Mittel- und Nordeuropa nach dem Osten geflutet ist. Mir erscheinen, wie oben betont, diese Schlußfolgerungen doch nicht so gesichert zu sein und dem Einfluß der vorderasiatischen Kultur nicht gerecht zu werden.

Fritz Geyer.

Regesten der Kaiserurkunden des oströmischen Reiches. Bearbeitet von Franz Dölger. 2. Teil: Regesten von 1025—1204. 4°. XXI und 108 S. (= Corpus der griechischen Urkunden des Mittelalters und der neueren Zeit. Herausgegeben von den

Digitized by Google

Akademien der Wissenschaften in München und Wien. Reihe A: Regesten. Abteilung I.) München und Berlin, R. Oldenbourg, 1925.

Da die 1924 erschienene erste Lieferung dieses monumentalen Werkes in dieser Zeitschrift nicht besprochen worden ist, darf ich wohl anläßlich der vorliegenden zweiten die Leser etwas eingehender mit seiner Anlage, Absicht und Ausführung bekanntmachen. Vor über 20 Jahren hat Karl Krumbacher die Herausgabe einer umfassenden Sammlung aller griechischen Urkunden des Mittelalters und der neueren Zeit angeregt, eine Aufgabe, deren Ausführung die Akademien von München und Wien übernommen haben. In München, wo im Anschluß an Krumbachers Seminar der gegebene Sitz des Unternehmens war, wurde das Material gesammelt; eine von Paul Marc bearbeitete Uebersicht über die aus der Literatur bekannten Bestände, ein Probedruck für die Anlage des zukünftigen Corpus und regelmäßige Berichte unterrichteten über den Fortgang der Sammlung und die zu lösenden Aufgaben. Aber sehr bald wurde beschlossen, vor dem eigentlichen Urkundenwerk ein Regestenwerk zu bearbeiten, das auch die sog. Deperdita, d. h. alle irgendwie erreichbaren Nachrichten über Urkunden, deren Texte selbst verloren sind, aufnehmen sollte. Es ist zu beachten, daß sich hier, beim byzantinischen — wenn dieser Ausdruck der Kürze halber gestattet ist — Urkundenwerk, derselbe Vorgang wiederholt wie bei der von Kehr geplanten kritischen Ausgabe der älteren Papsturkunden, der ebenfalls vor seine Edition ein Regestenwerk einschob. Allerdings liegt den Kehrschen Regesten ein anderer Gedanke zugrunde als den byzantinischen: in ihrer regionalen Anordnung legen sie n a c h erfolgter archivalischer Durchforschung eines Gebietes Rechenschaft ab über das für das betreffende Gebiet noch erhaltene Material und erfüllen damit einen dem ursprünglichen Plan fremden Zweck, indem sie, an Hand der Papstregesten, eine urkundliche Quellenkunde darstellen. Die byzantinischen Regesten dagegen füllen nur die in den späteren Urkundenbänden, denen sie parallel gehen (also Kaiserurkunden und Kaiserregesten, Patriarchenurkunden und Patriarchenregesten usw.), erscheinenden Lücken aus, indem sie aus der gesamten Ueberlieferung zusammentragen, was über die schriftliche Tätigkeit der einzelnen Kanzleien überhaupt bekannt ist: sie werden also neben den Urkundenbänden stehen wie die Mühlbacherschen Karolingerregesten neben den (leider immer noch nur in der Einzahl vertretenen) Karolingerdiplomen der Monumenta Germaniae.

Das Corpusunternehmen ist durch den Krieg und die nachfolgende Verarmung ins Stocken geraten, der frühere Hauptmitarbeiter, Paul Marc, ist ausgeschieden, und man hörte lange Zeit nichts mehr, bis 1924 ein Heft mit Regesten der griechischen Kaiser von 565 bis 1025 erschien, bearbeitet von Franz Dölger, natürlich unter Benutzung der Vorarbeiten seiner Vorgänger. Und diesem ersten Heft ist erfreulich rasch das vorliegende zweite gefolgt, das die Regesten bis zum Jahre 1204, d. h. bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer, bringt. Durch diese beiden Hefte ist erreicht, daß wir für die größte und wichtigste Zeit des oströmischen Reiches einen Ueberblick

Digitized by Google

über die Tätigkeit der kaiserlichen Kanzlei besitzen mit einer Fülle von Hinweisen, wie wir sie bisher nicht gekannt haben (Muralts veralteter Essai de chronographie byzantine, Petersburg 1855 und 1871 ist im Vergleich hiermit nur ein kümmerlicher Ansatz, so verdienstvoll er für seine Zeit war); der Grundstein für die künftige Beschäftigung mit oströmischer Kaisergeschichte ist dadurch gelegt. Welche Summe von Arbeit geleistet wurde, zeigt ein flüchtiger Blick auf jede beliebige Seite; am eindrucksvollsten sind die den Heften jeweils vorausgeschickten Quellen und Literaturverzeichnisse. Da begegnen armenische, georgische, syrische, arabische, altrussische Quellen ebenso wie lateinische und griechische, und kritische Literatur in den entsprechenden modernen Sprachen; man sieht daraus, welchen Reichtum an Beziehungen zu anderen Disziplinen die Byzantinistik aufweist und staunt über die Kühnheit des Unternehmens und die Gelehrsamkeit und Arbeitskraft des Herausgebers. Aber: an diesem Punkte beginnen auch die Zweifel.

Von Besprechungen des ersten Heftes sind mir zwei bekannt geworden, die gründlicher auf das ganze Unternehmen eingehen, beide von mittelalterlichen Historikern, deren Hauptarbeitsgebiet doch mehr im Abendland liegt als im byzantinischen Orient. (In ähnlicher Lage zu den oströmischen Regesten wie der mittelalterliche Historiker befindet sich der Orientalist; es wäre interessant, von orientalistischer Seite ein Urteil zu hören.) K. Brandi hat in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1925 S. 111—118 Bedenken vorwiegend gegen die Anlage und Technik der Regesten geltend gemacht; hierauf hat der Herausgeber Dölger in der Byzantinischen Zeitschrift 25 (1925) S. 496—506 geantwortet. Der Einspruch Brandis, soweit er die äußere Gestaltung der Regesten betrifft, ist erfolglos geblieben, und man wird es begreiflich finden, daß die einmal gewählte Form für das ganze Werk beibehalten wird, auch wenn sie nicht auf der Höhe der Regestentechnik steht, die wir in der abendländischen Geschichtsforschung gewöhnt sind. Wenn ich mir in dieser Richtung eine Bemerkung erlauben darf, so hätte ich vor allem eine Unterscheidung der überlieferten Daten von den nur erschlossenen gewünscht, mindestens eine Aufnahme des (evtl. gekürzten) Datums in den Text des Regests. Neben derartigen mehr technischen Bemerkungen ist dann vor allem A. Hofmeister in einer Besprechung im Gnomon I (1925) S. 354—366 auf die kritische Durcharbeitung des Stoffs eingegangen, die er an dem abendländischen Quellenmaterial nachgeprüft hat. Er kam dabei zu dem Ergebnis: „Der Hauptmangel besteht nicht so sehr in der Schwere wirklich vorhandener Fehler als in dem unbestimmten Gefühl der Unsicherheit, das bei gehäuften Einzelerfahrungen sich notwendig einstellt und besonders bei der Benutzung der eigener Nachprüfung nicht ohne weiteres zugänglichen Teile stört". Ich bedaure, dieses Urteil Hofmeisters nach der Beschäftigung mit dem zweiten Teil der Regesten bestätigen zu müssen; ja, ich glaube aussprechen zu dürfen, daß die Regesten in ihren aus abendländischen Quellen geschöpften Teilen nicht immer den gegenwärtigen Stand unserer Erkenntnis darstellen. Ich begründe mein Urteil durch einige Beispiele.

Digitized by Google

Schon Hofmeister hatte gemahnt, daß die Scriptoresausgaben der Monumenta Germaniae nur nach der Folioserie, nicht nach den, sofern erschienenen, maßgebenden Oktavausgaben zitiert werden. Im allgemeinen ist dies in dem zweiten Heft beseitigt, aber nicht überall; so sind z. B. in Nr. 1414 die Ann. Marbacenses nur nach SS. 17, nicht nach der Ausgabe von Bloch angeführt. Im Quellenindex wie in den Regesten (z. B. Nr. 1497) fehlt die Neuausgabe der Genueser Annalen durch Belgrano und Imperiale in den Fonti per la storia d'Italia 11—14 (1890—1926). Vielfach sind nur die durch Druckfehler entstellten Nachdrucke bei Migne angeführt statt der wirklich maßgebenden Ausgaben, z. B. Gaufred Malaterra (Nr. 1146; statt nach Muratori Scr. 5), Orderich Vitalis (Quellenindex; statt nach der Ausgabe von Le Prévost).

Schlimmer ist es, daß die quellenkritische Durcharbeitung nicht immer befriedigt. In Nr. 1443 z. B. ist eine Nachricht der Kölner Königschronik entnommen und diese allein zitiert, obwohl schon aus der angeführten Ausgabe von Waitz zu ersehen war, daß der ganze Abschnitt wörtlich aus dem Bericht des Notars Burchard (Sudendorf, Registrum 2, 138) abgeschrieben ist, der kurz vorher in Nr. 1441 ganz richtig bei gleicher Quellenlage an erster Stelle genannt wird. Die umfangreiche Chronistik des ersten Kreuzzugs ist für den Bearbeiter der Regesten sicher eine schwere Crux gewesen; aber ich kann nicht sagen, daß er die Schwierigkeiten restlos gemeistert hätte. Sehen wir uns daraufhin z. B. Nr. 1196, den Vertrag Alexios' I. mit Gottfried von Bouillon, genauer an. Das Regest lautet: „G(ottfried) wird über den St. Georgsarm (Bosporus) nach Kleinasien übersetzen. Die Lebensmittel werden ihm im reiche zu gleichen preisen wie in Kpl. geliefert werden. Die ‚armen' (d. h. die nichtritterschaftlichen teilnehmer) sollen ‚almosen' (d. h. geldsubventionen) in hinreichender menge erhalten. Dagegen leistet G. dem K(aiser) den lehenseid und verpflichtet sich alle eroberungen herauszugeben." Als Quelle hierfür wird an erster Stelle Tudebod angegeben, eine fast wörtliche Bearbeitung der anonymen Gesta Francorum, die erst an zweiter Stelle folgen (hier nur nach der Ausgabe Hagenmeyers, nicht auch nach der Ausgabe im Recueil des historiens des Croisades zitiert, der grundsätzlich immer an erster Stelle hätte genannt werden müssen). Die beiden Texte lauten:

Gesta Franc. ed. Hag. p. 145—7

. . pactum iniit cum imperatore; dixitque illi imperator, ut transfretaret brachium s. Georgii promisitque eum habere omnem mercatum ibi, sicut est Constantinopoli, et pauperibus eleemosynam erogare, unde potuissent vivere.

Tudebod ed. Rec. III 15

. . federatus prius cum imperatore tali videlicet pacto, ut omnia, quae sibi necessaria forent multo viliori pretio exercitui venundarentur, quam prius in civitate emebatur. Insuper etiam promisit imperator, omnibus adventantibus pauperibus alimonia erogare, unde vivere abundanter potuissent.

Digitized by Google

Man sieht daraus, daß der Text des Regestes in seinem ersten Teil nach der erst an zweiter Stelle genannten primären Quelle gearbeitet ist, daß aber die Interpolation des Tudebod auf die Formulierung des deutschen Textes abgefärbt hat. Als weiterer Beleg folgt Albert von Aachen, der einen besonderen Zweig der Ueberlieferung darstellt und die Vassalitätserklärung Gottfrieds berichtet, dann Fulcher von Chartres, der als Historiker des Kreuzheeres Roberts von der Normandie nur ganz allgemein weiß, daß seine Fürsten denselben eidlichen Vertrag mit Alexios geschlossen haben wie vorher Bohemund und Gottfried, dann erst Anna Komnena, die die territorialen Abmachungen, die Herausgabe der zu erobernden Städte und Länder überliefert. Die Belege, die noch weiter folgen (Ekkehard, Wilhelm von Tyrus und Matthaeus von Edessa), sind nicht Quellen des ersten Kreuzzugs, sondern verweisen bei anderen Gelegenheiten auf den Vertrag zurück; das ist sicher eine brauchbare Materialsammlung, warum sind aber Baldrich von Dol (Rec. 4, 22 D = Migne 166, 1075 B) und Guibert von Nogent (Rec. 4, 148 A = Migne 156, 710 D) übergangen? Sie sind doch ebenso Ableitungen aus den Gesta wie Tudebod! In anderen Fällen, z. B. Nr. 1502, einem Vertrag zwischen Manuel I. und Amalrich I. vor Jerusalem, sind die aus verschiedenen Ueberlieferungen entnommenen Bestimmungen durch 1. 2. unterschieden; das hätte sich zweifellos in diesem Falle auch empfohlen. Das Abhängigkeitsverhältnis der Quellen wäre durch die Anordnung: 1. Gesta mit Ableitungen: Tudebod, Baldrich, Guibert; 2. Albert von Aachen; 3. Anna Komnena und dann als zweite Gruppe Ekkehard, Fulcher und Matthaeus klarer zum Ausdruck gekommen.

Für den ersten Kreuzzug fehlt noch eine moderne brauchbare Quellenkunde, die dem Herausgeber als Führer durch die umfangreiche Chronistik und die darüber vorhandene kritische Literatur hätte dienen können. In noch viel höherem Maße gilt das von den Briefsammlungen des 12. Jahrhunderts; der Herausgeber hat da vielfach mit abgeleiteten Drucken gearbeitet, wodurch ihm manches entgangen ist. In Nr. 1445 ist ein Brief Manuels registriert mit sämtlichen Drucken, darunter an erster Stelle der älteste bei Duchesne, Hist. Franc. script. 4. Zu Nr. 1451 und 1457, beides Deperdita, bei denen die Quellenangabe eben deswegen begreiflicherweise kürzer gefaßt ist, ist nur auf den Druck Bouquets verwiesen, der aus Duchesne geflossen ist; die Durchsicht der Briefsammlung bei Duchesne hätte aber noch weitere Belege für die in Nr. 1451 und 1457 erwähnten Briefe ergeben, nämlich die Papstbriefe JL. 10948 und 10927 zu der ersten Nummer, JL. 11150 zu der zweiten.

Hieran knüpfe ich noch einige Einzelheiten, die ich mir notiert habe. So viel ich sehe, ist der Brief des Abtes Odo von St. Remi an den Grafen Thomas von Marle (edd. Mabillon Vet. Anal. ^{1}1, 334; ^{2}464; Migne 172, 1331; Zarncke, Der Priester Johannes 1 [Abh. der sächs. Akad. 17 = phil. hist. Kl. 7, Abt. 8, 1879] S. 845) nicht benutzt; er hätte eine Nachricht über eine am 5. Mai 1122 von Calixt II. empfangene Gesandtschaft Kaiser Johanns II. ergeben:

Digitized by Google

affuit quidam, qui legatos Byzantei, id est Constantinopolitani imperatoris adesse pro foribus nuntiarent; . . . veniunt salutatoque papa . . . de salute imperatoris suorumque qualitate prout fuerant sciscitati satis honeste retulerunt. In Nr. 1274 geht eine Gesandtschaft an Paschal II. nach Palästina statt nach Palestrina; in Nr. 1306 ist Stephan II. von Ungarn (statt Stephan III.) zu lesen. Wibald war Abt von Stablo oder Stavelot, nicht Stabulo (Nr. 1382). Auch in den italienischen Personennamen finden sich Unebenheiten; so würde ich vorschlagen, in Nr. 1109 und 1238 Falier zu schreiben. Die Notiz über die erste Gesandtschaft Alexios' I. an Urban II., die Nr. 1146 zu „1088 vor April" angesetzt ist, habe ich Hist. Vjschr. 22 (1924) S. 187 anders datiert und nachgewiesen, daß sie Mitte Juli in Unteritalien war. In den kritischen Ausführungen Dölgers zu Nr. 1152, dem berühmten Alexiosbrief an Robert von Flandern, hätte ich eine klarere Scheidung des Glaubwürdigen vom sicher Erdichteten gewünscht. In der Literatur dazu vermisse ich die letzte Arbeit von H. Pirenne in der Revue de l'instruction publique en Belgique 50 (1907) S. 217 ff.; aus ihr (S. 223) wäre zu entnehmen gewesen, daß die Pilgerfahrt Roberts von Flandern mindestens vom 6. Juli 1087 bis 31. Oktober 1089 dauerte, was für den Ansatz des Deperditums zu beachten gewesen wäre.

Nichts ist leichter, als an einem Regestenwerk, besonders wenn man Einzelheiten herausgreift, Kritik zu üben. Und gar bei einem Werk, wie dem vorliegenden, das ein sprachlich so vielgestaltiges Quellenmaterial verarbeitet, ist es kein Kunststück, von einem im Vergleich zum Ganzen beschränkten Teilgebiet aus dem Bearbeiter Fehler nachzuweisen. Es liegt mir wie auch anderen Beurteilern fern, die Leistung des Herausgebers Dölger auf Grund des Vorgebrachten herabzusetzen. Er übernimmt (Vorwort zur ersten Lieferung S. XII) ausdrücklich die Verantwortung für die „systematische Durchsuchung der Quellen und die Durcharbeitung der Literatur, welche natürlich nach Annahme des Grundsatzes, alle Deperdita, Gesandtschaften und Friedensschlüsse aufzunehmen, ein Vielfaches des schon (von Paul Marc) Verzeichneten zutage förderte". Diese Arbeit hat er 1920 begonnen; das Ergebnis ist höchst bewundernswert; ja man kann sagen, daß das Menschenmögliche geleistet ist. Aber ist denn ein solches Werk als Arbeit eines Einzigen möglich? Das darf man füglich bezweifeln. Wenn irgend ein Werk, so hätte dieses die kollegiale Zusammenarbeit mehrerer Fachleute, mindestens die Mitarbeit eines mittelalterlichen Historikers und eines Orientalisten neben Spezialisten für weniger wichtige osteuropäische und orientalische Sprachen (auch ungarische Literatur hätte herangezogen werden müssen, z. B. zu Nr. 1441 die grundlegende Geschichte der Arpaden von Gyula Pauler, der die Chronologie der Arpadenkönige anders bestimmt und m. E. zutreffend den hier erwähnten Vertrag noch mit Geisa II. abgeschlossen sein läßt) erfordert, eine Zusammenarbeit, wie sie gerade unsere Akademien ermöglichen sollten. Daß dies seitens der beiden als Herausgeber zeichnenden Akademien nicht geschehen, anscheinend auch nicht angestrebt

Digitized by Google

worden ist, ist eine Erscheinung, die zu allerlei Gedanken Anlaß bietet. Wenn irgendwo, so sollte hier das ultra posse nemo obligatur gelten! Walther Holtzmann.

A. Luschin von Ebengreuth: Allgemeine Münzkunde und Geldgeschichte des Mittelalters und der neueren Zeit. 2. Auflage. XIX u. 333 S. 107 Textabb. München u. Berlin, R. Oldenbourg, 1926. Geh. Mk. 16.—, geb. Mk. 18.50.

F. Friedensburg: Münzkunde und Geldgeschichte der Einzelstaaten des Mittelalters und der neueren Zeit. VIII u. 196 S. 19 Lichtdrucktafeln. Geh. Mk. 14.—, geb. Mk. 16.50.

Dies in den Rahmen des bekannten Handbuches von Below und Meinecke — als zwei Bände der Abteilung IV (früher V) mit dem unglücklichen Namen „Hilfswissenschaften und Altertümer" — gehörige Werk ist in seinem ersten, allgemeinen Teile 1904 in erster Auflage, damals nur 287, zudem etwas weitläufiger gedruckte Seiten stark, erschienen. Der jetzigen Auflage dieses „allgemeinen" Bandes läuft nun parallel der damals noch nicht beigegebene Band „Münzkunde und Geldgeschichte der Einzelstaaten", den Luschin, wie eine Andeutung im Vorwort der ersten Auflage S. VII über die „besondere Münzkunde" verrät, ursprünglich selbst verfassen wollte, jetzt aber Friedensburg zu schreiben überlassen hat; über diesen Band hernach.

Ob es richtig war, die Bände auf zwei Verfasser zu verteilen, ferner, ob nicht dadurch, daß der allgemeine (systematische) Teil zuerst, vor dem besonderen (dem historischen) Teile bearbeitet wurde, auf dem er doch erst beruhen sollte, eine gewisse Ungleichheit entstanden, ein gewisses Auseinanderfallen beider Teile erfolgt ist, lasse ich dahingestellt; ich verweise jedenfalls auf Babelon (Traité des Monnaies grecques et romaines), der ebenfalls mit einem Bande der théorie et doctrine begann, dann aber stockte und zunächst die partie descriptive schrieb, — mit der Absicht, erst nach dem Abschluß — den er dann nicht mehr hat durchführen können — zur théorie et doctrine zurückzukehren!

Luschins Neuauflage also ist in der Anlage des Ganzen im wesentlichen dieselbe geblieben; nur ist die Definition und Determination der Münze nebst den kurzen Angaben über münzähnliche Stücke, die nicht Münzen sind, aus der Einleitung — die einen Paragraphen über Bibliographien und Abkürzungen dazubekommen hat — fortgenommen und, in drei Paragraphen zerlegt, ins 1. Hauptstück des 1. Teils „Allgemeine Münzkunde" versetzt worden, wo das Aeußere der Münze (Stoff, Form, Bild — dieser Paragraph auffallend kurz — und Aufschrift) behandelt wird; das 2. Hauptstück betrifft die technische Herstellung der Münze; das 3., „Die Münze als Gegenstand des Sammelns" (64 Seiten, also etwa ein Fünftel des ganzen Raumes umfassend!), gehört aber durchaus nicht in ein für Historiker bestimmtes Handbuch; der einzige in diesem Rahmen gerechtfertigte § 17 (früher § 14) über Münzfunde hätte bei seiner fundamentalen Bedeutung für das Mittelalter ein drittes Hauptstück im 1. Teil bilden

Digitized by Google

können, und die beiden neuen Paragraphen über Metrologie und Münzgewichte — dieser, S. 165—170, eine sicherlich auf unsäglicher, entsagungsvoller Arbeit beruhende und sehr dankenswerte Zugabe — hätten in den 2. Teil, Geldlehre, etwa zu den Paragraphen 25 bis 27, gehört. In der Disposition dieses 2. Teils hat sich nichts geändert. — Man vermißt in dieser 2. wie schon in der 1. Auflage einen besonderen Abschnitt über die schriftlichen Quellen, die neben den Münzen, seit dem 18. Jahrhundert wichtiger als diese selbst, zur Erkenntnis der Münzkunde und Geldgeschichte in Betracht kommen, wie den Berichten der Schriftsteller und Reisenden, den Gesetzen, Staatsverträgen, Verleihungsurkunden, Verordnungen, Bestallungen und den eigentlichen Münzakten, diese meist erst im 15. Jahrhundert einsetzend, und den Rechenbüchern, Finanzakten und kaufmännischen Papieren, die besonders für das 14. bis 17. Jahrhundert in Frage kommen.

Soviel über die Abwandlungen in der Anordnung des Stoffes. Im einzelnen sind natürlich fast auf jeder Seite Aenderungen und Zusätze zu finden, oft durch die praktischen Erfahrungen und Veränderungen im Geldwesen in der Kriegs- und Nachkriegszeit hervorgerufen, meist aber durch neuere Literatur veranlaßt. Diese sorgfältige und ausführliche Literaturangabe ist ein besonderer Vorzug des Buches, ein anderer der, daß durch ein sehr sorgfältiges Register — das manchmal durch Aufnahme zu allgemeiner Schlagworte wohl sogar etwas zuviel des Guten tut, siehe z. B. Aenderung(en), Ankauf, Anlage, Anschauungen, Anspruch usw. — der ungemein weite Inhalt des Buches leicht erfaßt und so zugleich die Literatur über den betreffenden Gegenstand leicht gefunden werden kann — hierdurch also ist und bleibt Luschins Werk ein Hand- und Nachschlagebuch im besten Sinne.

Ausstellungen im einzelnen zu machen wäre ebenso leicht wie zwecklos. Bei dem unendlich verzweigten, in allen großen Fragen (vgl. z. B. S. 21/22 über die Natur des Geldes, S. 228ff. über die Kaufkraft) wie in tausend Einzelheiten bestrittenen Stoffe können auch Verfasser und Referent unmöglich in allem einer Meinung sein; in der Anordnung des ungeheuren Materials, der Auswahl der Beispiele aus ihm, der Auswahl der Literaturbelege usw. würden nicht leicht zwei Numismatiker dieselben Wege gehen; auch gelegentliche Irrtümer kommen, abgesehen von den oft nicht ganz sorgfältigen Aeußerlichkeiten des Druckes, besonders Interpunktion und Klammersetzung betreffend, wohl vor. Alles dieses aber einzeln aufzustechen und mit dem Verfasser darüber zu rechten, wird nur der über sich gewinnen können, der nie eine solche Zusammenfassung, nie ein „Handbuch" geschrieben hat. Wer die unendlichen Schwierigkeiten eines solchen gerade auf diesem Gebiete kennt, wird vielmehr das allumfassende Wissen und die erstaunliche Literaturkenntnis des greisen Verfassers bewundern und ihn zu der Neuauflage aufs herzlichste beglückwünschen!

Als „besondere" Münzkunde und Geldgeschichte tritt der 2. Auflage der „allgemeinen" Münzkunde nun Friedensburgs Band zur Seite; es ist zwar nicht das erste Mal, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, daß im deutschen Schrifttum (auf französischer Seite

Digitized by Google

haben wir den bekannten und in vielen Beziehungen vortrefflichen Traité von Engel und Serrure) der Versuch einer fortlaufenden Münzgeschichte gemacht wird, sondern es enthält schon der „Führer durch die Schausammlung des Berliner Münzkabinetts", der 1919 von Menadier herausgegeben worden ist, von Friedensburg auch im Literaturverzeichnis erwähnt und im Laufe seines Werkes ebenso wie jener Traité oft befolgt ist, eine solche. Aber da diese Münzgeschichte mit einem Museumsführer verquickt ist, wird man Friedensburg die Berechtigung zu seinem Anspruch, seine Arbeit sei „die erste ihrer Art", bis zu einem gewissen Grade nicht absprechen können.

Die Disposition ist in erster Reihe chronologisch — I. Mittelalter, II. Neuzeit —, in zweiter Reihe zunächst auch noch chronologisch, indem die Zeit von etwa 500 bis 900 vorangenommen ist, dann aber geographisch — wie sich das aus der Natur der Sache ergibt. Bei dieser geographischen Einteilung habe ich die Abtrennung von Lothringen, den Niederlanden und Belgien als besonderes Hauptstück zu bemängeln; mögen die beiden letzten Gebiete in der Neuzeit meinetwegen ein solches bilden — wie Friedensburg in der Neuzeit sogar der kleinen Schweiz ein besonderes Hauptstück gewidmet hat —, im Mittelalter sind unbedingt alle drei unbestrittene Teile des Deutschen Reiches gewesen und stehen auch mit ihrer natürlich vielfach an Frankreich, auch wohl an England sich anlehnenden Münzentwickelung nicht anders als andere Grenzlande da. Ebenso mußte Schlesien, das Spezialgebiet des Verfassers, das jetzt mit Polen und Böhmen zusammen ein eigenes Hauptstück bildet, unbedingt bei Deutschland stehen — aus denselben Gründen! Wenn man sieht, wie heute noch schärfer als ehedem sowohl in Frankreich wie in der „stolzen, freien Republik Polonia" die Geschichtswissenschaft zur Magd der auswärtigen Politik erniedrigt wird, so müssen die leider nur allzu wenigen Deutschen, die sich zu ihrem Vaterlande bekennen und zu denen der Verfasser gehört, sich besonders hüten, solchen Bestrebungen in West und Ost Vorschub zu leisten! — Aus anderen Gründen, nämlich um des Gleichgewichts der Raumverteilung, hätte ich aus Ungarn kein neues Kapitel gemacht, sondern es dem IX. oder X. angeschlossen.

An durchgehenden Gedankengängen, die mir nicht genügend gesichert erscheinen und daher in einem Buche, das in erster Reihe nicht dem auch mit den gegenteiligen Meinungen vertrauten Fachnumismatiker, sondern dem Historiker dienen soll, nur mit den nötigen Einschränkungen dargelegt werden sollten, nenne ich einmal die vom Verfasser in einem besonderen, geistreichen Buche ausführlich dargelegte symbolische oder besser sakrale Deutung der mittelalterlichen Münzbilder, -beizeichen, Schriftteile (vgl. bes. S. 22 und 35) und die pessimistische Auffassung des ganzen mittelalterlichen Geldwesens als einer Kette von Irrtum und Betrug (S. V, 9, 17, 41, 61 usw.). Auch könnte durchgängig die Wichtigkeit des eigenen Bergsilbers im Mittelalter (Böhmen, Sachsen) oder -goldes (Siebenbürgen) und des dadurch bewirkten Hervortretens sonst ganz unbedeutender staatlicher Gebilde (Harzgrafen) mehr betont werden. In dem im allgemeinen überhaupt weniger

Digitized by Google

geglückten neuzeitlichen Abschnitt hätte man, da in der Neuzeit der Münze doch außerhalb der Münz- und Geldgeschichte ein allgemeiner historischer Quellenwert kaum mehr zukommt und auch ihr münzgeschichtlicher Quellenwert gegenüber dem der Akten ein untergeordneter ist, über das Münzstück hinaus der im Titel des Werkes doch gleichwertig zum Ausdruck kommenden Geldgeschichte den Vorrang lassen müssen; z. B. brauchte den Prägungen der Maria Stuart nicht eine Drittelseite, denen des Gustav Wasa nicht eine halbe Seite (S. 141) eingeräumt zu werden, konnte man oft die Aufzählung der geprägten Sorten kürzen (z. B. S. 126, 132, 140, 148, 157, 165) und den dadurch wie auch z. B. durch Kürzung der so oft schon (z. B. von Freytag, Wuttke, Menadier) trefflich geschilderten Kipperzeit (S. 113/115, mehr als zwei Seiten!) gewonnenen Raum z. B. für die Frankenkrisen der fünfziger und siebziger Jahre, den Ausgleich der südamerikanischen Pesowährungen mit der lateinischen Währung, für die interessante Frage der Wertstufe des Vier- bis Fünfmarkstücks (ob in Gold oder in Silber), für das fast in allen europäischen Staaten durchgefochtene Problem der Zwischenstufe(n) zwischen der Silber-Einheit und ihrem Zehntel und für die damit in Zusammenhang stehende Nickelfrage gewinnen, vielleicht auch in der Einleitung (§ 3, S. 120) den fast dreihundertjährigen Gegensatz in der Haltung des Kaisers gegenüber dem Reiche und gegenüber seinen Erblanden (Privileg des Quentchens u. dgl.) und die dadurch erst erzwungene münzpolitische Initiative der großen Territorialherren stärker betonen. Auch spielt hier im neuzeitlichen Teile das Sammlerische eine viel zu große, vielen kostbaren Raum fressende Rolle, also die Rücksichtnahme auf Münzbilder, Notmünzen, Geschichts- und Gelegenheitsmünzen und andere ausgefallene Sondererscheinungen, die eben gerade deshalb für eine zusammenfassende Münzgeschichte entbehrlich sind.

Durchgehends vermisse ich eine kunstgeschichtliche Würdigung der Münzbilder, die sich doch von der karolingischen Renaissance an über die romanische und gotische Periode, Renaissance und Barock, Rokoko und Zopf- und Empirestil stets an die zeitgenössische Kunst anschließen, bis zu Beginn des zweiten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts Reduktionsmaschine und Senkverfahren die Münze aus einem Kunstwerk zu einem Fabrikat gemacht und jeder Münzkunst den Untergang bereitet haben.

Um aber nicht nur das hervorzuheben, was ich zu beanstanden habe, sei hervorgehoben, daß das Buch ein neuer Beweis ist für des Verfassers Gabe zur Synthese, seine ungeheure Belesenheit, die ihm z. B. immer wieder aufs neue die Heranziehung der jeweiligen zeitgenössischen schönen Literatur ermöglicht, und für seine Fähigkeit, auch die zu allen Zeiten schwierigen Münzprobleme einem dafür ungeschulten Publikum verständlich vorzutragen. Kurt Regling.

---

v. Mantey, Vizeadmiral a. D., Dr. h. c.: **Deutsche Marinegeschichte.** Mit 16 Bildtafeln. 336 S. Charlottenburg, Verlag Offene Worte, 1926. Ganzleinen Mk. 5.—.

Digitized by Google

Man nimmt das vorliegende Buch zur Hand mit dem beruhigenden Gefühl, einen zuverlässigen Führer durch die Geschichte der deutschen Kriegsmarine zu finden; ist doch der Verfasser, hochverdient als Vorstand des Marinearchivs in Berlin und als verantwortlicher Herausgeber des amtlichen Seekriegswerkes, einer der besten Kenner dieses interessanten Themas. Als „eine Kette von Mühe und Arbeit, von höchsten Leistungen und tiefen Enttäuschungen, von Kämpfen auf allen Meeren mit Menschen und Naturgewalten", so erscheint in seiner Schilderung die Geschichte der deutschen Kriegsmarine. Von einer solchen kann zwar erst seit dem Jahre 1871 gesprochen werden. Da aber die deutsche Flotte im wesentlichen aus der preußischen hervorgegangen ist, beginnt v. Mantey seine Ausführungen mit dem Jahre 1675, als der rote Adler im Top brandenburgischer Schiffe das Erscheinen einer neuen Seemacht ankündigte. Mit lebhaftem Interesse verfolgt der Leser, wie in der Geschichte der Marine in wellenförmiger Bewegung Auf- und Abstieg miteinander wechseln, wie aber trotz wiederholter schwerer Rückschläge im deutschen Volke der Marinegedanke weiterlebt und bewußt von führenden Persönlichkeiten entwickelt wird. Vor allem fesselnd sind die Abschnitte über die Tätigkeit der Flotte im Weltkriege (S. 245—327), die in übersichtlicher Gruppierung und wertvoller Sachkritik mit das Beste darstellen, was in knapper Form über diesen schicksalsschweren Zeitraum veröffentlicht worden ist. Das Schlußwort führt dann überzeugend aus, welche Gründe den Wiederaufbau deutscher Seemacht, den der Verfasser bis 1926 verfolgt, zur nationalen Notwendigkeit machen. Wenn v. Manteys Schrift auch in erster Linie „für die in der Marine Dienenden als Lese- und Nachschlagebuch" gedacht ist, so wird sie doch in allen sonst interessierten Kreisen die Beachtung und Verbreitung finden, die sie beanspruchen darf. Für eine neue Auflage scheint es dem Referenten angezeigt, daß neben der Hanse als Trägerin deutscher Seegeltung im Mittelalter auch der Bestrebungen zur Schaffung einer Reichsflotte im Zeitalter der Gegenreformation gedacht werde.

Friedrich Graefe.

Levy, Hermann: Die Grundlagen der Weltwirtschaft. 8°. X u. 185 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1924. Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 7.—.

Levy, Hermann: Der Weltmarkt 1913 und heute. 8°. 116 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1926. Kart. Mk. 4.—.

Die beiden Bücher von Levy gehören der Hauptsache nach der Wirtschaftskunde an. Geschichtswissenschaftlich ist aus dem ersten Buch nur der Abschnitt über die „Entwicklung der Weltwirtschaft im 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart" (S. 10—19), den britischen Imperialismus (S. 153—160) und die „Entwicklung der Weltwirtschaft nach dem Kriege" (S. 160—177). Der Verfasser behandelt hier besonders den Einfluß der Verkehrstechnik auf den internationalen Austausch der schweren Produkte, die weltwirtschaftliche Bedeutung eines Zustande-

Digitized by Google

kommens der „Imperial Federation" und die fehlerhafte Friedenspolitik hinsichtlich der Balkanisierung Mitteleuropas. Für den Historiker von Wert ist die Behandlung der Zusammenhänge der wirtschaftlichen Territorien zu den historisch erwachsenen nationalen Staaten (S. 17 f.). Bestimmte Verwaltungsmethoden, Organisationssysteme staatlicher Art, etwa im Eisenbahnwesen, in der Handelspolitik usw. schaffen Beziehungen, deren Lockerung und Zerreißung ohne weiteres schwere wirtschaftliche Schäden bedeuten kann. Also Staaten, die vielleicht willkürlich geworden sind, werden allmählich durch den ideologischen Oberbau der staatlichen Gewalten selbst Wirtschaftseinheiten in der geistigen Einstellung und damit reale Wirtschaftsgrößen.

Das zweite Buch von Levy untersucht die Ursachen der gegenwärtigen Wirtschaftskrisis und ist ein Wegbereiter für die Weltwirtschaftskonferenz. Es geht besonders auf die veränderte Stellung der Vereinigten Staaten ein und zieht einen historischen Vergleich mit dem Aufschwung der Wirtschaft der Union in der napoleonischen Zeit (S. 49), berührt die Umwandlung Indiens (S. 55 f.), Japans (S. 57 f.) und Australiens (S. 59) und geht dann zu der veränderten Stellung der südamerikanischen Staaten, insbesondere Argentiniens und Brasiliens, über (S. 61). Enteuropäisierung der nordamerikanischen Ein- und Ausfuhr (S. 85 f.), Verschiebung der Einfuhrprovenienzen Südamerikas (S. 88 f.), die Zunahme des interkolonialen Handels (S. 92) sind Wegweiser auch von historischen Verschiebungen, die letzten Endes eine weitere Etappe der Weltorganisation der Menschheit darstellen.

Ernst Ruben.

Gundolf, Friedrich: Cäsar im neunzehnten Jahrhundert. 8°. 90 S. Berlin, Georg Bondi, 1926. Mk. 3.—.

So wenig wie Gundolfs mit Napoleon abschließendes Buch über Cäsars Ruhm ist diese Fortsetzung eine Geschichte der Cäsarforschung. Vielmehr kommt es Gundolf darauf an, die Wandlungen des Cäsarbildes im geistigen Leben und seine Wechselwirkungen mit dem politischen Leben des neunzehnten Jahrhunderts zu zeigen. Im Mittelpunkte steht freilich ein Forscher, aber nicht weil er als solcher ein führender ist, sondern weil er mit der Forschung ein vom Erleben der Zeit durchblutetes Schauen und die Leidenschaft der Zeitkämpfe verband: Theodor Mommsen. Vielleicht konnte der Verfasser, gerade weil er nicht Fachgelehrter ist, Mommsens überragende Stellung schärfer erkennen und treffender charakterisieren als andere. Freilich unterschätzt er wohl doch etwas, was Mommsen seinen gelehrten Vorgängern verdankt. Vor allem wird er Drumann nicht voll gerecht. Auch diesem fehlte die Wärme persönlichen Anteils, ja die Leidenschaft durchaus nicht. Sie kam nur aus einer anderen Richtung als bei Mommsen. Drumann war entschiedener Monarchist, als solcher Gegner feudaler Mißwirtschaft und konstitutioneller Lüge. In diesem Zusammenhang fühlte er für Cäsar, gegen den Senat und dessen Vorkämpfer Cicero.

Digitized by Google

Sehr einleuchtend aber sind die Linien gezogen, die von der Teilschau Cäsars bei Engländern und Franzosen zu der umfassenden Schau Mommsens führen. In Frankreich zuerst fanden sich feinsinnige Betrachter, die unabhängig von moralistischer Kleinmeisterei, aber auch von politischer Parteinahme die starke und reiche Persönlichkeit als solche würdigten. In England trat für politisch geschulte Historiker wie Merivale und Macaulay hinter Cäsars auf das Volkswohl gerichteten Absichten die Frage nach der moralischen Zulässigkeit seiner Mittel zurück. Die universalhistorische Perspektive aber empfing auch Mommsen von einem deutschen Denker. Hegels metaphysische Geschichtsphilosophie wurde zwar von ihm wie von allen empirischen Forschern verurteilt, hat aber doch auf ihn wie auf alle auch positiv eingewirkt, indem sie alles Geschehen als ein Walten überpersönlicher Kräfte zu betrachten lehrte, denen gegenüber schulmeisterliche Krittelei gar nicht erst in Frage kommen kann. Das sagt der Verfasser mit Recht auch von Mommsen, so wenig er nach Objektivität strebt und so schroffe und einseitige Urteile er auch fällt. Denn Mommsen urteilt nicht nach einem von außen genommenen Maßstabe, sondern aus der Hitze des Kampfes heraus und zwingt dadurch zum Miterleben, auch wenn er zum Widerspruche reizt. Noch stärker als Mommsen sind Ranke und Jakob Burckhardt von Hegel beeinflußt, von denen der eine vor allem die Erweiternng des weltgeschichtlichen Schauplatzes, der andere die Vereinigung der Willenswucht des Tatmenschen mit hoher Geistigkeit erfaßt hat.

Während beide mehr als Mommsen reiner Betrachtung ergeben waren, mißbrauchte ihr Zeitgenosse Napoleon III. die Cäsarverherrlichung als Mittel politischer Propaganda. Durch die Gegnerschaft, die er hervorrief, hat er dem Verständnis Cäsars mehr geschadet als genützt.

Die sicheren Einzelergebnisse, die er dabei hat gewinnen helfen, kommen für den Verfasser so wenig in Betracht wie die Fortschritte, die Mommsens bewußte und unbewußte Schüler (als solche kennzeichnet er mit Recht seine Gegner) in der Kenntnis der Tatsachen über Mommsen hinaus gemacht haben. Eine eigene Cäsarschau vermißt er auch bei den bedeutendsten neueren Darstellern. Und treffend verteidigt er Mommsens Recht, eine geschichtliche Größe groß und als Ganzes zu sehen, wo seine kleinen Zeitgenossen ihn nur kleinlich und stückweise wahrzunehmen vermochten.

Eine von Mommsen unabhängige Erfassung Cäsars findet Gundolf bei drei Geistern, die keine Altertumsforscher waren, Bachofen, Richard Wagner und Nietzsche. Bachofen freilich fühlte sich ja auch als Forscher und wird von manchen jetzt als solcher wieder auf den Schild erhoben. Sie können damit nur von neuem die schneidende Ablehnung hervorrufen, die Bachofen seinerzeit bei Mommsen und der zünftigen Wissenschaft überhaupt erfuhr. Für Gundolf aber ist Bachofen nicht ein Erforscher von Tatsachen, sondern ein Deuter von Gedanken; und die stecken in Sagen nicht weniger, vielleicht sogar mehr als in wirklichen Begebenheiten. Für solche Betrachtungsweise ist Cäsar vor allem eine Hauptgestalt in dem Ringen zwischen Abendland und Morgenland, das für Bachofen zusammenfällt mit dem Gegensatz zwischen Vaterrecht

Digitized by Google

und Mutterrecht. Vollends fern stand der gelehrten Forschung Richard Wagner, der in einer 1850 geschriebenen Betrachtung Cäsar gewissermaßen als das Sinnbild ansah, in dem den jugendfrischen Germanen die alternde Kultur der Mittelmeerländer entgegentrat. Beiden ist Nietzsche begegnet, der in allen seinen Anschauungen, bei sonstigem Wechsel zwischen Vergötterung und Abscheu, an Cäsar stets festgehalten hat und vielleicht keiner wirklichen Persönlichkeit so viel für das Ideal seines Uebermenschen verdankt. Friedrich Cauer.

Turral, J.: A Select Source-Book of British History. Illustrating Life, Laws and Letters, 55 B. C. to A D 1878. 320 S. Oxford, A 1 the Clarendon Preß, 1926.

In der Vorrede dieses schon in zwei Auflagen vorliegenden Werkes betont der Verfasser, daß er selbst für Kinder Exzerpte aus zeitgenössischen Quellen nützlicher halte, als die in Schulbüchern üblichen Erzählungen der historischen Ereignisse. Er will aber nicht die Ereignisse, Verfassungsveränderungen und leitenden Persönlichkeiten in Erinnerung bringen, sondern das stille Leben der Masse, die Verbesserung der Lebensbedingungen und die Entwicklung der Ideale des Lebens und Zusammenwirkens herausarbeiten. Also erwarten wir kulturhistorische Bilder aus Englands Vergangenheit. Dabei wird weder Vollständigkeit noch chronologische Ordnung für nötig gehalten. Die beiden Teile, in die das Material geschieden ist, finden ihre Grenze in der Revolution, speziell der Hinrichtung des Earls of Strafford. Dabei greift aber der erste Teil doch schon auf das Statut der 1851 gegründeten Amalgamated Society of Engineers über.

Die Hauptschwierigkeit solcher Kulturbilder liegt immer darin, daß sie Zustände darlegen sollen, für die es nur selten zeitgenössische, anschauliche Schilderungen gibt. Oft bleibt keine andere Wahl, als Auszüge aus viel späteren historischen Werken zu geben; so werden z. B. die mittelalterlichen Gilden auch durch eine Verordnung der Gilden von Preston aus dem Jahre 1662 charakterisiert. Im großen und ganzen werden aber gleichzeitige Auslassungen in kürzester Fassung bevorzugt. Die für Irland erlassenen Unterdrückungsgesetze von den Zeiten der Königin Elisabeth bis auf Georg III. werden aus einer Zusammenfassung von 1792 gegeben. Gelegentlich der Aufzählung der Reiseverbesserungen durch Kanäle, Kunststraßen und Eisenbahnen (1774—1831) werden ältere Beschreibungen eingeschaltet. Umgekehrt werden der Wiedergabe der Statuten der „Rochdale Pioneers“ von 1844 gleich die statistischen Zahlen für 1911 und 1922 beigefügt. Die wichtigen Daten über die Baumwollmanufaktur sind mit Recht in einer Tabelle für die ganze Zeit von 1764—1833 gegeben. Kann ein Kind without effort remember its message?

Einen wesentlichen didaktischen Fortschritt über desselben Verfassers „Pages of Britain's Story“ (597—1898), „Illustrations to British History (55 B C to 1854 A D) und Poems of British History (61—1910) vermag ich nicht zu erkennen. Ludwig Rieß.

Digitized by Google

Daniels, Emil: Englische Staatsmänner von Pitt bis Asquith und Grey. 434 S. Berlin, Georg Stilke, 1925.

Viele Jahre hindurch hat der Verfasser neu erscheinende englische Memoirenwerke, Biographien und Aktenpublikationen in den „Preußischen Jahrbüchern" durch historisch-politische Essays dem deutschen Leserkreis bekannt gemacht und gewürdigt. Sein Ziel war, die Machtpolitik des Britischen Staatswesens der neuesten Zeit in ihren verschiedenen Phasen aufzudecken und ihre Erfolge verständlich zu machen. Dazu mußte er dem diplomatischen Ränkespiel der führenden Politiker und ihrer Gegner im Inselreiche wie im Auslande unparteiisch nachgehen und die ausschlaggebenden Momente für die fast durchgängigen Erfolge der englischen Staatskunst herausarbeiten. Aus der großen Zahl dieser flott geschriebenen Essays hat er jetzt sechs unter dem obigen Titel zusammengestellt und mit einem über den englischen Anteil am Ausbruch des Weltkrieges verbunden. Durch gründliche Bearbeitung hat er die Vorteile benutzt, die ihm einerseits die inzwischen gewonnene historische Distanz, andererseits die Fülle neuer Quellenpublikationen, besonders das große, jetzt mit 54 Bänden abgeschlossene deutsche Sammelwerk „Die große Politik 1871—1914", bieten konnten. Der Anfang der englischen Publikation von Archivalien über die Genesis des Weltkrieges und das bekannte Buch des amerikanischen Historikers Barnes waren bei der Publikation von Daniels Buch noch nicht verfügbar.

Seinen Ausgangspunkt nimmt Daniels von der entschlossenen Kriegspolitik des jüngeren Pitt gegen das revolutionäre Frankreich. Er gibt in seinem ersten Essay „Leitende Staatsmänner vor der Reformbill" eine abgekürzte Geschichte der diplomatischen Verhandlungen zwischen den europäischen Großmächten bis 1823, bei denen eigentlich nur dadurch etwas herauskam, daß die Entscheidungsschlachten von Abukir, Marengo, Trafalgar, Austerlitz und Jena die Beziehungen Englands zu Frankreich und Rußland wesentlich veränderten. Daniels läßt Pitt als Kriegsfanatiker und Machtpolitiker auch Rußland gegenüber jede dauernde Verständigung vermeiden; „Revanche für 1783", blutige Auseinandersetzung mit Frankreich, die Pitt gleich nach dem Frieden von Versailles auf den verschiedensten und gewundensten Wegen gesucht hatte, machten die Erhaltung des Weltfriedens immer wieder illusorisch. Dabei war Pitt „ein viel zu großer Staatsmann, um seine Politik ausschlaggebend durch ökonomische Beweggründe bestimmen zu lassen". Obwohl jetzt Pitt als ein ebenso unentwegter Störenfried gilt wie Napoleon Bonaparte, „lebt der jüngere Pitt in der Tradition als ein friedfertiger Staatsmann". Wie erklärt sich dieser Widerspruch? Nach Daniels aus den Friedensschalmeien, die Pitt in den Zwischenpausen seiner diplomatischen Aktionen, wie z. B. Anfang 1792 im Parlament erschallen ließ, obwohl er „wußte, daß er nicht die Wahrheit sprach". Daniels urteilt: „da Frankreich genügend geschwächt zu sein schien, war er für den Augenblick ehrlicher Pazifist". Ist das eine richtige Anwendung des vielgebrauchten Schlagworts? Daß die britische Regierung bei der russischen Palastrevolution vom

Digitized by Google

23. März 1801 die Hand im Spiel gehabt habe, ist zwar behauptet, aber niemals bewiesen worden. Daniels knüpft daran die Bemerkung: „Die Beseitigung Pauls wäre das Pendant zur Entfernung des Kaisers Nikolaus II. unter Beihilfe des Botschafters Buchanan gewesen". Dennoch mußte „das diplomatisch isolierte England" „den französischen Diktierfrieden von Amiens (März 1802)" annehmen. Den schnell erfolgenden Friedensbruch der englischen Regierung, die „den sofortigen Krieg um des Krieges willen" wollte, motiviert Daniels mit den Vorbereitungen des Kaisers Napoleon zu einer Landung in England; allerdings nehmen die englischen Historiker diesen Plan noch immer nicht so ernst wie die neueren deutschen Forscher. Die Schlacht bei Trafalgar beseitigte diese Möglichkeit.

George Canning, auf den während des Krieges, den Napoleon 1806—07 gegen Preußen und Rußland führte, der Mantel Pitts gefallen war, trug kein Bedenken, die Pirates' Expedition gegen Kopenhagen durchzuführen, der Daniels „alles Lob" spendet. Nun konnten die Engländer alle Kolonien der Holländer, Franzosen und Spanier fast ohne Kampf räubern. Die englischen Gewalttaten zur See führten aber bald auch den Krieg mit den Vereinigten Staaten herbei. Seinen neuen Aufschwung verdankte England den Kriegen auf dem europäischen Kontinent, an denen es energisch teilnahm. Auf diese Periode geht Daniels nicht näher ein, sondern beleuchtet sofort die erfolgreiche Politik Castlereaghs, „dessen staatsmännische Bedeutung durch den Parteihaß stark verdunkelt worden ist". Daniels sieht in Castlereagh den Antagonisten zu Alexander I. von Rußland; beide „verkörperten reizvoll die Macht der Ideen". Bald „vertauschten sie die Rapiere". Durch solche Aperçus bringt es Daniels fertig, über die Zeit vom Tode Pitts bis zu dem Cannings auf wenigen Seiten hinwegzukommen. Die schon etwas älteren Publikationen des amtlichen Nachlasses der beiden Staatsmänner aus der Periode des Wiener Kongresses und des Philhellenismus sind nicht benutzt. Die nachhaltige Bedeutung, die Canning für die Methoden der englischen Machtpolitik im demokratischen 19. Jahrhundert gewonnen hat, wird kaum berührt.

In den weiteren Essays kann Daniels, da er stets nur einzelne Episoden behandelt, sehr viel ausführlicher sein. Besonders gilt dies von der Darstellung des Gegensatzes zwischen Lord Palmerston und der Königin Victoria in der Zeit von 1848 bis 1865. Daniels stellt sich dabei ganz auf den Standpunkt des Lords „Feuerbrand", dessen „Persönlichkeit noch immer die politischen Leidenschaften des Forschers reizt". Die auf Cannings Spuren wandelnde Tendenzpolitik Palmerstons wurde von der Anglomanie der Völker des Kontinents und dem John Bullism der Engländer getragen, den der irische Peer durch seine civis Romanus-Rede entflammte. Daniels erblickt darin „einen ideengeschichtlichen Gehalt", der den Instinkten der englischen Nation entsprach und dem vornehmen Fühlen der Königin und des Prinzgemahls überlegen war. Die Rivalität wird in oft anekdotenhaften Einzelheiten herausgearbeitet. Der Sieg des Staatsmanns offenbarte sich in der Annäherung an Louis Napoleon

Digitized by Google

und in der Unterstützung, die England dem werdenden italienischen Einheitsstaat leistete; durch den Krimkrieg wurde die reaktionäre Tendenzpolitik des Zaren Nikolaus I. ausgeschaltet; in der Schleswig-Holsteinischen Verwicklung hat Palmerston schließlich keine Lorbeeren geerntet. Daniels vindiziert ihm das Verdienst, „der fortschrittlichen Bewegung auf dem Kontinent durch die wirksamsten Sprengmittel das Gelände geebnet zu haben, wie neben ihm nur noch die beiden Napoleons". Daniels spricht von dem „Gottesgeschenk der Persönlichkeit Palmerstons".

Da die Entscheidung für das Uebergewicht des Liberalismus durch den Krieg der Westmächte gegen Nikolaus I. von Rußland herbeigeführt wurde, behandelt Daniels in einem besonderen Essay die Spezialfrage: „Wer war der Urheber des Krimkrieges?" Man würde darin die oft ventilierte Streitfrage behandelt erwarten, ob Napoleon III. die englische Orientpolitik hinter sich hergezogen habe, oder ob die französischen Kriegsleistungen einem englischen Interesse zu dienen hatten. Daniels hält sich aber nur an die Veranlassung zum türkisch-russischen Kriege, die er in dem Niederschießen des türkischen Geschwaders im Hafen von Sinope am 30. November 1853 erblickt. Die Schuld daran soll die Provokation gehabt haben, die das Erscheinen türkischer Kriegsschiffe im Schwarzen Meere für Rußland bedeuten mußte. Wer hatte aber die Ausfahrt veranlaßt? Nach Daniels war es eine Intrige, die der englische Gesandte in Konstantinopel, Stratford-Canning, ein Sohn des berühmten Staatsmanns, und der Großvezier Reschid auf eigene Faust unternommen hatten. Weil die russische Flotte unter Nachimow die sieben im Hafen von Sinope angetroffenen türkischen Fregatten sämtlich versenkte, soll es nach Daniels ein „Erfolg" gewesen sein, der „die höchstgespannten Hoffnungen der kühnen und feinen Spieler übertroffen haben dürfte" (!). Denn die Entrüstung Europas über diese Schlächterei richtete sich nicht gegen die wahren Urheber, Stratford-Canning und Reschid, sondern gegen Rußland. Die Entdeckung der „bis zum heutigen Tage unbekannt gebliebenen Urheber" beruht auf der Interpretation einer Stelle in einem Briefe, den der Botschaftssekretär Alison an Lady Stratford in London schrieb: „that sad accident which the Turks must have foreseen". Ist aber damit die Intrige erwiesen? An anderen Stellen hält sich Daniels doch noch an die alte Auffassung, daß „Palmerston den Krimkrieg provoziert hat". Wie sich die „Stratford-Reschidsche Intrige" und die Provokation durch Palmerston zueinander verhalten, wäre ein erwägenswertes Problem gewesen. Der meiner Meinung nach gelungenste Essay ist der vierte mit der kurzen Ueberschrift „Cobden", eine biographische Skizze, die über das 1874 in dritter Auflage erschienene Büchlein von F. v. Holtzendorf auf Grund der neueren englischen Publikationen über Cobden weit hinausgreifen kann. Die Gegner des „Cobdenismus" in England und der „Manchester-Schule" in Deutschland haben aus den politischen Anschauungen des Freihandelsapostels ein Zerrbild gemacht, das noch immer in den Köpfen national eingestellter Historiker und National-

Digitized by Google

ökonomen spukt. Daniels zeigt, daß Cobden weder ein gewissenloser, erbitterter Agitator, noch ein weltfremder Doktrinär, noch ein seichter Autodidakt war. Er war weder ein unpraktischer Pazifist noch ein unbedingter Vorkämpfer der Profitgier; seine Ideale waren kosmopolitisch und antimilitaristisch, weil er das Selbstbestimmungsrecht aller Nationen achtete und in der emporkommenden imperialistischen Tendenz des englischen Nationalgefühls unter Palmerstons Führung eine Gefahr für die Fortentwicklung der allgemeinen Wohlfahrt erkannte. Er mußte sich schließlich überzeugen, daß die herkömmliche Kolonial- und Machtpolitik zwar gehemmt, aber nicht überwunden werden könnte. Darin liegt die Tragik seines Lebensendes. Daniels hebt mit Recht hervor, daß Cobden nicht in den politischen Bestrebungen Napoleons III. oder in der Orientpolitik des Zarismus, sondern in dem riesigen Wachstum der wirtschaftlichen Macht der Vereinigten Staaten von Amerika die größte Gefahr für die Vormachtsstellung des englischen Handels und der englischen Industrie erblickte. Heute empfinden wir es alle, daß er darin Recht hatte. So mündet auch diese Würdigung des 1865 gestorbenen Vorkämpfers der englischen Demokratie in unsere Gegenwart aus.

Der fünfte Essay führt die Ueberschrift: „Palmerston, Cobden und die Gefahr der französischen Landung". Er behandelt die Panik, die das englische Volk ergriff, als wegen der Ablehnung der nach dem Attentat des Grafen Orsini von Napoleon III. erbetenen und von Palmerston beantragten Modifikation des Asylrechts für politische Verbrecher durch das englische Parlament eine Trübung in den Beziehungen zwischen England und Frankreich eintrat, die nach gemeinsamer Beendigung des Krimkrieges noch in China als Verbündete kämpften. Die Feier der Vollendung des Hafens von Cherbourg, zu der die englische Königin und ihr Gemahl als Gäste des französischen Kaiserpaares herüber gekommen waren, konnte über die Feindseligkeit der englischen Volksstimmung nicht hinwegtäuschen, die in der Schaffung des Volunteers-Corps einen Schutz gegen die gefürchtete französische Landung bereitstellte. Es ist kein Zweifel, daß Napoleon III. an ein solches Abenteuer nicht dachte; man könnte die damalige Krisis als eine Opéra bouffe darstellen, die in der englischen Spionitis von 1911 bis 1913 ihre Analogie hätte. Die englische Regierung benutzte sie aber, um eine große Flottenvermehrung durchzusetzen. Napoleon bewies seine Friedensliebe durch die Vorbereitungen zu einem Handelsvertrag, zu dessen Beratung er Cobden einlud, der 1859 und 1860 in Frankreich weilte. Daniels billigt die bescheidene Auffassung Cobdens, „nur die Furcht vor dem sonst unvermeidlichen Kriege mit England habe Napoleon zu dem Handelsvertrage bewogen". Trotzdem wurde das Verhältnis zur englischen Politik wieder gespannt, als sich im englischen Parlament und in der englischen Presse ein gewaltiger Unwille über die Annexion Savoyens durch Napoleon bemerkbar machte. Daß es darüber nicht zum Kriege kam, führt Daniels auf „das Gottesgeschenk der Persönlichkeit Palmerstons" zurück, dem der Kaiser der Franzosen die Bildung des Einheitsstaats Italien zugestand. Man

Digitized by Google

kann aber zweifeln, ob diese Konstruktion richtig ist. Die Schlacht bei Mentana (3. November 1867) und Rouhers Erklärung in der Kammer (5. Dezember 1867) bewiesen doch, daß bei Palmerstons Lebzeiten die englische Auffassung in Paris noch nicht durchgedrungen war. Ebensowenig war der Cobdenismus nach dem Freihandelsvertrage mit Frankreich kaltgestellt.

Einen großen und vielbehandelten Gegenstand berührt Daniels in dem längsten der gesammelten Essays: „Gladstone und Disraeli". Das Ringen dieser beiden cäsarischen Naturen vollzog sich von 1868 bis 1880 ebensosehr in der inneren wie in der auswärtigen Politik Englands, wobei Disraeli die imperialistisch eingestellte Königin, Gladstone aber die Friedensstimmung der öffentlichen Meinung für sich hatte. Mißtrauen gegen Bismarcks Politik, durch die machtpolitischen Spannungen zwischen Rußland, Frankreich und England Gefahren für den deutschen Besitz Elsaß-Lothringens fernzuhalten, war beiden machtpolitischen Parteien in England gemeinsam; seine Vorschläge, die Türkei ohne Krieg aufzuteilen, fanden deshalb keine Beachtung. Zu einer offenkundigen Annäherung Englands an das Deutsche Kaiserreich mittels des Angebots Helgolands war Disraeli nicht zu bewegen. Der Zwiespalt innerhalb seines Kabinetts verhinderte den englischen Staatsmann an aktiven Bedrohungen Rußlands und an einem Abrücken von Frankreich. Die hohe Politik drehte sich um Intrigen in Konstantinopel und um die Aufhetzung der christlichen Balkanvölker gegen den Sultan. Eine endlose Reihe diplomatischer Verhandlungen, die zu nichts führten, als zur Hinausschiebung des Konfliktes bis zum Jahre 1877. Daniels verfolgt sie unter dem Gesichtspunkte, „die geheimen Regungen von Beaconsfields Seele nachzuempfinden", übergeht aber dabei seinen Meisterstreich, die im Besitz des Khedive befindlichen Aktien des Suez-Kanals 1875 für den englischen Staat ankaufen zu lassen. Für den phantasiereichen englischen Staatsmann stellte sich allmählich die Politik darauf ein, daß Großbritannien „eine asiatische Macht" sei. Ihm kam infolge der russischen Siege über die Türkei der Durchbruch des Jingoismus in der öffentlichen Meinung Englands zu Hilfe. Es wurde wieder wie zur Zeit Palmerstons die allgemeine Ueberzeugung, daß die Erhaltung der Türkei ein vitales Interesse des Inselreiches sei. Da unter Kaiser Wilhelm I. Deutschland für irgendwelche Teilnahme an einem Kriege gegen Rußland im englischen Interesse nicht zu haben war, verschwand jede Aussicht auf ein deutsch-englisches Bündnis aus den Berechnungen der hohen Politik. Da England auf dem Berliner Kongreß in Frankreich und Oesterreich Mitwirker zur Aufhebung des Vertrages von St. Stephano fand, erwies sich nach Daniels Beaconsfield „wirklich als Sieger über den deutschen Reichskanzler". Bismarck erkannte das in dem Diktum an: „Der alte Jude, das ist der Mann". Nach seinem diplomatischen Erfolge in Berlin „flogen die Sympathien aller derer auf dem weiten Erdball, die die russische Autokratie haßten, England zu". Selbst Bismarck fand es notwendig, „die Beziehungen zu England noch mehr als vorher zu pflegen". Das konnte aber unter Gladstones Herrschaft

Digitized by Google

(1880—1894) um so weniger gelingen, als der englische Liberalismus die mit Schutzzöllen und sozialer Fürsorge vorangehende Regierungsweise in Deutschland perhorreszierte. Daniels hält sich von einer Erörterung der ideenpolitischen Entwicklung in den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts fern und behandelt nur Gladstones politische Neigungen, ohne aber auf die irische Frage einzugehen. Um so sorgfältiger geht er auf die religiösen Ueberzeugungen dieses Staatsmannes ein, den er als „den größten Repräsentanten" der mit puritanischen Impulsen verbundenen, auf Weltherrschaft abzielenden englischen Demokratie bezeichnet. Daniels stützt sich auf die sehr eingehenden neuesten englischen Biographien der beiden englischen Staatsmänner, arbeitet aber die neuen Informationen, die sich aus den Bänden der „Großen Politik" der europäischen Kabinette gewinnen lassen, mit einer dem englischen Standpunkt weit entgegenkommenden Unparteilichkeit mit hinein. Das ist für den „Zauberer" und diplomatischen Virtuosen Bismarck sehr ungünstig. Auch Gladstone und Disraeli sind nach Daniels „nicht so markige Gestalten wie Pitt und Fox; nach zwei Reformbills war dafür kein Platz mehr in dem verflachten Staate". „Die Schwäche der Wehrverfassung bewirkt ein tiefes Sinken des englischen Prestige und hiervon die Folge ist der Weltkrieg, der ohne Englands Antimilitarismus schwerlich gekommen wäre". Diese Auffassung ist natürlich nicht durch diplomatische Beweisstücke zu belegen. Aber hat nicht England auf die Besitzergreifung der Oase Merw durch die Russen mit Schiffsbauten für 11 Millionen Pfund geantwortet und dadurch seiner Flotte das seither aufrecht erhaltene Uebergewicht verschafft? Die Naval Defence Act von 1889 machte für die Seekriegsstärke Englands Epoche. Auch das Landheer wurde schon unter dem ersten Ministerium Gladstone (1868—1874) vom Kriegssekretär Cardwell reorganisiert und vermehrt. Beaconsfield verdankte seine machtpolitischen Erfolge den Anfangssiegen der Türken über die Russen und dem Umstande, daß England bei jedem europäischen Konflikt am längeren Arm des Hebels stand, wie Bismarcks sich ausdrückte.

Als letzter und kürzester Beitrag (nur 19 S.) folgt: „Asquith, Grey und der Ursprung des Weltkrieges". Er kommt zu einem sehr geringschätzigen Urteil über die staatsmännischen Fähigkeiten von Asquith und Grey, die „zugestandenermaßen für ein spezifisch russisches Interesse in den Krieg gegangen sind", weil sie die Tripelentente nicht aufgeben wollten und bei dem Zusammentreffen der russischen Abfallsdrohungen mit der Gefahr eines Bürgerkrieges in Irland die Nerven verloren. Nur eine auf ihre eigene Kraft und Geschicklichkeit bauende englische Regierung hätte den Weltkrieg verhindern können. Asquith und Grey tragen einen großen Teil an der Schuld, daß das nicht versucht wurde. Auf die öffentliche Meinung Englands fällt nach Daniels keine Verantwortlichkeit. Ebenso sieht er in dem Mord von Serajewo nicht den Auftakt einer Erhebung Serbiens gegen Oesterreich, sondern die Nachwirkung der Balkankriege auf die serbische Volksseele. Die definitive Formulierung des historischen Urteils mußte Daniels

Digitized by Google

noch der Zukunft anheimstellen, weil die amtliche Publikation der englischen Aktenstücke noch nicht begonnen hatte. Ludwig Rieß.

Dubnow, Simon: Weltgeschichte des jüdischen Volkes. Von seinen Uranfängen bis zur Gegenwart in zehn Bänden. Autorisierte Uebersetzung aus dem russischen Manuskript von Dr. A. Steinberg. Orientalische Periode: Band I: Aelteste Geschichte. 8°. XXXI u. 486 S. Band II: Alte Geschichte. 604 S. Band III: Vom Untergang Judaeas bis zum Verfall der autonomen Zentren im Morgenlande. 595 S. Europäische Periode: Band IV: Das frühere Mittelalter. 504 S. Berlin, Jüdischer Verlag, 1925—26.

Das gesamte Gebiet der jüdischen Geschichte ist bisher nur von Hirsch Grätz erschöpfend wissenschaftlich bearbeitet worden, wenn wir von kleinen Vorläufern, wie Basnage und Jost, absehen. Seit Grätz seine Arbeit vollendet hat, ist mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen. Mehrmals wiederholte Versuche, in neueren Auflagen des Grätzschen Geschichtswerkes den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung gerecht zu werden, haben sich allmählich als nicht mehr zeitgemäß erwiesen. Dem russischen Juden Simon Dubnow blieb es vorbehalten, eine neue jüdische Geschichte zu schreiben, die das ungeheure, über so viele Zeiten und Länder sich erstreckende Gebiet in souveräner Beherrschung des Stoffes meistert. Wie kaum ein anderer ist Dubnow mit den Ergebnissen der neuesten Forschung vertraut und mit dem Rüstzeug der modernen Wissenschaft ausgerüstet, als Polyglott ist er in der Lage, Quellen der verschiedensten Sprachen nachzuprüfen, er ist vertraut mit den verschiedenartigsten Problemen, die dem jüdischen Volke auf seinem weiten Wege begegnen, und er kennt vor allem die Kunst der Synthese. So ist er besonders berufen zu seinem Werke, und die moderne Forschung muß ihm Dank wissen, daß er es unternommen hat, einen Riesenbau allein aufzurichten, wie er heute allgemein nur durch vereintes Wirken von Fachmännern entstehen kann.

Gegen die Bezeichnung „Weltgeschichte des jüdischen Volkes" bestehen freilich trotz der in der Einleitung gegebenen Begründung Bedenken. Gewiß ist das jüdische Volk ein eigenartiges Gebilde; denn jedes andere Volk ist mit seinem Leben und Sterben, mit allen Aeußerungen seiner Kultur im ganzen Verlauf seines Daseins an einen bestimmten Boden fest geknüpft, während die Juden über die ganze Kulturwelt zerstreut sind und trotz eines fortwährenden, aufreibenden Kampfes inmitten einer zahlenmäßig überlegenen Umwelt immer ihre Eigenart erhalten haben. Darum kann und soll seine Geschichte im Rahmen der Umwelt, im Rahmen der allgemeinen Weltgeschichte verstanden werden, ohne doch selber Weltgeschichte zu sein. Auch Dubnow sucht die Geschichte des jüdischen Volkes aus den vielen Komponenten, welche die Umwelt bildet, zu verstehen; aber seine eigene Einstellung bringt doch eine neue Note in die Darstellung. Dubnow ist Nationaljude und betrachtet von nationaler Warte aus die jüdische Geschichte. Er sieht in ihr nicht, wie Grätz und frühere es getan, Leidensgeschichte

Digitized by Google

auf der einen, Gelehrtengeschichte auf der andern Seite, ihm erscheint das jüdische Volk nicht als Objekt, das durch alle Länder getrieben und verfolgt wird, sondern als Subjekt mit eigenen schöpferischen Ideen, als Schöpfer seiner Geschichte, auch auf dem Gebiete des sozialen Lebens. „Sowohl in der staatlichen als auch in der staatlosen Periode seiner Geschichte tritt das Judentum mit dem stark ausgeprägten Charakter einer Nation, nicht nur als eine religiöse Gemeinschaft unter andern Nationen auf!" (Bd. I S. XV.) Diese Anschauung durchdringt die ganze Geschichtsdarstellung und muß daher zu einseitiger Beurteilung führen. Die besondere Eigenart des jüdischen Volkes, die religiöse Idee, ist nicht genügend herausgearbeitet. Und doch liegt hierin gerade das Einzigartige, Unterscheidende des jüdischen Volkes, das seine Verbreitung über die ganze Kulturwelt ermöglichte, und das allein Dubnow auf den Gedanken bringen konnte, von einer „Weltgeschichte" des jüdischen Volkes zu sprechen.

Weil ihm die jüdische Geschichte weder Leidens- noch Gelehrtengeschichte ist, darum wählt er auch eine andere Einteilung als die bisher übliche. Ausführliche Begründung gibt er hierfür nicht nur in der Einleitung, sondern schon in seiner Broschüre: „Die jüdische Geschichte. Ein geschichtsphilosophischer Versuch." (Frankfurt a. M., J. Kauffmann, 1921.) Man kann jedoch nicht behaupten, daß der von ihm gewählte Ausdruck: „Hegemonie" und die daraufhin erfolgte Einteilung in die Hegemonie der morgenländischen, der spanischen und schließlich der deutsch-polnischen Juden mehr Klarheit und Uebersicht gewähren als die bisher übliche Einteilung der nachbiblischen Geschichte in talmudische, gaonäische, rabbinische und Aufklärungsepoche.

Der erste Band handelt von der Entstehung des Volkes Israel bis zum Ende der persischen Herrschaft in Judaea, er beschäftigt sich also mit dem umstrittensten Teil der jüdischen Geschichte. Immer herrschte am Anfang Dunkelheit, bis dann das Schöpferwort: „Es werde Licht!" ertönte und einige Strahlen das Dunkel erhellten. Heute wissen wir aus dieser dunklen Vorzeit weit mehr als noch vor zwanzig und dreißig Jahren, und darum bedeutet gerade dieser erste Band einen wesentlichen Fortschritt gegenüber Grätz. Dubnow kennt all' die neuen Hypothesen, die durch immer neue Ausgrabungen und Entdeckungen veranlaßt werden, und setzt sich mit ihnen auseinander. Obwohl selbst auf bibelkritischem Boden stehend, lehnt er die einseitige Quellenkritik der modernen Bibelwissenschaft ab. Im zweiten Band führt er die Geschichte bis zum Untergang der staatlichen Selbständigkeit fort. Hier lockt besonders die Schilderung der Entstehung des Christentums (§§ 98—104 und Note 5). Die Schwierigkeiten der Einteilung machen sich erst vom dritten Bande an, der die Geschichte im Orient bis etwa 1100 n. Chr. behandelt, bemerkbar. Auch nach dem alten Schema pflegte man zunächst die Zeit der Mischnah und des Talmud zu behandeln; gegen die anschließende Behandlung der saboräischen und gaonäischen Periode bestehen ebenfalls keine Bedenken, nur versteht man nicht die etwas willkürliche Einteilung in: Palästinensische Hegemonie unter der Herrschaft des heidnischen Rom, palästi-

Digitized by Google

nensisch-babylonische Hegemonie unter der Herrschaft des christlichen Rom, Byzanz' und Persiens, babylonische Hegemonie zur Zeit des arabischen Kalifats. Hier soll wohl bewußt eine Trennung zwischen morgenländischer und abendländischer Kultur vorgenommen werden, und deswegen bleibt die Geschichte der Juden in Spanien und dem übrigen Abendland in der gleichen Zeit dem nächsten Band vorbehalten, obwohl hier die gleichen Kräfte wirken wie im christlichen und mohamedanischen Morgenlande. Die Verbindung des christlichen Rom mit Persien kann nicht verstanden werden, ebenso hätten manche Kapitel, die durchaus dem Occident angehören (§§ 14, 15, 25—29), in diesem Bande fortbleiben müssen. Der vierte Band behandelt das Abendland in demselben Zeitraum und führt die Geschichte bis gegen Ende der Kreuzzüge fort, kann aber nicht umhin, auch hier die orientalische Geschichte des 12. und 13. Jahrhunderts zu behandeln. Für uns ist die sehr fließend geschriebene Darstellung der deutschen Geschichte, die erste Judensiedlung (§ 5), die Zeit Karls des Großen und der Karolinger (§§ 12—17) und die blutgetränkte Geschichte der Kreuzzüge (§§ 33, 34, 37) von besonderem Interesse.

Ohne die in der einseitigen Auffassung liegenden Mängel des Werkes zu verschweigen, erkennen wir dankbar das ungeheure, erfolgreich durchgeführte Unternehmen an, das fast die Kräfte eines einzigen Menschen zu übersteigen scheint, und sehen mit lebhaftem Interesse dem Erscheinen der bereits fertiggestellten Bände V—VII entgegen. Die Bände VIII—X werden nur eine Neuauflage der früher erschienenen neuesten Geschichte des jüdischen Volkes sein, deren dritter und letzter Band bereits in diesen Blättern („Mitteilungen" Bd. 53, S. 84) besprochen wurde. Siegbert Neufeld.

Kurze Anzeigen.

Baumgärtel, Erna: Dolmen und Mastaba. (Beihefte zum alten Orient, Heft VI.) Mit 51 Abbildungen, davon 24 auf Tafeln. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, 1926.

Der wesentliche Inhalt der Arbeit ist der Nachweis, daß sich die ägyptische Mastabagrabform aus den Dolmen entwickelt hat. Das Menesgrab bei Negâde ist das älteste Vorkommen der Mastabaform. Die Mastaba unterscheidet sich von der älteren Form des ägyptischen Sandgrabes: aus dem Sandgrab entwickelt sich das Grab mit Einsteigeschacht und Treppe, während die Mastaba, die also in mittel- oder wohl erst in spätvorhistorischer Zeit auftritt, und zwar zuerst in Oberägypten, den Steinhügel aufweist. Wenn man bedenkt, daß von Spanien aus infolge seines Zinn- und Kupferreichtums wohl die Bronzezeit ihren Anfang nahm, wie ich demnächst zeigen werde, so hat die Ansicht viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß auch die Dolmen am Rande des Mittelmeeres, an der afrikanischen Küste entlang, wo sie sich bis Syrien hin lückenlos nachweisen lassen,

Digitized by Google

zumal wenn man eben die Mastaben, insbesondere in ihrem Bassinatyp, zu den Dolmen oder unter dem Einfluß der Dolmen stehend hinzurechnet, von West nach Ost gewandert sind. Hans Philipp.

Boll, Franz: Sternglaube und Sterndeutung. Die Geschichte und das Wesen der Astrologie. Unter Mitwirkung von Karl Bezold dargestellt. Dritte Auflage nach der Verfasser Tod herausgegeben von W. Gundel. Mit 48 Abbildungen im Text und auf 20 Tafeln sowie einer Sternkarte. 8°. XII und 211 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1926. Geh. Mk. 11.—.

Bezold schildert die Astrologie der Babylonier, wobei die Anunaki (wohl mit Anu verbunden und) als Wolkengottheiten erklärt werden; sie würden den westsemitischen Seraphim und Cherubim (s. des Referenten „Kulturen und Religionen" S. 35), den germanischen bösen Luftgeistern der wilden Jagd entsprechen und so als furchtbare Himmelsdämonen, als Geister der Gewitterwolken, bei der Schilderung der Sintflut im Gilgamesch-Epos erklärlich sein. „Die Anunaki erheben ihre Fackeln. Eilends braust der Südsturm heran und peitscht das Wasser vor sich her." (s. auch „Kulturen und Religionen" S. 44.) Referent hat daher auch bereits die bisher als Erdgötter gedeuteten Anunaki („Kulturen und Religionen" S. 89) als Anus Gefolge oder Himmelsgeister erklärt (S. 40).

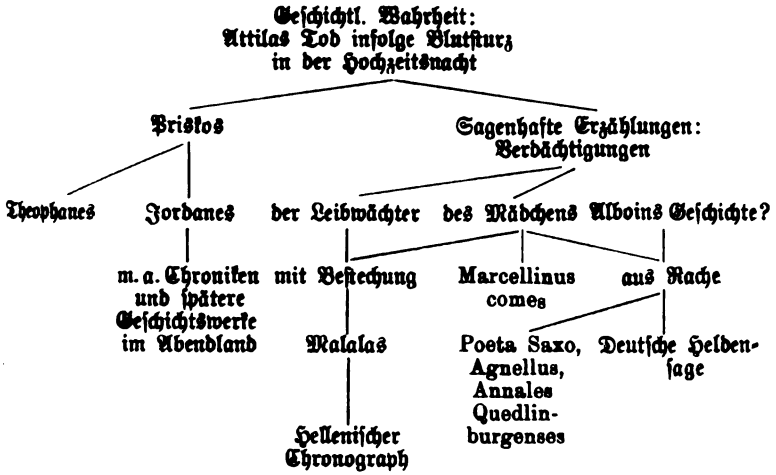
Boll behandelt die Entwicklung der Astrologie auf klassischem Boden, die Astrologie in Ost und West von der Entstehung des Christentums bis zur Gegenwart, die Elemente des Himmelsbildes, die Methode der Sterndeutung und den Sinn der Astrologie. „Die Ausstrahlung der astrologischen Lehre und Praxis über ganz Asien bis nach China und Japan und bis in den afrikanischen Aberglauben zu verfolgen, muß hier verzichtet werden" (S. 41), obwohl gerade das chinesische Tao das Gegenbild zum stoischen Pantheismus, der Grundlage der Sterndeutung, darstellt und selbst Zusammenhänge der babylonischen und chinesischen Astrologie nachgewiesen sind.

Philipp Bersu.

Moravcsik, Julius: Attilas Tod in Geschichte und Sage (Sonderdruck aus dem Körösi Csoma Archivum [Budapest, Kiraly Magyar Egyetemi Nyomda, 1926]).

Als wesentlichste Quelle hebt Moravcsik den Bericht des Priscos Rhetor hervor, der Attilas Zeitgenosse gewesen ist. Nach ihm ergibt sich als historisch, daß Attila an einem Blutsturze im Jahre 453 gestorben ist, der ihn in der Hochzeitsnacht mit Hildico überfiel. Nicht Unmäßigkeit ist an seinem Tode schuld gewesen, sondern diese Blutungen waren offenbar ein konstitutiver Fehler des Königs. Die germanische Ueberlieferung, die dem König natürlich nicht hold war, hat dann seine „abscheuliche Unmäßigkeit" als neues Moment hineingebracht. Als wichtigstes Resultat der Arbeit möchten wir den Stammbaum bezeichnen, den der Verfasser zur Verdeutlichung der Abfolge geschichtlicher und sagenhafter Ueberlieferung aufstellt.

Digitized by Google



Die Volksphantasie hat in langer Weiterbildung die Attilaüberlieferung mit der mythischen Nibelungensage verknüpft, und so wurde schließlich das Bild daraus, das wir im letzten Teile des Nibelungenepos gewohnt sind.

Wenck, Karl: Die römischen Päpste zwischen Alexander III. und Innocenz III. und der Designationsversuch Weihnachten 1197. (= Papsttum und Kaisertum, Forschungen zur politischen Geschichte und Geisteskultur des Mittelalters. S. 415—474.)

Derselbe, Das erste Konklave der Papstgeschichte (Rom, August bis Oktober 1241). (= Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken, herausgegeben vom Preußischen Historischen Institut in Rom, XVIII, Heft 1, S. 101—170.)

Der Marburger Altmeister strengwissenschaftlicher Spezialforschung hat das achte Jahrzehnt seines Lebens begonnen mit der Veröffentlichung zweier Kabinettstückchen geschichtlicher Einzeluntersuchung, deren Ergebnisse in den Fluß des großen historischen Geschehens einmünden und ihm neue Lichter aufsetzen. Die erste der beiden Arbeiten beschäftigt sich mit den „kleinen" Päpsten, die zwischen den beiden großen Gestalten auf dem Stuhl Petri, Alexander III. und Innocenz III., den Uebergang bilden. Hervorzuheben ist die (gegen Hallers Auffassung gerichtete) Beurteilung Lucius III. als eines Mannes, der von den Strömungen in seiner nächsten Umgebung sich leicht beeinflussen ließ. Clemens III., eine ähnliche Natur, läßt sich wesentlich von finanziellen Gesichtspunkten leiten und ist ein Mann nach dem Herzen der Römer, für deren ewige Geldnöte er das nötige Verständnis besitzt. Erst recht wird Coelestin III., wiederum gegen Haller, als weicher Vertreter der mittleren Linie gekennzeichnet. Die Aenderung der päpstlichen Politik in seiner allerletzten Zeit wird in seiner Beweisführung dem Kardinal Johann von St. Paul zugeschrieben. Quellenmäßig unterbaut ist die Untersuchung durch die Verwertung einer Briefsammlung in einem

Digitized by Google

Codex der bischöflichen Bibliothek von Canterbury, herausgegeben von Stubbs (London 1865).

Zeitlich beschränkter, aber inhaltlich reizvoller ist die zweite Untersuchung über das erste Konklave. Die brutale Selbstsucht der Römer ist es gewesen, die durch die gewaltsame Anwendung dieses Mittels einen Mann ihres Willens auf dem päpstlichen Stuhl erzwingen wollte. Die Vorbilder dieses Vorgangs und die Rolle der römischen Familien finden eingehende Erörterung.

Einen Zweifel möchte ich nur nach der Richtung äußern, ob es zulässig ist, Bezeichnungen wie „liebster Freund" und dergleichen immer ernst zu nehmen. Ueberlieferte Phraseologie kann hier ebensogut vorliegen. Bonwetsch.

Die Chroniken der schwäbischen Städte. Augsburg. Band 7. (= Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis 16. Jahrhundert, herausgegeben durch die Historische Kommission bei der Königlichen Akademie der Wissenschaften, Band 32.) Gr. 8°. CXLIV und 590 S. Leipzig, S. Hirzel, 1917.

Dieser 1917 erschienene Band der Augsburger Chroniken bringt wichtige Mitteilungen für die politische Geschichte der erwähnten Stadt und des Reiches in den Jahren 1547—1565 sowie für die Kirchen-, Rechts-, Wirtschafts- und Sittengeschichte. Eigenartig auch die Schicksale des Chronisten, Paul Hektor Mair; er endete am Galgen. Denn Mair, der seine hervorragende Beamtenstellung, außerordentliche Begabung und großen Fleiß auf die Sammlung und Aufzeichnung zahlreicher Nachrichten über ihm bekannt werdende Vorgänge der Tagesgeschichte verwendete, ließ sich durch Prunksucht, Vorliebe für Wohlleben und die Leidenschaft, es den reichsten Kaufleuten seiner Vaterstadt in Kleidung, Wohnungsausstattung und kostspieligen Liebhabereien, aber auch als Mäcen von Künstlern und Gelehrten gleichzutun, zunächst zu unüberlegten Spekulationen und dann zu Unterschlagungen und zur Ausstellung falscher Rechnungen als städtischer Finanzbeamter verleiten. Erst nachdem er sich 33 Jahre lang auf diese Weise zum Schaden der Stadt bereichert hatte, ereilte ihn infolge der Anzeige einiger Subalternbeamten sein Geschick.

Der als Herausgeber früherer Bände der Augsburger Chronik bewährte Verfasser der vortrefflichen „Reformationsgeschichte der Stadt Augsburg" (vgl. „Mitteilungen" 41, S. 142—144), Friedrich Roth, hat die erwähnte Chronik, von der zahlreiche, unter sich stark abweichende Handschriften existieren, in einer Weise ediert, welche allen Anforderungen der modernen Wissenschaft entspricht. (Vgl. die Rezensionen gerade auf diesem Gebiet hervorragender Sachverständiger, Frensdorffs in Gött. Gel. Anz. 181 [1919] S. 189—206, Hasenclevers in Hist. Zschr. 120 [1919] S. 370—372 und Striekers in D. Lit.-Ztg. 40 [1919] S. 203.) Außerdem gibt er in den Noten zahlreiche Erklärungen zu den einzelnen Nachrichten sowie Hinweise auf literarische und archivalische Quellenstellen, denen sich weiteres über die von Mair erwähnten Personen und Angelegenheiten entnehmen läßt. Als höchst dankenswert muß auch die Einleitung bezeichnet

Digitized by Google

werden, welche außer den einzelnen Handschriften der Chronik auch das Leben ihres Verfassers sowie seine Tätigkeit als Handschriftensammler und Autor in recht angenehmer Darstellung behandelt. Endlich hat Roth in diesem Bande auch noch acht „Beilagen" veröffentlicht, die Editionen und Untersuchungen enthalten.

Hier kann speziell nur auf Beilage II hingewiesen werden, welche der Organisation der Augsburger Handwerker gewidmet ist, die der neue Rat 1549 einführte, nachdem Karl V. in der Stadt, die sich ihm im schmalkaldischen Kriege auf Gnade und Ungnade ergeben mußte, die Zunftherrschaft beseitigt und die Zünfte aufgelöst hatte. Sonst seien von Einzelheiten noch die für die Gewerbegeschichte wichtigen Ausführungen der Chronik S. 115—158, ihre statistischen Angaben über Geburten, Eheschließungen und Todesfälle S. 200, 389 und mehrere für die Geschichte des Sports wichtige Mitteilungen Roths (S. XXI, S. XLIII) erwähnt.

Wie bei sämtlichen, von der Historischen Kommission der Münchener Akademie herausgegebenen Städtechroniken wird die Benutzung des Bandes durch ein Glossar sowie ein Orts- und ein Sachregister erleichtert. Carl Koehne.

Neufeld, Siegbert: Jüdische Gelehrte in Sachsen-Thüringen während des Mittelalters. (= Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums. 69. Jg., S. 283—295. 1925.)

Unter Benutzung der Responsen mittelalterlicher Rabbiner verzeichnet Verfasser 80 Namen jüdischer Gelehrter in alphabetischer Reihenfolge. In 202 Anmerkungen bringt er nähere Angaben über die Aufgeführten. Bogumil Meißner.

Kekule von Stradonitz, Stephan: Zwei Degen und ein Schwert Friedrichs des Großen (Zeitschr. für „Hist. Waffen- und Kostümkunde", 1926.)

Der vorliegende Aufsatz beschäftigt sich mit dem Schicksal des von Napoleon im Jahre 1806 aus Potsdam entführten, angeblich 1814 wieder nach Berlin zurückgeschafften und jetzt im Hohenzollern-Museum, nach einer andern Version in der Großen Nationalmutterloge „Zu den drei Weltkugeln" zu Berlin aufbewahrten Degens des Großen Königs.

Die ebenso sorgfältige wie gründliche Untersuchung hellt das Problem restlos auf und stellt fest:

1. Aus Paris ist im Jahre 1814 kein Degen Friedrichs des Großen zurückgebracht worden;
2. der aus dem Potsdamer Stadtschloß von Napoleon entfernte und nach Paris gesandte Degen Friedrichs, ein Geschenk des Zaren Paul von Rußland, ist dort am Vorabend des Einzuges der Verbündeten, also am 30. März 1814, zerbrochen und nebst zahlreichen erbeuteten Fahnen und anderen Siegeszeichen verbrannt worden. Die verbliebenen Metallreste sind in die Seine geworfen worden;

Digitized by Google

3. auf dem Sarge des Königs in der Gruft der Potsdamer Garnisonkirche ist niemals ein Degen vorhanden gewesen;
4. der im Hohenzollern-Museum aufbewahrte Degen ist der historische Degen Friedrichs. Er wurde 1806 nach Königsberg geschafft und 1814 der Kunstkammer in Berlin übergeben, von wo er seinerzeit in das Hohenzollern-Museum gelangte;
5. der in der Großen Nationalmutterloge „Zu den drei Weltkugeln" befindliche, angebliche Degen ist ein Zeremonialschwert aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts und hat mit Friedrich dem Großen gar nichts zu tun.

Dem Verfasser gebührt aufrichtiger Dank für seine wertvolle Studie. Georg Schuster.

Vermeil, M. E., professeur à l'université de Strasbourg: L'empire allemand 1871—1900. (Histoire du monde, publiée sous la direction de M. E. Cavaignac, Tome XII.) 8°. XXIII et 262 p. Paris, E. de Boccard (1 rue de Médicis), 1926.

Es bedarf nicht vieler Worte, um diesen Teil der dreizehnbändigen „Weltgeschichte" Eugen Cavaignacs bei uns bekanntzumachen. Trotz sichtlicher Beflissenheit, die Anschauung der von ihm gelesenen deutschen Quellen über den gleichen Zeitraum auch zu Worte kommen zu lassen, ist der Beitrag Vermeils schwerlich berufen, unsre Meinung von den Begriffen „Dreibund", „Zweibund", „Britische Unzuverlässigkeit", „Italienische Seitensprünge" und „Einkreisung" irgendwie zu alterieren oder zu vertiefen. Unbefangenheit kann und wird man eben von einem Franzosen nicht verlangen dürfen; diese Tugend ist bei ihnen allzu dünn gesät. Hans F. Helmolt.

Pehle, Max: Die Kriegsschuldlüge. Aus den Quellen. (Deutsche Schulausgaben. Herausgegeben von Dr. P. Lorentz, Nr. 130.) 127 S. Dresden, L. Ehlermann [1926].

Es fehlt keineswegs an Schriften über die Kriegsschuldfrage. Trotzdem ist die Kenntnis der wichtigsten politischen Vorgänge im Juli 1914, also der notwendigsten Voraussetzung zur Widerlegung der Kriegsschuldlüge, überraschend gering. Auch in den Kreisen der Bildung und Intelligenz. Kein Wunder angesichts der Gleichgültigkeit der maßgebenden Instanzen, der erschreckenden politischen Kindlichkeit und des weltfremden Doktrinarismus des deutschen Volkes.

Um so aufrichtiger wird daher dem kundigen Verfasser des vorliegenden Büchleins Dank zu zollen sein. Er wendet sich hier vornehmlich an die Jugend der höheren Lehranstalten und bietet ihr eine knappe und kurze und doch erschöpfende, alle wesentlichen Momente berücksichtigende, fesselnde Darstellung der für das fernere Schicksal Deutschlands ausschlaggebenden Frage.

Die sorgfältige, klare und übersichtliche Arbeit stützt sich auf das über das Thema vorliegende, umfangreiche Material. Namentlich sind die inhaltsreichen Hefte der „Zentralstelle zur Erforschung der Kriegsursachen" vollständig herangezogen und ihr maßgebender Inhalt mit selbständigem Urteil verwertet worden. Infolgedessen stellt sich

Digitized by Google

das Ganze dar als eine Leistung, die volle Anerkennung und aufmerksame Beachtung verdient. Wir begleiten die wertvolle Schrift mit dem herzlichen Wunsche, daß sie in alle Volkskreise dringen und dort den erhofften Segen stiften möge.

Die Einleitung behandelt den berüchtigten Artikel 231 des Versailler Diktats und seine Auswirkungen. Dann folgt die Schilderung der Politik der europäischen Großmächte und Serbiens in den letzten 20 Jahren vor Ausbruch des Krieges, des Attentats von Serajewo und der Haltung der beteiligten Staaten in den kritischen Julitagen. Das Schlußkapitel bringt Gutachten ausländischer Kriegsschuldforscher aus dem früher feindlichen Lager. Georg Schuster.

Friederici, Georg: Hilfswörterbuch für den Amerikanisten. Lehnwörter aus Indianer-Sprachen und Erklärungen altertümlicher Ausdrücke. Deutsch-Spanisch-Englisch. (Studien über Amerika und Spanien. Herausgegeben von Karl Sapper, Arthur Franz, Adalbert Hämel. Extra-Serie Nr. 2. Halle [Saale], Max Niemeyer, 1926.)

Der um die Erforschung der indianischen Kultur verdiente Verfasser stellt hier aus seinen Kollektaneen aus älteren Berichten über die Besitzergreifung der Neuen Welt 750 Wörter zusammen, die „eine gewisse allgemeine Wichtigkeit besitzen". Solche Lehnwörter aus den Indianer-Sprachen werden zwar in den Glossaren der für einzelne Teile Amerikas gesammelten Provinzialismen aufgeführt, aber meist nicht auf ihren Ursprung zurückgeführt. Friederici verfolgt sie auf ihre Quellen. Meist sind die indianischen Vokabeln ins Spanische und Portugiesische, selten ins Englische übergegangen. Im Deutschen haben wir nur einige ursprünglich indianische Worte: Mais, Tabak, Hickory, Kanu, Savane, Skunk, Wigwam, Llama, Kazike, Inka. — Die Anregung zur Veröffentlichung dieser Wörterliste hat der Würzburger Professor der Geographie Karl Sapper gegeben. Ludwig Rieß.

Trautz, Fr.: Ceylon. München, Georg Müller, 1926.

Auf Grund der vorliegenden Literatur und eigener Anschauung, durch gute Bilder unterstützt, schildert der Verfasser die seltsam schöne Insel. Sie bildet ein Ganzes trotz aller Eindringlinge und Eroberer aus den verschiedensten Ländern. Wie die Religionen sich friedlich einlebten, zeigt der allen heilige Berg, der Adamspik. Dort verkündete Buddha unter Donner und Blitz den Dämonen- und Schlangenverehrern seine Lehre, hinterließ den Abdruck seines Fußes, die Muhammedaner sehen in diesem die Fußspur Adams, die Hindus die des Schiva. Alte, den Aufstieg ermöglichende Ketten sollen für Alexander den Großen angebracht worden sein. — Fast interessanter noch als die Einwanderer sind die Ureinwohner, die Wäddas. Auf einige Tausend zusammengeschmolzen, leben sie ohne Kleider, ohne Hütten in den Bergwäldern von der Jagd, bedürfnislos, unabhängig, stolz. Die monogame Ehe wird streng innegehalten; beinahe ohne Strafen erziehen sie ihre Kinder zu verantwortungsvollen Menschen; sie sind scheu,

Digitized by Google

wortkarg, wahrheitsliebend und mutig. Vielleicht der reinste, gewiß der sympathischste Urmenschtyp. — Verhältnismäßig zuverlässige Chroniken berichten die Geschichte der Insel. Ab und zu mächtige und weise Könige; dank ihrer großartigen Bewässerungsanlagen gedieh das Land. Ein Uebermaß des buddhistischen Mönchswesens verbreitete wenigstens eine gewisse Bildung. Dann Verfall der Dynastie, Aufruhr, innerer Zwist.

Eine angenehm lesbare, befriedigende Monographie; es fehlt jedoch der Hinweis auf die Regierungsform dieses britischen Kronlandes und auf ihre Ergebnisse. 1911 und 1913 war übrigens von einer Unzufriedenheit der Eingeborenen nichts zu spüren — regt sich Asien jetzt auch dort? Marie von Bunsen.

Sitzungsberichte der Historischen Gesellschaft.

522. Sitzung. Freitag, den 15. Oktober 1926. Leitung: der frühere Vorsitzende Herr Brackmann. Zuerst widmete Herr Lasson dem verstorbenen Vorstandsmitglied Richard Sternfeld einen warm empfundenen Nachruf.

Sodann sprach Privatdozent Dr. W. Holtzmann über „Die Malaria in der Geschichte Roms und der römischen Campagna". Er berichtete über das kürzlich erschienene Buch von Angelo Celli, Storia della malaria nell'agro Romano (Memorie della R. Accademia nazionale dei Lincei, classe di scienze fisiche, matematiche e naturali, serie VI, vol. I fasc. 3, Città di Castello 1925) und nahm kritisch Stellung zu dessen Thesen, daß die Malaria der primäre, naturgegebene Faktor der historischen Entwicklung Roms und der Campagna sei und daß die Krankheit in mehrhundertjährigen Perioden von stärkerem und schwächerem Auftreten die Geschichte durchziehe. Er stellte fest, daß für die Annahme eines regelmäßigen Wechsels die historische Ueberlieferung nicht ausreiche; er müßte an der Besiedelung der Campagna nachzuweisen sein, die jedoch nach dem von Celli beigebrachten Material für das Mittelalter verhältnismäßig konstant angenommen werden muß; erst zu Beginn der Neuzeit habe der Verfall eingesetzt, an dem dann allerdings die Malaria stark beteiligt gewesen sei. Wie stark die Verheerungen der Malaria in der politischen Welt gewesen seien, zeigte der Vortragende an Beispielen aus der Papstgeschichte und den deutsch-italienischen Beziehungen der Kaiserzeit, wobei er besonders auf die Frage einging, ob Alexander VI. an Gift oder Malaria gestorben sei und sich für das zweite entschied. Für die Erklärung der Malaria in der Geschichte sei auch die Frage der Abholzung des Appennins in Betracht zu ziehen und zu bedenken, daß der geschichtliche Verlauf mit durch die Veränderungen bestimmt werde, die die Landschaft durch Menschenhand erleide.

An der Aussprache, die sich dem Vortrag anschloß, beteiligten sich außer Herrn Lasson, der Zweifel an dem Malariatod Alexanders VI. geltend machte, die Herren Reimann, Caspar, Gräfe, Schillmann und Geyer; als Gast auch ein Mediziner, Herr Dr. Schiff, der darauf hinwies, daß in der modernen Epidemiologie der Gedanke der Periodizität weitgehend Beachtung fände, daß aber dabei an eine mathematische Regelmäßigkeit nicht gedacht werden dürfe. Auch schon das von dem Vortragenden geschilderte gelegentliche stärkere Auftreten der Krankheit (z. B. im 13. Jahrhundert) sei im epidemiologischen Sinne durchaus als Periodizität zu wählen.

523. Sitzung. Freitag, den 5. November 1926. Der Leiter, Herr Max Lenz, widmete zuerst dem verstorbenen Ehrenmitgliede der Gesellschaft, Harry Breßlau, einen dessen Bedeutung würdigenden Nachruf. Sodann gab er der Anregung hinsichtlich Ausgestaltung einer der folgenden Sitzungen als Festsitzung statt; ein Festausschuß wurde mit den Vorbereitungen betraut.

Den Vortrag des Abends hielt Universitätsprofessor Dr. Paul Haake über „Kursachsen und Brandenburg-Preußen in dem Jahrhundert nach dem Westfälischen Frieden". Er beschränkte sich

Digitized by Google

darauf, den politischen Wettstreit des Staates der albertinischen Wettiner und des der Hohenzollern zu verfolgen. Daß dieser jenen überholte, hatte seinen Grund in der stärkeren Aktivität des Großen Kurfürsten, eines Meisters der Politik, der in allen seinen Territorien der Stände besser Herr wurde als Johann Georg II., ein Freund des sächsischen Edelmannes, wie er sich nannte, der dritte und vierte dieses Namens und der jetzt von Haake in einer Biographie eingehend gewürdigte August der Starke, der durch den Uebertritt zum Katholizismus und noch mehr durch die Konversion seines Sohnes den Widerstand seiner lutherischen Untertanen bis zu hochverräterischen Plänen anstachelte und steigerte, durch einen unzureichend vorbereiteten Krieg mit Karl XII. seine Stellung in Polen und Sachsen verschlechterte, sein Heer 1718 auf 15000 Mann reduzieren mußte und die Verwaltung von unsauberen Elementen nicht genügend zu reinigen vermochte, während Friedrich Wilhelm I. durch ein stattliches Heer und ein untadliges Beamtentum den Grund zu dem monarchischen preußischen Einheitsstaate legte. Gleich den Wettinern und gleich Ludwig XIV. identifizierte sich zwar der Soldatenkönig noch mit dem Staate, Friedrich der Große aber erkannte ihn als etwas über dem Herrscher Stehendes an, betrachtete sich als seinen ersten Diener und suchte seine Macht unablässig zu mehren. Die in Sachsen und in Polen minder mächtige Dynastie der Wettiner blieb, nachdem 1733 ihr ehrgeizigstes Mitglied gestorben war, mehr und mehr hinter den Hohenzollern, Kursachsen hinter Preußen zurück. Augusts des Starken Sohn hat Schädlingen wie dem Grafen Brühl noch weniger das Handwerk zu legen vermocht als der Vater seinen unehrlichen Dienern oder der Nachfolger des Großen Kurfürsten einem Wartenberg und Wittgenstein.

524. Sitzung. Freitag, den 3. Dezember 1926. Leitung: Herr Max Lenz. Studiendirektor Dr. Cauer sprach über „Geschichtswissenschaft und Geschichtsunterricht". Er ging davon aus, daß auch der Geschichtslehrer selbst im günstigsten Fall den Stoff, den er darbietet, zum weitaus größten Teil nicht selbst aus den Quellen geschöpft, sondern aus zweiter oder dritter Hand empfangen hat. Daraus ergibt sich, daß man im Unterricht nur ausnahmsweise an eng begrenzten Stellen zeigen kann, auf welche Weise ein Einzelergebnis aus den Quellen gewonnen wird. In der alten Geschichte ist das möglich im Zusammenhang mit der lateinischen und griechischen Lektüre; in der neuesten Geschichte könnte man es durch Gegenüberstellung von verschiedenen Zeitungsberichten über dieselbe, vielleicht an sich unbedeutende, Begebenheit versuchen.

Als ein Gebot der Wissenschaft stellte es Redner hin, die Schüler der oberen Klassen darüber aufzuklären, auf was für ein Material und auf was für Schlußfolgerungen sich die Darstellung gründet, die der Lehrer oder das Buch gibt. Bei Gelegenheit läßt sich zeigen, in welchem Sinne eine erzählende Quelle färbt oder gar fälscht; an anderen Punkten kann man darlegen, wie die Ueberreste im Boden, der Wortschatz der Sprachen, fortdauernde Rechtsbräuche Schlüsse auf vergangene Zustände erlauben.

Unbedingt forderte Redner strenge Unterscheidung zwischen erwiesenen Tatsachen, unsicherer Ueberlieferung und Vermutungen. An einigen Beispielen suchte er zu zeigen, wie die Achtung vor unumstößlichen Tatsachen dazu dient, die Gegensätze in der geschichtlichen Auffassung der Parteien zu mildern. In Verbindung damit empfahl er, in historischen Arbeitsgemeinschaften die Behandlung desselben Gegenstandes in den Werken verschiedener hervorragender Historiker (z. B. Niebuhr und Droysen, Mommsen und Eduard Meyer, Sybel und Ficker, Ranke und Macaulay) vergleichen zu lassen.

An der anschließenden Erörterung beteiligten sich die Herren Reimann, Geyer, Pehle, Bleich, Koehne, Lasson, Lenz.

525. Sitzung. Freitag, den 14. Januar 1927. Die Sitzung war zur Festsitzung ausgestaltet. Sie fand im Muschelsaal des „Rheingold" statt und vereinte einen Teil der Mitglieder und deren Damen an festlicher Tafel. Der Vorsitzende der Gesellschaft, Herr Max Lenz, würdigte in gehaltvollen Worten die Bedeutung der Zusammenkunft.

Vorher sprach Professor Dr. Eduard Sthamer (Berlin) über das Thema: „Aus der Vorgeschichte der sizilischen Vesper". (Inzwischen in erweiterter Form und unter Beifügung zahlreicher ungedruckter Urkunden in den „Quellen und

Digitized by Google

Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken", herausgegeben vom Preußischen historischen Institut in Rom, Band XIX, 1927, erschienen.)

Die Revolution vom Frühjahr 1282, in der sich die Insel Sizilien von der Herrschaft der Anjou befreite, ist bisher nur aus parteiisch gefärbten Quellen bekannt. So nimmt die Mehrzahl der zeitgenössischen Chroniken eine durchaus franzosenfeindliche Haltung ein; und erst recht sind die Manifeste und Kundgebungen, von der einen wie von der anderen Seite, schon durch ihren unmittelbaren politischen Zweck nur sehr getrübte Quellen. Dieser Gegensatz in der Auffassung und Darstellung der Ereignisse zieht sich durch die ganze historische Literatur bis auf unsere Tage hin: die einen sind für die Sizilianer (Amari), die anderen für die Franzosen (Saint Priest und Cadier) voreingenommen. Zu den bekannten Quellenarten tritt nun eine neue hinzu, die uns ein objektiveres Bild der Vorgänge vor der sizilischen Vesper bietet: zwei Protokolle aus Untersuchungen über die Ausschreitungen der Königlichen Beamten in den Provinzen des sizilischen Reiches.

Karl von Anjou entsandte im Laufe seiner Regierung dreimal Kommissionen in sein Reich, die den Auftrag hatten, überall durch Vernehmung von Zeugen Material über das Verhalten der einzelnen Beamten zu sammeln. Das erste Mal erstreckte sich die Enquête auf die Jahre 1266 bis 1273. Aus der Zahl der von 1274 bis 1277 eingelieferten Berichte ist einer bruchstückweise erhalten: er stammt aus Eboli in der Provinz Principato. Die zweite Enquête betraf die Zeit von 1273 bis 1277 und fand von 1278 bis Ende 1281 oder Anfang 1282 statt; zu dieser gehört das erhaltene Fragment eines Protokolls aus Neapel (wahrscheinlich von Anfang 1278). Die dritte Enquête endlich fällt erst in die Zeit nach der sizilischen Vesper; sie galt einer Prüfung der Wirkung der reformatorischen Gesetzgebung Karls von Anjou und seines Sohnes von 1282 und 1283.

Bei den Zeugenaussagen in Eboli und Neapel ergab sich besonders belastendes Material gegen die Organe der Finanzverwaltung, insbesondere gegen die Secreti und die Hafenmeister der Provinzen Principato und Terra di Lavoro. Weiter auch gegen die Ortsrichter (baiuli) in Eboli und in Neapel und endlich gegen die verschiedenen Instanzen, denen die Erhebung der direkten Steuern und der Zwangsanleihen oblag. Alle diese Beamten, wie auch ihre verschiedenen Unterbeamten waren, wie sich einwandfrei nachweisen läßt, hier, wie auch sonst überall, ausnahmslos Italiener. Ueber die gleichzeitig tätigen Justitiare, von denen viele Franzosen oder Provençalen waren, werden weniger schwere oder gar keine Beschwerden vorgebracht.

Aber nicht allein die Bedrückungen, denen die Bevölkerung der beiden Städte ausgesetzt war, lernen wir durch die Aussagen der Zeugen kennen, sondern auch die Betrügereien, die die Beamten sich der Krone und dem Fiskus gegenüber zuschulden kommen ließen.

Die Ursachen beider Erscheinungen sind vor allem in dem Finanzsystem des Staates zu suchen, wie es von den Normannen und Staufen überkommen war. Die Verpachtung der Kronrechte an einzelne Männer oder an Genossenschaften öffnete den schlimmsten Mißbräuchen Tür und Tor. Und wie in Eboli und Neapel, so war es überall im Reiche, wie wir aus den Reformen nach der sizilischen Vesper deutlich ersehen: In den Gesetzen von 1282 und 1283 wird ein großer Teil derjenigen Mißstände bekämpft, die wir aus den beiden erhaltenen Enquêten im einzelnen kennen gelernt haben. Das gleiche Bild zeigen uns die Bulle des Papstes Honorius IV. für das Königreich Sizilien von 1285 und die Gesetze Jakobs von Aragonien für die Insel Sizilien von 1286.

Ergibt sich somit, daß die von den Sizilianern und ihren Führern propagandistisch so laut verkündeten Beschwerden des Volkes über die finanzielle Bedrückung durch die Regierung Karls von Anjou in Wahrheit nicht die Franzosen, sondern durchweg einheimische Süditaliener treffen, so kommen wir zu dem Schlusse, daß es sich dabei eben nur um Vorwände gehandelt haben kann, die den Abfall der Insel von Karl vor der Welt rechtfertigen sollten. Die wirklichen Motive lagen tiefer: sie waren nationalistisch-dynastischer Natur: Es war ein Kampf des sizilischen Volkes gegen die Fremdherrschaft und für die Erben der Hohenstaufen. Dadurch erklärt sich auch die unbezwingbare Kraft der Bewegung und der tiefe Eindruck der Ereignisse von 1282 auf das Gemüt des ganzen Volkes, der sich in der dichterischen und legendaren Verherrlichung zeigt.

Digitized by Google

Abhandlungen
der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen

Soeben erschienen:

Philologisch-Historische Klasse / Neue Folge

Bd. XIX, 3:

Theodosius Tripolites Sphaerica

Von **J. L. Heiberg** (Kopenhagen)

Mit 8 Schrifttafeln. Lex. 8°. (XVI u. 199 Seiten.) 1927. Geh. 16 RM

Die Heibergsche Ausgabe bringt den griechischen Text mit kritischem Apparat, daneben die überlieferte lateinische Uebersetzung und am Schlusse die erhaltenen Scholien. Daß Theodosius, der nach den erhaltenen Nachrichten in Bithynien nach 180 vor Christo geboren ist und sich außer mit mathematischen Studien auch mit der Baukunst beschäftigte, erhebliches Ansehen genoß, geht daraus hervor, daß er von Vitruv und von Strabo erwähnt wird. Das Buch dürfte für alle, die sich mit der Geschichte der Mathematik beschäftigen, von größtem Interesse sein.

Bd. XX, 1:

Neue Forschungen über die drei oberdeutschen Leges: Bajuvariorum, Alamannorum, Ribuariorum

Von **Bruno Krusch**

Mit 8 Schrifttafeln. Lex. 8°. (IV u. 208 Seiten.) 1927. Geh. 20 RM

Sein im Jahre 1924 über die Lex Bajuvariorum mit zwei Anhängen über die Lex Alamannorum und die Lex Ribuaria erschienenes Buch nennt der Verfasser in dem vorliegenden Werke selbst ein umstürzlerisches, das die Fachwissenschaft anscheinend in einen Zustand der Erstarrung versetzt habe, aus dem sie nur allmählich zu erwachen beginne. Um so mehr werden seine neuen Forschungen Anspruch auf das Interesse der Fachkreise haben.

Bd. XX, 2:

Rechtsbücherstudien

Von **Karl August Eckhardt**

Erstes Heft:

Vorarbeiten zu einer Parallelausgabe des Deutschenspiegels und Urschwabenspiegels

Lex. 8°. (IX u. 151 Seiten.) 1927. Geh. 10 RM

Inhalt:

I. Die Schwabenspiegelhandschrift des Freiburger Stadtarchivs. II. Ziel und Methode der Deutschenspiegelneuausgabe. III. Quellen und Entstehungszeit des Deutschenspiegels. IV. Die Edition des Urschwabenspiegels.

Weidmannsche Buchhandlung / Berlin SW 68

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Griechische Staatsaltertümer, griechische Staatskunde und griechisches Staatsrecht. Von Fritz Geyer 65
Neue Literatur zur mittelalterlichen Geschichte, vornehmlich zur Geschichte der Zeit Friedrichs II., des Staufers. Von Willy Cohn 76
Neuere Veröffentlichungen zur Preußischen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Von Erich Bleich 83
Der Staatsmann und der Hofmann Maria Thereſias. Von Wilhelm Herſe 93

Schuchhardt, Alteuropa. 2. Auflage. (Geyer) 95
Regeſten der Kaiſerurkunden des oſtrömiſchen Reiches. 2. Teil. (Holzmann) 97
Luſchin von Ebengreuth, Allgemeine Münzkunde und Geldgeſchichte des Mittelalters und der neueren Zeit. 2. Auflage. (Regling) 103
Friedensburg, Münzkunde und Geldgeſchichte der Einzelſtaaten des Mittelalters und der neueren Zeit. (Regling) 103
v. Mantey, Deutſche Marinegeſchichte. (Graefe) 106
Levy, Die Grundlagen der Weltwirtſchaft. (Ruben) 107
— Der Weltmarkt 1913 und heute. (Ruben) 107
Gundolf, Cäſar im neunzehnten Jahrhundert. (Cauer) 108
Turral, A Select Source-Book of British History. (Rieß) 110
Daniels, Engliſche Staatsmänner von Pitt bis Aſquith und Grey. (Rieß) 111
Dubnow, Weltgeſchichte des jüdiſchen Volkes. (Neufeld) 117
Kurze Anzeigen 119
Sitzungsberichte der Hiſtoriſchen Geſellſchaft 126

Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Digitized by Google

FEB 15 1928

Mitteilungen

aus der

historischen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung

der

Historischen Gesellschaft zu Berlin

herausgegeben von

Erich Bleich

Neue Folge · Fünfzehnter Band

Der ganzen Reihe 55. Band

Drittes und viertes Heft

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Berlin

Weidmannsche Buchhandlung

1927

Digitized by Google

Schriften der Historischen Gesellschaft zu Berlin

Herausgegeben von Dietrich Schäfer

Im Druck befindet sich:

Heft 3

Die Streitfragen über den Agrarkommunismus der germanischen Urzeit

Von

Carl Koehne

Professor an der Landwirtschaftlichen und an der Technischen Hochschule

Früher erschienen:

Heft 1

Die Marneschlacht

Von Prof. Dr. Walther Schultze

Abteilungsdirektor an der Preußischen Staatsbibliothek

Zweite, umgearbeitete Auflage. Gr.-8°. (III u. 87 S.) 1923. Geh. RM. 1.20

„Wer sich mit der Marneschlacht noch nicht näher beschäftigt hat — und es ist tief betrüblich, daß es sehr viele solche Deutsche gibt —, lese dieses kleine Bändchen, es ist das sachlichste, kürzeste und erschütterndste, was über die erste Marneschlacht bisher erschienen ist." Münch. Neueste Nachrichten.

Heft 2

Bismarcks Sturz

Von Prof. Dr. Paul Haake

Privatdozent an der Universität Berlin

Gr.-8°. (65 S.) 1922. Geheftet RM. 1.20

„Bei aller Kürze orientiert die Schrift sehr gut über den Stand des Problems. Man wird dem Verfasser, der unter anderem eine ausgezeichnete Darstellung der Differenzen betreffs der auswärtigen Politik gibt, das Zeugnis geben, daß er eine ganz famose, prägnante, alles Wesentliche angebende Arbeit geliefert hat." Literar. Zentralblatt.

Digitized by Google

Zur Geschichte Heinrichs IV.

Von W. Holtzmann.

Schmeidler, Bernhard: Kaiser Heinrich IV. und seine Helfer im Investiturstreit. Stilkritische und sachkritische Untersuchungen. 8°. XVI und 422 S. Leipzig, Dyksche Buchhandlung, 1927.

Die Geschichte Heinrichs IV. ist seit der das gesamte Quellenmaterial zusammentragenden und ausführlich vor dem Leser ausbreitenden Behandlung durch Gerold Meyer von Knonau in den Jahrbüchern des Deutschen Reiches unter Heinrich IV. (5 Bände, Berlin und München, 1890—1904) nicht mehr Gegenstand der Forschung gewesen. Wohl hat man sich seither mit Einzelheiten dieser wechselvollen Regierung beschäftigt, wohl auch sich um das Verständnis der prinzipiellen Gegensätze im Kampfe zwischen dem Papsttum und der römischen Weltkirche bemüht und ist darin durch die Erkenntnis der verschiedenen Rechtsanschauungen, die in dem Kampfe aufeinanderprallten, sicherlich ein gutes Stück weitergekommen. Kürzere, zusammenfassende Beurteilungen des Kaisers und seiner Politik, wie etwa die in Hampes Kaisergeschichte unter den Saliern und Staufern, beruhen im wesentlichen auf Meyer von Knonau oder entnehmen, wie etwa die in Hallers Altdeutschem Kaisertum, ihre Maßstäbe einer Betrachtung eines größern Zeitraums, in dem die Epoche Heinrichs IV. nur einen verhältnismäßig kleinen Abschnitt darstellt. Das Buch, das hier zu besprechen ist, nimmt die kritische Forschung über den wichtigsten Teil, die Zeit der selbständigen Regierung Heinrichs IV., etwa von 1066 an, wieder auf und führt sie in vielen Einzelheiten berichtigend und ergänzend über Meyer von Knonau hinaus und weiter zu neuen Erkenntnissen und Ergebnissen. Das Buch Schmeidlers ist aber noch weniger als die Jahrbücher eine Darstellung, sondern, wie der Untertitel besagt, eine Reihe von Einzeluntersuchungen; seine Bedeutung liegt vor allem in der Anwendung und dem Ausbau der stilkritischen Methode, einer neuen Methode, die über das konkrete Beispiel hinaus, auf das sie hier zum ersten Male angewendet ist, für die mittelalterliche Geschichtsforschung von Bedeutung zu sein verspricht, so daß eine nähere Darlegung ihrer Arbeitsweise, ihrer Ziele und der mit ihrer Hilfe erreichten und erreichbaren Ergebnisse wohl gerechtfertigt erscheint.

Die Stilkritik ist eines der Rüstzeuge, das die mittelalterliche Geschichtsforschung von ihrer Lehrmeisterin, der klassischen Philologie, übernommen hat. Für die Kenntnis und Beurteilung mittelalterlicher Geschichtschreiber spielte sie eine große Rolle. Sie hilft uns, anonym

Digitized by Google

überlieferte Werke ihrem Verfasser zuzuweisen, mehrere Autoren in einem sonst anscheinend einheitlichen Werk zu unterscheiden, ja sogar verlorene Quellen aus ihren Ableitungen zu rekonstruieren. Als berühmteste Beispiele nenne ich hier nur die Historia pontificalis des Johannes von Salisbury und die Paderborner Annalen. In der Urkundenforschung hat ihr der Begründer der modernen Diplomatik, Th. von Sickel, den gebührenden Platz eingeräumt: sie ist das wichtigste Mittel zur Beurteilung solcher Diplome, die uns nicht mehr im Original erhalten sind, an denen wir also das Hilfsmittel der Schriftkritik, die Untersuchung der Buchstabenformen, nicht mehr anwenden können. Diese Schriftkritik liefert uns, indem wir die Hand eines und desselben Schreibers an einer Anzahl von Diplomen feststellen, auch zugleich das Material für die Kenntnis seiner Sprache, und mit dieser Kenntnis ausgerüstet können wir sodann von nur abschriftlich überlieferten Stücken mit Bestimmtheit sagen, von welchem Schreiber die verlorenen Originale geschrieben waren. Sickel ging nun von der Annahme aus, daß in der Zeit, aus der er das Material für die Ausbildung seiner Lehre entnahm, die der Karolinger und Ottonen, der Schreiber eines Diploms auch zugleich der Verfasser seines Textes war. Das ist ungefähr die Ansicht der Diplomatiker auch für die Zeit Heinrichs IV. geblieben; die maßgebenden Untersuchungen, die Unterscheidung der verschiedenen Hände in den Originalurkunden und die Bezeichnung der so erkannten kaiserlichen Notare wurden von H. Breßlau in dem Textband zu den Kaiserurkunden in Abbildungen hrsg. von H. v. Sybel und Th. v. Sickel (Berlin 1891) vorgenommen. Da in den Kaiserurkunden dieser Zeit nur der rekognoszierende Kanzler, nicht aber der die Urkunde schreibende (mundierende) Notar namentlich genannt werden, bezeichnete Breßlau diese Notare nach der Reihenfolge ihres Auftretens unter den einzelnen Kanzlern mit deren Namen und unterschied sie voneinander durch hinzugesetzte Buchstaben, also Adalbero A, Adalbero B usw., wie das Sickel vorgeschlagen und in der Ausgabe der Diplome der Ottonen in den Monumenta Germaniae durchgeführt hatte.

Schon Breßlau hatte erkannt, daß einige Briefe Heinrichs IV., die in der Sammlung des Udalrich von Bamberg aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts überliefert sind, stilistische Berührungen mit einigen Diplomen aufweisen, und hatte daraus geschlossen, daß auch die Briefe des Kaisers in der Kanzlei, die das Beurkundungsgeschäft besorgte, verfaßt sein mußten. Diesen Gedanken hat dann sein Schüler W. Gundlach an einem Beispiel näher ausgeführt, indem er Persönlichkeit und Tätigkeit eines Notars, des sog. Adalbero C, näher zu erfassen suchte (Ein Diktator aus der Kanzlei Heinrichs IV., Innsbruck 1884). Er entdeckte den Namen dieses auch sonst literarisch tätigen Mannes: Gottschalk. Mit ihm setzt sich Schmeidler in seinem Buch zuerst auseinander; sein Ausgangspunkt war aber nicht eine Kritik der Gundlachschen These, sondern der Versuch, aus der Masse der im Codex Udalrici überlieferten Stücke Briefgruppen herauszuschälen, die auf einen oder mehrere Verfasser schließen lassen, und

Digitized by Google

über die Zusammensetzung dieses Briefbuchs zu größerer Klarheit zu gelangen. Bei dieser Arbeit, die zunächst, wie Schmeidler erzählt (S. 379 ff.), auf mannigfache Irrwege führte, ergab sich allmählich die Notwendigkeit, immer weitere Ueberlieferungsgruppen in die Untersuchung einzubeziehen, nicht nur die Diplome Heinrichs IV., sondern auch andere Briefsammlungen, wie die in Hannover liegende, einst dem Mathias Flacius Illyricus gehörige, und eine Regensburger, sowie die großen Staatsakten der Zeit, die in den Konstitutionen der Monumenta Germaniae gedruckt sind, also alles Schriftstücke, deren Ursprung in der Kanzlei möglich und deren Zusammenhang mit den Kreisen der Reichsregierung wahrscheinlich ist. Dieses gesamte, höchst umfangreiche Material — es treten noch einige publizistische Erzeugnisse und für Gottschalk einige Predigten hinzu — hat Schmeidler stilkritisch untersucht, immer mit dem Bestreben, ihre Verfasser zu entdecken und aus ihren Erzeugnissen Rückschlüsse auf ihre Persönlichkeiten und ihren Lebenslauf zu gewinnen. Hierfür hat sich die bisher geübte Methode der Stilkritik, die von einzelnen besonders auffälligen Worten, Wortgruppen oder Satzkonstruktionen ausgeht, als nicht ausreichend erwiesen, so daß Schmeidler zu einer möglichst vollständigen Verzettelung des gesamten Wortschatzes schritt — eine ungeheure und, wie sich denken läßt, höchst entsagungsvolle Arbeit. Dabei hat sich aber ergeben, daß unscheinbare Wörtchen, die niemand als stilkritische Kriterien hinnehmen würde, oft sicherere Wegweiser durch das Labyrinth der Spracheigentümlichkeiten waren, als die sonst so geschätzten und gebührend verwendeten „seltenen Ausdrücke".

Man wird fragen, ob nicht bei einem so verschiedenartigen Quellenmaterial, wie es Urkunden, Briefe, politische und diplomatische Aktenstücke, Streitschriften und Predigten sind, und bei einer so bis auf die unscheinbarsten Partikel sich ausdehnenden Verzettelung des Wortschatzes — an anderer Stelle gab Schmeidler die Zahl seiner Zettel auf 8—10000 an — sich die charakteristischen Kriterien verwischen. Es wird sich so leicht nicht wieder jemand die Mühe machen, die Schmeidlersche Arbeit zu wiederholen, um seine Ergebnisse nachzuprüfen. Umso dankbarer müssen wir ihm sein für seine Mitteilungen über die Erfahrungen, die er dabei gesammelt hat, und die methodischen Grundsätze, die sich ihm dabei ergaben. Von besonderem Interesse ist da der Satz (S. 384): „Zu ausreichender Sicherheit der Ergebnisse können die Methoden der Stilkritik überhaupt nur führen, wenn andersartige Zusammenfassung und Bearbeitung des Materials nach anderen Kriterien hinzutritt, die die Kriterien der Stilkritik ergänzen und bestätigen." Und solche ergänzende Kriterien sind, wie wir ja schon von der Diplomatik her wußten, die Schriftgleichheit (vgl. oben S. 130). Dazu kommt nun aber — neben anderen, die ich übergehe — ein von Schmeidler, wie ich glaube, zum ersten Male und mit Recht geltend gemachtes Prinzip: die Art der Ueberlieferung. Die Arbeit an den frühmittelalterlichen Briefbüchern hat Schmeidler zu der Erkenntnis geführt, daß diese Briefbücher, die ihre Entstehung einem praktisch pädagogischen Bedürfnis, dem Unterricht

Digitized by Google

in der ars dictandi verdankten, nicht etwa aus Einzelkonzepten und Archivalien zusammengeschrieben sind, sondern auf Konzepthefte von Brief- und Urkundenschreibern, Notaren usw., zurückgehen. Udalrich von Bamberg hat also für sein Buch nicht etwa das Bamberger Archiv benutzt, sondern Hefte von kaiserlichen Notaren, die irgendwie in seinen Besitz gekommen sind. Das ist eine Erkenntnis, die nun wieder zum großen Teil auf Stilanalyse beruht, andererseits ermöglichte sie aber die Unterscheidung der verschiedenen persönlichen Stile. So stützt ein Argument das andere: wie in allen Fällen methodischer Quellenkritik kann man nicht sagen, daß es ein Mittel gäbe, das immer und unter allen Umständen zum Ergebnis führt. Es ist die Kunst des Forschers, die verschiedenen methodischen Grundsätze auf den Einzelfall anzuwenden, jeweils die richtigen Meißel zu wählen, mit denen er auf den unbehauenen Block losgeht.

Die methodischen Grundsätze, von den ich hier nur das Wichtigste andeuten konnte, werden nun m. E. von großer Bedeutung für die weitere Forschung sein. Man wird künftighin bei der gründlichen Bearbeitung eines Briefbuches, der Staatsakten und der Diplome — vielleicht auch der schon veröffentlichten — nicht an ihnen vorbeigehen dürfen, und es eröffnet sich für die künftige Forschung ein weites Feld der Tätigkeit, bei dem wir nur bedauern müssen, daß unser deutsches Mittelalter im Vergleich etwa zu England und Frankreich im 11. und 12. Jahrhundert — wo aber die Verfasserfrage vielfach vielleicht doch einfacher liegt — verhältnismäßig arm an Briefsammlungen ist.

Was ist nun das Ziel, das Ergebnis all dieser großen Mühe, dieser unendlich verfeinerten Methode? Man glaube nicht, daß es sich nur um die antiquarische Frage handelt, ob dieser oder jener Brief von einem uns sonst doch nicht näher bekannten Notar geschrieben ist. Das wäre nur der halbe Weg, und Schmeidler selbst geht ihn weiter. Vielleicht nicht ganz bis zum Ende, und es ist zu hoffen, daß er die Studien fortsetzt und sie dann zu einem geschlossenen Bilde rundet. Was wir mit der Schmeidlerschen Methode erreichen können, ist kurz gesagt, die innere Geschichte der Reichsregierung des Mittelalters. Ein gutes Stück hat da die Diplomatik schon vorgearbeitet; wie die Urkunden entstanden, wie die Zentralregierung arbeitete, die Verteilung der Arbeit beim Beurkundungsgeschäft beschaffen war, diesen Teil der mittelalterlichen Verwaltungsgeschichte kannten wir in großen Zügen schon vorher. Aber die genaue stilkritische Durcharbeitung Schmeidlers hat doch auch hierfür zu neuen Erkenntnissen geführt, so etwa die, daß an der Abfassung einer Urkunde oft zwei Notare, gelegentlich zur Niederschrift noch ein Dritter beteiligt sein konnten, was dann einen Text zum Ergebnis hatte, den Schmeidler „getrübtes Diktat" nennt. Aber sehr viel wichtiger ist, daß es Schmeidler gelungen ist, immer ausgehend von der Stilkritik, eine Reihe dieser Notare als Persönlichkeiten zu erfassen und ihren Anteil an den folgenreichsten Ereignissen der Regierung zu bestimmen. In der neuern Zeit verraten uns die Akten den wirklichen Urheber einer diplomatischen Note, eines Gesetzes usw.; in dem mittelalterlichen

Digitized by Google

Quellenmaterial amtlichen Charakters redet immer nur der Monarch. In der Tat gibt uns Schmeidler mit seiner Methode die Möglichkeit, einen Blick hinter die Kulissen der Reichsregierung zu tun, die einzige ernstlich wissenschaftliche Möglichkeit.

Vier Notare sind es, deren geistige Persönlichkeiten und Lebensschicksale Schmeidler zunächst aus den Quellen herausschält. Er geht dabei — in je einem Kapitel — zunächst von schrift- und stilkritischen Merkmalen aus, erarbeitet sich einen Grundstock charakteristischer Stilmerkmale, und erweitert dann jedesmal das untersuchte Material, in dem er die Stileigentümlichkeiten in weiteren Erzeugnissen aufspürt. Dabei spielt dann, wie in seinen Grundsätzen bemerkt, auch das Ueberlieferungsprinzip eine Rolle. Inhaltliche Kriterien ermöglichen es ihm, das Itinerar dieser Männer zu bestimmen, wobei er die Entdeckung macht, daß oft die Verfasser diplomatischer Aktenstücke auch zugleich die die Mission ausführenden Beamten waren und gelegentlich auch am Hof des Adressaten die Antwort aufgesetzt haben, so daß wir dann in der Ueberlieferung Brief und Antwort zusammen finden, was vielfach bei Musterbriefsammlungen bisher als Kriterium der künstlichen Fiktion gegolten hat. Ich möchte hierzu bemerken, daß mich zwar die von Schmeidler angeführten Fälle, daß ein kaiserliches Schreiben, z. B. einmal an den kaiserlichen Papst, auch von dem Notar, der es verfaßt hatte, an den Adressaten gebracht wurde, und daß dieser Notar auch die päpstliche Antwort entwarf, überzeugt hat; aber daß dieses Verfahren im früheren Mittelalter die Regel war, wie Schmeidler es gelegentlich (z. B. S. 184) etwas zu apodiktisch hinstellt, das glaube ich doch nicht. Gerade auch in Hinblick auf Wibert (Papst Clemens III.) ist die Vermutung Schmeidlers S. 355, daß er „einer eigenen Kanzlei ganz entbehrt zu haben scheint", in dieser Form sicher nicht zutreffend, denn Wibert standen auch vor dem Uebertritt des bisherigen Kanzlers Gregors VII., Petrus, in der seit alters hochentwickelten und mit besonderen Formen arbeitenden Kanzlei des Erzstuhls von Ravenna sicherlich genug Kräfte zur Verfügung zur Erledigung seiner Korrespondenz, wie wir ja auch aus seiner erzbischöflichen Zeit eine Reihe von Urkunden aus Ravennater Kirchenarchiven besitzen.

Um zu den neuerschlossenen kaiserlichen Notaren zurückzukehren, so kann ich nur kurz die Ergebnisse Schmeidlers andeuten. Gottschalk (Adalbero C) ist unter ihnen keineswegs der bedeutendste, sondern eher das Gegenteil: ein zwar treuer und zuverlässiger Beamter, aber kaum ein Mann von eigener Initiative, ein Bürokrat, der seinen Amtsschimmel ritt und die stilistischen Formen, die er einmal ausgebildet hatte, bis in seine letzten Jahre beibehielt. Geistig jedenfalls viel höher als Gottschalk steht sein Kollege Adalbero A, ein aus Bamberg stammender Mann, der zu Erzbischof Adalbert von Bremen in Beziehungen trat und durch ihn, vielleicht aber auch durch Anno von Köln in die Reichskanzlei gebracht wurde, wo er hauptsächlich 1069 und 1070 tätig war. Später taucht er nur vorübergehend am königlichen Hof auf, schließt sich aber 1105 dem neuaufgehenden Gestirn

Digitized by Google

des Sohnes an und fällt vom Kaiser ab. Sein wirklicher Name ist nicht mehr zu erfassen, nur die Sigle dominus G. ist aus einigen Briefen für ihn zu entnehmen.

Waren Gottschalk und dominus G. vorwiegend Unterbeamte der Reichskanzlei, so treten uns in den beiden übrigen zwei Männer entgegen, die an den wichtigsten Entscheidungen und Ereignissen der Regierung Heinrichs IV. auch als diplomatische Agenten einen starken Anteil genommen haben. Der bedeutendere von ihnen ist ein Deutscher, ein Mann, der aus dem Dienst des Erzbischofs von Mainz 1075 in den Reichsdienst übertrat und dort von Anfang an in den wichtigsten Angelegenheiten Verwendung fand. So war er gleich im Jahre 1076 bei der Abfassung des berühmten Absetzungsschreibens an Gregor VII. beteiligt, wie er im Jahre 1080 der Hauptagent für das Zustandekommen der Brixener Synode war, auf die der neue kaiserliche Papst, Wibert von Ravenna, gewählt wurde. In den letzten Jahren des Kaisers, seit 1098, hat er vorwiegend die Urkunden seines Herrn verfaßt, vorher mehr gelegentlich, wenn er von seinen zahlreichen diplomatischen Missionen an den Hof zurückgekehrt war. Immer waren es dann aber wichtige Stücke, die seiner Feder entsprangen, wie die Urkunde Heinrichs IV. für den zum König erhobenen böhmischen Herzog, und andere Schreiben, die wegen ihrer breiten erzählenden Partien für uns von großem Wert sind. Dieser Mainzer Diktator, der in den späteren Jahren auch Beziehungen zu Speyer hatte, vielleicht dort eine Pfründe besaß, ist nun der schärfste Gegner Gregors VII., der skrupelloseste Vertreter einer aggressiven Politik; Schmeidler nennt ihn geradezu gelegentlich „den bösen Dämon" Heinrichs. Kein Wunder, daß er auch publizistisch in den Kampf eingegriffen hat und auch noch nach Heinrichs Tod seine Sache verfocht in der berühmten Vita Heinrici IV., deren Verfasser zu entdecken bisher so viel Kopfzerbrechen verursacht hatte. Ganz im Gegensatz zu ihm steht ein Italiener, Ogerius A, der von 1090 ab nachweisbar ist, wie der Mainzer bis zum Ende bei Heinrich ausgehalten hat, aber eine mehr vermittelnde Natur war, die sich in idealen Vorstellungen von der Einheit von Sacerdotium und Imperium im Weltregiment erging und daher für Vermittlungsaktionen an der Kurie verwendet wurde.

Hiermit sind nun eine Reihe wichtiger Persönlichkeiten der Zentralregierung erkannt; sicherlich sind es keine Phantasiegebilde, sondern wenn je lebendige Persönlichkeiten einer längst vergangenen Zeit auf eine exakte Weise wiedererweckt worden sind, so sind es diese. Eine weitere Frage erhebt sich: wie hat Heinreich mit diesen Männern regiert? Wer war letzten Endes der Leiter der Reichspolitik? Und wie sind die Schwankungen in Heinrichs politischem Verhalten zu beurteilen? Ist er im Grunde ein schwacher Herrscher gewesen, der zeitweise Einflüssen stärkerer Persönlichkeiten unterlegen ist? Oder war er wirklich der alles beherrschende Wille, der je nach Bedarf sich der Temperamente seiner Mitarbeiter, des rücksichtslosen Mainzers oder des vermittelnden Italieners, bewußt bediente? Schmeidler sucht auch auf diese Frage eine Antwort zu geben; aber mir scheint

Digitized by Google

in dem zusammenfassenden Kapitel 9: Der Kaiser (S. 370 ff.) das letzte Wort über Heinrichs IV. Politik nicht gesprochen zu sein. Schmeidler bekennt sich da zuerst als Anhänger einer ungünstigeren Beurteilung Heinrichs als Staatsmann, verurteilt das Absetzungsdekret von Worms 1076 als eine Tat „unverantwortlichsten Leichtsinns" und spricht ihm staatsmännische Eigenschaften ab, weil er sich in „vollständiger Ahnungslosigkeit und Unüberlegtheit in diesen Kampf gestürzt" habe. Vergessen wir nicht: damals war Heinrich IV. 26 Jahre alt. Man hat fast den Eindruck, als ob Schmeidler selbst die Schärfe dieser Beurteilung zu mildern bestrebt sei, wenn er im folgenden dann Heinrichs persönlich anziehende Eigenschaften hervorhebt: das Einsetzen seiner Persönlichkeit in Politik und Krieg für seine Sache, seine Standhaftigkeit und Fähigkeit, die ihm schließlich doch zu einer anziehenden und achtenswerten Persönlichkeit gemacht hätten. Treffender scheint mir das Schlußurteil S. 378 zu sein, daß „nicht nur das Wormser Konkordat, auch das Wirken Friedrich Barbarossas und Heinrichs VI. auf der Erhaltung der Grundlagen der deutschen Königsmacht beruhen, die Heinrich IV. durch seinen Lebenskampf ermöglicht hat".

Wie dem auch sei: das Buch Schmeidlers, das über die besprochenen Dinge hinaus noch eine Fülle wertvollster Einzeluntersuchungen, z. B. zur Erkenntnis der Osnabrücker Fälschungen und der Geschichte der böhmischen Königskrönung bietet, stellt die stärkste Bereicherung dar, die die historische Literatur über Heinrich IV. seit Meyer von Knonau aufzuweisen hat.

Digitized by Google

Zur Kriegsschuldfrage.

Von Georg Schuster.

Emile Bourgois und George Pagès: Die Ursachen und die Verantwortlichkeiten des großen Krieges. Herausgegeben von Bernhard Schwertfeger. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen. XXVII und 422 S. Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H., 1926. — Pappband Mk. 18.—.

Emile Bourgeois: Manuel hist. de politique étrangère. Tom. IV. La politique mondiale 1878—1919. Empires et nations. Paris, Librairie class. Eugène Belin, 1926.

Kronprinz Wilhelm: Ich suche die Wahrheit. Ein Buch zur Kriegsschuldfrage. VI und 396 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf., 1926.

Am 6. Februar 1919 hielt Paul Doumer im französischen Senat eine Rede über den Krieg und dessen Entstehung. Man dürfe, so schloß er, Frankreich nicht länger in Unkenntnis darüber lassen. Es habe jetzt ein Recht darauf, „die volle Wahrheit zu erfahren". Er beantragte demgemäß die Einsetzung eines Ausschusses zur Erforschung der Kriegsursachen.

Der Senat gab dem Antrage statt: Ein Ausschuß ward berufen und ihm aufgegeben, die Arbeiten alsbald in Angriff zu nehmen, etwaige Veröffentlichungen aber nicht „vor der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien" zu veranstalten. Später wurde als Publikationstermin der Untersuchungsergebnisse die Zeit nach Abschluß des endgültigen Friedens bestimmt.

Inzwischen hatte sich der Ausschuß unter der Führung Doumers um die Beschaffung des erforderlichen Urkundenmaterials bemüht und sich dabei von der Notwendigkeit überzeugt, die historische Untersuchung auf die Zeit seit 1870 auszudehnen. Schon damals, ja sogar einige Jahre früher habe das herrschsüchtige Deutschland die ersten Versuche gemacht zur Erlangung der Hegemonie über die europäischen Völker. Auf diesem Wege sei ihm Frankreich, dessen Kraft der Krieg von 1870/71 keineswegs gebrochen habe, das hauptsächlichste Hindernis gewesen. Die Geschichte der Jahre 1870—1914 liefere den unumstößlichen Beweis für die Tatsache von dem beständigen Angriffswillen des Deutschen Reiches. Seine Politik sei unaufhörlich darauf ausgegangen, Zwischenfälle hervorzurufen, um so eine Gelegenheit zum Streit zu schaffen. Angesichts solchen Treibens sei die französische Regierung für die Erhaltung des Friedens eingetreten. Sie habe also in ihrer Politik eine völlig entgegengesetzte Richtung einschlagen müssen. In kriegerischer Beziehung sei es Deutschlands

Digitized by Google

Bestreben gewesen, die künftige Auseinandersetzung mit Frankreich „zu einem einfachen militärischen Spaziergange" zu gestalten. Frankreich sei daher, zumal im Hinblick auf seine geringere Bevölkerungsziffer, zu außerordentlicher Kraftanstrengung gezwungen gewesen, um mit Deutschland auf dem Wege unaufhörlicher Rüstungen einigermaßen Schritt halten zu können. „Dieser militärische und politische Kampf Deutschlands für die Hegemonie und für den Krieg, dem von seiten Frankreichs immer der Kampf für den Frieden in Unabhängigkeit und Würde entgegenstand, sei die Einleitung des Zusammenstoßes von 1914" gewesen.... Also verkündete Herr Doumer, der Politiker und historische Sachverständige, am 18. Oktober 1919 im französischen Senat, als er dort Bericht über die bisher geleistete Arbeit des Untersuchungsausschusses erstattete.

Dieser hatte dem Minister der A. A. die Bitte unterbreitet, eine Darstellung der historischen Vorgänge in der Zeit von 1870 bis 1914 auf Grund der amtlichen Akten zu veranlassen und dem Ausschuß zur Verfügung zu stellen. In dem Elaborat sollten besonders die Umstände und Tatsachen berücksichtigt und in den Vordergrund gestellt werden, die der östliche Nachbar geschaffen oder benutzt habe, um Frankreich zu demütigen oder zum Kriege zu reizen.

Der Außenminister betraute mit dieser Aufgabe zwei bekannte Historiker: Emile Bourgois, Professor an der Sorbonne, und George Pagès, Generalinspekteur des Oeffentlichen Unterrichts, und machte ihnen den gesamten Aktenbestand seines Ministeriums zugänglich. Als Mitarbeiter trat ihnen Professor Levy-Bruhl von der Pariser Universität zur Seite.

Es war eine hochpolitische Mission von weltgeschichtlicher Bedeutung, ebenso umfassend wie schwierig und verantwortungsvoll, die den französischen Historikern im Juni 1919 übertragen wurde. Sie sollten vor allem den dokumentarischen Nachweis von der Alleinschuld Deutschlands erbringen, eine Behauptung, die bekanntlich die Grundlage des Versailler Friedens bildet. Schon nach Verlauf weniger Monate lag das gewünschte Gutachten fertig vor und wurde am 18. Oktober 1919 dem französischen Senat übergeben, der mit Genugtuung von seinem Inhalt Kenntnis nahm.

Man wird hiernach unschwer den Grad von Einsicht und Vorsicht, von Umsicht und Sorgfalt ermessen können, mit der die Gutachter zu Werke gegangen sein müssen. Schon die Bearbeitung des zweifellos sehr umfangreichen Aktenmaterials erforderte, wie jeder Sachkenner weiß, einen erheblich größeren Zeitaufwand. Innerhalb weniger Monate war sie auf keinen Fall zu leisten. Wir werden daher nicht fehlgehen in der Annahme, daß die Gutachter bei Benutzung des Aktenmaterials sich außergewöhnlicher Zurückhaltung befleißigt haben. Durchaus verständlich, wenn man erwägt, wie sorglich die französische Regierung und ihre Trabanten von jeher die Geheimnisse ihrer Staatskunst zu hüten beflissen waren. Erinnert sei hier u. a. an ihre jüngste Haltung in der belgischen Franktireurfrage. Aber auch noch eine andere Möglichkeit ist nicht von der Hand zu

Digitized by Google

weisen: An Stelle „der sämtlichen, am Quai d'Orsay aufbewahrten Dokumente", wie man der Oeffentlichkeit gegenüber beständig hervorzuheben sich bemüht, ist den Gutachtern nur eine bescheidene, der Tendenz ihrer Aufgabe entsprechende, einseitige Auswahl aus den vorhandenen Aktenbeständen zugänglich gemacht worden. Sie mögen sich trösten, die Unglücklichen! Auch einem Größeren im Reiche unserer Zunft, Heinrich von Sybel, ist im Berliner Auswärtigen Amte seinerzeit ähnliches Leid widerfahren.

Im Jahre 1921 entschlossen sich die Herren Bourgois und Pagès, ihr Gutachten in Buchform der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Dieses Werk, mit dem Mantel echter, tiefgründiger Wissenschaftlichkeit bekleidet, hat in Frankreich nicht geringes Aufsehen erregt, hat die Anschauungen der Franzosen, allerdings wohl nur der maßgebenden Pariser Kreise in ungewöhnlichem Maße beeinflußt und beherrscht die allmächtige öffentliche Meinung an der Seine noch heute.

„An amtlichen Publikationen zur unmittelbaren Vorgeschichte des Weltkrieges" aus dem Lager unserer ehemaligen Feinde herrscht wahrlich kein Ueberfluß. Und nun gar erst auf französischer Seite. Außer dem bald nach Kriegsausbruch veröffentlichten, historisch völlig belanglosen „Gelbbuch" über den Ursprung des Krieges hat die französische Regierung bisher keine andere Dokumenten-Sammlung veröffentlicht.

Um so dankbarer ist daher der Entschluß des rührigen Verlages anzuerkennen, das „wichtige Erzeugnis der französischen Nachkriegspropaganda" den deutschen Lesern zugänglich zu machen.

Die Herausgabe übernahm der rühmlichst bekannte Oberst Schwertfeger. Seine Arbeit liegt seit kurzem vor und verdient uneingeschränktes Lob. Die Uebertragung, von Hugo Bärentz-Leipzig besorgt und von dem Herausgeber durchgesehen, gibt den französischen Text möglichst wortgetreu und sinngemäß wieder. Trotzdem ist ihre Sprache durchsichtig, leicht und gefällig.

Auf eine Kritik der Darstellung hat der Herausgeber verzichtet bis auf wenige „allerdringendste Fälle". Aus guten Gründen. Um alles das zu widerlegen und einigermaßen richtig zu stellen, was der Text darbietet an ungenauen oder falschen Angaben, an tatsächlichen Entstellungen und Fälschungen, tendenziösen Bemerkungen, an schiefen und falschen oder bösartigen Urteilen, hätte es mindestens eines Bandes von dem Umfange des französischen Originals bedurft. Es kam ferner darauf an, dessen Autoren von vornherein jede Gelegenheit abzuschneiden, „sich über Unstimmigkeiten oder Aenderungen ihres Textes in der deutschen Uebersetzung zu beklagen". „Denkbar größte Vorsicht und Genauigkeit" waren um so dringender geboten, als unsere amtlichen Stellen, wie männiglich bekannt, mit ihren Veröffentlichungen seit Kriegsbeginn, namentlich mit den belgischen Dokumenten, üble Erfahrungen gemacht haben. Hinzu kam endlich, daß die Verfasser im Gefühl ihrer Unfehlbarkeit auf Grund der ihnen vorgelegten Korrekturabzüge der deutschen Ausgabe Einspruch erhoben „gegen jede Veränderung oder Richtigstellung ihres Textes".

Digitized by Google

Auch gegen „Verbesserungen von offensichtlichen Druckfehlern und zahlreichen Irrtümern in der Schreibweise der deutschen Namen". Es ist also, wie bereits angedeutet, in der vorliegenden Ausgabe die äußere Form des französischen Werkes genau wiedergegeben worden.

Zugrunde gelegt ist der deutschen Ausgabe die Buchform des Originals, weil seine Autoren — nach ihren eigenen Erklärungen — in ihr „den maßgebenden Abschluß ihrer Untersuchungen" erblicken. Gegenüber der ersten, gutachtlichen Form weist die französische Buchausgabe, wie der Herausgeber im einzelnen dartut, zahlreiche Veränderungen, Verbesserungen und Erweiterungen auf.

Das Werk besteht aus drei Teilen. Im ersten behandelt Bourgois den „Konflikt von 1914", im dritten „den Dreibund und den Dreiverband" (1904—1914). Der zweite Teil, aus der Feder von Pagès stammend, beschäftigt sich mit der „deutschen Vorherrschaft" (1871—1904).

Im Vorwort bemerken die beiden Franzosen, daß Deutschland „der augenscheinlichen Gewißheit und der Niederlage zum Trotz, sich weigere anzuerkennen, daß es das blutige Unternehmen von 1914 mit Oesterreich abgekartet hat, nicht, um sich zu verteidigen, sondern um den Plan, Europa, ja vielleicht die ganze Welt, seinen Gesetzen zu unterwerfen, zu verwirklichen". Es habe eines Zeitraumes von 150 Jahren bedurft, bis die preußischen Historiker Max Lehmann, Delbrück „sich dazu entschlossen" hätten, „die Beweise für den vorsätzlichen Angriff Friedrichs II. gegen Sachsen im Jahre 1756 zu veröffentlichen".

Von 1763—1894 habe man „so gut die Weisung befolgt, mit dem großen Friedrich immer wieder zu behaupten, er sei gezwungen gewesen, sich gegen die großangelegten, gefährlichen Pläne der sächsischen Politik zu verteidigen, gegen die Einkreisung durch eine europäische Koalition". Als dann 1914 „Wilhelm II. seinerseits im Verein mit Franz Joseph gegen Serbien, Belgien, Frankreich den Ueberraschungsangriff unternahm, auf dessen Erfolg er mit Bestimmtheit rechnete", da habe er „seinem Volke dieselbe Lügenweisung" gegeben. Würde auch sie „dauern bis zu der fernen Stunde, wo die Geschichtschreiber und die deutsche Oeffentlichkeit sie nicht mehr für nötig halten werden?" Glücklicherweise habe sich das „Mirakel", dem Friedrich II. im Jahre 1762 „die Rettung des Hauses Brandenburg zuschrieb", nicht wiederholt, „obwohl auch seinem Enkel der Abfall Rußlands als ein Glücksumstand" zugute gekommen sei.

„Die Berliner und Wiener Archive, in denen Wilhelm II. und Franz Joseph das Geheimnis ihrer ehrgeizigen Pläne und ihrer Schuld zu verschließen und lange Zeit zu bewahren gedachten, sind nach dem Zusammenbruch ihrer Macht geöffnet worden. Sie lassen, von ihrer eigenen Hand geschrieben, ihren heimlichen Anschlag gegen den Frieden der Welt erkennen. Man darf der Zeit und dem deutschen Volke, *diesem Mitschuldigen* seines Herrn, nicht die Möglichkeit lassen, die Wirkung dieser Beweise, die Geständnissen gleichkommen, abzuschwächen". „„Es erfordere eine zu große Anstrengung"" — so habe Friedrich II. wiederum gesagt, „als er sich

Digitized by Google

bemühte das Europa seiner Zeit und die Nachwelt über seine Absichten zu täuschen" — „„die Oeffentlichkeit, wenn sie einmal voreingenommen ist, aufzuklären, nachdem man ihr erst Zeit gelassen hat, sich in ihren Voreingenommenheiten festzusetzen."" Dies sei „in der Hauptsache der Zweck" der vorliegenden Abhandlung.

In dem engen Rahmen einer kritischen Betrachtung ist eine Auseinandersetzung mit den Ausführungen der französischen Gutachter mit einiger Aussicht auf Erfolg nicht durchzuführen. Wir können hier aber auch insofern darauf verzichten, als bereits Kronprinz Wilhelm in ausreichender und überaus wirksamer Weise zu der Anklageschrift der Bourgois und Pagès Stellung genommen hat. In seinem gut und anregend geschriebenen, von eindringender Sachkunde zeugenden, den Zusammenhang der Ereignisse mit durchsichtiger Klarheit darstellenden Werke werden die beweislosen Behauptungen und Verdächtigungen der beiden Franzosen einer sorgfältigen kritischen Prüfung unterzogen und die Gegner schließlich mit siegreichen Gründen völlig matt gesetzt.

Zu diesem Zweck greift der Verfasser bis auf das Jahr 1870 zurück und erläutert dabei an der Hand der Aufzeichnungen des „alten Herrn" über seine Unterredung mit Benedetti die vielberufene Emser Depesche. Von ihrer angeblichen Fälschung bleibt hiernach „nichts mehr übrig". (Siehe Festschrift der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft 1921.)

Im weiteren wird die Wiedervereinigung Elsaß-Lothringens mit dem Deutschen Reiche und Bismarcks wohlwollende Politik von 1871—73 zugunsten des besiegten Frankreichs dem brutalen Verfahren der Friedenskonferenz von Versailles aktenmäßig gegenübergestellt.

Einen großen Raum nimmt dann die Erörterung von „Deutschlands Friedenspolitik" ein und die Widerlegung der von französischer Seite mit Nachdruck vertretenen Anklage, daß des deutschen Volkes und seiner Regierung schrankenlose Herrschsucht den Weltkrieg heraufbeschworen habe.

Schließlich werden Poincaré und Iswolski mit Hilfe der belgischen Gesandtschaftsberichte als die einzigen und wirklichen Träger des Angriffsgedankens in Europa charakterisiert.

Im Hinblick auf die Darlegungen und Feststellungen des Kronprinzenbuches, das wir im Interesse der Kriegsschuldforschung wiederholt in empfehlende Erinnerung bringen, wird es genügen, hier nur noch einiger, die französischen Gutachter besonders schwer belastender Fälle zu gedenken.

Die Herren Bourgois und Pagès haben es mehrfach für angebracht gehalten, Zitate, die sie namentlich den „Deutschen Dokumenten zum Kriegsausbruch" (Kautsky-Akten) entnommen haben, „nach Belieben zu kürzen, ohne diese Kürzung irgendwie äußerlich kenntlich zu machen". Es ist daher unumgänglich notwendig und kann dem deutschen Leser nicht dringend genug empfohlen werden, allen von französischer Seite aus deutschen Werken zitierten Stellen mit höchstem Mißtrauen zu begegnen. —

Digitized by Google

Die bisherigen Forschungen zur Kriegsschuldfrage stimmen in dem Ergebnis überein, daß es allein die russische Gesamtmobilmachung gewesen ist, die die Furien des Weltkrieges entfesselt hat.

Gegenüber dieser Tatsache wagt Bourgois die Behauptung aufzustellen, die russische Mobilmachung sei ebenso wie das österreichische Vorgehen gegen Serbien das Werk Wilhelms II., seiner Minister und seines Generalstabes gewesen (S. 140 f.). „Der Kaiser und seine Ratgeber haben nicht nachgelassen, bis der Zar, der den Frieden wollte, durch ihre wiederholten Drohungen gezwungen war, seine Heere mobil zu machen. Das Ultimatum an Serbien und daran anschließend der Abbruch der diplomatischen Beziehungen, die unmittelbar folgende österreichische Mobilmachung gegen Serbien, die mit dem 26. Juli in Böhmen und gleich darauf auch in Galizien einsetzenden militärischen Vorbereitungen, die wiederholten Schritte des Grafen v. Pourtalès in Petersburg, die rücksichtslosen Antworten des Kaisers auf die Bitten und Anerbietungen des Zaren, das Manöver der Verkündigung einer deutschen Mobilmachung am 30. Juli in Berlin, — alle diese Vorgänge erinnern, nur in viel ausgeprägterem Maße, an die von Bismarck und der Militärpartei im Jahre 1870 angewandten Mittel, ‚dem Stier das rote Tuch vorzuhalten', um ihn zum Kampfe zu reizen. Allein im Jahre 1914 zeigten sich der Zar und sein Volk wie auch seine Verbündeten, Serbien und Frankreich, so wenig reizbar, daß Deutschland genötigt war, in dieser verhängnisvollen Woche List und Herausforderung zu häufen und beide gewissermaßen miteinander abwechseln zu lassen".

In diesen Tiraden tobt sich noch einmal die ganze Brutalität der französischen Kriegspsychose schäumend aus. Man muß schon Franzose sein, um dergleichen für möglich zu halten. Offenbar hat es die deutsche „Denkschrift betr. die Verantwortlichkeit der Urheber des Krieges", dem Gutachter Bourgeois angetan und ihn aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht. Es handelt sich um jenes Schriftstück, das am 27. Mai 1919 von Hans Delbrück, dem Grafen Montgelas, Max Weber und Albrecht Mendelssohn-Bartholdy in Versailles unterzeichnet wurde. Bourgeois kann nicht Worte genug finden, um seiner Empörung darüber Ausdruck zu geben, „daß ein Historiker wie Hans Delbrück sich mit seinen Kollegen dazu bereit finden ließ, die erstaunliche geschichtliche Darstellung der europäischen Politik dieser letzten 50 Jahre, die sie zur Beantwortung dieser wesentlichen Fragen im Jahre 1919 nach Versailles mitbrachten, vorzulegen und mit seinem Namen zu decken" (S. 148). —

Mit einer gewissen Emphase glaubt Bourgeois im 3. Teil seiner Arbeit (S. 359), nach dem Urteil des französischen Botschafters Cambon in Berlin, feststellen zu können, daß Kaiser Wilhelm II. im November 1913 aufgehört habe, „ein Anhänger des Friedens zu sein". „Hätten der deutsche Kaiser, sein Volk und seine Verbündeten, der Anregung Eduards VII., der [französischen] Republik und des Zaren folgend, sich mit dem Frieden schlechthin begnügen können, so wären große Schmerzen, große Leiden der Menschheit erspart geblieben. Sie

Digitized by Google

haben im Gegenteil geglaubt, daß, um ihre eigenen Worte anzuführen, ‚unter der drückenden Last gewaltiger Rüstungen, beträchtlicher Opfer, einer gespannten politischen Lage, das Losschlagen als eine Erlösung betrachtet werden würde, weil für Deutschland Jahrzehnte des Friedens und der Blüte, wie nach 1870, folgen würden'."

Diese Sätze entlehnt Herr Bourgeois einer im französischen Gelbbuche veröffentlichten, Ludendorff zugeschriebenen Denkschrift vom 19. März 1913, in der dieser die Notwendigkeit der deutschen Heeresvermehrung betont, um Frankreich anzugreifen. Daß die ominöse Denkschrift eine bösartige Fälschung darstellt, ist allgemein bekannt. Die Reichsleitung hat sie bereits im Dezember 1914 als solche gekennzeichnet. Und Ludendorff selbst hat im Juli 1919 in seiner Schrift: „Französische Fälschung meiner Denkschrift von **1912** über den drohenden Krieg. Ein Beitrag zur Schuld am Kriege." die ganze innere Haltlosigkeit des schmählichen Schriftstückes vom 19. März 1913 nachgewiesen und überzeugend dargetan, daß es weder von ihm noch von dem deutschen Generalstabe herrührt.

Alle diese Vorgänge sind selbstverständlich auch dem sachkundigen Herrn Geschichtsprofessor von der Pariser Universität durchaus geläufig. Aber sie erscheinen ihm zweckwidrig. Sie stören das Ensemble. Darum geht er, auch ein „Bekenner" der Wahrheit, kaltlächelnd über sie hinweg, hält sich lieber an die ihm und seiner vorgefaßten Meinung bequemeren Behauptungen der gefälschten Denkschrift und glaubt, damit die Frage nach der Schuld am Kriege endgültig zuungunsten des Deutschen Reiches und seiner Verbündeten entschieden zu haben.

Eine ähnliche Anschauung vertritt unser Gutachter in seinem neuesten Werke (namentlich im 4. Kapitel des 4. Bandes, S. 605 ff.). Auch hier wird die Verantwortlichkeit und die Schuld am Weltkriege dem Deutschen Reiche aufgebürdet .... Der deutsche Kaiser trage die Verantwortung dafür, Oesterreich vorwärts getrieben zu haben. Als Beweismaterial werden die bekannten temperamentvollen, aber in ihrer Auswirkung gänzlich bedeutungslosen Randbemerkungen Kaiser Wilhelms II. zu den Depeschen des deutschen Botschafters in Wien an das A. A. herangezogen (siehe „Deutsche Dokumente" Nr. 29). Alles sei zwischen Deutschland und Oesterreich bis aufs kleinste vorher abgemacht gewesen. „Man habe sogar verstanden, sich vorsorglich ein Alibi zu schaffen: Wilhelm II. hielt sich in Norwegen auf, Franz Joseph in Ischl, Moltke in Karlsbad, Konrad v. Hötzendorf in Tirol". Als der deutsche Kaiser am 26. Juli seine Heimreise nach Berlin antrat, „wußte er, daß der allgemeine Krieg unvermeidlich sei, und hoffte zweifellos auf ihn" .... „In Europa wünschten allein der deutsche Kaiser und seine Untertanen den großen europäischen Konflikt herbei" (S. 634).

Auch hier wieder eine Summe leerer Redensarten und skrupelloser Verdächtigungen, für die Bourgeois nicht den Schatten eines Beweises beizubringen weiß. Erinnern wir uns bei dieser Gelegenheit der Tatsache, daß von allen europäischen Staaten Frankreich

Digitized by Google

allein es ist, das sich seit dem Tage, da es in die Geschichte eintrat, zur Kampfidee bekennt. Nur daß es immer meisterhaft verstanden hat, seine Hegemoniepläne zu verschleiern. Und um dieser Hegemonie willen unterhält es heute noch im Rheinlande auf Kosten Deutschlands eine Armee von 60 000 Mann!

Wer für die Bedürfnisse unserer Tage Verständnis hat, wer erkennt, was dem deutschen Menschen der Gegenwart nottut, wird nach Kräften für die Verbreitung des vorliegenden Buches Sorge tragen. Es ist in politischer Beziehung von allergrößter Bedeutung, daß das deutsche Volk ernstlich seine Gedanken erhebt zu dem Schmach- und Schandfrieden von Versailles, daß es die Sprache und Denkweise im Lager unserer früheren Gegner kennen lernt, den Gesichtskreis und die Ideenketten, die namentlich in der tonangebenden französischen Hauptstadt maßgebend sind für die Beurteilung der deutschen Vorkriegspolitik und die der Kulturwelt die Erkenntnis der Wahrheit in so ungeheurem Maße erschweren. Es ist, wie auch der Herausgeber mit Recht nachdrücklich hervorhebt, unsere unabweisbare Pflicht und Schuldigkeit, uns ernstlich mit den gewissenlosen Ausführungen der Bourgeois und Pagès zu befassen, die die deutsche Politik als „Lügereien“ und „Schurkereien“ vor der gedankenlosen Welt zu brandmarken suchen, und ihr Buch als „wirkungsvollen Bundesgenossen“ zu benutzen in dem „Kampfe um die Wiederherstellung des deutschen Ansehens in der Welt,“ um die gründliche Nachprüfung des Versailler Verdammungsurteils.

Digitized by Google

Neuere Literatur über Vorgeschichte.

Auf dem Gebiete der Vorgeschichte ist auch in den letzten Jahren fleißig gearbeitet worden. Teils konnte Bekanntes weiter ausgebaut werden, teils sind neue Gedanken und Anregungen aufgetaucht oder neue Funde gemacht worden. Besonders die letzteren erregen immer größeres Interesse, zumal die Prähistorie zu einem gewissen Teile immer noch eine Zufallswissenschaft ist, die durch zufällige Funde ins Leben gerufen wurde und durch solche immer neue Nahrung erhält, bis zuletzt einmal der Ring, der noch immer große Lücken zeigt, geschlossen ist. So können wir auch jetzt wieder von größeren und kleineren Schriften Kenntnis geben, die dazu beitragen, uns diesem Ziel näher zu bringen oder auch das Interesse an dieser Wissenschaft zu wecken.

Richten wir unser Augenmerk zunächst auf ein kleines, aber instruktives Werkchen von Hubert Schmidt[1]), das in gemeinverständlicher Form die Grundbegriffe der Prähistorie weiteren Kreisen nahebringen will. Es behandelt die Vorgeschichte Europas, die uns noch immer Rätsel aufgibt, aber doch langsam geklärt wird. Was das Buch bietet, ist dem Prähistoriker vom Fach nichts Neues; aber für solche ist es auch nicht bestimmt. Gerade dem Nichtfachmann will es zeigen, daß wir heute schon sehr wohl in der Lage sind, an der Hand des bis jetzt wissenschaftlich Festgestellten zusammenfassende Darstellungen der europäischen Vorgeschichte zu geben. Zunächst liegt nur das erste Bändchen vor, das die Stein- und Bronzezeit umfaßt. In klaren und interessanten Ausführungen werden diese Anfänge der Kultur behandelt, wobei insbesondere die für Europa in Betracht kommenden Kulturkreise hervorgehoben werden, die auch dem Laien zeigen, welche interessanten Vergleiche sich hier ziehen lassen. Zwei Zeittabellen und acht einfach gehaltene Tafeln mit Abbildungen der Haupttypen ergänzen in willkommener Weise den Text. Solche kurz gehaltenen und doch über alles, auch über die neueren Funde und Ansichten orientierenden Werkchen kann man nur mit Dank begrüßen. — Einen Ausschnitt aus der Stein- und Bronzezeit, der ein besonders anziehendes Gebiet umfaßt, bietet uns Andree in einer kleinen Arbeit über den Bergbau in der Vorzeit[2]). Schon früher hat der Verfasser einen Aufsatz über den vorgeschichtlichen Bergbau auf Kupfer und Salz in Europa erscheinen lassen (Mannusbibliothek Bd. 22), den er nun erweitert hat, vor allem auch durch Abhandlungen über den ältesten Bergbau, den auf Feuerstein, und die Gewinnung des Zinnes. Die Ausführungen über die

---

[1]) Hubert Schmidt, Dr., Vorgeschichte Europas. Grundzüge der alteuropäischen Kulturentwicklung. Bd. 1, Stein- und Bronzezeit. Mit 8 Tafeln und 2 Zeittabellen. 105 S. Kl.-8°. (Aus Natur und Geisteswelt, 571. Bändchen.) Leipzig u. Berlin, Teubner, 1924.

[2]) Julius Andree, Dr., Bergbau in der Vorzeit. I. Bergbau auf Feuerstein, Kupfer, Zinn und Salz in Europa. Mit 27 Textabbildungen, 127 Tafelabbildungen und 3 Tabellen. (Vorzeit, Band 2.) 72 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Digitized by Google

Art des Bergbaues, die Gruben und Stollen, die benutzten Werkzeuge, Menschenreste usw. bieten viel Neues und beruhen auf gründlicher systematischer Forschung. Auch die Abschnitte über Kupfer- und Salzbergbau, worüber uns die Ausgrabungen in den Salzburger Alpen schon viel Merkwürdiges berichtet haben, enthalten einiges, das uns in neuem Lichte gezeigt wird und neue Erkenntnisse vermittelt. Die Schrift ist fesselnd und bietet dem Prähistoriker Anregendes. Die Abbildungen sind klar und gut ausgewählt. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß der Verfasser beim Feuersteinbergbau auch über die Schäftung der gebrauchten Werkzeuge spricht und dabei auch die Methoden heutiger primitiver Völker heranzieht.

Eine Frage, die schon immer die Forscher beschäftigt hat, ist die nach dem Ursprung der Germanen und ihr Verhältnis zu den Indogermanen. Da hat nun Feist eine auf streng wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Schrift veröffentlicht [1]), die zum ersten Male 1914 erschien, seitdem aber den Fortschritten der Wissenschaft entsprechend durchgesehen, zum Teil umgestaltet und auch erweitert worden ist. Feist wendet sich gegen die von namhaften Prähistorikern verteidigte neuere Anschauung, daß die Heimat der Indogermanen Norddeutschland oder Skandinavien sei, sie und die Germanen eigentlich identisch seien und die Ausbreitung der indogermanischen Sprachen demnach als Resultat von Germanenwanderungen zu betrachten sei. Er betrachtet die Frage als eine im letzten Grunde sprachliche und kommt dabei durch eingehende Untersuchung der indogermanischen Sprachen und ihrer Eigentümlichkeiten zu dem Schlusse, daß „die sprachlichen und archäologischen Gründe für eine Herkunft der Indogermanen aus dem späteren Germanengebiet sich bei näherer Betrachtung als nicht stichhaltig erweisen", daß vielmehr die Germanen, die schon seit der ältesten neolithischen Zeit in ihren späteren Sitzen saßen, in vorgeschichtlicher Zeit „indogermanisiert worden sind, d. h. ihre einheimische Sprache mit der germanischen Mundart vertauschten". Welches indogermanische Volk diesen Einfluß auf das Germanenvolk ausübte, kann nicht mehr festgestellt werden; die Kelten waren es jedenfalls nicht, vielmehr ist diese Indogermanisierung vermutlich noch vor dem Vordringen der Kelten in die Germanensitze erfolgt. Die Urheimat der Indogermanen ist in Zentral- oder Vorderasien zu suchen. Zur Vervollständigung dieser kurzen Zusammenfassung und zur Charakterisierung der Arbeitsweise des Verfassers gebe ich hier die einzelnen Kapitel seines Buches: I. Das Problem, II. Die Germanen, III. Die Indogermanen, IV. Die indogermanische Rasse, V. Die hochdeutsche Lautverschiebung, VI. Die germanische Lautverschiebung, VII. Kelten und Germanen, VIII. Die Lehnwörter des Germanischen, IX. Der germanische Wortakzent, X. Das Germanische keine direkte Fortsetzung des Indogermanischen, XI. Die indogermanische Urheimat, XII. Das Tocharische, XIII. Das Hethitische,

[1]) Sigmund Feist, Indogermanen und Germanen. Ein Beitrag zur europäischen Urgeschichtsforschung. 3. Aufl. VIII u. 156 S. Gr.-8°. Halle, Niemeyer, 1924. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.50.

Digitized by Google

XIV. Die Germanen eine Dauerrasse. Besonders interessant sind unter diesen Kapiteln die über das Tocharische und Hethitische, zwei früher ganz unbekannte indogermanische Sprachen, von denen das Hethitische überhaupt erst in allerjüngster Zeit als indogermanisch erkannt worden ist. — Dieser Schrift Feists dürfen wir die eines bekannten Prähistorikers entgegenstellen, die von Kossinna über das indogermanische Urvolk[1]). Kossinna ist Vertreter der von Feist bekämpften Anschauung; er findet die Heimat der Indogermanen im Norden. Wenn er auch das Sprachliche berücksichtigt, so behandelt er doch in erster Linie die Frage archäologisch und anthropologisch. Nach ihm sind die Indogermanen ein Zweig des westeuropäischen Rassenstammes, der nördlich abwanderte und eine vorfinnische, ihm sprachlich verwandte Bevölkerung langsam verdrängte, dann aber rückläufig zu einem Teil in die Gegenden der mittleren Donau gelangte und dort den neuen Zweig der Südindogermanen hervorrief; die erste Spaltung des indogermanischen Urvolkes. Kossinna belegt seine Ausführungen durch fortlaufende Erwähnung und Charakterisierung der in Frage kommenden Fundobjekte, die durch viele Abbildungen im Texte anschaulich gemacht werden. Der Verfasser ist ein so gewiegter Kenner der germanischen Vorgeschichte, daß man seine Darstellung durch einfache Ablehnung nicht als unrichtig erweisen kann. Sie hat sehr viel für sich und Rez. neigt sich ihr persönlich zu, weil die vergleichende prähistorische Wissenschaft, die hier angewandt ist, schon manches geklärt hat und seiner Meinung nach auf diesem Wege auch die Lösung gefunden werden wird. Sprachliche Untersuchungen, wie die von Feist, können das natürlich bedeutend unterstützen, aber leicht auch zu einseitigen Schlüssen führen. — Mit den Indogermanen beschäftigt sich auch eine umfangreichere Schrift von Georg Wilke, und zwar handelt sie von der Religion derselben[2]). Von vornherein war ja anzunehmen, daß sich die Religion der Indogermanen wie bei anderen Völkerschaften aus primitiven Formen des Animismus, Totemismus, Toten-, Seelen- und Dämonenglaubens entwickelt habe, zumal wir heute noch bei Völkern indogermanischer Abstammung, auch wenn schon längst das Christentum Eingang gefunden hat, unbewußt noch immer Reste solcher uralter primitiver Religion und darauf bezügliche Gebräuche erkennen können. Hiervon ausgehend behandelt Wilke zunächst die verschiedenen primitiven Religionsformen, um nachzuweisen, wie diese sich auch in den religiösen Anschauungen aller Indogermanen verfolgen lassen, und geht dann zu den indogermanischen Göttergestalten und dem Kultus der Indogermanen über, wobei er immer wieder darauf hinweist, wie sich diese spätere Götterreligion auf früheren primitiven Anschauungen aufbaut

---

[1]) Gustav Kossina, Die Indogermanen, ein Abriß. I. Teil: Das indogermanische Urvolk. (Mannusbibliothek Bd. 26.) Mit 150 Textabbildungen und 6 Tafeln. VI u. 79 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch. Mk. 4.50, geb. Mk. 6.—.

[2]) Georg Wilke, Die Religion der Indogermanen in archäologischer Beleuchtung. Mit 278 Abbildungen im Text. (Mannusbibliothek Nr. 31.) 254 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch, 1923. Mk. 7.—, geb. Mk. 8.50.

Digitized by Google

und auf sie zurückweist. Hier behandelt der Verfasser auch den Zusammenhang ethischer Begriffe mit primitiven religiösen Anschauungen, und bei Gelegenheit der Frage über Götterbilder stellt er die sehr verständliche Behauptung auf, daß die Holzpfeiler, aus denen sich nach und nach die Bildsäulen der Gottheiten entwickelten, mit fetischartigen Anschauungen zu tun haben. Die Arbeit Wilkes ist sehr anerkennend zu beurteilen, weil sie das Thema so erschöpfend behandelt.

Gehen wir zu den Werken über, die sich mit den Germanen insbesondere befassen. Drei Untersuchungen liegen uns vor, die in einem inneren Zusammenhange zueinander stehen. Walther Schulz hat in einer Schrift die germanische Familie der Vorzeit behandelt, in einer zweiten Staat und Gesellschaft in germanischer Vorzeit [1]). In beiden Werken will der Verfasser nach seinen eigenen Angaben im Vorwort, nicht neue Forschungen vortragen, sondern vielmehr die bisherigen Ergebnisse in einem Bilde zusammenfassen, ohne auf Einzelstreitfragen einzugehen. Von solchen Darstellungen haben auch andere etwas als nur die Fachgelehrten. Wer tiefer in das Thema eindringen will, findet in den beigefügten Literaturnachweisen Anhaltspunkte genug. Schulz stützt sich neben den archäologischen Ergebnissen auf die Ueberlieferung und das Sprachgut. Im ersten Werke behandelt er den Familienaufbau, die Frau, die Ehe, die Hausgemeinschaft, den verwandtschaftlichen Zusammenhalt, und bringt in einem Anhang noch die Stammessage der Germanen und die Fürstengeschlechter der Cherusker mit ihren Verschwägerungen. Das zweite Werk stellt erstens die staatlichen Verhältnisse dar (Völkerschaften, Verwaltung), und dann die gesellschaftlichen Verhältnisse (Volk, Unfreie und Fremde, Anfänge des Ständewesens). Es bietet einen eigenen Reiz, sich gerade in diese hier geschilderten Verhältnisse unserer Vorfahren zu vertiefen, und es wäre gut, wenn recht viele Moderne die beiden Schriften lesen wollten, um daraus zu lernen, daß es gar nichts schadete, wenn man einzelne den Sitten der alten Germanen zugrunde liegende Anschauungen in der heutigen Zeit wieder etwas beachten wollte. — Die dritte hierher gehörige Schrift ist schon in unseren Mitteilungen angezeigt worden, aber es dürfen ihr auch in diesem Sammelbericht einige erwähnende Worte noch gewidmet werden. Georg Girke redet da von der Tracht der Germanen in der vor- und frühgeschichtlichen Zeit. Es ist eine Geschichte der Männer- und Frauenkleidung von der Steinzeit her, etwas für heutige Modeschwärmer. Die zugehörigen Abbildungen sind sorgfältig ausgewählt und gut reproduziert. Ein Anhang über die landläufigen Germanenbildnisse zeigt uns, wie weit sich oft die künstlerische Phantasie von den Resultaten der archäologischen Forschung entfernte und noch entfernt.

---

[1]) Walther Schulz, Prof. Dr., Die germanische Familie in der Vorzeit. Mit 26 Abbildungen. (Vorzeit, Band 3.) 36 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch, 1925. Mk. 2.50.

Derselbe, Staat und Gesellschaft in germanischer Vorzeit. Mit 30 Abbildungen und 2 Karten. (Vorzeit, Band 4.) 51 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch, 1926. Mk. 3.50.

Digitized by Google

Von Schriften, die einzelne Gebiete und Orte archäologisch behandeln, nenne ich zunächst Carl Gumpert, der eine größere Arbeit über das fränkische Mesolithikum bringt[1]). Unter M. versteht die prähistorische Wissenschaft diejenige Entwicklungsstufe der vorgeschichtlichen Zeit, die eine Verbindung zwischen der älteren und jüngeren Steinzeit herstellt. In ihr sind ältere und jüngere Typen anzutreffen, die sich weder in die eine noch die andere dieser beiden Stufen ohne weiteres einfügen lassen. Der Verfasser beschränkt seine Darstellung auf die Umgebung Ansbachs, auf das Tal der fränkischen Rezat und der oberen Altmühl und das fränkische Hügelland. Für dieses Gebiet kommt vom Mesolithikum die als „Tardenoisien" bezeichnete Kulturstufe in Betracht. Zur Orientierung über den Charakter des Tardenoisien diene der Abschnitt „Typologische und chronologische Betrachtungen" auf S. 31 ff. Eigentümlich ist dem Mesolithikum, daß es hauptsächlich Oberflächenfunde bietet, auf die man zu Unrecht meist sehr wenig gab. So enthält denn auch das Fundmaterial, das dem Verfasser zu Gebote stand, vor allem solche Oberflächenfunde. Aber auch die Entdeckung einer mesolithischen Wohngrube, deren nur sehr wenige bekannt geworden sind, die den neolithischen, viel häufigeren Wohngruben gegenüber charakteristische Unterschiede aufweist, ist als ganz besonders wertvoller Fund zu verzeichnen. Der Hauptteil des Buches ist der ausführlichen Beschreibung der aus Schabern, Messern, Sticheln, Bohrern, Pfeilspitzen u. a. bestehenden Funden, die zu einem großen Teile mikrolithischer Art sind, gewidmet. An den vielen Abbildungen lassen sich die Unterschiede gegenüber den paläolithischen und neolithischen Typen ohne besondere Mühe ersehen, und wir müssen zugeben, daß ein sehr interessantes Material vorliegt. Gefäßscherben wurden nicht gefunden, weil der Mesolithiker die Töpferei noch nicht kannte. Das Material, aus dem die Fundstücke hergestellt sind, ist selten Feuerstein, der den Steinzeitmenschen der Umgebung Ansbachs schwer erreichbar war. An seine Stelle treten verschiedene Hornsteinarten. Die Besiedelung war nicht gering, und die Siedler, um die es sich handelt, müssen ein seßhaftes Jäger- und Fischervolk gewesen sein. Der Verfasser schildert dies alles in ansprechender Form. Seinem Buche schickt er einleitende Bemerkungen über die geologischen Verhältnisse der Rezat- und Altmühlgegend und über die Anlage steinzeitlicher Wohnplätze voraus. — In eine spätere Zeit versetzt uns das Buch von Albert Krebs über die vorrömische Metallzeit im östlichen Westfalen[2]). Der Verfasser verzeichnet die im östlichen Westfalen gemachten vorgeschichtlichen Funde aus der älteren und jüngeren Bronzezeit und der vorrömischen Eisenzeit und verwertet sie siedlungs-

---

[1]) Carl Gumpert, Fränkisches Mesolithikum. Die steinzeitliche Besiedelung der fränkischen Rezat und oberen Altmühl im Tardenoisien. Mit 180 Abbildungen im Text. (Mannusbibliothek, Band 40) VI u. 121 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch, 1927. Mk. 6 —, geb. Mk. 7.60.

[2]) Albert Krebs, Die vorrömische Metallzeit im östlichen Westfalen. Mit 6 Tafeln. (Mannusbibliothek, Band 38.) 59 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch, 1925. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.70.

Digitized by Google

geschichtlich. Die Funde sind Einzelfunde und Grabfunde. Die Untersuchung derselben führt ihn zu folgenden Ergebnissen. In der älteren Bronzezeit des Fundgebietes unterscheidet er zwei Siedlungsperioden, gekennzeichnet durch zwei verschiedene Bestattungsarten, die er als Erdhügelgräber und Steinhügelgräber bezeichnet. Er führt sie auf süddeutsch-keltische Einwanderung zurück, erstere auf eine ackerbautreibende, letztere auf eine Hirtenbevölkerung, die etwa gleichzeitig im ersten Drittel des zweiten Jahrtausends v. Chr. auftreten, von denen aber die erstere, die örtlich die westliche Gruppe darstellt, nicht so lange dauerte wie die zweite, die östliche, die vermutlich noch bis ins letzte Drittel des Jahrtausends hineinreicht. In der jüngeren Bronzezeit drang eine neue Bevölkerung von der Gegend um die Allermündung weseraufwärts vor mit anderer Begräbnissitte. Sie hat Urnenbeisetzung, entweder in Form von Urnenfriedhöfen oder künstlicher Grabhügel. Dies war eine germanische Bevölkerung. Das Eindringen des Eisens macht sich in den Urnenfriedhöfen im östlichen Westfalen bemerkbar, woraus zu folgeru ist, daß sich die hier in Frage stehende Bevölkerung mindestens bis in die erste Eisenzeit, vermutlich sogar bis in die Latènezeit, hielt. Die Grabhügelbestattung läßt auf die Einwanderung eines neuen germanischen Stammes schließen. Wir erkennen zwei Gruppen von Urnengrabhügeln, eine südliche an der oberen Werra bis in die Gegend von Paderborn und eine nördliche im Kreise Minden. Die Leute der südlichen Gruppe wanderten in der ersten Eisenzeit ein, 300—400 Jahre später als die Urnenfriedhofleute, und noch etwas später kamen die Leute der nördlichen Gruppe, etwa in dem letzten Abschnitt der Hallstattzeit. In den Funden zeigt sich der Einfluß der Kultur des nordhannoverschen Kreises. Diese germanische Bevölkerung des östlichen Westfalens kann sehr wohl bis über den Beginn unserer Zeitrechnung hinaus dort verblieben sein. Ergänzt werden diese Erörterungen und Resultate durch Untersuchungen über 1. ostwestfälische Germanenstämme, ihre Wanderungen und Wohnsitze in vorgeschichtlicher Zeit, 2. Volksdichte und Wohlstand, 3. Wirtschaft, Siedlungsweise und andere Kulturformen, sowie durch eine Tabelle über die räumliche und zeitliche Verteilung der Grabformen (und Volksstämme.) Die Schrift wird jedem Leser willkommen sein. — Wenden wir uns nun zu einer Arbeit von Paul Schumacher über Ringwälle in Posen [1]). Der Verfasser folgt einer Anregung zur kartographischen Festlegung der Ringwälle in der Provinz Posen. Gerade auf diesem Gebiete ist noch verschiedenes zu tun. Seine Schrift beschränkt sich aber nicht auf die Einzeichnung der Ringwälle in die Karte von Posen, sondern er gibt vor allem eine eingehende Beschreibung sämtlicher dort festgestellter Werke dieser Art nach Lage, Umfang, Höhe, Funden und Ueberlieferung. Die Zusammenstellung ergibt, daß die Zahl der noch vorhandenen Ringwälle viel größer ist, als man ver-

[1]) Paul Schumacher, Die Ringwälle in der früheren preußischen Provinz Posen. Ein Beitrag zur vorgeschichtlichen Kartographie. Mit 40 Textabbildungen und 1 Karte. (Mannusbibliothek, Band 36.) 72 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch, 1924. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.20.

Digitized by Google

muten sollte; viele sind schon abgetragen. Der Aufzählung und Beschreibung gehen einleitende Abschnitte voraus über das Geschichtliche der Ringwallforschung, Form und Material, Name, Größenverhältnisse, Ursprung, Zweck und spätere Benutzung, Lage und Dichtigkeit, die man nicht ohne Nutzen durchgeht. Das Ganze ist eine fleißige Arbeit. Archäologisch interessiert uns am meisten die Frage über das Alter dieser Ringwälle und ihre mutmaßlichen Erbauer. Der Verfasser scheint sich der Ansicht zuzuneigen, daß die älteren Anlagen germanischen Ursprungs seien, aus der Zeit vom 1. Jahrhundert v. Chr. bis zur Völkerwanderung stammend, die jüngeren slawischen Ursprungs aus der Zeit vom 6.—11. Jahrhundert. Sehr willkommen ist dem Forscher die nicht weniger als 410 Nummern umfassende Uebersicht über die Literatur zur Ringwallkunde. Die gründliche Arbeit des Verfassers darf sich selbst als einen wertvollen Beitrag zur Ringwallforschung hinzurechnen. — Mit einem ganz besonders interessanten vorgeschichtlichen Befestigungswerke beschäftigt sich ein Werkchen von Erich Caemmerer[1]), mit der der thüringischen Stadt Arnstadt im Süden vorgelagerten Muschelkalkhochebene, die seitlich steil abfällt, nach Süden durch Wallanlagen gegen das ansteigende Gelände geschützt ist, der Alteburg, einer vorgeschichtlichen Befestigungsanlage. Wäre man über den Charakter der Oertlichkeit im Zweifel, so würden die zahlreichen dort gemachten Funde den Beweis des vorgeschichtlichen Ursprungs liefern. Das Werkchen gibt nach einer kurzen topographischen Einleitung eine Zusammenstellung und Beschreibung der Fundstücke. Es sind steinzeitliche und latènezeitliche Funde. Die steinzeitlichen, bearbeiteter Feuerstein und Steingeräte, weisen auf spätneolithische Zeit, etwa in die Zeit 3000 v. Chr. Von den keramischen Funden kann nur ein kleiner Teil als bandkeramisch bestimmt werden. Ob die Befestigung in neolithischer Zeit angelegt wurde, läßt sich nicht erweisen. Aber in dieser Zeit wurde sie als Fliehburg benutzt und enthielt auch allem Anschein nach wegen der großen Zahl von noch unfertigen oder unbrauchbar gewordenen und dann umgearbeiteten Feuersteingeräten, Splittern und Abfällen eine neolithische Werkstatt. Auffallend ist, daß eine neolithische Ansiedelung am Fuße der Alteburg bis jetzt nicht festgestellt wurde. Die Bronzefunde weisen in die mittlere und spätere Latènezeit. Die Alteburg ist anscheinend seit der neolithischen Zeit immer eine Fliehburg geblieben, wenn sich dies auch nicht unzweifelhaft aus den Bronzefunden, weil sie verhältnismäßig gering sind, schließen läßt. Auch Keramik der Latènezeit ist vorhanden. Aber eine latènezeitliche Ansiedelung am Fuße der Alteburg ist ebensowenig gefunden worden wie eine neolithische. Jedoch ist dies kein Beweis gegen die Annahme einer solchen, da diese vermutete Siedlung immer noch gefunden werden kann. Ob sich, wie vielfach angenommen wurde, auf der Alteburg eine Kultstätte befunden hat, läßt sich nicht

[1]) Erich Caemmerer, Dr., Die Alteburg bei Arnstadt. Ein Beitrag zur Kenntnis der Vorgeschichte Thüringens. Mit 139 Abbildungen im Text. (Mannusbibliothek, Band 37.) 38 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch, 1924. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.70.

Digitized by Google

erweisen, ebensowenig ob in der in Frage kommenden Periode innerhalb der Latènezeit Germanen als Inhaber der Alteburg in Frage kommen, oder ob es sich um vereinzelte keltische Volksteile handelt, die sich hier gehalten haben. Die Arbeit des Verfassers verdient volle Anerkennung. — Eine bemerkenswerte Oertlichkeit in Hinsicht auf vorgeschichtliche Besiedelung ist auch die Heideterrasse zwischen Rheinebene, Acher (Nebenfluß der Sieg) und Sülz (Nebenlauf der Acher), südöstlich von Köln. Der Höhenzug, der nördlich der Sieg den Rhein begleitet, hat hier den Charakter einer hochliegenden Heidefläche angenommen. Von der vorgeschichtlichen Besiedelung dieses Landstriches und insbesondere des östlichen Teiles um das Dorf Altenrath handelt eine Schrift von Rademacher[1]), die schon etwas zurückliegt, aber hier im Zusammenhange nochmals kurz Erwähnung finden muß. Aus den auf der genannten Terrasse gemachten Gerät- und Gefäßfunden ergibt sich, daß bereits in der Steinzeit eine schnurkeramische Siedlung und eine andere aus der Zeit der Pfahlbaukultur vorhanden waren. In der Hallstattzeit, die an in der Nähe der steinzeitlichen Siedelungen zutage gekommenen Funden nachgewiesen werden konnte, ist, wie die zahlreichen Grabhügel ergeben, der ganze Terrassenrand, besonders im Westen und Osten, besiedelt gewesen, wenn sich auch die zu den verschiedenen Grabhügelfeldern gehörigen Siedelungen noch nicht haben auffinden lassen. Diese nicht germanische Bevölkerung wurde im 6. Jahrhundert v. Chr. durch die von Norden aus sich ausdehnenden Germanen verdrängt. Germanische Ansiedelungen lassen sich erst aus der späteren Eisenzeit, etwa aus dem 4. Jahrhundert v. Chr., nachweisen, Gräber und Wohnstätten, eine am Ost- und eine am Westrand, von denen die letztere nach neueren Funden bis ins 3. Jahrhundert n. Chr. bestand. Der Verfasser sieht in den Begründern dieser Siedelungen Sugambrer. In der fränkischen Zeit entstanden am Fuße der Heideterrasse fränkische Herrenhöfe und Bauerndörfer, von wo aus auf Rodungen neue Dörfer entstanden. Auch das Dorf Altenrath erwuchs aus einer fränkischen Rodung. Mit der Entstehung und weiteren Entwicklung desselben beschäftigt sich der Verfasser eingehend. Doch das fällt bereits aus den vorgeschichtlichen Verhältnissen, die für uns zunächst in Frage kommen, heraus. Sechs saubere Abbildungstafeln erhöhen den Wert der Schrift. — Die Vor- und Frühgeschichte der Stadt Frankfurt a. d. O. behandelt eine kleine Arbeit von Lienau[2]). Auch diese erwähnen wir hier nur, weil sie sich aus dem Zusammenhang unseres Berichtes nicht leicht ausscheiden

---

[1]) C. Rademacher, Die vorgeschichtliche Besiedelung der Heideterrasse zwischen Rheinebene, Acher und Sülz, sowie insbesondere die Besiedelung des Ostrandes zur fränkischen Zeit. Die Entstehung des Dorfes Altenrath, ein Beitrag zur Siedelungsarchäologie des Rheinlandes. Mit 4 Abbildungen im Text und 11 Tafeln. (Mannusbibliothek, Nr. 20.) VII u. 35 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.20.

[2]) Michael Martin Lienau, Vor- und Frühgeschichte der Stadt Frankfurt a. d. Oder von den ältesten Anfängen bis zum Jahre 1253. Mit einer Seite Abbildungen im Text und einem Stadtplan. (Mannusbibliothek, Nr. 25.) 32 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.20.

Digitized by Google

läßt, wenn derselbe möglichst vollständig sein soll. In Betracht kommt für uns nur der Teil, der die Vorgeschichte umfaßt. Aus den Funden, die bis in den Beginn der jüngeren Steinzeit zurückreichen, zieht der Verfasser seine Folgerungen, in welcher Weise die Besiedelung des engeren und weiteren Stadtgebietes in der Stein-, Bronze- und ersten Eisenzeit vor sich gegangen ist, und was wir daraus für die kulturellen Verhältnisse entnehmen können. Er verfolgt die weitere Entwicklung noch bis 1253, wo der von deutschen Kolonisten im slawisch gewordenen Lande besiedelte Ort zur Stadt erhoben wurde. Doch geht dies über das Ziel unserer Besprechung hinaus. — Erwähnt soll hier werden, ebenfalls nur der Vollständigkeit halber, eine von Dutschmann veröffentlichte, der prähistorischen Forschung sehr dienliche Zusammenstellung der Literatur über die Vor- und Frühgeschichte Sachsens, eine fleißige und mühevolle Arbeit [1]). — Den drei jetzt folgenden Werken habe ich einen besonderen Platz hier angewiesen, anstatt sie weiter oben unter gleichartigen zu erwähnen, weil sie ihre Eigenart haben. Das Werk von Eichhorn [2]) über die Ausgrabungen auf einem thüringischen Urnenfriedhof erscheint mir deshalb besonders wichtig, weil es seiner Anlage und Form nach gewissermaßen als Muster für ähnliche Darstellungen gelten kann, da es nicht nur eine nach jeder Richtung hin erschöpfende Beschreibung der Fundstücke gibt, ihr Charakteristisches scharf betont und sie in übersichtlicher Tabellenform zusammenfaßt, sondern besonders, weil er das Verfahren bei der Ausgrabung, Konservierung und Ergänzung eingehend schildert und damit eine ausgezeichnete Anleitung auch solchen gibt, die nicht als Fachleute, sondern gelegentlich als Liebhaber der Wissenschaft einen Dienst leisten wollen und in die Lage kommen, dies zu tun. Ist doch der Verfasser selbst von Haus aus kein von vornherein fachmännisch gebildeter Prähistoriker. Die große Liebe, mit der er sich praktisch der Sache gewidmet hat, ist alles Lobes wert, ebenso der außerordentliche Fleiß bei Abfassung des Buches; er kann damit Begeisterung für gleiche Betätigung erwecken, zumal er sehr gute Fingerzeige gibt. Der bei Großromstedt nordwestlich von Jena festgestellte, etwa 5600 qm, also ein mächtiges Gebiet umfassende Urnenfriedhof hatte sich schon Jahre hindurch durch beim Pflügen zutage gekommene Funde bemerkbar gemacht, bis endlich seit 1907 systematische Nachgrabungen veranstaltet wurden, mehrere Jahre im Auftrag des Germanischen Museums auch vom Verfasser bis kurz vor dem Weltkrieg. Die Ausbeute war außerordentlich groß, denn nicht weniger als 596 Urnengrabstätten sind bis 1914 gefunden worden. Der Verfasser schildert zu Anfang seines Werkes die bei den Ausgrabungen angewandte und als praktisch erkannte Methode, den Stand der Urnen im Boden, die Anordnung der Gräber, und dann

---

[1]) Georg Dutschmann, Literatur zur Vor- und Frühgeschichte Sachsens. (Mannusbibliothek, Nr. 27.) 32 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.70.

[2]) G. Eichhorn, Dr, Der Urnenfriedhof auf der Schanze bei Großromstedt. Mit 722 Abbildungen im Text. (Mannusbibliothek, Nr. 41.) VII u. 322 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch, 1927.

Digitized by Google

vor allem die Behandlung der Funde, ihre Messung und ihre Konservierung; ein Anhang bringt noch eine Ergänzung dazu. Dann folgt die genaue Einzelbeschreibung, die den Hauptteil des Buches ausmacht. Ueberall sind Untersuchungen über auffallende Beobachtungen bei Durchforschung des Urneninhaltes eingestreut, die mit großem Scharfsinn den Dingen auf den Grund gehen. So bringt der Verfasser eine eingehende Behandlung der merkwürdigen Tatsache, daß in den Urnen neben wenigen etwas größeren Knochenstücken nur eine große Menge kleiner und kleinster Knochenpartikel, aber keine Aschenbeimengungen und Holzkohlenreste gefunden worden sind. Er erklärt es glaubhaft so, daß die greifbaren Knochenstückchen aus dem Brandschutt zuerst ausgelesen, dann die von der Glut noch nicht zerstörten und zersprengten Knochen auf einer Unterlage zerklopft und die Stückchen mit allem, auch dem kleinsten Partikelchen in die Urne geleert wurden. Die durch die Brandglut an den Knochen hervorgerufenen charakteristischen Veränderungen und Splitterungen behandelt er ebenfalls genau. An einer anderen Stelle handelt er von den auch anderswo im Urneninhalt gefundenen harzartigen Knollen, von denen man schon früher wußte, daß ihr Hauptbestandteil Birkenharz (aus der Birkenrinde) ist. Der Verfasser hat die gefundenen Harzstücke einer genauen chemischen Untersuchung unterziehen lassen, bei der sich herausstellte, daß die Art des bei der Destillation gebildeten Teeres, Farbe und Geruch auf Birkenteer hindeutet. Der Chemiker vermutet, daß Birkenholz zum Brand benutzt wurde und das sog. Urnenharz durch Schwelung im ziemlich von der Luft abgeschlossenen Innern des Holzstoßes erzeugt wurde. Auch der Verfasser kann aber nicht klären, ob die Harzstückchen etwa deshalb mitgesammelt wurden, weil man ihnen eine besondere Bedeutung zuschrieb. Der Urnenfriedhof stammt aus der Spätlatènezeit. Die dem Werke beigegebenen zahlreichen Abbildungen sind, obgleich sie nur nach Handzeichnungen hergestellt sind, sehr instruktiv. Das andere hier noch zu besprechende Werk ist eine Festschrift, die dem um die vorgeschichtliche Erforschung Thüringens und Brandenburgs hochverdienten Berliner Prähistoriker Alfred Götze zum 60. Geburtstage von Kollegen, Freunden und Schülern überreicht wurde [1]). Das aus 32 Beiträgen namhafter Forscher bestehende Sammelwerk bringt eine Fülle interessanten prähistorischen Materials von der Steinzeit bis zur Eisenzeit über die verschiedensten deutschen Oertlichkeiten, einzelnes aus frühgeschichtlicher Zeit, außerdem einen Beitrag Dörpfelds über das Schiffslager der Griechen vor Troja, da sich Götze auch auf diesem Gebiete erfolgreich betätigt hat, einen solchen von Gandert über die jüngere Steinzeit in Sibirien, von Hackmann über eisenzeitliche Geräte aus Finnland, von Kjaer über einen Hausgrundriß aus der Zeit um Chr. Geb. aus Dänemark u. a., um auch das

[1]) Studien zur vorgeschichtlichen Archäologie, Alfred Götze zu seinem 60. Geburtstage dargebracht von Kollegen, Freunden und Schülern, in deren Auftrag herausgegeben von Hugo Mötefindt. Mit 276 Abbildungen im Text, 19 Tafeln und Karten. XVII u. 247 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch, 1925. Mk. 16.—, geb. Mk. 19.—.

Digitized by Google

zu erwähnen, was sich auf außerdeutsche und auch außereuropäische Orte und Gebiete bezieht. Die Beiträge können ihrer großen Zahl wegen einzeln hier nicht besprochen werden. Aber wir können die Versicherung geben, daß jeder Prähistoriker in ihnen Anregendes findet. Das Buch ist mit einem Bilde Götzes geschmückt und bringt zu Anfang eine Zusammenstellung der von 1890—1925 erfolgten Veröffentlichungen des geachteten Mannes, aus der wir ersehen, ein wie fleißiger und fruchtbarer Arbeiter er ist. Die am Schlusse beigegebenen Abbildungstafeln bilden einen wertvollen Schmuck des Buches. — Diesem Werke ist das dritte hier zu nennende an die Seite zu stellen, das ebenfalls einem besonderen Anlaß sein Dasein verdankt. 1896 erschien der Vortrag, den Kossinna 1895 auf der Anthropologenversammlung in Kassel über die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen gehalten hatte, im Druck. Er enthielt die Grundgedanken der siedlungsarchäologischen Methode, nach deren Richtlinien Kossinna und seine Schule seitdem weitergearbeitet und Erfolge errungen haben. Als einen Rückblick auf die verflossenen 25 Jahre, gewissermaßen auch als eine Ehrung des Bahnbrechers Kossinna betrachtet Hans Hahne die von ihm herausgegebene Sammlung von 18 Arbeiten aus dem Kreise der Berliner Schule, die uns vorliegt [1]). Es ist ein zeitlich schon etwas zurückliegendes Werk, soll aber hier noch kurze Erwähnung finden, weil es doch ein Markstein auf dem Wege der sich immer weiter Bahn brechenden deutschen archäologischen Forschung ist und in den von ihm gebrachten Arbeiten zeigt, daß Kossinnas Methode etwas leistet. Eine S. 158—170 sich findende Arbeit von Mötefindt beleuchtet die Richtungen und Ziele der Vorgeschichtsforschung der Gegenwart noch besonders. Des Raumes wegen können die 18 Arbeiten hier nicht einzeln besprochen werden. Wir machen im allgemeinen auf ihren wissenschaftlichen Wert aufmerksam.

Von Schriften, die sich in eine besondere Kategorie nicht eingliedern lassen, sind folgende zu nennen. In die Frühgeschichte germanischer Völker führt eine Untersuchung von Diculescu über die Geschichte der Wandalen und Goten in Ungarn und Rumänien von Mark Aurel bis in die nachkonstantinische Zeit [2]). Die eingehende Arbeit des in der ungarischen und rumänischen Geschichte sehr gut bewanderten Verfassers zeigt uns, wie gotische und wandalische Stämme im Laufe des 2. und 3. Jahrhunderts sich in Dazien niedergelassen hatten, erstere im westlichen, letztere im östlichen Teil. Grabfunde, durch Abbildungen anschaulich gemacht, legen davon Zeugnis ab. Bis zur Zeit Konstantins befestigte sich die gotische Herrschaft dort so, daß sie dakische Stämme unterwarfen und verdrängten. Auch Sieben-

---

[1]) 25 Jahre Siedlungsarchäologie. Arbeiten aus dem Kreise der Berliner Schule, besorgt von Hans Hahne. Mit 161 Abbildungen im Text und auf 14 Tafeln. (Mannusbibliothek, Nr. 22.) VIII und 80 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.50.

[2]) Constantin C. Diculescu, Dr., Die Wandalen und die Goten in Ungarn und Rumänien. Mit 29 Textabbildungen. (Mannusbibliothek, Nr. 34.) V u. 64 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch, 1923. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.70.

Digitized by Google

bürgen hatten die Goten unter ihren Einfluß gebracht, wie Grabfunde beweisen. Mit den wandalischen Stämmen brachen im 4. Jahrhundert Streitigkeiten aus, die dazu führten, daß die letzteren von Dazien nach Pannonien abwanderten. Wir beschränken uns auf diese kurzen Angaben, da solche sowieso nur eine schwache inhaltliche Würdigung der tiefschürfenden Arbeit geben können. Die späteren Zeiten scheiden für unseren vorgeschichtlichen Sammelbericht überhaupt aus. Für die Frühzeit germanischer Völker sind die Ausführungen des Verfassers von großem Werte. — Mit einem bis in die Latènezeit zurückreichenden Gerät beschäftigt sich eine schon etwas früher erschienene Arbeit über die Entwicklung des Reitersporns von Jahn[1]). Wir erwähnen sie hier nur kurz der Vollständigkeit halber. Die Kapiteleinteilung zeigt den Gang der Untersuchung: 1. Geschichte der Sporenforschung, 2. der latènezeitliche Sporn, 3. der Stuhlsporn, 4. der kaiserzeitliche Knopfsporn, 5. Knebelsporn und Hakensporn, 6. der provinzialrömische Sporn, 7. die Nietsporen auf germanischem Gebiet, 8. über spornähnliche Gegenstände und die Tragart der Sporen. Der Gegenstand ist also erschöpfend behandelt und bringt archäologisch und geschichtlich anziehende Momente. Ein Anhang über Literatur und Fundumstände sowie ein Fundortsregister vervollständigen die Untersuchung. — Ein bekanntes, in der Neuzeit vielfach wieder verwandtes Symbol ist in einer kleinen Schrift von Lechler historisch untersucht, das Hakenkreuz[2]). Der Verfasser verfolgt das Symbol nach rückwärts bis in die Zeit um 3000 v. Chr., wo es zuerst in Siebenbürgen und etwas später in der zweiten Stadt Trojas auftaucht. Das fiele also in die jüngere Steinzeit. Beim westlichen Ast kam es nach und nach nach Griechenland (Mykenä) und Italien, in der Bronze- und Hallstattzeit zu den Germanen und Kelten, dann ins römische Reich und teils von da, teils vom nordischen germanischen Heidentum aus ins Christentum. Der östliche Ast trug das Symbol über Kleinasien bis nach Indien, dann zu den mongolischen Völkerschaften, ja sogar bis zu den Indianern Amerikas. Es ist nirgends ein bloßes Ornament, sondern es wird ihm eine glückverheißende Kraft zugeschrieben, und dies kommt daher, daß es Symbol der licht- und lebenspendenden Sonne ist. Also ist es wohl aus dem ältesten Sonnensymbol, dem Rad mit vier Speichen, entstanden, bei dem man die Kreislinie wegließ; die Haken an den vier Speichen sollen vielleicht die Vorwärtsbewegung der Sonne andeuten. Ist das Symbol in Siebenbürgen zuerst gebraucht worden, das in der neolithischen Zeit von dem Zweige der Südindogermanen besiedelt war, dann ist es wohl überhaupt ein indogermanisches Symbol, das dann auf dem Wege über ostindogermanische Volksgruppen (Einwanderung der späteren Griechen in die südliche Balkanhalbinsel) ins

[1]) Martin Jahn, Der Reitersporn, seine Entstehung und früheste Entwicklung. Mit 90 Abbildungen im Text und einer Tafel. (Mannusbibliothek, Nr. 21.) VI u. 128 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.50.

[2]) Jörg Lechler, Vom Hakenkreuz. Die Geschichte eines Symbols. Mit 351 Abbildungen. (Vorzeit, Bd. 1.) VIII u. 27 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

Digitized by Google

ägäische Gebiet und von dort weiter nach Osten gelangte. Dies führt der Verfasser in eingehender Darstellung und unter ausgiebiger Heranziehung der Beweisstücke aus. 36 Tafeln zeigen uns diese letzteren. Das Buch bringt fesselnde und anregende Gedanken.

Vor kurzem erschien ein Werk von Wolff, das sich eine systematische Einteilung der Menschenrassen nach besonderen Merkmalen, abweichend von der bisherigen Uebung, zur Aufgabe gestellt hat[1]). Auch die prähistorische Wissenschaft beschäftigt sich mit der Rassenfrage, vor allem in bezug auf die ältesten Menschenfunde, und dann hinsichtlich der Völker der Stein- und Bronzezeit. Wenn wir uns auch auf die allgemeinen Rassefragen, wie sie das Wolffsche Buch entwickelt, hier nicht näher einlassen können, so ist es für uns aber von Wert, seine Ansicht über die vorgeschichtlichen Rassen kennen zu lernen. S. 123—127 bespricht der Verfasser die diluvialen Menschenrassen. Er stellt fest, daß wir hier drei gut ausgeprägte anthropologische Formenkreise erkennen können, die Neandertalrasse, die Aurignacrasse und die Form von Cro-Magnon, die selbst keine eigene Rasse sei, sondern eine Mischung von Dolichokephalen und Brachykephalen. In der jüngeren Altsteinzeit tritt die Neandertalrasse so sehr zurück, daß man sie für ausgestorben halten könnte. Bevor man nun den von Otto Hauser gefundenen Homo Aurignacensis kannte, nahm man an, daß die Cro-Magnon-Form die Stammrasse der europäischen Menschheit sei. In Anlehnung an Gedankengänge Kossinnas vertritt aber der Verfasser den Standpunkt, daß, wie die Funde von Krapina die Aurignac-ähnliche Formen zeigen, erkennen lassen, die Aurignacrasse schon in der altpaläolithischen Zeit neben der Neandertalrasse bestand, sich mit dieser vermischte und so Neandertalmerkmale forterhielt, auch nachdem die Neandertalrasse ausgestorben war. Die Aurignacrasse ist die den heutigen Nordeuropäern am nächsten verwandte Rasse, ist also vermutlich deren Stammform, während die Cro-Magnon-Form mit den Nordeuropäern nichts zu tun hat, sondern den Süden Europas beeinflußt hat. Von der Aurignacrasse rührt es her, daß sich auch heute noch vereinzelt einmal Neandertalmerkmale zeigen. Auf S. 118—123 spricht Wolff von den neolithischen Menschenrassen. Er nimmt die von Alfred Schliz gemachte Entdeckung, daß fast jedem Kulturkreise der neolithischen Zeit besondere anthropologische Kennzeichen entsprechen und sich an Schädel- und Skelettbildung nachweisen lasse, welchem neolithischen Kulturkreise die betreffenden Menschenreste angehören, an, bestreitet aber, daß es sich da um Rassen handle. Vielmehr seien das Mischungsergebnisse. Die Rassenelemente seien im Neolithikum die nämlichen gewesen wie noch heute. Aber Mischungsmerkmale erhielten sich damals wegen der kleineren, in Gruppen zusammenwohnenden Bevölkerung viel länger unbeeinflußt, so daß sich auch das durch die Mischung hervorgerufene

[1]) K. F. Wolff, Rassenlehre. Neue Gedanken zur Anthropologie, Politik, Wirtschaft, Volkspflege und Ethik. Mit 40 Abbildungen im Text, 16 Tafeln und 3 mehrfarbigen Karten. (Mannusbibliothek Nr. 39.) 251 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch, 1927. Mk. 10.—, geb. Mk. 12.50.

Digitized by Google

Kulturinventar lange in einem bestimmten Kreise als besonderer Typus erhielt. So wären z. B. die Leute der bandkeramischen Kultur eine Mischung von Ariern mit Pfahlbauleuten, wie sich an der Schädelbildung erkennen lasse; aber eine besondere Rasse seien die Bandkeramiker nicht. Mir scheint diese Frage doch noch nicht genug geklärt zu sein. S. 80 ff. wird „das Ariertum und die Indogermanen" behandelt. Wolff unterscheidet den anthropologischen Begriff „Arier" von dem sprachgeschichtlichen der „Indogermanen". Letztere, richtiger als „Urindogermanen" bezeichnet, sind eine Gruppe Arier, bei denen sich die indogermanische Ursprache entwickelt hat. Dieses indogermanische Urvolk saß im nördlichen Europa und war Träger der sog. Campignien-Kultur, die schon Ackerbau, Viehzucht und Töpferei kannte. Das ist zu Beginn des Neolithikums. Der Verfasser wandelt damit in den Spuren Kossinnas.

Unbestreitbar ist, daß bei den Völkern der indogermanischen Sprachfamilie gemeinsame Anschauungen über Zeitrechnung, Weltbild und Himmelsvorgänge vorhanden sind. Der Prähistoriker fragt sich unwillkürlich, ob sich auch in der vorgeschichtlichen Zeit schon etwas davon nachweisen lasse. Eine sehr eingehende Untersuchung von Wolfgang Schultz über Zeitrechnung bei den Indogermanen[1]) geht wenigstens für die Germanen auf die vorgeschichtlichen Funde ein. Der Verfasser hat nachgewiesen, daß die Germanen Mondverehrung und Mondrechnung hatten. Nun fragt er, wie sich das mit der herkömmlichen Anschauung vertrage, daß sie eine Sonnenverehrung gehabt hätten und sich dies aus Funden der Stein- und Bronzezeit nachweisen lasse. Er stellt sich auf den Standpunkt, dessen Berechtigung er ausführlich nachweist, daß alles, was man gewöhnlich für den Sonnenglauben der Germanen aus vorgeschichtlichen Funden anführt, keine Beweiskraft hat, da es sich ebensogut auf den Mond beziehen könne. Dazu gehören die in Felszeichnungen und auf den verschiedensten Geräten sich findenden Kreise mit eingezeichnetem Kreuz (Rad mit 4 Speichen), konzentrische Kreise, Spiralen, Scheiben, vor allem auch der sog. Sonnenwagen von Trundholm aus der Bronzezeit. Daß insbesondere die auf diesem Wagen stehende Scheibe die Sonnenscheibe vorstellt, sei nicht zu erweisen, und es könnte ebensogut die Mondscheibe sein. Für uns ist es interessant, daß diese vorgeschichtlichen Funde damit in einen ganz andern Zusammenhang hineingestellt werden. Auch das aus dem Rad mit Speichen abgeleitete Hakenkreuz braucht demnach eine Beziehung zur Sonne nicht zu haben, wie doch die gewöhnliche Anschauung annimmt. Nach Ansicht des Verfassers wird der von ihm geführte Nachweis, daß die Germanen Mondverehrung hatten, durch die vorgeschichtlichen Funde nicht umgestoßen.

---

[1]) Wolfgang Schultz, Dr., Zeitrechnung und Weltordnung in ihren übereinstimmenden Grundzügen bei den Indern, Iraniern, Hellenen, Italikern, Germanen, Kelten, Litauern, Slawen. Mit 75 Abbildungen im Text. (Mannusbibliothek, Nr. 35.) XVIII und 289 S. Gr.-8°. Leipzig, Curt Kabitzsch, 1924. Mk. 11.—, geb. Mk. 13.—.

Digitized by Google

Nicht nur Europa hat seine Steinzeit gehabt. Auch zu nichteuropäischen Ländern lassen sich Beziehungen feststellen. Hinsichtlich Aegyptens berührt diese Frage ein Buch von Alexander Scharff über ägyptische Vorgeschichte [1]). Diese aus zwei Vorträgen entstandene Schrift will eine auch den Nichtägyptologen dienliche Uebersicht über den jetzigen Stand der Aegyptenforschung geben. Dabei mußte naturgemäß auf das Archäologische in erster Linie eingegangen werden. Der Gedankengang ist folgender. Im älteren Paläolithikum ist die Entwicklung der Steingeräte die gleiche wie in Westeuropa, was sich u. a. auch damit erklärt, daß noch in der letzten Zwischeneiszeit Landbrücken zwischen Europa und Nordafrika vorhanden waren. Dies änderte sich mit dem jüngeren Paläolithikum, da damals ganz verschiedene klimatische Verhältnisse in Europa und Nordafrika herrschten. Die sich entwickelnde Kultur des Capsien, der die charakteristischen Feuersteintypen des Solütréen und die Rentierschnitzereien des Magdalénien fehlen, und die sich durch kleine spitze oder auch rundliche Feuersteinblätter und -klingen auszeichnet, der spezifisch nordafrikanische Typus der jüngeren paläolithischen Zeit, verbreitete sich ostwärts über Aegypten bis nach Palästina. Auf die ältere folgt auch in Nordafrika eine jüngere Steinzeit. In Aegypten ist das die Zeit der Hockerbestattungen. Von einer rein neolithischen Zeit kann man hier überhaupt nicht sprechen, weil sich auch in den ältesten Hockergräbern schon kupferne Geräte finden, eher von einer Steinkupferzeit. Die zu gleicher Zeit auftretenden Töpfereisachen sind schon technisch sehr vorgeschritten, und wir vermögen noch nicht anzugeben, wie diese Kunstfertigkeit so schnell entstand. Von hier ab beginnt die eigentliche ägyptische Kulturentwicklung, die demnach, wenn wir die Capsienkultur mit dem jüngeren europäischen Paläolithikum gleichsetzen, etwa um 5000 v. Chr. anzusetzen wäre. Diese Hockergräberzeit teilt man in drei Stufen oder Kulturen ein, deren letzte bis zur ersten Dynastie (zirka 3000 v. Chr.) reicht. Die erste Kultur ist im südlichen Oberägypten nachzuweisen, die zweite zeigt sich in den Hockergräbern Mittelägyptens, aber es scheinen Verbindungen mit dem nordöstlichen Aegypten bestanden zu haben, von wo vielleicht die Kultur ihren Ausgang genommen hat, wenn nicht gar die Spuren auf Palästina hindeuten. Die beiden Kulturen unterscheiden sich auffallend durch die Bestattungsweise und die Tongeräte. Im südlichen Oberägypten, dem Gebiet der ersten Kultur, sind stellenweise auch Gräber der zweiten Kultur gefunden worden, während sich die erste nordwärts nicht verbreitet hat; die zweite Kultur war also die stärkere. Das Auffallende ist, daß sich in einem Grabe der zweiten Kultur Bilder mit Motiven gefunden haben, die an babylonische erinnern. In der Tat bilden sich in spätprähistorischer und frühgeschichtlicher Zeit solche Beziehungen zu dem Zweistromland aus,

[1]) Alexander Scharff, Grundzüge der ägyptischen Vorgeschichte. Mit einer Karte und 111 Abbildungen auf 16 Tafeln. (Morgenland, Darstellungen aus Geschichte und Kultur des Ostens, hrsg. von Prof. Dr. Wilhelm Schubart, Heft 12.) 69 S. 8°. Leipzig, Hinrich, 1927. Mk. 4.20.

Digitized by Google

doch vermögen diese niemals die Entwicklung der ägyptischen Kultur dauernd zu beeinflussen. Zu diesen Ausführungen fügt der Verfasser noch einen Abschnitt über geschichtliche Folgerungen und die Chronologie sowie einen über die Plastik der Vor- und Frühzeit. Die 16 Tafeln illustrieren die Darstellung aufs beste.

Wir machen Schluß mit einem kleinen Bändchen, das weiter zurückführt als alle genannten prähistorischen Untersuchungen, nämlich sich mit der Entstehung unseres Weltganzen beschäftigt. Verfasser sind R. Ziegler und S. Oppenheim[1]). Das Buch zerfällt in zwei Teile, einen sagengeschichtlichen und einen naturwissenschaftlichen, von denen uns der erste mehr Anlaß zu einer Besprechung im Zusammenhang des vorliegenden literarischen Berichtes gibt als der zweite. Der erste bringt uns die vielerlei Kosmogonien, die sich unter den Völkern aller fünf Erdteile finden, und die uns zeigen, wie geistiges Leben schon in einer Zeit, die vor aller Geschichte liegt, die Fragen über die Weltentstehung in Angriff genommen hat — Mythenbildung, die in graue Vorzeit zurückreicht, ein kulturgeschichtliches Moment, das bei Untersuchung der Vergangenheit der Völker und Rassen nicht außer acht gelassen werden kann. Was insbesondere die indogermanischen Kosmogonien betrifft, so sind dieselben so differenziert, daß sie sich m. E. erst bei den einzelnen indogermanischen Völkerschaften entwickelt haben können, nachdem diese sich vom urindogermanischen Volke losgelöst hatten, womit nicht ausgeschlossen ist, daß sie einzelne Grundideen schon mitbrachten. Alle Kosmogonien, welchem Volke der Erde sie auch angehören, sind den spezifischen, aus der eigenen Kulturentwicklung jedes Volkes erwachsenen Gedankenkreisen entsprossen. Anklänge, die sich finden, lassen auf verwandte Geistesrichtung oder bei den Indogermanen auf Erinnerung aus der urindogermanischen Zeit schließen. Emil Herr.

Reformationsgeschichtliches in Zeitschriften und Sammelwerken.

I.

Erfreulicherweise veröffentlicht der Verein für Reformationsgeschichte jetzt jährlich wieder mehrere Schriften. Das Buch von Loescher[2]) ist ähnlich wie von Alfr. Schultze über die sächsischen und von Heckel über die brandenburgischen Stifter zugleich historisch

---

[1]) Konrat Ziegler, Prof. Dr., und S. Oppenheim, Prof. Dr., Weltentstehung in Sage und Wissenschaft. (Aus Natur und Geisteswelt, Band 719.) Mit 4 Figuren im Text. 127 S. Kl.-8°. Leipzig und Berlin, Teubner, 1925. Mk. 1.80.

[2]) Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, Heft 138: Loescher, Friedr. Herm.: Schule, Kirche und Obrigkeit im Reformationsjahrh. Ein Beitrag zur Geschichte des sächsischen Kirchschullehrens, 175 S. Leipzig, M. Heinsius Nachf., Eger & Sievers, 1925.

Digitized by Google

und juristisch. Das sächsische Gesetz von 1921, welches endgültig Kirche und Staat und demgemäß auch den Kirchen- und Schuldienst trennt, erfordert vermögensrechtliche Auseinandersetzungen; denn bisher hatten die Schulen trotz ihrer staatlichen Selbständigkeit die alten kirchlichen Einnahmen behalten. Solche Fragen sind aber nur auf geschichtlicher Grundlage zu lösen. So werden wir in die reformatorische Auffassung zurückversetzt, welche noch keinen Gegensatz von Staat und Kirche, sondern nur von weltlicher und geistlicher Gewalt kannte und in der Schule ein Stück religiöser Erziehung erblickte. Hierbei schieden sich Städte und Dörfer. Jene besaßen schon Lateinschulen, in die jetzt der geistliche Einfluß drang, ohne die äußeren Verhältnisse grundsätzlich zu ändern. Auf dem Lande mußte dagegen die Reformation geistig wie organisatorisch etwas Neues schaffen. Der Küster unterrichtete nebenamtlich die Kinder in seinem Hause und lebte von nutzlos gewordenen Pfründen oder ähnlichen neuen Kirchenstiftungen. Einzelne Gelehrte, z. B. G. Müller mit seinem Programm über die kursächsische Schulordnung von 1580, hatten Loescher schon vorgearbeitet; aber wenn dieser auch nicht wie Schultze und Heckel selbständige Archivforschungen brauchte, mußte er desto genauer die Reformatorenschriften, besonders die Weimarische Lutherausgabe sowie die Kirchenordnungen kennen und durfte sich nicht auf Sachsen beschränken. So schildert er denn auch in den sächsischen Einrichtungen und Bestrebungen Dinge, die für andere evangelische Gebiete vorbildlich waren. — Frau Jablonowski hat das Werk von Holmquist[1]) über die schwedische Reformation verdeutscht. Des Schwedischen und darum auch der Literatur unkundig, kann ich die Arbeit nur äußerlich beschreiben. Sie umfaßt nicht die ganze Reformationszeit, sondern schließt mit dem Reichstag von Västerås (1527) und der Durchführung seines Programms ab, berücksichtigt aber anderseits neben dem Protestantismus auch die übrigen religiösen Richtungen, vor allem die „Reformer", d. h. die Erasmianer. Bezeichnend ist, wie der schwedische „Reichsaufbau", d. h. die Lösung von Dänemark, nur langsam in einen Sieg der Reformation einmündete und wie wenig Gustav Wasa dieselbe von vornherein begünstigte, ja, wie er sich eigentlich niemals ganz in ihren Dienst stellte.

Stracke[2]) hätte vielleicht schärfer betonen sollen, daß Luthers großes Selbstzeugnis nicht etwa eine Selbstbiographie ist, sondern Rückblicke in einer Vorrede, welche zeigen sollen, wie er sich lehrend und schreibend seine Anschauungen errungen habe. Die früheren Forscher, z. B. Scheel und O. Ritschl, haben diese Vorrede fast ausschließlich zur Schilderung des Heranreifens der lutherischen Glaubensansichten benutzt und sich wenig um den Gesamtinhalt gekümmert. Stracke faßte dagegen gerade diesen ins Auge, weil die äußeren tatsächlichen Mitteilungen durch andere, mit den Ereignissen gleichzeitigere

[1]) Nr. 139: Holmquist, Hjalmar: Die schwedische Reformation 1523—31. 146 S.; ebenda 1925.

[2]) Nr. 140: Stracke, Ernst: Luthers großes Selbstzeugnis 1545 über seine Entwicklung zum Reformator, historisch-kritisch untersucht, 136 S.; ebenda 1926.

Digitized by Google

Zeugnisse nachgeprüft werden können. Mag man einwenden, daß hierdurch Bestandteile der Vorrede hervortreten, die für Luther unwichtiger waren, so erschloß Stracke doch neue Gesichtspunkte, z. B., daß der alte Luther sich der Eindrücke, Personen und Vorgänge noch gut erinnerte, aber in Zeit und Reihenfolge irrte oder indem Stracke unwillkürlich die vielen Erörterungen über den Luther des zweiten und beginnenden dritten Dezenniums im 16. Jahrhundert kritisiert. — Zum 400jährigen Jubiläum des Bauernkrieges verteidigt W. Stolze[1]) seinen alten Standpunkt, daß die Ursprünge der Bewegung nicht bis tief ins Mittelalter hinaufreichten und daß sie zwar nicht aus religiösen Gründen entstand, aber ohne Reformation unmöglich gewesen wäre. Als Stolze vor 20 Jahren mit dieser Ansicht, welche er aus den 12 Artikeln und den Bamberger Vorgängen gewonnen hatte, zum ersten Male hervortrat, wurde er verschiedentlich, z. B. von Kolde und O. Schiff, angegriffen. Leider kam er durch äußere Hindernisse nicht dazu, nach einem möglichst breiten Material eine große Bauernkriegsgeschichte im Zusammenhang mit den Zeitereignissen zu schreiben. Auch jetzt liefert er wieder nur einzelne Bausteine und eine vorläufige Zusammenfassung. Wahrscheinlich werden weitere Spezialuntersuchungen in das Bild mannigfaltigere und teilweise auch abweichende Züge tragen. Immerhin hat die Forschung der letzten 20 Jahre einige Behauptungen Stolzes bestätigt. So ist für viele süddeutsche Gegenden die alte Meinung widerlegt, daß die Lage der Bauern sich gegen das Ende des Mittelalters verschlechtert und sie die Leibeigenschaft und sonstige Lasten erdrückt hätten. Andere an sich glaubhafte Thesen Stolzes bedürfen dagegen zu ihrer verallgemeinernden Annahme noch weiterer Beobachtungen, z. B., daß die Bauern zuerst ihre Beschwerden lieber durch gütliche Verträge erledigt hätten und erst durch die reformationsfeindlichen Maßregeln altgläubiger Obrigkeiten gereizt worden wären, daß sie sich anfangs nur gegen die geistlichen Feudalherren erhoben und die Schlösser des weltlichen Adels erst zerstörten, als dieser die Klöster verteidigen half, daß überhaupt die Bauern der geistlichen Herren es schlechter hatten als die der weltlichen. Einige Fragen, wie die Behauptung, daß die damalige bäuerliche Bildung und die Aufnahmefähigkeit des Landvolkes für die tieferen evangelischen Gedanken meist unterschätzt werde, dürften sich niemals quellenmäßig sicher beantworten lassen[2]).

Wie die Schriftenreihe ist auch das Archiv für Reformationsgeschichte[3]) fortgeschritten. Auch die beiden neuen vorliegenden Bände zeigen die alte Eigenart, erschließen wieder vielfach neue Quellen und bringen wieder manchen Beitrag längst heimisch gewordener Mitarbeiter. W. Köhler setzte seine Vorarbeiten zu

[1]) Nr. 141: Bauernkrieg und Reformation, 127 S.; ebenda 1926.

[2]) Hingewiesen sei hier auch auf Stolzes Artikel „Der Charakter des deutschen Bauernkrieges von 1525" in Preuß. Jahrbücher 200, 23 ff.

[3]) Archiv für Reformationsgeschichte, Bd. 22, IV und 320 S., 1925. Bd. 23, II und 320 S., 1926. Leipzig, M. Heinsius Nachf. (Eger & Sievers). Den 23. Band habe ich schon in Theol. Litztg. eingehender gewürdigt.

Digitized by Google

einer würdigen Brenzausgabe fort. O. Clemen hat neue Funde in der Zwickauer Ratsschulbibliothek gemacht. W. Friedensburg begann aus einem Sammelbande der Preußischen Staatsbibliothek, der u. a. Originalschreiben an Justus Menius enthält und in Koldes Analecta Lutherana nur unvollkommen ausgeschöpft wurde, Korrespondenzen zu veröffentlichen, welche neben persönlichen und literarischen Nachrichten sich über die Zeitereignisse verbreiten und deren Informationswert er durch sorgfältige Erläuterungen noch erhöht. G. Buchwald hat in den Handschriftenbänden der Leipziger Universitätsbibliothek die Predigten des Dominikaners Rab durchgearbeitet, die Paulus in seinen „Deutsche Dominikaner im Kampfe gegen Luther", S. 15, zwar erwähnt, aber nicht weiter ausgenutzt hatte und die ja auch einen wörtlichen Abdruck kaum lohnen würden. Aber daß Buchwald das Material in seiner Eigenart eingehend beschreibt und würdigt und daß wir so die positiven Leistungen von Männern, die meist einseitig als Widersacher Luthers eingeschätzt werden, und zugleich die in solchen Predigten sich widerspiegelnden religiösen Volksinteressen kennen lernen, ist zu begrüßen. Schornbaums Studie „Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg und die evangelischen Stände Deutschlands 1570—75" ist zugleich ein lehrreicher Beitrag zur Charakteristik Jakob Andreäs und zur unerquicklichen Vorgeschichte des Sturzes der kursächsischen Kryptokalvinisten. O. Albrecht führt uns mit einem Artikel über die Arbeit des Reformators am Buche des Propheten Daniel in die Werkstatt der Weimarischen Lutherausgabe. Kalkoff, „Die Reichsabtei Fulda am Vorabend der Reformation" hängt mit seinem jüngsten Huttenbuche zusammen und bringt zu letzterem Ergänzungen, die er dort selbst unter der weiten Rubrik „Die Umwelt des Ritters" nicht hätte unterbringen können. Im Vordergrunde steht der ehrgeizige Abt Hermann von Kirchberg mit seinen ungeistlichen Interessen und heftigen Auseinandersetzungen teils innerhalb des Stifts, teils in der Nachbarschaft. K. Bauer führte seine Studien über die Frankfurter Reformationsgeschichte weiter und beschäftigte sich mit den dortigen Erörterungen, die mit der Einstellung des reformierten Gottesdienstes endeten, sowie mit der kirchlichen Ratspolitik bis zur Konkordienformel. Bauers Herz ist bei den friedliebenden, heftig angefeindeten Widersachern der streitbaren orthodoxen Lutheraner.

Auch die Luthergesellschaft hat die wirtschaftliche Krisis allmählich überstanden. An Stelle des dünnen Heftes sind stattliche Bände ihres Lutherjahrbuches[1]) getreten, besonders seit dasselbe der rührige Verlag von Chr. Kaiser übernommen hat. Gemäß dem allgemeinen Programm, in weiteren Kreisen das Verständnis und die innere Anteilnahme zu wecken, knüpfen die neueren Bände mit Vorliebe an Säkularerinnerungen an. 1524 war das Jahr der

[1]) Lutherjahrbuch, herausgegeben von D. J. Jordan. Jahrgang 6 1924, 51 S. Verlag der Luthergesellschaft Wittenberg; Jahrgang 7, 1925, 179 S.; ebenda; Jahrgang 8, 1926, 208 S. München, Chr. Kaiser.

Digitized by Google

„Ordnung Gottesdienstes in der Gemeine" und der ersten evangelischen Kirchenlieder, 1525 das des Bauernkrieges und der Heirat Luthers, 1526 das der Auseinandersetzung zwischen Luther und Erasmus und des ersten Speirer Reichstags. Viele Aufsätze sind nicht rein geschichtlich, sondern arbeiten Luthers heutige Bedeutung heraus oder äußern sich zu gegenwärtigen Anschauungen. So wendet sich Holls gedankenreicher Aufsatz „Was können wir für die Neugestaltung unseres evangelischen Gottesdienstes von Luther lernen?" gegen das Streben, den jetzigen evangelischen Gottesdienst nach fremden Vorbildern zu ändern, und will Luthers Richtlinien ausfindig machen und weiter verfolgen. Ebenso fragt Smends Abhandlung „Luther der Liturg und Musikant", nach welchen Seiten uns Luther der Wegweiser für das kirchliche Leben bleiben soll. Paul Althaus' Artikel „Luthers Haltung im Bauernkriege" richtet sich vorzugsweise gegen die demokratisch-liberalen und sozialistischen Kritiker, welche Karlstadt und Müntzer als die wahren Volksfreunde betrachten und Luthers damaligem Verhalten die Eigenart des 1918 zusammengebrochenen Obrigkeitsstaates zuschreiben. Derartige Einseitigkeiten sind zwar schon oft bekämpft worden. Aber da sie nicht in sachlicher Forschung, sondern in Parteipolitik wurzeln, treten sie immer wieder in neuer Gestalt auf und bedürfen von Zeit zu Zeit einer abermaligen Widerlegung. Dabei interessierte sich Althaus speziell für Luthers Standpunkt und dessen Verankerung in seiner ganzen religiösen Gedankenwelt. Da ihm hingegen der Verlauf der Unruhen und die Absichten der Bauernführer gleichgültiger waren, stehen Althaus' Ausführungen in einem gewissen Zwiespalt zu Stolze, der auch im Lutherjahrbuch seine Anschauungen niedergelegt hat. Die Erinnerung an Luthers Heirat rief die beiden wertvollen Aufsätze Hch. Böhmers und Reinh. Seebergs hervor. Jener, ein Muster wissenschaftlicher Untersuchung, verbindet Quellenkritik und umfassendes Allgemeinwissen. Scheinbar ist es eine bescheidene und nebensächliche Aufgabe, den äußeren Verlauf von Luthers Eheschließung zu rekonstruieren. Aber Böhmer frug zugleich, wie sich Luther hierbei nach örtlichen Gesetzen und Gebräuchen richtete und warum er davon in einzelnen Dingen abwich; so gewann er vielfach ganz neue biographische Gesichtspunkte. Hätte Böhmers Artikel ebensogut in einer gelehrten Zeitschrift stehen können, so lenkt Reinh. Seeberg wieder mehr in die besonderen Bahnen des Lutherjahrbuchs ein. Er wendet sich gegen Marianne Webers „Ehefrau und Mutter in der Rechtsentwicklung". Entgegen der dortigen Behauptung, daß Luthers Ansicht von den Beziehungen zwischen Mann und Weib keinen grundsätzlichen Fortschritt über die mittelalterliche Auffassung hinaus enthalte, schildert Seeberg, welche Meinungen Luther vorgefunden und wie er sich zu ihnen gestellt habe. Erstens findet er, daß auch in dieser Richtung Luthers besonderer religiöser Gesamtstandpunkt den Ausschlag gab, also seine Ansichten selbständiges Eigengut waren. Zweitens führt er die allmählich veränderte und gehobene Stellung der Frau auf diese neuen lutherischen Gedanken zurück. Zur Erinnerung an Luthers Schrift

Digitized by Google

„An die Ratsherren, daß sie christliche Schulen aufrichten sollen" (1924), entrollt Scheel ein anschauliches Bild der lutherischen Schule und zeigt, wie konservativ der Reformator auch auf diesem Gebiete war. Dank seiner Beschäftigung mit der Umwelt des jungen Luthers kannte Scheel ganz besonders gut die Einrichtungen und Bedürfnisse des damaligen Unterrichts und konnte erklären, was Luther von den Überlieferungen beibehalten oder ändern mußte. Dem Andenken an den Streit zwischen Luther und Erasmus gelten im Jahrgang 8 zwei Aufsätze von H. v. Schubert und Joachimsen. Ersterer, betitelt „Reformation und Humanismus", ist der Festvortrag von der Münchener Jahresversammlung. Er sieht in der Auseinandersetzung zwischen beiden eine besondere Regelung des Verhältnisses von Christentum und Bildung und in dieser besonderen Regelung die innere Lebenskraft des Luthererbes. Eine solche Auseinandersetzung verfolgt er durch vier Stufen, das „Getrenntmarschieren", d. h. die selbständige, voneinander abweichende Entstehung der humanistischen und lutherischen Gedankenwelt, das „Vereintschlagen", d. h. die vorübergehende „Waffenbrüderschaft" der Reformation und Humanisten, die „Konkurrenz", d. h. den folgenden Zwiespalt beider Richtungen, und endlich den „Interessenausgleich". Trägt Schuberts Artikel einen essayistischen Charakter, so ist der von Joachimsen über die loci communes eine gelehrte Abhandlung, die aus dem mehr volkstümlichen Rahmen des Lutherjahrbuchs etwas herausfällt, wissenschaftlich aber um so wertvoller ist. Sie geht davon aus, daß die Lehre von den loci ein wissenschaftliches System ist, das mehr als ein Jahrhundert in allen Disziplinen eine fast beherrschende Rolle gespielt hat und das nicht aus der Theologie, sondern aus dem Humanismus entsprungen ist. Indem sie darauf Entstehung und Fortgang dieses Systems verfolgt und Agricola, Erasmus und Melanchthon näher ins Auge faßt, gewinnt sie wichtige neue Gesichtspunkte zugleich von allgemein geisteswissenschaftlichem wie von biographischem Interesse; denn wir bekommen Einblicke in die Entwicklung und Eigenart Melanchthons als Reformator. Zum Jubiläumsartikel über den ersten Speirer Reichstag war niemand berufener als Walter Friedensburg, der sich durch seine Monographie vor 40 Jahren seine ersten Sporen verdient hat. Er benutzt die Gelegenheit, seine alte Auffassung von der Tragweite des Reichstags, welche er damals im Gegensatze zur bisher herrschenden vortrug, welche indes heute wohl weitgehendst anerkannt ist, zu verteidigen. Eine bedeutende Bereicherung des letzten Lutherjahrbuches ist die Lutherbibliographie. Sie soll künftig einen regelmäßigen Bestandteil jedes Jahrganges bilden und grundsätzlich „absolute Vollständigkeit ohne Rücksicht auf wissenschaftlichen oder sonstigen Wert der Veröffentlichungen" anstreben. Aus verschiedenen äußeren Gründen konnte Rückert dieses Ziel bei der Lutherliteratur von 1925 noch nicht erreichen.

Neben ihrem „Lutherjahrbuch" veröffentlicht die Gesellschaft noch besondere „Flugschriften", welche für einen weiteren Kreis bestimmt sind und einen volkstümlicheren Charakter tragen als die

Digitized by Google

Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. So bringt das Heft von Knolle[1]) über „Luthers Heirat nach seinen und seiner Zeitgenossen Aussagen" den Gelehrten nichts Neues, stellt aber in brauchbarer Form briefliche oder literarische Äußerungen Luthers und anderer Reformatoren nicht bloß über die Heirat mit Katharina, sondern auch über die Ehe überhaupt und speziell über die Priesterehe zusammen. Die lateinischen Zitate sind von Knolle verdeutscht.

Die Zeitschrift für Kirchengeschichte[2]) hat als Gesellschaftsorgan einen allgemeineren Charakter angenommen und bevorzugt das 16. Jahrhundert nicht mehr derart wie zu Briegers Zeiten. Immerhin enthalten auch die neuesten Bände bemerkenswerte reformationsgeschichtliche Beiträge. So verteidigt sich Kalkoff gegen Angriffe, welche seine Auffassung Friedrichs des Weisen als des erfolgreichsten und zielbewußtesten Förderers der lutherischen Sache entfachte, und bekämpft in einem zweiten Aufsatz die Meinung, daß Aleander nach seiner Priesterweihe die früheren lockeren Sitten abgelegt und sich der katholisch-kirchlichen Reformpartei angeschlossen habe. Ausführlich untersucht Joachim Müller die „Politik Kaiser Karls V. am Trienter Konzil". Seit vor über 40 Jahren Druffel sich mit den Beziehungen zwischen Karl V. und der römischen Kurie am Vorabend des schmalkaldischen Krieges in mehreren Akademieabhandlungen beschäftigt hat, wurde dieses Thema in vielen neueren Arbeiten gestreift, aber niemals wieder zusammenhängend behandelt; denn Korte blieb in seiner Schrift „Die Konzilspolitik Karls V. 1538—43" (1905) an der Schwelle stehen. Nun ist aber unser Quellenmaterial erheblich bereichert worden. Während Druffel wesentlich auf die Carte Cerviniane und die habsburgischen und wittelsbachischen Papiere angewiesen war, liegen jetzt die Nuntiaturberichte nebst zahlreichen ergänzenden Aktenstücken, liegt im Concilium Tridentinum ein großer Aktenstoff zur Vorgeschichte des Konzils vor, so daß wir die verwickelten Fäden klarer entwirren können. Müller hat sich einer ebenso mühsamen wie dankenswerten Kleinarbeit unterzogen, deren Stärke allerdings durchaus in den Einzelheiten ruht und die wir hier nur hervorheben, aber nicht eingehend gewürdigt werden dürfen. W. Köhler nahm seine mehrere Jahre unterbrochenen Veröffentlichungen „Aus Zwinglis Bibliothek" wieder auf. — Randglossen des Reformators in seinen Büchern, welche sich teilweise wenigstens annähernd datieren lassen und dadurch uns nicht nur seine literarischen Eindrücke, sondern auch bisweilen seine Entwicklung zeigen; interessant ist in Köhlers neuestem Beitrag überdies unser Einblick in Zwinglis sorgfältige Bibelauslegung. Endlich seien Merkles „Grundsätzliche

[1]) Knolle, Theod.: Luthers Heirat nach seinen und seiner Zeitgenossen Aussagen, 32 S. Wittenberg, Verlag der Luthergesellschaft, 1925.

[2]) Zeitschrift für Kirchengeschichte. In Verbindung mit der Gesellschaft für Kirchengeschichte herausgegeben von Otto Scheel und Leop. Zscharnack. 43. Bd., V und 480 S. Verlag von F. A. Perthes, A. G. Gotha-Stuttgart, 1924. 44. Bd., IV und 640 S. Gotha, Leop. Klotz, 1925. 45. Bd., 1.—3. Heft, 480 S.; ebenda 1926.

Digitized by Google

und methodologische Erörterungen zur Bellarminforschung" aus zwei Gründen besonders erwähnt. Erstens ist es außergewöhnlich, daß ein angesehener katholischer Theolog in der Zeitschrift für Kirchengeschichte schreibt. Zweitens ist meines Erachtens Merkles Standpunkt sachlich zu begrüßen. Es handelt sich um den alten, neuerdings aber namentlich infolge Baumgartens und Buschbells Forschungen wieder heftig entbrannten Streit, der mit den jesuitischen Kanonisationsabsichten Bellarmins zusammenhängt und deshalb von dessen Ordensbrüdern besonders energisch geführt wird. Drei Dinge kommen hauptsächlich in Betracht: der Kampf um die sixtinische Vulgata, bei welchem Bellarmin beteiligt war, die Erörterung, ob und wieweit Bellarmin seine Kardinalspromotion gewünscht oder gar gefördert hätte, und der sachliche wie subjektive Quellenwert seiner Autobiographie. Merkle wendet sich energisch dagegen, daß Gelehrte, welche den jesuitischen Standpunkt nicht teilen, deshalb persönlich verdächtigt werden.

In den Theologischen Studien und Kritiken erschien ein viertes Lutherheft [1]). Es enthält drei interessante Aufsätze. Joh. Ficker begründet die Vermutung, daß die kürzlich von Schubert herausgegebene studentische Nachschrift der Galatervorlesung von 1516/17 von Heinrich Hymmel aus Emmerich herrühre, einem früheren Kölner Augustiner, der später kursächsischer Pfarrer wurde. Da wir freilich von Hymmel sonst nur wenige eigenhändige Briefe und diese erst aus einer späteren Zeit besitzen, ist der Beweis nicht schlüssig zu führen. Eine wertvolle Untersuchung ist Gerh. Schulzes Artikel, „die Vorlesung Luthers über den Galaterbrief 1531" und der „gedruckte Kommentar von 1535", sowohl quellenkritisch wie biographisch. Seit kurz vor Kriegsausbruch die Weimarische Lutherausgabe eine vollständige Kollegnachschrift der Galatervorlesung veröffentlichte, läßt sich hierdurch der Quellenwert des gedruckten Kommentars prüfen und infolge dieses Vergleichs ein viel zuverlässigerer Einblick in Luthers damalige Theologie gewinnen. Bedeutsam ist auch der Nachweis, daß wichtige Änderungen, welche Luthers ursprünglicher Text bei der Drucklegung erfuhr, auf melanchthonischen Einfluß zurückgehen und letzterem auch Männer unterlagen, die sonst zu Luthers besten Freunden zählten. Der Titel von Albrechts Aufsatz „Aus der Werkstatt der Weimarischen Lutherausgabe" darf nicht zum Glauben verleiten, daß es sich um Ableger seiner Editionstätigkeit handelt. Vielmehr knüpft Albrecht an die jüngsten Teile mehr oder minder lose verschiedene Betrachtungen an. Der letzte Katechismusband veranlaßt ihn zu einem Überblick über die gesamte seit 15 Jahren erschienene Literatur und würdigt vor allem die Motive von Luthers kleinem Katechismus; er ergänzt also seine ausgezeichnete Arbeit in den „Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte". Durch den Liederband wurde er angeregt, Fragen zu erörtern, welche längst die Gelehrten beschäftigt haben und in der Weimarischen Lutherausgabe gefördert oder wenigstens angeschnitten

[1]) Lutherana IV. 4. Lutherheft der Theologischen Studien und Kritiken (98./99. Band, 1. Heft), 142 S. Gotha, Leop. Klotz, 1926.

Digitized by Google

worden sind; man kann dieses Kapitel auch als Rezension der Luckeschen Mitarbeit bezeichnen, weniger seiner Editionstechnik als seiner Forschungsergebnisse in den Einleitungen und Anmerkungen. Der Schluß enthält einige kritische Bemerkungen über den letzten Bibelband.

Verbigs Quellen und Darstellungen aus dem Reformationsjahrhundert sowie die Ergänzungsbände des Archivs für Reformationsgeschichte sind eingegangen. Noch weniger ist die Gesellschaft für Kirchengeschichte bisher zu den geplanten Beiheften ihrer Zeitschrift gelangt. So fehlt dem Reformationshistoriker die Gelegenheit zu Veröffentlichungen, welche über einen Zeitschriftenaufsatz hinausgehen und nicht landesgeschichtlich sind. Deshalb ist zu begrüßen, daß der rührige Verlag von Marcus & Weber in Bonn den beiden Kirchenhistorikern Lietzmann und dem verstorbenen Holl zu einem Sammelunternehmen „Arbeiten zur Kirchengeschichte“ [1]) die Hand geboten hat. In ihm erschienen schon mehrere reformationsgeschichtliche Schriften. Das Buch von Bornkamm [2]) steht offenbar unter den Auspizien Holls. Dieser hatte gegen Troeltsch und seine Anhänger, welche den neueren Protestantismus weniger auf Luther als auf die von letzterem bekämpften mystischen und spiritualistischen Richtungen zurückführen und Luther als überholt und mittelalterlich hinstellen, hervorgehoben, daß die schöpferischen religiösen Grundgedanken des Protestantismus nicht von den Schwärmern, sondern von Luther herrühren. In seinen Lutheraufsätzen hatte er von diesem Gesichtspunkte aus hauptsächlich Müntzers Lehren untersucht und bewiesen, daß dieser von Luther den entscheidenden Anstoß empfangen hätte und Luthers Einfluß nicht nur in den Grundanschauungen, sondern auch in Einzelheiten bei ihm nachwirkten. Auf die nachlutherischen Erscheinungen war Holl nur flüchtig eingegangen, hatte aber doch schon kursorisch Jakob Böhmes starke Abhängigkeit von Luther betont und damit Bornkamm den Plan vorgezeichnet. Nach kurzem Überblick über Böhmes Grundgedanken und seine stufenweise Entwicklung beschäftigt sich Bornkamm erstens mit Böhmes Fortschritten im Vergleich zur mittelalterlichen Mystik, zweitens mit dem Ursprunge dieser Fortschritte und ihrer Verwandtschaft mit lutherischen Ideen. Da von der Böhmeliteratur fast durchweg Böhmes Eigenart und Selbständigkeit betont wird, erweitert Bornkamms Studie unser Wissen in bemerkenswerter Weise. Freilich erheben sich zwei Schranken. Einmal sind beim Charakter der Böhmeschen Schriften die auf ihn geübten Einflüsse schwer nachzuweisen. Dann hat schon W. Köhler in einer beachtlichen Anzeige eingewendet, daß, was Bornkamm als persönliche Auswirkung Luthers hinstellt, vielfach ein allgemeiner Niederschlag der reformatorischen Anschauungen war und nicht auf einen bestimmten Reformator zurückgeführt werden kann, daß gerade, was nach Bornkamm Böhme von

[1]) Neuerdings in den Verlag von Walter de Gruyter & Co. übergegangen.

[2]) Bornkamm, Heinr.: Luther und Böhme (= Arbeiten zur Kirchengeschichte, herausgegeben von Karl Holl und Hans Lietzmann, Heft 2) VIII und 300 S. Bonn, A. Marcus und E. Weber.

Digitized by Google

der deutschen Mystik unterscheidet und mit Luther verknüpft, ebensogut bei Zwingli u. a. zu finden ist. Ein besonderes Mißgeschick ist, daß Bornkamms Schrift annähernd gleichzeitig mit der umfangreichen Literatur zu Böhmes 300. Todestag erschien und daher beide einander nicht benutzen konnten. Namentlich leidet darunter das an sich außerordentlich lehrreiche, allerdings volkstümlichere Buch Peuckerts[1]), während Jechts Studien mehr das äußere Leben Böhmes behandeln und deshalb von diesem Mißgeschick weniger betroffen werden. Bornkamm hat darum zu den neueren Böhmeschriften auch außerhalb seines Buches mehrfach Stellung genommen. Namentlich verweise ich auf Bornkamms Vortrag auf der Gießner Konferenz, welcher eine Art zusammenfassender Kritik der neueren Ansichten bildet und vor allem die Eigenarten der verschiedenen mystischen Richtungen zu unterscheiden sucht[2]). — Ein weiteres tüchtiges Stück der Holl-Lietzmannschen Sammlung ist Hans Rückerts Buch über die Rechtfertigungslehre in Trient[3]). Bei meinem Platzmangel darf ich mich um so kürzer fassen, weil zwei Gelehrte, die sich mit dem Tridentinum eingehend beschäftigt haben, in ausführlichen Anzeigen zu Rückerts Forschungsergebnissen Stellung nahmen[4]). Was Rückerts Arbeit vor seinem letzten Vorgänger Josef Hefner auszeichnet, ist erstens die Benutzung des seit Hefners Buch erschienenen Stoffes vor allem in den Bänden des Concilium Tridentinum und zweitens die allgemein politische Auffassung des Themas. Während Hefner hauptsächlich frug, wie die einzelnen Kapitel des Rechtfertigungsdekrets zustande kamen, verfolgte Rückert den gegenseitigen Einfluß der damaligen Kaiser- und Papstpolitik und der Vorgänge in Trient selbst. Bemerkenswert ist dabei auch, daß am tatkräftigsten und erfolgreichsten die kurialen Interessen nicht in Rom, sondern von den Konzilslegaten Monte und Cervino vertreten waren. — Die Beschäftigung mit dem Tridentiner Rechtfertigungsdekret führte Rückert[5]) auf Contarini, der zwar damals schon tot war, dessen Spuren aber noch nachwirkten. Die bisherigen Untersuchungen über Contarinis Rechtfertigungslehre kranken meist daran, daß sie einseitig die Rolle des Kardinals auf seiner deutschen Legatenreise berücksichtigen, nicht aber seine gesamte Entwicklung. Da sich Rückert in seinem ersten Buche mit den ver-

---

[1]) Peuckert, Wil. Erich: Das Leben Jakob Böhmes, 183 S. Jena, Diederichs, 1924.

[2]) Bornkamm, Heinr.: Mystik, Spiritualismus und die Anfänge des Pietismus im Luthertum (= Vorträge der theologischen Konferenz in Gießen, 44. Folge), 27 S. Gießen, Alfr. Töpelmann.

[3]) Rückert, Hans: Die Rechtfertigungslehre auf dem tridentinischen Konzil (= Arbeiten zur Kirchengeschichte, herausgegeben von K. Holl und H. Lietzmann, Heft 3), VIII und 281 S. Bonn, A. Marcus und E. Weber.

[4]) Merkle, Deutsche Litztg. 47, 841—850; Kurt Dietrich Schmidt in Gött. Gel. Anz. 60—74.

[5]) Rückert, Hans: Die Theologische Entwicklung Gasparo Contarinis (= Arbeiten zur Kirchengeschichte, herausgegeben von K. Holl und H. Lietzmann, Heft 6), VII, 108 S.; ebenda 1926.

Digitized by Google

schiedenen theologischen Lehrmeinungen beschäftigt hatte, aus deren Widerstreit das Konzilsdekret hervorging, so lag ihm der Gedanke nahe, den Werdegang von Contarinis Ansichten innerhalb dieser Lehrmeinungen zu verfolgen. Dieser Gedanke führte ihn auf die Abhängigkeit Contarinis von der thomistischen Theologie und auf die Gründe seiner Abweichung davon in einzelnen Punkten. — Eine interessante Studie H. W. Beyers beschäftigt sich mit der Religion Michelangelos [1]). Auch sie ist aus Karl Holls Schule hervorgegangen und atmet deren Geist. Ausgehend von dessen Erörterung „Was verstand Luther unter Religion?" untersucht Beyer Michelangelos Verhältnis zu Luthers religiöser Ideenwelt. Er glaubt damit zugleich frühere Forscher zu berichtigen, welche sich ebenfalls darum bemühten, Michelangelos ganze Persönlichkeit zu erfassen, welche aber nach Beyers Ansicht zu wenig Michelangelos innerlich durchgefochtenen religiösen Kampf und sein Bedürfnis, die hierbei erlebten Eindrücke zu verkörpern, berücksichtigten. Die Berührungspunkte zwischen Michelangelo und Luther erblickt er weniger in Entlehnungen und Abhängigkeiten, als der ihren Lebensschicksalen gemeinsamen Tatsache eines solchen inneren Ringens und des Verlangens, dessen Ergebnisse zum lebendigen Ausdruck zu bringen. Dazu kam, daß beide Männer Kinder der gleichen Zeit waren. Freilich will Beyer die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit auch direkter Entlehnungen erkennen; er meint, daß Luthers Schriften in den Kreisen der Vittoria Colonna bekannt waren und so mit der evangelischen Rechtfertigungslehre die pessimistische Auffassung vom Menschen hervorriefen, die beim alternden Michelangelo und besonders in seinen Versen uns begegnet. Aber Beweise für diese Annahme besitzen wir nicht.

In der neu erstandenen „Römischen Quartalschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte" druckt Ed. Wymann (33, 39 ff.) die Aufzeichnungen des Stadtpfarrers Sebastian Werro von Freiburg i. Br. über seinen Aufenthalt in Rom vom 10.—27. Mai 1581 ab. Nachdem Schottenloher das freilich viel umfang- und inhaltreichere Pilgerbuch des Münchner Hofpredigers Jakob Rabus veröffentlicht hat, ist das Interesse an derartigen memoirenhaften Niederschriften, welche aus den verschiedensten Gründen beachtenswert sind, erheblich gewachsen. Wie Rabus sah auch Werro nach Rom vor den großen baulichen Umgestaltungen Sixtus' V. und als ein klassisch gebildeter Mann mit guter Beobachtungsgabe konnte er noch manches später verschwundene Stück aus dem Altertum schildern.

In den Reformationsgeschichtlichen Studien und Texten wurde als „Beitrag zum Verständnis der kirchlichen Verhältnisse Deutschlands am Vorabende der Reformation" das Pfarrbuch des Stefan May im mittelfränkischen Städtchen Hilpoltstein von

[1]) Beyer, Herm. Wolfg.: Die Religion Michelangelos (= Arbeiten zur Kirchengeschichte, herausgegeben von K. Holl und H. Lietzmann, Heft 5), VI, 159 S.; ebenda 1926.

Digitized by Google

Joh. Bapt. Goetz[1]) bearbeitet. Vor etwa 20 Jahren veröffentlichte der Mainzer Lokalforscher Franz Falk die pfarramtlichen Aufzeichnungen von Florenz Diel, welcher seine praktischen Erfahrungen den Nachfolgern zeigen wollte. Noch wichtiger war das von Greving herausgegebene Pfarrbuch Ecks für Ingolstadt, gleichzeitig eine biographische Fundgrube und ein Stapelplatz wirtschaftlicher und gottesdienstlicher Beobachtungen. Mit diesen Niederschriften kann sich an wissenschaftlichem Werte das Werk Mays nicht messen, auch wenn es im Gegensatze zu Diel und Eck erstmalig ländliche Verhältnisse offenbart. Doch hat Goetz lichtvoll die ganzen kirchlichen Zustände Hilpoltsteins geschildert. Da das Manuskript keinen längeren Zeitraum behandelt, sondern eine rasch entstandene Momentaufnahme ist, diente es wohl nicht als allgemeine Grundlage künftiger Amtspraxis, sondern einem bestimmten Augenblickszweck; genaueres wissen wir aber nicht. Bemerkenswert ist Mays vorwiegendes Interesse für Rechts- und Wirtschaftsfragen. Schmetz[2]) beginnt eine Biographie des Bischofs Lindanus. Abgesehen vom Karthäuser Havensius, der wenige Jahrzehnte nach Lindanus diesen auf Grund eines reichen, heute teilweise verbrannten Aktenmaterials schilderte und auf dessen Ausführungen und Auszügen eigentlich alle späteren Autoren fußen, haben sich viele Gelehrte, welche den Abfall der Niederlande und besonders die religiöse Seite behandelt haben, mit Lindanus beschäftigt oder dessen Wirksamkeit gestreift. Stand er doch als Generalkommissar in Friesland, später als erster Bischof der neuen Diözese Roermond mitten in den kirchlichen Kämpfen und reizte durch seinen starren und heftigen Charakter auch zu persönlichen Angriffen. Weniger kümmerten sich die Historiker um die Lebensspanne vor dem ostfriesischen Generalkommissariat und die literarische Wirksamkeit. Da aber Lindanus reiche persönliche Beziehungen zu Theologen und Politikern hatte, für deren Lebensgeschichte viel geschehen ist, und da gerade sein Wirken an der Dillinger Hochschule nicht nur für uns Deutsche besonders bemerkenswert ist, sondern eine Zeit des literarischen Schaffens war, gestattete eine gründliche Ausbeute der weitverzweigten Literatur die Möglichkeit wertvoller Ergänzungen der früheren Forschung. Daneben hat Schmetz eigene Archivstudien getrieben. Dank ihnen stellt er namentlich die Lagen, in die Lindanus eintrat und ohne deren Kenntnis er nicht gewürdigt werden kann, anschaulich dar. Gegen die Schwächen des Mannes ist er keineswegs blind. Der vorliegende erste Teil behandelt die Zeit bis zu Lindanus' Einzug in Roermond (1569).

---

[1]) Das Pfarrbuch des Stefan May in Hilpoltstein vom Jahre 1511, herausgegeben von Joh. Bapt. Goetz (= Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, herausgegeben von Alb. Erhard, Heft 47/48), XI, 204 S. Münster i. W., Aschendorff, 1926.

[2]) Schmetz, Wilh.: Wilh. von der Lindt (Wilh. Lindanus, erster Bischof von Roermond, 1522—1588, erster Teil), (= in derselben Sammlung, Heft 49), XVI, 104 S.; ebenda 1926.

Digitized by Google

Im Corpus catholicorum veröffentlichten Käthe Büschgens[1]) Augustin von Alfelds Schrift „Wider den Wittenbergischen Abgot Martin Luther" (1524) und Lemmens Alfelds „Salve Regina" (1527). Lemmens hatte schon vor etwa 30 Jahren in einer ausführlichen Biographie (in den Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte) den streitbaren Franziskaner Alfeld und dort auch eingehend seine literarische Tätigkeit behandelt. Die erstgenannte Schrift Alfelds ist schon wegen ihres groben Tones unerfreulich. Hervorgegangen aus den Federkämpfen um die von Herzog Georg von Sachsen und dem Bischof von Meißen betriebene Kanonisation des heiligen Benno gehörte sie zu den Antworten auf Luthers scharfen Angriff „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen soll erhoben werden" und bestand hauptsächlich in einer schroffen Gegenüberstellung der alten und der von Luther neu begründeten Kirche und in einer vielfach persönlichen Beschimpfung der letzteren. Ebenfalls polemisch, aber reicher an positivem Inhalt ist Alfelds Schrift über das Salve Regina. Es handelte sich um den zuerst in Nürnberg unternommenen Versuch, die Antiphon abzuändern und an ihrer Stelle das Salve Regina zu einem „Heil Christo" umzugestalten. Unter denen, welche sich zur Verteidigung der Marienverehrung berufen fühlten, war auch Alfeld. Seine lateinisch und deutsch veröffentlichte Schrift wurde stark verbreitet.

Die Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum gibt neuerdings nach Art der „Neujahrsblätter" verschiedener landesgeschichtlichen Publikationsinstitute unter dem Titel Katholisches Leben und Kämpfen im Zeitalter der Glaubensspaltung Jahresschriften heraus, um auch Mitgliedern, für welche sich das zünftiggelehrte Gewand des Corpus Catholicorum nicht eignet, eine reformationsgeschichtliche Gabe zu gewähren und dadurch dem Hauptunternehmen eine breitere wirtschaftliche Grundlage zu sichern. Eröffnet wird die neue Reihe durch Metzlers Arbeit über Canisius[2]). Sie soll nicht die Zahl der Biographien dieses Jesuiten um eine weitere Nummer bereichern, sondern Canisius' Verhalten zur Reformation beleuchten und rechtfertigen. Metzler will nachweisen, daß Canisius' Stellung sachlich teils durch die Ordensregeln, teils durch die Zeitanschauungen vorgeschrieben war, daß er aber persönlich mehr durch Güte und Entgegenkommen als durch Zwangsmittel wirkte. Diese Auffassung wird heute wohl auch von besonnenen evangelischen Reformationshistorikern geteilt, wie es ja auch methodisch falsch ist, mit dem Schlagwort „Jesuiten" den Begriff einer in allen Einzelheiten gleichförmigen

[1]) Corpus catholicorum. Werke katholischer Schriftsteller im Zeitalter der Glaubensspaltung. Bd. 11: Augustin von Alfeld, O. F. M., Wider den Wittenbergischen Abgot Martin Luther (1524), herausgegeben von Dr. Käthe Buschgens. Erklärung des Salve Regina (1527), herausgegeben von P. Leonhard Lemmens, O. F. M., 102 S. Münster i. W., Aschendorff, 1926.

[2]) Metzler, Joh. S. J.: Der hl. Petrus Canisius und die Neuerer seiner Zeit (= Katholisches Leben und Kämpfen im Zeitalter der Glaubensspaltung, Heft 1). VIII, 48 S. Münster i. W., Aschendorff, 1927.

Digitized by Google

Gesellschaft zu verbinden und darüber die Abstufungen und Charakterunterschiede innerhalb des Ordens zu vergessen. Wenn Metzler allerdings Canisius und Bonifatius zusammenstellt und sie die beiden Apostel Deutschlands nennt, so ist dies eine Übertreibung.

In den „Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte" erschien eine Monographie von Ludwig Fischer[1]) über Vitus Amerpachius. Fischer hatte sich schon in Schlichts Festschrift mit Amerpachs Jugend beschäftigt und will offenbar später über dessen Ingolstädter Wirksamkeit schreiben, so daß das vorliegende Werk das Mittelstück eines größeren Ganzen bildet. Amerpachs Wittenberger Jahre sind wissenschaftlich die interessantesten. Wir blicken in die nächste Umwelt der Reformatoren und finden aufs neue bestätigt Melanchthons Empfindlichkeit, die Vielgeschäftigkeit der kleineren Geister in Zuträgereien und Rechthabereien, das davon abstechende großzügige Wesen Luthers. Ob nicht aber Amerpachs Geschick ein ähnliches war wie das Wicels und anderer, die durch den elementaren Eindruck Luthers für dessen Sache gewonnen waren, sich aber durch seine nächsten Anhänger zurückgestoßen fühlten und wieder sich der alten Kirche zuwandten? Mit Wicel teilt Amerpach auch die „irenische Tendenz", d. h. das Verlangen, die konfessionellen Gegensätze auszugleichen. Leider fehlt eine wichtige Quelle ganz. Während wir aus dem lutherischen Lager reiche Korrespondenzen besitzen und aus den wenn auch nur gelegentlichen Aussprüchen und Anspielungen die gegnerischen Stimmen hören, stehen auf der anderen Seite fast nur Amerpachs literarische Werke und deren allerdings autobiographisch aufschlußreiche Vorreden; briefliche Äußerungen würden natürlich das Bild farbenreicher gestalten. Da Fischer die vielfach spärlichen äußerlichen biographischen Daten durch eingehende Literaturauszüge ersetzt, vermittelt uns seine Studie eine gute wissenschaftsgeschichtliche Kenntnis, die sich bei Amerpachs Vielseitigkeit auf die verschiedensten Gebiete erstreckt. Besonders hervorzuheben ist der ausführliche Auszug aus seinen Quattuor libri de anima. Da letztere eine Gegenschrift gegen Melanchthons Kommentar über die Seele bilden, letzterer aber von Rump in einer Jenaer Dissertation behandelt worden ist, lieferte Fischer zugleich eine willkommene Ergänzung zu Rump und einen beachtlichen Beitrag zur Melanchthon-Biographie.

Neben den von München ausgegangenen „Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte" werden seit einigen Jahren die „Breslauer Studien zur historischen Theologie" von den dortigen katholischen Kirchenhistorikern Josef Wittig und Franz Xaver Seppelt herausgegeben. Darin erschien eine Schrift von

[1]) Fischer, Ludw.: Veit Erdmann von Weneding, gen. Vitus Amerpachius, als Professor in Wittenberg (1530—1543) in „Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte", herausgegeben von † Herm. v. Grauert, X, 1. X, 215 S. Freiburg i. Br., Herder & Co., 1926.

Digitized by Google

Reinh. Schaffer[1]) über Andreas Stoß. Letzterer wurde über seinem Vater, dem berühmten Kunstschnitzer, vergessen. Freilich trat der Sohn, abgesehen vom Nürnberger Religionsgespräch von 1525, bei welchem er die Altgläubigen in einer hoffnungslosen Sache führte, wenig hervor. Aber seine fast unbekannte Tätigkeit als maßgebender Berater des Bischofs von Bamberg, dessen Stellungswechsel von einem nachgiebigen Dulder der neuen Lehre zum zielbewußten Katholiken man sich bisher nicht erklären konnte, und als langjähriger Provinzial der Karmeliter, welcher gleichzeitig die einzelnen Klöster vor Verödung und sittlichem Verfall schützen und den Säkularisationsbestrebungen namentlich in den fränkischen und schwäbischen Reichsstädten entgegentreten mußte, verdient unsere Aufmerksamkeit. Gerade nach der zweiten Richtung verfügte Schaffer, der auch sonst, abgesehen von der weitschichtigen Literatur, ausgedehnte Archivstudien gemacht hat, über eine vorzügliche Quelle: umfangreiche eigenhändige Aufzeichnungen von Stoß, die in der Dresdner Landesbibliothek erhalten sind und die außer Abschriften ein- und ausgelaufener Briefe Visitationsberichte, Abrechnungen, Notizen über Ereignisse und Zustände im Orden, Kaufverträge u. a. enthalten. Der Gedanke liegt nahe, daß diese Aufzeichnungen, welche heute in einem stattlichen Quartbande vereinigt sind und welche Stoß selbst sein Protocollum nennt, Stoß bereits zusammengefaßt und als Unterlage im laufenden Dienste gebraucht hat.

Wie immer enthalten auch in den letzten Jahren die provinzialgeschichtlichen Zeitschriften wertvollen reformationshistorischen Stoff. Die Beiträge zur bairischen Kirchengeschichte waren ein Privatunternehmen Koldes, der nicht nur in Erlangen viele Schüler erzogen, sondern auch aus anderen Teilen Deutschlands Mitarbeiter gewonnen hatte. Nachdem der Verlag die „Beiträge" auch in Koldes Geiste fortgesetzt hatte, dies aber zuletzt über seine Kräfte ging, bildete sich nach dem Muster Württembergs ein Verein für bairische Kirchengeschichte, in dessen Auftrag zwei verdiente Landesgeistliche, H. Clauß und K. Schornbaum, die „Zeitschrift für bairische Kirchengeschichte" herausgeben. Sie hat eigentlich bloß Namen und Verleger gewechselt; nur sollen alle Perioden der bairischen Kirchengeschichte, auch das in den „Beiträgen" etwas stiefmütterlich behandelte Mittelalter, gleichmäßiger berücksichtigt werden. Ein Überblick H. Weigels zeigt uns bereits, was in den letzten 40 Jahren für diese Periode der bairischen Kirchengeschichte durch die „Blätter" und „Beiträge" geleistet worden ist und was hier für ein Arbeitsfeld liegt. Unter den Aufsätzen der letzten Jahrgänge heben wir nur wenige heraus. Clauß teilt Auszüge aus den Gunzenhäuser Visitationsakten des 16. Jahrhunderts mit. Letztere sind von 1567 ab für das ganze Dekanat erhalten und

[1]) Schaffer, Reinhold: Andreas Stoß, Sohn von Veit Stoß, und seine gegenreformatorische Tätigkeit (= Breslauer Studien zur historischen Theologie, herausgegeben von Josef Wittig und Franz Xaver Seppelt, Bd. 5). XVI, 175 S. Breslau, Müller & Seiffert, 1926.

Digitized by Google

gestatten außer nicht nur biographisch interessanten Personalien Einblicke ins kirchliche, sittliche und wirtschaftliche Leben der Pfarrer und Gemeinden; merkwürdig sind z. B. die vielen Überreste katholischer Gebräuche und die Tatsache, daß noch um 1600 manche Pastoren nicht studiert hatten. L. Theobald veröffentlicht und behandelt das im Stadtmuseum von Mühldorf aufbewahrte Heiltum- und Ablaßbuch Degenhart Pfeffingers († 1519), der Sprößling eines bairischen Adelsgeschlechts, Rentmeister Friedrichs des Weisen und eifriger Reliquiensammler war und besonders auch für sein Gotteshaus Solbernkirchen möglichst viele Ablässe erwarb. Das Buch, in welchem er diese Reliquien und Ablässe verzeichnete und wo zu jeder Beschreibung ein Bild beigegeben war, ist kulturgeschichtlich interessant. Friedr. Roth veröffentlicht eine Art Nachtrag zu seiner Augsburger Reformationsgeschichte. Damals war ihm eine Denkschrift des Stadtschreibers Frölich entgangen, welche aus dem Stadtarchiv als besonderes Schaustück ins Maximiliansmuseum gebracht worden war und nach der Kapitulation von Ulm (1546) die Gründe für und wider die Fortsetzung des Kriegs gegen Karl V. erörterte. Praktische Folgen hatte die Denkschrift nicht, weil der Rat sich trotz Frölichs Ausführungen unterwarf. Aber sie ist ein fesselndes Stimmungsbild aus jenen aufgeregten Tagen. Hingewiesen sei noch besonders, daß Roth am Eingang seines Artikels das biographische Material zusammenstellt. Loy schildert uns teils auf Grund Regensburger Stadtarchivalien, teils auf Grund der sogenannten Waldnerschen Briefschaften, welche heute auf der bairischen Staatsbibliothek liegen und eine wichtige Quelle zur Geschichte von Flacius und seinen Kämpfen bilden, ein Stück aus den Streitigkeiten, die sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts über so viele Glaubensfragen unter den evangelischen Theologen entwickelten. Als nämlich Flacius aus dem ernestinischen Sachsen wegen des Erbfolgestreites hatte weichen müssen, fand er trotz der bestimmten Haltung des Magistrats in Regensburg eifrige Anhänger. Die anfangs verborgenen Gegensätze zwischen den Stadtgeistlichen wurden immer offenkundiger und heftiger, so daß der Rat die Hauptflacianer beurlauben mußte. Loys Aufsatz ist zugleich ein wertvoller Beitrag zur Lebensgeschichte von Josua Opitz und Rektor Haubold, zwei Männern, die später auch in Österreich eine große Rolle spielten. M. v. Rauch beschäftigt sich mit dem Ansbacher Kanzler und Ablaßkommissar Jodokus Lorcher aus Heilbronn, über welchen schon Clauß in seiner Schwabacher Reformationsgeschichte die wichtigsten Daten zusammengestellt hatte, über den er aber infolge seiner Vorstudien zum Heilbronner Urkundenbuch manches Neue berichten kann. Auch hatte Clauß bei seinem Thema keinen Anlaß, alle Seiten seines Wirkens gleichmäßig zu würdigen; Rauch erzählt dagegen seinen ganzen Lebensgang und gibt deshalb einen lehrreicheren Begriff der gesamten Persönlichkeit.

Der frühere Verlag veröffentlichte neben den „Beiträgen" die „Quellen und Forschungen zur bairischen Kirchengeschichte", eine Sammlung wertvoller, meist umfangreicher Monographien. Der neue Verein mußte sich bescheidenere Ziele setzen. Immerhin schuf er in

Digitized by Google

den „Einzelarbeiten aus der Kirchengeschichte Baierns" wieder eine Ergänzung seiner Zeitschrift zur Aufnahme größerer Abhandlungen. Die neue Serie wird eingeleitet durch Karl Brauns Studie über die Abwehr der Gegenreformation durch den Nürnberger Magistrat [1]). Auf Grund ausgedehnter Benutzung des Nürnberger Kreisarchivs beschäftigt er sich mit den teilweise scharfen Auseinandersetzungen, welche zwischen der Stadt und den benachbarten Geistlichen über die Auslegung des Augsburger Religionsfriedens stattfanden und während des Restitutionsedikts ihren Höhepunkt gewonnen, damals sogar die völlige Rekatholisierung Nürnbergs ankündigten: Brauns Schrift ist deshalb nicht nur stadtgeschichtlich lehrreich, sondern greift auch in die angrenzenden geistlichen Gebiete, namentlich Bambergs, hinüber und erhält durch die Rechtsfragen sogar allgemeinere Bedeutung. Die verwickelten Obrigkeitsverhältnisse Frankens führten infolge des Grundsatzes cuius regio eius religio zum Streite, wer als Landesherr die Religion einer Gemeinde zu bestimmen habe, ob die hohe oder niedere Gerichtsbarkeit oder andere Herrenrechte ins Gewicht fielen. Die Bestimmung, daß der Passauer Vertrag als Normalzeit bei Säkularisationen zu gelten habe, ließ offen, ob es auf die Einstellung des katholischen Gottesdienstes oder auf das Aufhören des selbständigen Klostervermögens oder auf den Tod des letzten Insassen ankomme. Da der Rat wohl über gute Juristen verfügte, aber keine großen Politiker in seinen Reihen hatte, war seine Haltung vielfach schwächlich. Nürnbergs Stellung war ohnehin ungünstig; denn es gebot über geringe Machtmittel und hatte mehr Untertanen in den Nachbargebieten als diese umgekehrt auf Nürnberger Boden. Wie Brauns Studie ist auch die von Theod. Stark [2]) ursprünglich eine Dissertation [2]). Nachdem F. Pischel in den „Deutschen Geschichtsblättern" (17, 317 ff.) über den damaligen status quo der Forschung berichtet, die wissenschaftlichen Streitfragen formuliert und als deren wichtigste das Problem hingestellt hatte, ob und in wie weit die Umgestaltung der Armenpflege auf reformatorischen oder anderen Einfluß zurückzuführen sei, hätte man eigentlich erwartet, daß eine Spezialarbeit vor allem sich bemühen müsse, derartige Einflüsse für ein begrenztes örtliches Gebiet klarzulegen und daß auf solche Art allmählich das statistische Material zur Lösung der Frage gesammelt werde. Nun streift wohl Stark in seiner Arbeit über die christliche Wohltätigkeit in den ostschwäbischen Reichsstädten auch dieses Thema. Aber eigentlich sieht er den evangelischen Ursprung der sozialen Neuerungen als gegeben und bewiesen an und für seine Hauptaufgabe betrachtet er den Vergleich zwischen dem mittelalterlichen und reformierten Armenwesen in den von ihm behandelten

[1]) Braun, Karl: Nürnberg und die Versuche zur Wiederherstellung der alten Kirche im Zeitalter der Gegenreformation (= Einzelarbeiten aus der Kirchengeschichte Baierns, Bd. 1), XI, 134 S. Nürnberg, Selbstverlag des Vereins f. bair. Kirchengesch. (Kommission bei Lorenz Spindler) 1925.

[2]) Stark, Theod.: Die christliche Wohltätigkeit im Mittelalter und in der Reformationszeit in den ostschwäbischen Reichsstädten (in der gleichen Sammlung, Bd. 4), XII, 124 S.; ebenda 1926.

Digitized by Google

Städten. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß Stark auch in solchem Rahmen, unterstützt durch eigene Aktenstudien besonders im Memminger und Nördlinger Stadtarchiv, manchen interessanten Zug mitteilt.

Vom Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus im ehemaligen und im neuen Österreich liegt der 46. und 47. Jahrgang vor[1]), letzterer dem Altmeister der österreichischen Reformationsgeschichtsforschung Joh. Loserth, zum 80. Geburtstage gewidmet. Der 45./46. Jahrgang besteht aus zwei längeren Aufsätzen, dem von C. F. Bauer über die evangelische Landschaftsschule in Linz (1550—1629) und von Lösche mit archivalischen und bibliothekarischen Beiträgen zur Geschichte des Protestantismus in Oberösterreich. Die Linzer Landschaftsschule ist nicht so berühmt geworden wie ihre Grazer Schwester, spiegelt uns aber gleich dieser die Blütezeit des Protestantismus in den habsburgischen Ländern und seinen fortschreitenden Niedergang bis zu den Tagen des Restitutionsedikts wider. Doch legt Bauer weniger den Nachdruck auf diesen Zusammenhang ihrer Schicksale mit den allgemeinen religiösen und politischen Verhältnissen Oberösterreichs, als auf die technische und pädagogische Entwicklung des Instituts mit zahlreichen Urkunden und Aktenauszügen. Seit Lösche nach Wien berufen wurde, faßte er eine planmäßige, möglichst umfassende Erforschung und Darstellung der Geschichte des österreichischen Protestantismus ins Auge. Neben einem kritischen Überblick über die weitschichtige, in den verschiedensten Sprachen veröffentlichte Literatur gehörte dazu eine möglichst umfassende Orientierung über das ungedruckte Material. Waren doch viele wertvolle Papiere in den Verfolgungen, Kriegen oder sonst sei es durch höhere Gewalt, sei es durch Unachtsamkeit untergegangen, anderes teils schwer auffindbar oder sogar der Benutzung so gut wie entzogen, teils dem Verderben ausgesetzt. So entschloß sich Lösche zu einer ähnlichen Inventarisierung des Kirchenhistorischen in den verschiedenen Kronländern, wie das durch die landesgeschichtlichen Kommissionen für die Familien-, Pfarr- und kleineren Ortsarchivalien innerhalb so mancher deutscher Provinzen geschah. Nun benutzte er diese Kleinarbeit gleichzeitig zu einer vorläufigen, natürlich noch stark ergänzungsbedürftigen Übersicht der allgemein interessanten Ergebnisse seines Stoffes, die auch zu Nachschlagzwecken für kirchliche Orts- und Familiengeschichten sich eignete. Eine erste Frucht dieser Tätigkeit war 1923 sein Buch über die böhmischen Exulanten in Sachsen, eine regestenartige Fundgrube für Personen- und Ortskunde, selbst für bio- und topographische Fragen, die an sich mit Lösches Thema nichts zu tun haben. Sein neuer Beitrag „Zur Geschichte des Protestantismus in Oberösterreich" ist ähnlich gehalten. Nach einer kurzen summarischen Würdigung des mannigfaltigen Quellenmaterials und der markantesten Erscheinungen in der Geschichte des oberösterreichischen Protestantismus folgen Regesten, die

[1]) Jahrbuch der Gesellschaft des Protestantismus im ehemaligen und im neuen Österreich. 45./46. Jahrgang 266 S. 47. Jahrg. Tirolensia. Täufertum und Protestantismus. Vom Herausgeber Dr. Georg Lösche. XII, 186 S. Wien, Manzsche Verlags- und Universitätsbuchhandlung (Jul. Klinkhardt & Co.), 1925 bez. 1926.

Digitized by Google

allgemeingeschichtlichen chronologisch, die lokalen alphabetisch geordnet, zum Schluß ein genaues Personalregister. Eine ähnliche mühsame Kleinarbeit widmet Lösche im neuesten Jahrgang seiner Zeitschrift Tirol und Vorarlberg. Da in diesen Gebieten bekanntlich die Wiedertäuferei eine große Rolle spielte, gewinnen Lösches archivalische Beiträge noch ein besonderes Interesse.

Aus den Württembergischen Vierteljahrsheften erwähnen wir eine Abhandlung des Heilbronner Stadtarchivares Moriz v. Rauch über den Bauernführer Jäklein Rorbach von Böklingen, eine zum 400jährigen Jubiläum des Bauernkriegs dargebrachte Frucht seiner Mitarbeit am Heilbronner Urkundenbuch. Rorbach gehörte nicht zu den Männern, welche aus höheren Gesichtspunkten kämpften oder durch persönliche Tüchtigkeit hervorragten. Aber das blutige Schicksal Weinsbergs, welches dessen Urhebern schlecht bekam, und Rorbachs furchtbares Ende haben auf ihn das Augenmerk gelenkt. Auch interessiert er uns als ein bezeichnendes Beispiel eines damaligen Menschenkreises, der längst in persönliche Händel verstrickt war und für dieselben aus der allgemeinen Zeitströmung Nutzen zog.

In den Blättern für württembergische Kirchengeschichte[1]) schreibt Gust. Bossert über den Reformator von Calw, Markus Heiland, einen Mann, dessen Lebenslauf ganz ungewöhnlich war. Heiland hat nie studiert, sondern eignete sich die nötigen Kenntnisse als Buchdrucker in Basel und durch die dort gebotenen sachlichen und persönlichen Eindrücke an. Sein großer Lerneifer und die nahe Freundschaft mit Pellikan verschafften ihm eine Anstellung als Landpfarrer in der Nähe von Liestal, und als Ambrosius Blarer in Württemberg die Reformation einführte, aber nicht genug Geistliche hatte, brachte er Heiland dorthin, bis er infolge des Interims nach Straßburg flüchten mußte. — Über Konrad Wimpina erschien 1909 eine Biographie von Negwer. Derselbe hatte zwar die Totenliste des Dominikanerklosters Wimpfen eingesehen und den Eintrag über Wimpina abgedruckt, sonst aber biographisch nicht ausgebeutet. O. Scriba zeigt nun, daß sich hieraus einige beachtenswerte Notizen gewinnen lassen. — Der Redakteur der „Blätter" Jul. Rauscher veröffentlicht an der Spitze des 29. Jahrgangs einen Vortrag über die ersten württembergischen Visitationen, welche uns die kirchlichen Zustände am Vorabend der Reformation zeigen. Der Artikel bildet die Einleitung zur Aktenpublikation, welche für die Württembergischen Geschichtsquellen geplant ist, und entbehrt darum der Einzelbelege. Man wird aber mit der Annahme nicht fehlgehen, daß er stark auf den Protokollen und Berichten der Visitatoren fußt; denn die wirtschaftlichen und organisatorischen Fragen, welche sonst deren Hauptinhalt ausmachen, stehen auch für Rauscher voran. In die gleiche Zeit versetzt uns Kolbs Aufsatz „Zur Geschichte der Prälaturen". Der erste Teil des-

[1]) Blätter für württembergische Kirchengeschichte. Im Auftrag des Vereins für württembergische Kirchengeschichte herausgegeben von Julius Rauscher. Neue Folge. 28. Jahrg. 1924 176 S. 29. Jahrg. 1925 252 S. 30. Jahrg. 1926 249 S.

Digitized by Google

selben beschäftigt sich mit der Umwandlung der katholischen Prälaturen in evangelische und der neugeordneten Verwaltung der letzteren auf Grund von Archivalien, welche früheren Forschern entgangen waren. Er bildet einen beachtlichen Beitrag zur Geschichte der inneren Regententätigkeit Herzog Christofs, die zur Ergänzung von Kugler und Ernst eingehender und systematischer bearbeitet werden muß. Fr. Fritz zeigt uns in einer durch zwei Jahrgänge fortgesetzten Abhandlung über die württembergischen Pfarrer des Dreißigjährigen Kriegs, daß trotz der schweren Zeiten die dortige Geistlichkeit nicht in der alltäglichen Berufspraxis aufging, sondern sich auch nach wie vor mit wissenschaftlich-theologischen Fragen beschäftigte. Das Hauptgewicht der Arbeit ruht aber in der möglichst eingehenden, durch viele Beispiele unterstützten Schilderung ihrer Gesamtanschauungen. Dabei leugnet er das Überwuchern der Polemiken und ihre abstoßende Wirkung auf die Laien nicht. Zwei Studien von Leube und Rauscher sind dem altwürttembergischen Kirchengut gewidmet. Jene ergänzt Hermelink, der vor 20 Jahren die Geschichte des württembergischen Kirchenguts sorgfältig behandelt hat. Sie unterscheidet dabei die fremden Lasten von den „stiftungsgemäßen Ausgaben" und faßt ihrer allgemeinkirchlichen Bedeutung entsprechend nur die letzteren ins Auge. Dabei geht sie von einer genauen Zergliederung der großen Kirchenordnung von 1559 aus und knüpft hieran Bemerkungen über den allmählichen Wandel ihrer Bestimmungen in der Praxis der folgenden zwei Jahrhunderte. Ähnlich seiner Geschichte des Tübinger Stifts beachtet Leube vorzugsweise die wirtschaftlichen Fragen. Auch Rauschers Artikel „Das altwürttembergische Kirchengut und die in fremder Besoldung stehenden Pfarreien" stellt die Grundsätze der großen Kirchenordnung den späteren Ausführungsregeln gegenüber. Es handelt sich um Pfarreien, welche nicht fest mit dem Kirchengut zusammenhingen, sondern hieraus höchstens Beihilfen, sogenannte Additionen, erhielten, sonst aber von anderer Seite besoldet wurden. Während die Kirchenordnung solche Pfarren ganz überging und nur aus anderen Maßregeln Herzog Christofs zu schließen war, daß auch sie gewisse Beihilfen erhalten sollten, entwarf der Kirchenrat später Richtschnuren und paßte seine Unterstützungen dem gesunkenen Geldwert fortlaufend an. Der Hauptnachdruck von Rauschers Untersuchungen liegt in der genauen, möglichst statistischen Schilderung der einzelnen Kirchspiele. — Aus Bofserts Nachlaß wird ein Bild der kirchlichen Zustände in der Grafschaft Hohenlohe-Neuenstein im Jahre 1571 veröffentlicht. Es ist das Seitenstück zum Protokolle der Generalkirchenvisitation von 1556, mit welcher die Reformation des Landes begann; dieses Protokoll hatte Bossert vor 40 Jahren in den Württembergischen Vierteljahrsheften herausgegeben. Da 1571 wieder eine Visitation stattfand und auch über sie ein Protokoll geführt wurde, unterrichtet uns ein Vergleich über die Durchführung der Reformation. — Sind die beiden letzterwähnten Arbeiten vor allem lokalgeschichtlich wichtig, so gewährt Volks Aufsatz über das Verhör des Reutlinger Reformators Matthäus Alber allgemeineres Interesse. Da die Reutlinger Reformationsakten schlecht erhalten sind, ist unsere

Digitized by Google

Kenntnis der dortigen Persönlichkeiten und Vorgänge seit dem 18. Jahrhundert nur wenig erweitert worden. Um so dankenswerter war, daß Volk, mit der Fortsetzung der „Deutschen Reichstagsakten" beschäftigt, zufällig im Wiener Archiv ein Aktenbündel fand, welches vor allem das Originalprotokoll über das Verhör Albers und seines Gehilfen Oetinger durch den Fiskal des Reichsregiments enthält und unser bisher lückenhaftes Wissen dankenswert ergänzt. Volk erläutert die zwei von ihm jetzt herausgegebenen Protokolle mit Hilfe weiterer Archivstudien in Stuttgart und Weimar. Gustav Wolf.

Neuere Schriften zur Methodologie und Philosophie der Geschichte.

Bernheims populäres Werkchen[1]), im wesentlichen die fraglichen Teile seines grundlegenden Lehrbuches (5. und 6. Auflage 1908) wiederholend, bedurfte, eben wegen dieser sicheren Fundamentierung auf jenes Grundwerk, für die vorliegende Neuauflage nur einiger bedeutsamer Zusätze, welche auf etwa 25 Seiten gegeben sind. Dabei werden Kapitel II (Arbeitsgebiet der Geschichtswissenschaft) sowie Kapitel III (Die Arbeitsmittel [Methodik]) nur wenig betroffen; die wichtigsten Zusätze entfallen naturgemäß auf Kapitel I (Wesen und Aufgabe der Geschichtswissenschaft), und zwar auf dessen § 2 (Die Hauptrichtungen der Geschichtsanschauung in der Gegenwart), wo Bernheim sich S. 33 mit der „expressionistischen" Geschichtsanschauung und (S. 35—43) insbesondere mit Spengler auseinandersetzt. Diese sehr gehaltene Erörterung führt dennoch zu derartigen Urteilen hinsichtlich der geschichtswissenschaftlichen Zuständigkeit Spenglers, daß mancher Leser sich verwundert fragen dürfte, wie jene „expressionistische" Geschichtsanschauung als gleichwertige geistige Richtung aufgeführt werden konnte, da ihre Auswirkungen zumal bei Th. Lessing und Spengler nur in Zerrbildern vorliegen.

Ein wesentlicher Ertrag der Bernheimschen Prüfung Spenglerscher Lehren liegt immerhin darin, daß sich die starke Abhängigkeit dieser Lehren von modisch gewordenen Schlagworten ergibt. Solche „modischen Schlagworte" stellen sich aber vielfach als starke Vergröberungen besser und feiner formulierender, echt wissenschaftlicher Gedankenbildung dar. Es ist Rothacker, der dieser oft gemachten Erfahrung durch ein neues Unternehmen Belege zu schaffen und Bahn zu brechen sucht; er bemüht sich darum in einer besonderen „Einführung" seines Unternehmens, die ganz mit Recht eine „neue Bekanntschaft mit den geistesphilosophischen und geisteswissenschaftlichen Meisterwerken der ersten Jahrhunderthälfte" für notwendig erachtet und, da für die Werke der klassischen Geistesphilosophen genügend

---

[1]) Einleitung in die Geschichtswissenschaft. 3. und 4., neubearbeitete Auflage. (= Sammlung Göschen. Bd. 270.) 8°. 182 S. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co., 1926. Mk. 1.50.

Digitized by Google

gesorgt sei, eine Reihe geisteswissenschaftlicher Werke durch Neudrucke zugänglich zu machen verspricht. So bringt Rothacker, gewiß zu lebhaftester Freude jedes in guten alten Traditionen lebenden Historikers, in einem ersten Bande Droysens Historik[1]).

Er legt seinem Neudrucke die dritte und letzte Ausgabe des Grundrisses der Historik von 1882 zugrunde, die ja, wie schon die erste Auflage, nicht bloß Umrisse für Vorlesungen, sondern als Beilagen die vortrefflichsten Ausführungen in Gestalt von Aufsätzen darbot, nämlich: Erhebung der Geschichte zum Range einer Wissenschaft; Natur und Geschichte; Kunst und Methode. Ihnen fügt Rothacker mit bestem Recht die Abhandlung „Theologie der Geschichte" (S. 87—104) bei, „das 1843 in nur wenig Exemplaren gedruckte Vorwort zum 2. Bande der Geschichte des Hellenismus", dem Fachmanne seit 1893 in Droysens „Zur alten Geschichte", I. Band, zugänglich. Vielleicht hätte es sich empfohlen, die durch Pflaum (siehe „Mitteilungen" Bd. 37, S. 50—52) veröffentlichten „Ergänzungen zur Historik aus einem gedruckten Manuskript und Nachschriften der Droysenschen Vorlesungen" zu geben, zumal Rothacker sie selbst für „wertvoll" erklärt.

Ebenso warm wie diesen Neudruck Droysens begrüßen wir eine Sammlung Rankescher Äußerungen zur Wissenschaftslehre[2]). Die beiden Kernstücke sind offenbar das bereits im Titel erwähnte „Politische Gespräch" aus 1836 (S. 10—36) sowie das Vorwort und die beiden ersten Vorträge aus dem wohl stärksten weltgeschichtlichen Werke Rankes „Über die Epochen der neueren Geschichte" (S. 56—67). Um das „Politische Gespräch" gruppieren sich einige weitere Stücke, vornehmlich aus der historisch-politischen Zeitschrift, nämlich: die Einleitung; Reflexionen. Vom Einflusse der Theorie; Zur Geschichte der politischen Theorien. Ranke hat ja öfters diejenige Theorie bekämpft, die, aus abstrakten Vorstellungen gewonnen, das reiche vielgestaltige Leben zu gängeln sucht, ist selbst aber immer geneigt gewesen, aus eindringlichster Betrachtung geschichtlicher Vorgänge und Geschehnisse jene sachbedingte und -gegebene Theorie zu entwickeln, welche die dem griechischen Wort eigentlich entsprechende „Anschauung" lebendiger Kräfte vermittelt. Jene — sagen wir es nur unverblümt — parteipolitische Theorie ist für diese historische Anschauung allerdings nur ein in der Entwicklung aufgehobenes Moment. Hierher nun gehört auch jene lateinische Rede zum Antritt der ordentlichen Professur im Jahre 1836, für die vorliegende Auswahl übersetzt und S. 38—51 füllend: „Über die Verwandtschaft und den

---

[1]) Droysen, Johann Gustav: Grundriß der Historik. (= Philosophie und Geisteswissenschaften. In Verbindung mit Heinr. Meier, Geo. Misch, Ed. Spranger und Emil Wolff herausgegeben von Erich Rothacker. Neudrucke 1. Band.) 8°. XII, 104 S. Halle a. S., Max Niemeyer, 1925. Mk. 2.50; Ganzleinen Mk. 4.—.

[2]) Ranke, Leopold von: Das Politische Gespräch und andere Schriftchen zur Wissenschaftslehre. (= Philosophie und Geisteswissenschaften. In Verbindung usw. herausgegeben von E. Rothacker. Neudrucke 2. Band.) 8°. XVII, 83 S. Ebenda, 1925. Mk. 2.50; Ganzleinen Mk. 4.—.

Digitized by Google

Unterschied der Historie und der Politik". Wir halten zwar die uneingeschränkte Gleichordnung zwei so grundverschiedener Dinge, wie Geschichte und Politik, für nicht eben glücklich, freuen uns aber so mancher feinen Auslassung (z. B. über die Bedeutung der Staatsökonomie [S. 49]: Der Staat „stützt sich zwar auf die Gesetze der Staatsökonomie", aber „andere Gesetze von höherer Bedeutung, großartigere Gesichtspunkte faßte er ins Auge, welche durch den Trieb des inneren Lebens hervorgerufen werden, sich auf Geist und Herz beziehen, kurz die Menschen göttlicher Freiheit teilhaftig machen").

Auch v. Below berührt die bedeutsamsten Fragen geschichtlicher Auffassung und Darstellung, wenn er sich um die sogenannten Periodisierungen bemüht [1]). Er steht keineswegs auf dem Standpunkt derer, welche jene Lehre von den Kulturzeitaltern vertreten, wonach alle Seiten und Auswirkungen der geschichtlichen Entwicklung eines Volkes oder einer weltgeschichtlichen Epoche im Grunde völlig übereinstimmen und miteinander parallel laufen, so daß sie, alle zusammen erfaßt, eine einheitliche Grundanschauung ergeben, eine in sich geschlossene psychische Haltung darstellen. Aber er lebt andrerseits der wissenschaftlichen Überzeugung, daß die einzelne Volksgeschichte sich auf den verschiedenen Gebieten menschlichen Daseins dennoch in gleicher oder ähnlicher Richtung bewege und daß man weiter auch von universalhistorischen Tendenzen sprechen dürfe, von durchgehenden Strömungen und geistig-seelischen Richtungen. Zumal an der universalhistorisch üblich gewordenen Scheidung von Mittelalter und Neuzeit hält er fest; er erklärt sich gegen jene Versuche, im späteren Mittelalter je mehr und mehr neuzeitliche Strebungen und Gedankengebilde wahrzunehmen; er sieht in dem, was wir bisher Mittelalter nannten, ein einheitliches Kulturgebilde und hält den Begriff Mittelalter für eine trotz allem berechtigte und brauchbare Zusammenfassung; er erweist endlich aus vielen Anzeichen, die auf den verschiedensten Gebieten menschlicher Betätigung bemerkbar sind, die Notwendigkeit, im 16. Jahrhundert eine neue Periode, eben die Neuzeit, beginnen zu lassen.

Die Vergangenheit läßt sich periodisieren; ob sich auch die Zukunft vorausbestimmen läßt? Mancher Historiker hat der meteorologischen Wissenschaft immer besonderes Interesse entgegengebracht, weil er hier eine Naturwissenschaft vor sich hatte, die bei aller Exaktheit ihrer Methoden und Forschungen doch keine exakten Resultate, d. h. sichere Voraussbestimmungen gewährte. Nun schließt Karl Groos seine höchst gedankenreiche Abhandlung [2]) mit dem Hinweis auf diese Verlegenheit

---

[1]) Below, Georg von: Über historische Periodisierungen mit besonderem Blick auf die Grenze zwischen Mittelalter und Neuzeit. Mit einer Beigabe: Wesen und Ausbreitung der Romantik. 8°. 108 S. (= Einzelschriften zur Politik und Geschichte. Herausgegeben von d. Roeseler. 11. Schrift.) Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, 1925. Mk. 2.—.

[2]) Naturgesetze und historische Gesetze. Ein Vortrag 8°. 22 S. Tübingen, Osiander, 1926. — Erich Adickes zu seinem 60. Geburtstage gewidmet.

Digitized by Google

der Meteorologie (S. 22). Zwar „soweit sie die einzelnen ‚Faktoren' isolierend heraushebt, kann sie Gesetze formulieren ... Will sie aber Regelmäßigkeiten des Gesamtverlaufs, d. h. ‚des Wetters', als des ‚Gesamtkomplexes der einzelnen meteorologischen Faktoren' (Trabert) finden, so geht es ihr, zum mindesten in unseren Breiten, sicher nicht besser als der Geschichtswissenschaft. Trotzdem wird die Meteorologie auch diese Aufgabe nicht beiseite schieben. Warum sollte es in der Geschichte verpönt sein, ähnliches zu erstreben?" Der Hauptteil des Groosschen Vortrages (S. 11—18): „Idealgesetze und Gesetzlichkeiten des wirklichen Geschehens" stellt sehr richtig fest, daß die philosophisch und mathematisch präzisierten sogenannten Gesetze etwas anderes seien als die Gesetzlichkeiten des realen Geschehens, sie sind Ideale. „Muß — so drückt es Franz Exner (in seinen ‚Vorlesungen über die physikalischen Grundlagen der Naturwissenschaften', 1919, S. 647) aus — der mathematischen Exaktheit eine physikalische entsprechen? Dieser Glaube, zu dem man leicht verleitet wird, ist stark erschüttert ... Für H. Vaihinger sind die Naturgesetze ‚Fiktionen'" (Groos S. 11/12). Und so getrösten wir Historiker uns dieses erfreulichen Zuredens, welches uns die Substanz in Atome auflöst, „die eine ‚Geschichte' haben" (S. 15), welches uns demgegenüber in der Menschengeschichte auf die Wiederholungen hinweist, in denen wir Gesetzlichkeiten sehen, wenigstens ahnen dürfen.

An zweiter Stelle führen wir einige Schriften auf, welche die Geschichte im System der Wissenschaften oder im Verhältnis zu Erkenntnistheorie, Logik und Psychologie betrachten.

Sauer[1]) befaßt sich, dem Titel seines Werkes gemäß, auch mit der Geschichtswissenschaft (S. 235—259), ohne sie freilich dem Charakter seines Wissenschaftssystems weiter anzupassen, als es in dem Abschnitt „Historische Wert-Monaden" (S. 238—244) geschieht. Diese aber erscheinen als „Teile, die von der Geschichtswissenschaft aus dem menschlichen Leben herausgehoben werden", dürften jedoch, aus dem Folgenden zu schließen und nach unserem Sprachgebrauch, wohl am besten als einmalige Handlungen oder außergewöhnliche Vorgangsreihen sowie als historische Persönlichkeiten bezeichnet werden. Wenigstens findet sich (S. 240) der bemerkenswerte Satz: „Historisches Objekt ist nur das Anomale" oder auch „das Regelwidrige".

Die anderen Abschnitte sind überschrieben: Historische Wahrheit; Historische Neutralität (S. 244—246); Tatsachen und Gesetzmäßigkeiten; Wesen und Zukunft der Geschichtswissenschaft. Sauer sieht das Wesen unserer Wissenschaft in „subtiler Kleinarbeit", in breiten, ausführlichen Wiederholungen. Für die Zukunft drohe ihr je mehr

---

[1]) Sauer, Wilhelm, ordentlicher Professor an der Universität Königsberg: Grundlagen der Wissenschaft und der Wissenschaften. Eine logische und sozialphilosophische Untersuchung. 8°. XVI, 437 S. Berlin-Grunewald, Dr. Walther Rothschild, 1926. Mk. 20.—.

Digitized by Google

und mehr Stoffmangel; denn der „stets neues Material zuführenden" jüngsten Gegenwart „gegenüber beobachtet der kühl neutrale Historiker gern ein gewisses reserviertes Verhalten" (S. 254). Und Sauer würdigt sie weiterhin fast zur Hilfswissenschaft herab, indem er ihren „Kulturberuf" „in dem Bereitstellen geeigneter Objekte für andere Wissenschaften, insbesondere für die systematisch verfahrenden Geisteswissenschaften" sieht, vor allem wohl für Soziologie und Sozialphilosophie. Zwar ist er, wenn auch im Widerspruch mit seinen „Wertmonaden", von dem Vorwalten „der Gesetzmäßigkeiten in der Geschichte" überzeugt (S. 251), zwar erkennt er die sehr enge „Verwandtschaft zwischen der Geschichtswissenschaft und der Soziologie" (S. 250), zwar ist er sich der Bedeutung der Geschichtsphilosophie gerade vom wissenschaftlichen Standpunkt aus recht wohl bewußt (S. 253, 255): aber diese Erkenntnisse führen ihn nicht dazu, Lamprechts methodologische Bestrebungen zu würdigen und in einer Geschichtsphilosophie die wahrhafte Grundlegung und Erfüllung echter, rechter Geschichtswissenschaft zu sehen. Auch ist er nicht geneigt, die Soziologie abzudanken, obgleich sie den von der Geschichte gelieferten zeitlich angeordneten Stoff lediglich systematisch und auswählend behandelt, also nicht sowohl eine Wissenschaft, sondern nur eine Methode darstellt; zudem eine solche, die für die spezifisch staatlichen Entwicklungen längst mit bestem Erfolge und auch vielfach gerade von Historikern angewendet worden ist (Ergebnis: die „Politik" eines Dahlmann, Roscher, Treitschke).

Es ist zu bedauern, daß der Verfasser die verheißungsvollen Ansätze, die wir im Vorstehenden bemerklich gemacht haben, nicht bis zum letzten ausgebaut und gegeneinander ausgeglichen hat. Zwei Dinge haben ihn daran gehindert: die Idee, daß jede Wissenschaft „vorwärts und aufwärts gelangen" müsse (S. 260), und, als Kehrseite davon, seine Auffassung und dementsprechende Ablehnung des Historismus (S. 258). In diesem Zusammenhange erklärt er voll Stolz: die wahre Forschung „vollzieht sich im Hirn des Forschers ohne Rücksicht auf fremde Meinungen". Aber solch ein Standpunkt führt folgerichtig dahin, daß der Schüler dem Lehrer und der Leser dem Autor entläuft, da sie fremder Meinungen nicht bedürfen. Und wenn selbst diese nur als Lernende und Mitdenkende, der Forscher aber als Lehrender und Selbstdenker aufgefaßt würde: — ist er der einzige Denker, haben nicht andere, wahrhaftig auch begabte, vor ihm geforscht? Das Grundgesetz der Wissenschaft verlangt vielmehr, daß man das eigene vereinzelte begrenzte Denken ausweitet und verallgemeinert. Nur wer an den Fortschritt schlechthin glaubt, kann meinen, daß er als Spätling den Früheren überlegen sei.

Bisher galt das „Verstehen" in den Geisteswissenschaften immer als das Wesentlichste; und Hermeneutik gab einst jedem Theologen oder Philologen den so notwendigen Einblick in eine selbstverständlich geübte praktische Tätigkeit, wurde auch, noch vor einem Menschenalter, auf Universitäten besonders gelehrt, wie denn solche Unterweisungen durch den „alten" Steinthal bei dem Rezensenten in guter

Digitized by Google

Erinnerung stehen. Wach[1]) hat wohl daran getan, das deutsche und das griechische Wort in diese enge Beziehung zu setzen, weil damit völlig deutlich wird, daß Diltheys „Verstehenslehre" die Fortsetzung bester theologischer und philologischer Überlieferungen und deren folgerichtige Anwendung auf das historische Gebiet darstellt. Der Schleiermacher-Biograph Dilthey, der Schüler Boeckhs (S. 226) und Rankes, kommt mit Recht zu Wort schon in dem Vorwort eines Werkes, welches in seinem längsten zweiten Kapitel (S. 83—167) die hermeneutische Lehre des großen Theologen und im dritten, gleichfalls sehr eingehend (S. 168—226) und eindrucksvoll, diejenige des großen Philologen auseinandersetzt. Das erste Kapitel (S. 31—83) behandelt die Vorläufer Schleiermachers, vor allem Fr. Ast, dessen Gedächtnis verdientermaßen auf diese Weise ehrenvoll erneuert wird, und sodann Fr. A. Wolf, der als Lehrer Boeckhs auch für diesen in Betracht kommt. Boeckhs Vorlesungen über „Enzyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften", fußend auf Wolf und Schleiermacher, haben ja die in Rede stehende Disziplin stets berücksichtigt, und durch jene Drucklegungen seiner Kolleghefte aus 1877 und 1886 sind sie bis zu uns gelangt. Am bekanntesten daraus ist jene Wendung geblieben, wonach der Philologie die (echt hermeneutische) Aufgabe gestellt wird, „zu erkennen, was einmal ‚erkannt' worden ist".

Wie wir uns der vortrefflichen Würdigung Asts besonders freuen, weil sie einem kaum mehr Gekannten und selten Genannten zuteil wird, so auch derjenigen Boeckhs, dessen Gelehrsamkeit und Vielseitigkeit, dessen systemschaffende Kraft und philosophisches Streben wieder einmal in das rechte Licht gerückt werden (für weitere Kreise! — für Fachkreise ist es wohl noch nicht nötig). Wach bezeichnet ihn als „Großmeister jener Philologie, die als einzige ebenbürtige Macht der Philosophie der Zeit gegenübertreten konnte, die in Hegel ihren Fürsten verehrte" (S. 170). Wie richtig diese Zusammenstellung ist, zeigt das Hegel und Boeckh gewidmete Werk des Hegelianers Rötscher über Aristophanes (dessen Übersetzer, Joh. Gustav Droysen, ja auch bei Boeckh wie bei Hegel in die Schule gegangen ist). Richtig ist auch, daß Philologie für Boeckh „nahezu ausschließlich Altertumswissenschaft ist" (S. 185), als welche sie ihm aber auch ein „Lebensideal", nämlich das Humanitätsideal bescherte (S. 169), das aus der Altertumswissenschaft „der Beispielhaftigkeit des Altertums" (S. 184) zufolge erwachsen muß. Ob Boeckh freilich immer, wie sein Freund Wilhelm von Humboldt, von dieser „Beispielhaftigkeit" des Altertums überzeugt war, möchte demjenigen zweifelhaft erscheinen, der sich jener Worte der Vorrede zur „Staatshaushaltung der Athener" (1817) entsinnt, wo Boeckh ausdrücklich die Überlegenheit des Christentums und seiner Weltanschauung tiefinnerlich bezeugt. — Wir wollen nicht verfehlen darauf hinzuweisen, daß die Einleitung Wachs sich mit der

[1]) Wach, Joachim, Privatdozent an der Universität Leipzig: Das Verstehen. Grundzüge einer Geschichte der hermeneutischen Theorie im 19. Jahrhundert. I. Die großen Systeme. 8°. VIII, 266 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1926. Geh. Mk. 10.50.

Digitized by Google

Theorie des Verstehens befaßt, die als „das gegebene Zwischenglied zwischen der Arbeit der einzelnen Geisteswissenschaften und der Philosophie" erscheint (S. 12), sowie mit der allgemeinen Geschichte der Theorie der Hermeneutik, zu der auch die Historik in Beziehung gesetzt wird.

Wach hat ferner in besonderer Abhandlung [1]) jene bekannte Diltheysche Typenlehre, die Krönung von dessen steten Bemühungen um historisches Verstehen, auf die Anregung eines Lehrers Diltheys, Adolf Trendelenburgs, zurückgeführt. Für Dilthey handelte es sich um die Aufstellung von Typen der Weltanschauung, die er, der historischen Richtung seines Geistes entsprechend, nur geschichtlich glaubte erfassen zu können, da der Geist seine Wirksamkeit nur entfalten könne, indem er sich darlebe, indem er sich in der Abfolge sittlicher Antriebe und denkerischer Betätigungen äußere; so erwuchs ihm der Typus des Menschen des 16. Jahrhunderts usw. Natürlich spielt aber bei der Gewinnung dieses Typus die bedeutsamste geistige Ausstrahlung, eben die Philosophie, eine besondere Rolle, so daß die Herausstellung philosophischer Typen eine Voraussetzung für die Bildung weltanschaulicher sein müßte. Diese Voraussetzung aber hat Trendelenburg zu erfüllen gesucht, als er im Jahre 1847 in der Akademie seine Abhandlung las: „Über den letzten Unterschied der philosophischen Systeme" (wieder abgedruckt in seinen „Historischen Beiträgen zur Philosophie", Band 2, S. 1—30).

Auf Litt wollen wir hier eben nur hinweisen, da seine Schrift [2]) gleichfalls ganz wesentlich als „Verstehenslehre" sich kundgibt. Der erste Teil behandelt „Das historische Verstehen der Gegenwart", der zweite (S. 35—173) den „Aufbau des historischen Lebens", der dritte „Historie und Wertsetzung". Die Anhänge (S. 202—222) sind überschrieben: Geschichtsunterricht und Sprachunterricht; Von der Kunst des Verstehens. Da wir die erste Auflage in den „Mitteilungen" Bd. 50, S. 73—75 eingehender besprochen haben, dürfen wir wohl darauf verweisen, zumal die dort kritisch gewürdigte Gesamthaltung des Buches dieselbe geblieben ist.

Rickert [3]) gliedert sein sehr lesenswertes Buch, das eine „Einführung" zu geben bestimmt ist, in drei Kapitel. Doch zumal das erste von ihnen (S. 9—82: „Die Logik der Geschichtswissenschaft") dürfte wohl nur einen philosophisch besonders eingestellten und veranlagten Leser einzuführen vermögen, und zwar allein unter der

---

[1]) Wach, Joachim: Die Typenlehre Trendelenburgs und ihr Einfluß auf Dilthey. Eine philosophie- und geistesgeschichtliche Studie. (= Philosophie und Geschichte. Eine Sammlung von Vorträgen und Schriften aus dem Gebiet der Philosophie und Geschichte 11.) 8°. 50 S. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1926. Mk. 1.50.

[2]) Litt, Theodor: Geschichte und Leben. Probleme und Ziele kulturwissenschaftlicher Bildung. 2., teilweise überarbeitete und erweiterte Auflage. 8°. VI, 222 S. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1925.

[3]) Rickert, Heinrich: Die Probleme der Geschichtsphilosophie. Eine Einführung. 3., umgearbeitete Auflage. 8°. X, 156 S. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1924. Mk. 4.—; geb. Mk. 5 80.

Digitized by Google

Voraussetzung, daß es überhaupt möglich ist, Historikern durch Philosophen den Weg weisen zu lassen. Hieran aber zu zweifeln, ist jedenfalls demjenigen recht nahe gelegt, der Rickert selbst immer wieder die großen Unterschiede historischen und philosophischen Denkens hervorkehren und ihn im 3. Kapitel (S. 121—156: „Die Geschichtsphilosophie als Universalgeschichte") mit völliger Selbstverständlichkeit die empirische Weltgeschichte von der philosophischen Universalgeschichte sondern sieht.

Rickert schreibt dort (S. 124): „Die empirische Geschichte läßt sich in keiner Weise zu einer systematischen (philosophischen) Wissenschaft machen." Aber zugleich erblickt er (S. 125) in der „umfassendsten Weltgeschichte, die historisch bleibt, nichts anderes als ein Material", das der Philosoph in seiner Weise systematisch gestalte; indem dieser den Stoff, das historische Ganze, in Epochen oder Perioden gliedere, dürfe ja müsse er hierbei sogar mit der Geschichte ungeschichtlich verfahren (S. 128). Er müsse von dem Historismus als von einer Weltanschauung, die zum Nihilismus führe, abrücken und den Begriff des Fortschrittes fassen, der freilich an sich unhistorisch, weil teleologisch, aber eben deshalb Werte bildend und damit System gebend sei. Andrerseits dürfte auch der Historiker wohl einmal auf Wegen betroffen werden, die zu einer Art System wenigstens hinführen; und Ranke habe „in seinen Vorträgen ‚über die Epochen der neueren Geschichte' etwas versucht, was einer Philosophie der Geschichte nahe kommt" (S. 128).

Man wird nicht behaupten dürfen, daß die hiermit berührten späteren Teile des Rickertschen Buches gerade einfach wären; aber sie bringen dem Leser immerhin einigermaßen historischen Boden unter die Füße und arbeiten vielfach mit Begriffen, die ihm mehr oder weniger geläufig sind, so das 2. Kapitel (S. 83—120: „Die Prinzipien des historischen Lebens") mit seinen Erwägungen über historische Gesetze, über die wirkenden Kräfte sowie über den Sinn der Geschichte. Freilich verlangen das zweite wie das dritte Kapitel zu vollem Verständnis das grundlegende erste, welches dem Verfasser eigentümliche Gedanken mit besonderem Eingehen entwickelt.

Rickert schreitet hier von der Zweiteilung Natur und Geist mit bestem Rechte zu der Dreiteilung Physisches, Psychisches, Geistiges vor, darf aber, zur Zweiteilung zurückkehrend, die Bearbeitung der „wahrnehmbaren, teils physischen, teils psychischen Bestandteile der realen Sinnenwelt" den Naturwissenschaften zuweisen, den Geisteswissenschaften dagegen die „verstehbaren Bestandteile einer idealen Welt der Sinngebilde, die weder physisch noch psychisch genannt werden dürfen" (S. 21), deren Inbegriff, deren Zusammenfassung der Verfasser als Kultur bezeichnet. Denn er legt dar (S. 23), „daß die Geschichte in erster Linie Wissenschaft von der menschlichen Kultur ist. Das Kulturleben stellt sich durchweg als ein bedeutungs- und sinnvolles Geschehen dar, während die Natur im Gegensatz dazu bedeutungslos und sinnfrei bleibt". Damit ist Geschichte als Kulturwissenschaft gekennzeichnet, die von dieser Wissenschaft zu

Digitized by Google

behandelnde Kultur aber, das Kulturleben, erscheint als bedeutungsvolles Geschehen, wie S. 5 Geschichtswissenschaft als „Darstellung des Geschehens" gedeutet wird.

Gewiß bedarf auch der Historiker, gleich dem Kriminalisten und Psychiater (weil nun einmal Genie und Irrsinn wie Helden- und Verbrechertum in gewissen Beziehungen stehen), und vielleicht noch mehr der Literarhistoriker charakterologischer Einsichten; aber diese entnahm er bisher einer empirischen Psychologie, die nichts anderes bot als das Ergebnis einer breiteren und reicheren Erfahrung, einer intensiveren Selbst- wie Fremdbeobachtung, und die schließlich ihrerseits durch charakterologische Studien des Historikers zu gewinnen pflegte. Immerhin darf man jeden Versuch einer systematischen Charakterologie willkommen heißen, wie Utitz[1]) im Vorwort seines Werkes (S. IV) einen solchen nicht bloß in Aussicht stellt, sondern dankenswerterweise dann auch selbst unternimmt. Dieses sein Werk behandelt nun zwar in durchsichtiger Gliederung, nach Erörterung der Grundbegriffe, im zweiten Teil (S. 49 – 180) die Forschungswege der neu zu errichtenden Disziplin, würde aber den Historiker vornehmlich in seinem dritten und vierten Teile interessieren, wo ja denn in Aufstellung der charakterologischen Leitlinien sowie in Kennzeichnung der typischen Charaktere selbst (S. 305—393) die wesentlichen Ergebnisse zu finden sein müßten und auch gefunden werden, freilich vielfach in ziemlich abstrakter und mit dem Urteil zurückhaltender Darstellung. Der Verfasser trifft gewiß auch insofern den wissenschaftlichen Ton der Zeit, als er trotz seines Vorwortes und trotz alles Strebens nach Aufstellung eines Systems sich doch zugleich ängstlich davor hütet, ein solches auch nur andeutend zu schaffen: es gelte „planvolle systematische Arbeit", diese sei noch „etwas anderes als Arbeit auf ein System hin", und solche zweckbewußte Arbeit auf ein System hin sei „tunlichst weit herauszuschieben", solche „Systemvorliebe" dürfe nicht jene planvolle Arbeit „hindern und stören" (S. 183). Man fühlt starkes Mitleid mit dem alten, wohl bewährten Bahnsen, den Max Dessoir „als den bedeutendsten Systematiker auf seinem Gebiete rühmt", dessen System Utitz aber „für bereits vermorscht und veraltet, für recht unfruchtbar" hält, vermutlich weil Nietzsche sich nach anfänglich starkem Lob von ihm abwandte „wie Goethe von Lavater". (S. 106.) Man dürfte übrigens diese Darlegungen wohl mehr unter dem Gesichtspunkte psychologischer Beeinflussung durch große Geister als unter demjenigen charakterologischer Wissenschaft ansehen.

Es erfüllt uns mit besonderer Genugtuung, daß wir Breysigs letzterschienenes Werk hier zur Anzeige bringen dürfen. Rezensent hat stets gern Gelegenheit genommen, Einblick in Breysigs Wirken und

---

[1]) Charakterologie. 8°. VII, 398 S. Charlottenburg, Pan-Verlag Rolf Heise, 1925. Mk. 14.—.

Digitized by Google

Schaffen zu gewinnen und zu vermitteln (Mitteilungen Bd. 49, S. 68); vor mehr als einem Menschenalter zu den Füßen des jugendlichen Kulturhistorikers sitzend, der sich mit wärmstem Eifer um die Erfassung des geistigen und künstlerischen Lebens der neueren Jahrhunderte bemühte, hat er weiterhin mit lebhaftestem Interesse Breysig in der „Kulturgeschichte der Neuzeit" auf Altertum und Mittelalter zurückgreifen, ja ihn in folgerichtigem Streben bei den „Völkern ewiger Urzeit" anlangen sehen. Denn menschliche Kultur, als Ringen und als Ausstrahlung der menschlichen Seelen gefaßt, läßt sich nur in den weitest gespannten Zusammenhängen geistigen Wirkens und seelischer Überlieferungen darstellen. Wer den „Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte" entwickeln will, wer sich dazu bekennt, daß ihm eine „Geschichtslehre" vorschwebe, dem muß diese gesamte kulturelle Substanz weltgeschichtlichen Daseins innigst vertraut sein, der muß sie in ihrer ganzen Fülle und Breite durchmessen und durchdrungen haben; nur so erschließt sich ihm das geschichtliche Werden, von welchem Breysig in diesem seinem uns vorliegenden Werke handelt [1]).

Das Vorwort des ersten Bandes konstituiert die neue Art der Geschichtsbetrachtung, jene „Geschichtslehre", die man vielleicht am besten im Hinblick auf, aber auch zum Unterschied von der Geschichtswissenschaft als Geschehenswissenschaft bezeichnen könnte: „Die zukünftige Wissenschaft der Geschichtslehre ist die Erforschung des Wesens und der Formen des geschichtlichen Werdens. Sie geht von der Meinung aus, daß neben alle Geschichtschreibung, alle Ermittlung und alle Darstellung des Hergangs der Geschichte eine allgemeinste und doch wieder nur nach besonderen, fachmäßigen Regeln zu betreibende Zweigwissenschaft treten muß, die sich ausschließlich mit dem Wie des geschichtlichen Geschehens befaßt." (S. VIII.) Kurz vorher spricht Breysig von „den Gehalten und den Werkzeugen einer neuen Form geschichtlichen Forschens, der dies Buch zugleich Gestalt und Regel geben, wie werktätig dienen möchte."

Und so erörtert er denn im ersten Bande jenen großen Gegensatz, der unsere Zeit besonders stark, aber auch das gesamte geschichtliche Leben überhaupt kräftig bewegt, jenes Widerspiel von Subjektivem und Objektivem, jenes fortdauernde Bezogensein des einzelnen auf die Masse und umgekehrt; jenes Grundverhältnis zweier wesentlichster Faktoren, die er, sie durch den Titel besonders hervorhebend, „Persönlichkeit und Entwicklung" nennt. Das Inhaltsverzeichnis verspricht für diesen ersten Teil des Werkes „Vom Geschichtlichen Werden" eine Abhandlung über „die Quellen und die Träger der geschichtlichen Bewegung". Breysig sieht als solche offenbar den einzelnen und die Gemeinschaft an; wenigstens behandeln die beiden Abteilungen dieses

[1]) Breysig, Kurt, Professor an der Universität Berlin: Vom Geschichtlichen Werden. Umrisse einer zukünftigen Geschichtslehre. 1. Band: Persönlichkeit und Entwicklung. 8°. XXI, 308 S. Mk. 8.—. 2. Band: Die Macht des Gedankens in der Geschichte. In Auseinandersetzung mit Marx und Hegel. 8°. XXVIII, 622 S. geh. Mk. 15.—, Ganzleinen Mk. 18.—. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf., 1925 und 1926.

Digitized by Google

ersten Teiles sowohl „die Kraft des einzelnen" wie „das Verhalten der Gemeinschaft". Von der im Titel auftretenden Entwicklung ist in dieser Gliederung nichts zu verspüren, wenn man sie nicht etwa doch in der „geschichtlichen Bewegung" wiederfinden will. Und hierzu ist man um so mehr berechtigt, als man in deren Träger „die Gemeinschaft", die sich laut Überschrift der zweiten Abteilung lediglich „verhält", in deren Quellen aber „die Kraft des einzelnen" erblicken muß. Jedenfalls ist der einzelne für Breysig allein Kraftquelle und Antrieb der Entwicklung; dahin deuten auch die Überschriften der vier Bücher des ersten Teiles: die Kraft des einzelnen; die Kraft und die Entwicklung (S. 45—150); die Gemeinschaft und der einzelne; Gemeinschaft und Entwicklung (S. 199—291).

Es ist eine Fülle bestdurchdachter und in genaueste Beziehung zueinander gesetzter Gedanken, die Breysig in seinen, bildhaft gestalteten sprachlichen Formen vor uns ausbreitet. Nur daß uns die „Persönlichkeit" gar zu sehr als Quelle und Antrieb des Geschehens gefaßt erscheint! Die überstarke Betonung des „Schöpferischen" und „Zeugerischen" im Einzelmenschen könnte denn doch zu einer Heldenverherrlichung führen, die uns befürchten ließe, in Dämonologie und Geniesucht, hier und da etwa auch in fadesten Götzendienst auszuarten. Und wenn schon im Bereich des weltumfassenden Gedankens und der künstlerischen Gestaltungskraft, wenn schon in denkerischen Werken und ästhetischen Gebilden besondere, fast unvergleichliche Kräfte wirksam erscheinen (aber freilich doch auch nur für den, der die geschichtliche Entwicklung nicht berücksichtigt oder nur insofern als sie ein Piedestal für die einsam thronenden Genies abgeben möchte): wenn also Literatur- und Kunstgeschichte vielleicht, ihrem Namen und ihrer Aufgabe zuwider, sich mit Vorliebe auf fast zeitlose Genien einstellen, so geht das doch wirklich nicht in jenen Bezirken an, wo es sich um menschliches Gemeinschaftsleben, um Staat und Politik, um das ideellste, die Religion, und um das materiellste, die Wirtschaft, handelt. Hier versagt naturgemäß je mehr und mehr die Anwendung jenes Wortes: „Männer machen die Geschichte", das letzten Endes die Geschichte in Biographien auflösen würde, jene subjektiv wie objektiv persönlich gerichtete, also untergeordnete Art der geschichtlichen Auffassung, die man im geschichtlichen Anfängerunterricht verwenden mag.

Demgegenüber befaßt sich der auch dem Umfange nach sehr gewichtige zweite Band mit dem objektiven Geist; wie dies schon der Titel vermuten läßt, der den „Gedanken" offenbar unpersönlich, allerdings personifiziert als Antrieb und Ausdruck der Entwicklung meint. Dies geschieht ganz gewiß im Sinne Hegels, dessen Weltgeist der in den Strom der Weltgeschichte hineingerissene objektive Geist ist, nicht aber im Sinne des im Titel freilich sogar an erster Stelle stehenden Marx, dessen materialistische Grundauffassung kein Sichdarleben des Geistes in der geschichtlichen Entwicklung kennt oder anerkennen mag, obwohl doch diese Marxsche Grundauffassung selber Erzeugnis eines *Geistes* ist und entweder als aus dem bisherigen Geschichtsverlauf abgezogene Einsicht oder als den zukünftigen Geschichtsverlauf bestimmende Ansicht

Digitized by Google

sich kundgibt. Von dieser kritischen Erwägung abgesehen, hat Breysig Marx' Anschauungen im ersten Teile seines zweiten Bandes einer gründlichen, nicht bloß geschichtlich und ökonomisch, sondern auch philosophisch gegründeten Erörterung unterworfen; und das Ergebnis erscheint dem unbefangenen Leser sowohl hinsichtlich der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung wie im Hinblick auf Marx' denkerische Haltung vernichtend. Das „Kommunistische Manifest" von 1847 und die Vorrede zur Kritik der politischen Ökonomie von 1859 stellen Behauptungen auf (Breysig sagt „Setzungen"), die aus der Geschichte nicht erwiesen werden können, ja ihren tatsächlichen Vorgängen zuwiderlaufen. Breysig sieht in Marx nicht den Forscher, sondern den Agitator, aber dieser wird ihm, vermutlich wegen seiner Einwirkung, zum geistesgewaltigen Propheten. Es steht zu befürchten, daß diese Wertung sachlich Denkende zwiespältig anmuten wird. Denn wenn Ansichten, die den Geschichtsverlauf erklären und aus ihm Folgerungen ziehen sollen, statt dessen nachweislich von ihm abweichen oder ihn gar vergewaltigen, so müßte man doch den, der solche Ansichten weiterhin hegt, als wissenschaftlich abgetan betrachten, da die Sache selbst ihn widerlegt hat. Wenn man freilich — wie Breysig im ersten Bande — die Persönlichkeit als Quelle und Antrieb alles geschichtlichen Daseins betrachtet, so darf man Marx, den Verfechter eines abwegigen, irreführenden Gedankenganges, der noch dazu die Macht des Gedankens seinerseits zu leugnen wagt, dennoch als „überstarken Geist" hinstellen, weil seine verfehlt oder gar nicht begründete Lehre von der einzigen Macht wirtschaftlicher Entwicklung und der Vorherrschaft des Klassenkampfes bei den Interessierten so starken Eindruck gemacht hat. Immerhin gibt es eine andere, besser zu begründende Auffassung, die vom Persönlichen weg zum Sachlichen, zur Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, zum Überpersönlichen, zum Staat tendiert, die den Menschen zuerst als Mitglied einer sittlichen Gemeinschaft (als politisches Lebewesen: Aristoteles) und als Einzelwesen nur im Hinblick auf die Gottheit faßt (Hegel), wo denn auch der bedeutsamsten Persönlichkeit in ihrer Gottähnlichkeit bange werden dürfte.

Leider müssen wir davon Abstand nehmen, die weiteren, allemal äußerst gehaltvollen Darlegungen des zweiten Breysigschen Bandes eingehender zu besprechen. Wir verzichten auch darauf, Überschriften zusammenzustellen und die genauere Gliederung anzudeuten, da solche knappen Anführungen in Breysigs modern-philosophischer, besser deutschtümlich-denkerischer, gewichtiger Schreibart hier fremdartiger anmuten würden als der immer gediegene, zum großen Teil durchaus klarschöne Text den Leser. Nur soviel sei bemerkt, daß die zweite Abteilung (S. 166—420) eine ebenso gründliche wie verständnisvolle Würdigung Hegels bringt, daß sie uns lehrt, wie Hegel mit seinem Prinzip der reinen Geistigkeit, mit seiner „Herrschaft des Begriffes" das weltgeschichtliche Geschehen zwar nicht in seiner Fülle zu erfassen vermag, wie aber Marx mit seiner materialistischen Einstellung und seiner Vergewaltigung alles geistigen Daseins einen nur aus Agitationssucht erklärbaren Rückschritt darstellt. Die dritte Abteilung sucht in

Digitized by Google

vortrefflicher, aufs beste vorbereiteter Vermittlung die Grundzusammenhänge der Geschichtslehre Breysigs zu entwickeln, welche „Sachzusammenhänge" wie ideelle Strebungen in den Formen des Geschehens verflochten weiß.

Wir werden diese sachbestimmte Systemgebung Breysigs um so nachhaltiger auf uns wirken lassen, wenn wir uns in der folgenden Schrift der Wertung einer, wenn auch noch so genialen Persönlichkeit mit ihren bloßen Eingebungen gegenübersehen.

Nietzsche, der zu seiner Zeit als Philosoph, d. h. als systematischer Denker, gar nicht in Frage kam, der als Dichter wegen des rein Gedankenhaften seiner Darbietungen nur einen kleinen Kreis von Verehrern fand und auch manche unter diesen durch seine zwar glänzenden, aber auch blendenden, zwar feinst stilisierten, aber auch monoton wirkenden Gedanken nicht selten abstieß — er ist, als ihn die Nacht des Wahnsinns umfing, ins hellste Licht der öffentlichen Meinung getreten, und als ihn der Tod hinwegnahm, gleichsam zu neuem Leben erstanden, zu so unheilvollem zwar, daß unsere Feinde im Weltkriege uns unter ausdrücklicher Berufung auf Nietzsche und seine unbedachte Wendung vom „Willen zur Macht" allen Ernstes der Eroberungsgier und des hemmungslosen Machtstrebens ziehen. Dieser Vorwurf, so ungerechtfertigt wie möglich, beruht auf einer völligen Verkennung der Sachlage, faßt den „Willen zur Macht" praktisch-politisch anstatt theoretisch-ethisch. Allein man muß auch zugestehen, daß dieser große, aber vielfach paradox denkende Mann mit seinen geistreich und pikant umwertenden Schlagworten förmlich dazu herausfordert, gedanken- und noch mehr gewissenlos geplündert zu werden. Das ist der Fluch des Fragmentisten; und Einseitigkeit oder doppelte Deutung schädigten den Aphorismus schon öfter. Nietzsche ist bald so bald anders verstanden worden, aber er ist immer verstanden worden — und das ist mehr als bedenklich. Selbst ausgesprochene Toren fanden je und je dies oder jenes Wort von ihm, das ihnen gefiel, sofern oder nur weil es aus dem Zusammenhang gerissen war: welchem Lasterhaften sollte es nicht „Jenseits von Gut und Böse", welchem Ehrsüchtigen und Habgierigen sollte nicht der „Wille zur Macht", welchem Eingebildeten nicht „der Übermensch" wohl gefallen?

Andrerseits haben erleuchtete Denker ihre philosophischen Fähigkeiten voll eingesetzt, um das Stückwerk dieser gedanklichen Eingebungen weltanschaulich zu runden und aus vielen geistreichen zerflatternden Aphorismen ein haltbares, wohlgefügtes Gedankengebilde zu schaffen. So hat sich auch Hirsch[1]) bemüht, Nietzsche als Philosophen der abendländischen Kultur zu erweisen. Aber wir sehen nur den ingeniösen, von Stimmungen ausgefüllten, allen starken und seiner Stimmung wie seinem Denken entsprechenden Einwirkungen rettungslos erliegenden Menschen. Er zeigt sich förmlich im Banne des Philologen Ritschl,

[1]) Friedrich Nietzsche, der Philosoph der abendländischen Kultur. Mit 1 Bildnis. 8°. 181 S. Stuttgart, Strecker & Schröder [1925], Mk. 2.40.

Digitized by Google

und erst recht im Banne Schopenhauers und Wagners. Aber wo ist das der geistigen, fachwissenschaftlichen Veranlagung entsprechende philologische preiswürdige Opus? (S. 18: die Fachwissenschaft lehnt ihn ab.) Wo ist das philosophische Grundwerk, das bei dieser Gedankenfülle und dieser Sprachgewalt aus diesem grübelnden Kopfe hätte entspringen müssen? Griechenverherrlichung, Schopenhauerschwärmerei, Wagnerbegeisterung — und dann wieder zynischer Rationalismus und westeuropäisches Freidenkertum! (S. 26.) Und so optiert er zufällig für Galliani, und nun hat es einen geistreicheren Schriftsteller als diesen Abbé schlechterdings nicht gegeben. (Nur gerade Stirners Werk hat Nietzsche leider nie zu Gesicht bekommen!) Es geht alles in eins, bis endlich auch seine vielen schönen Anlagen in eins gehen und ein Dichtwerk zustandekommt: Also sprach Zarathustra. Denn ein Dichter und Stimmungsmensch war er immer gewesen, eine bloße, wenn auch große Subjektivität. Die in sich beruhende objektive Welt, die Natur, wußte er vielleicht noch zu fassen, hier lieferte Darwin Richtlinien; aber die geschichtliche Welt mit ihrer Dialektik, in der doch absolute Werte hervorgetrieben werden, blieb ihm verschlossen: er verlor sich an einzelne geschichtliche Größen und geistige Richtungen, wie oben bereits gezeigt; die einzige oder eine von den wenigen absoluten Größen aber, die in der Weltgeschichte vorkommt und nach der sie deshalb mit Recht ihre Jahre zählt, Christus galt ihm nichts, ja er haßte den Stifter dieser Religion des Mitleids und der Liebe. Und so bläst er sich zum Antichristen auf und zerschellt an Christus, ohne daß dieser zu erscheinen braucht. Er hatte mit dem Geist wie mit einer beziehungslos im All schwebenden wundersamen Gabe gespielt. Aber der Geist fordert Beziehung auf Objekte, er fordert Einstellung auf sachliche Belange; er bedarf eines anderen Stoffes als seiner selbst. Nietzsche ist gewiß eine merkwürdige Persönlichkeit, nicht ohne starke Züge geistiger und künstlerischer Größe, aber es fehlt ihm an dem geistigen Schwerpunkt und an Reife. Wo sein Ethos den höchsten Flug wagt, da tritt Überspannung ein und Bruch. Er hat sich übernommen.

Man kommt über den Zwiespalt dieser genialen Natur nicht hinaus, wenn man ihn (S. 28) einen „Lyriker der Erkenntnis" nennt; und Nietzsches „Selbstsucht", die er heilig spricht, ist doch gar keine Selbstsucht, da sie „nach dem Großen und Heldenhaften um seiner selbst willen trachtet" (S. 30). Seine Neigung zur Selbstvergötterung gibt Hirsch selber zu (S. 38); und daß Nietzsches Werk zahlreiche Widersprüche aufweist (S. 43), hat er nicht zu widerlegen vermocht. Daß sich bei alledem eine Fülle bedeutsamer Ideen und bemerkenswerter gedanklicher Wendungen bei Nietzsche finden, beweisen viele Partien des Hirschschen Büchleins, insbesondere: S. 103 daß Tugend nicht Behagen, daß Behagen höchstens „bescheidene Tugend"; S. 118 „daß Tugend Leidenschaft bedeutet"; S. 140 „Die Arbeiter sollen einmal leben wie jetzt die Bürger; aber über ihnen, sich durch Bedürfnislosigkeit auszeichnend, die höhere Kaste: also ärmer und einfacher, doch im Besitz der Macht". (Nur liegt doch gar kein Anhalt

Digitized by Google

vor zu meinen, diese Worte enthielten „etwas wie eine Hoffnung, daß der neue Adel, den Nietzsche ersehnt, nicht zuletzt eine Aristokratie aus der Schicht der Arbeiter sein werde". Davon steht unseres Erachtens nichts bei Nietzsche zu lesen! Für Nietzsche macht nicht bloß „Genießen", sondern auch „Besitz" gemein!) — Wie wir uns der wohl gelungenen Aufdeckung religiöser Unausgeglichenheit in Nietzsches Wesen freuen (S. 162—168), so bestreiten wir, daß es eine Einwirkung Nietzsches auf neuere Denker sei, „daß sie die Fremdheit zwischen Geist und Leben, die für frühere Denker bestand, zu überwinden trachten". Das heißt der neuesten Philosophie vindizieren, was bereits der ältesten selbstverständlich war, nämlich Sein und Denken in das rechte Verhältnis zu setzen. Erich Bleich.

Die Inschriften der altassyrischen Könige. Bearbeitet von E. Ebeling, B. Meißner, E. F. Weidner. (= Altorientalische Bibliothek, 1. Band). 8°. XXXVII, 164 S. Leipzig, Quelle & Meyer, 1926. Mk. 20.—.

Als vor 37 Jahren der erste Band der Keilinschriftlichen Bibliothek von dem Altmeister der Assyriologie, Eb. Schrader, herausgegeben wurde, waren nur wenige altassyrische Königsinschriften bekannt. Seitdem haben namentlich die Grabungen der Deutschen Orientgesellschaft reiche Erträge geliefert, so daß der vorliegende Band 122 Inschriften enthalten kann, darunter 35 bisher noch nicht veröffentlichte. Schon diese Tatsache zeigt, daß das neue Unternehmen, die Altorientalische Bibliothek, nicht nur berechtigt ist, sondern einem dringenden Bedürfnis entspricht. Denn auf allen Gebieten wächst die Zahl der Urkunden in jedem Jahr, und so sind auch die weiteren Bände der Keilinschriftlichen Bibliothek bereits stark veraltet. Die neue Sammlung steckt sich das Ziel, alle in Keilschrift überlieferten Urkunden des Alten Orients in möglichster Vollständigkeit zu sammeln. Damit bietet sie nicht nur den Fachgelehrten einen wertvollen Überblick über das vorliegende Material, sondern wird vor allem für den alten Historiker, der der Kenntnis der orientalischen Urkunden nicht entraten kann, zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel. Die Texte werden in Umschrift und Übersetzung geboten, und ein ausführlicher Kommentar dient vor allem der sachlichen Erklärung. Der erste Band bringt die Inschriften der assyrischen Könige bis auf Salmanassar I. (etwa 1260 v. Chr.). Die Namen der Bearbeiter bürgen für die Gediegenheit des Gebotenen, wie dies auch in Fachzeitschriften bereits anerkannt wurde.

In den eingehenden Vorbemerkungen werden Erhaltung, Fundort, Aufbewahrungsstätte und die bisherigen Veröffentlichungen für jeden Text genau angegeben. Der Kommentar enthält eine Fülle wertvollster Belehrung für alle Gebiete der altorientalischen Kultur, in erster Linie natürlich für die Geschichte und Geographie des Zwischenstromlandes. Es ist eine Freude, von so kundiger Hand durch diese Jahrtausende zurückliegende Zeit geführt zu werden, und ich kann nur dem Bedauern Ausdruck geben, daß mir bei meinen assyrischen Studien

Digitized by Google

unter Delitzsch ein solches Hilfsmittel nicht zu Gebote stand. Gewiß ist namentlich in der Lokalisierung zahlreicher Orte und Landschaften noch nicht das letzte Wort gesprochen, aber der Kommentar trägt durch gewissenhafte Anführung der verschiedenen Ansichten und besonnene Stellungnahme viel zur Klärung der für die Feststellung des assyrischen Machtbereiches oft entscheidenden Fragen bei.

So kann über den Wert und den Nutzen der ganzen Sammlung, die sich mit diesem Bande so glücklich einführt, keine Meinungsverschiedenheit bestehen. Wir wünschen dem ersten Bande eine möglichst weite Verbreitung, damit der Verlag, der den Mut zur Veröffentlichung eines solchen Werkes hatte, nicht von der Durchführung des Planes abstehen muß. Noch ist eine solche Zusammenfassung des ganzen Urkundenmaterials möglich, und wie handlich wird dann dieses Corpus inscriptionum orientalium sein, wie viel handlicher als die ungefügen Foliobände der griechischen und lateinischen Inschriftensammlungen. Fritz Geyer.

Meurer, Alex., Vizeadmiral a. D.: Seekriegsgeschichte in Umrissen. Seemacht und Seekriege, vornehmlich vom 16. Jahrhundert ab. XVI u. 422 S. Berlin und Leipzig, K. F. Koehler, 1925.

Die einschneidende, häufig ausschlaggebende Bedeutung der Seemacht in der Geschichte ist im 19. Jahrhundert von zweien der größten deutschen Historiker, Ranke und Mommsen, schon erkannt und nach Gebühr gewürdigt worden, lange bevor das berühmte Buch von Kapitän A. T. Mahan erschien. Doch hat es trotz vielfacher einseitiger Übertreibungen in gewissem Sinne Epoche gemacht und namentlich auf die wissenschaftliche Tätigkeit deutscher Seeoffiziere in hohem Maße anregend gewirkt. Das zeigen neben zahlreichen Einzelabhandlungen die beiden Werke über Seekriegsgeschichte, die die deutsche Marineliteratur aufzuweisen hat: Die sechsbändige von Kapitän z. S. A. Stenzel, die, von Vizeadmiral Kirchhoff fortgeführt, bis zum Ende des Weltkriegs reicht, und die zweibändige von Konteradmiral R. Rittmeyer, die infolge des Todes des Verfassers nur bis zum Jahre 1789 gediehen ist (vgl. meine Anzeige in der Historischen Vierteljahrschrift 1913, 135 ff.) Beide Werke, die sich in mancher Hinsicht trefflich ergänzen, sind im allgemeinen aber mehr für den Marinefachmann geschrieben.

Daher ist es sehr verdienstlich, daß nunmehr Vizeadmiral Meurer den Versuch macht, einem größeren, nicht fachmännisch geschulten Kreise in knapper Form den Einfluß der Seemacht auf die Geschichte von den Perserkriegen bis auf die jüngste Vergangenheit vorzuführen. Und dieses Unternehmen ist umso dankbarer zu begrüßen, als der Weltkrieg wieder einmal gezeigt hat, was im Ringen großer Nationen Seemacht bedeutet. Der Schwere seiner Aufgabe ist sich der Verfasser durchaus bewußt. Denn „einerseits muß sich die Seekriegsgeschichte, wenn sie in erweitertem Sinne ein Bild der geschichtlichen Rolle der Seemacht im Leben der Völker geben will, eng mit der Historie verbinden und darf die allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Probleme

Digitized by Google

nicht außer Acht lassen, ohne deren Betonung die großen Seekriege nicht voll verstanden werden können, während die Landkriege sich sehr wohl lediglich militärisch betrachten und darstellen lassen, wie es z. B. Moltkes Werk über den Krieg von 1870 zeigt. Anderseits wird es einem nur historisch gebildeten Forscher kaum möglich sein, die wechselvolle Geschichte der Seekriege, die so unendlich abhängig von den Fortschritten der Technik im weitesten Sinne ist und einen ausgesprochenen seemännisch-militärischen Charakter besitzt, ohne fachwissenschaftliche Kenntnisse und seemännische Erfahrung befriedigend zu behandeln.

Man darf nun dem Verfasser nachrühmen, daß seine Darstellung der rein politischen Verhältnisse im allgemeinen nur wenig Anlaß zur Kritik gibt; ihm sind die neueren Forschungen — wie z. B. Kromayers über Aktium oder Max Lenz' und Roloffs über die napoleonische Zeit — wohlvertraut. Der Schilderung der Seekriege gehen grundlegende Ausführungen über Seegeltung, Seemacht, Seestrategie und Seetaktik voraus. Daß die Zeit vor der ozeanischen Epoche auf 21 Seiten zusammengedrängt wurde, ist im Rahmen des Buches durchaus berechtigt, wenn auch manche Momente der antiken Marinegeschichte etwas zu kurz gekommen sind. Was die Verteilung des weiteren Stoffes angeht, so sind 5 Kapitel (S. 79—282) den großen Seekriegen zwischen England, Spanien, der niederländischen Republik und Frankreich bis 1815 gewidmet. Hier hat es Meurer vortrefflich verstanden, das Ineinandergreifen von Politik, Wirtschaft und Kriegführung großzügig und eindrucksvoll vor dem Leser zu entwickeln; in dieser Hinsicht verdienen die Kapitel über den spanischen Erbfolgekrieg und die großen Blockadekriege des 18. und 19. Jahrhunderts besonderes Lob. „Der Weltkrieg als Seekrieg" ist im 11. Kapitel, nach Kriegsschauplätzen geordnet, auf 76 Seiten geschildert. Die lebendigen Ausführungen Meurers, die eine stille Mahnung an den Politiker und Staatsbürger enthalten, zeigen nochmals, wie wenig doch Regierung und Volk in Deutschland den wahren Charakter des riesenhaften Wirtschaftskrieges erkannt haben und wie auch die glänzendsten militärischen Erfolge zu Wasser und zu Lande die falsche Einstellung und Schwäche der politischen Leitung nicht auszugleichen vermochten.

Aus diesen knappen Andeutungen geht wohl schon hervor, welche Beachtung Meurers Buch beanspruchen darf. Seinem inneren Wert entspricht die gediegene äußere Ausstattung mit Plänen, Karten, Schlachtenbildern und trefflich gewählten Bildnissen. Für eine neue Auflage, die hoffentlich recht bald nötig sein wird, mögen u. a. nachstehende Berichtigungen verzeichnet werden: S. 83 Z. 9: statt „niemals" lies: „nur in wenigen Fällen, wie z. B. 1284 im Entscheidungskampfe zwischen Genua und Pisa." S. 95: Wullenweber wurde nicht von der lübischen Bürgerschaft hingerichtet. S. 106 u. 114: die Armada von 1588 hieß niemals „Die Unüberwindliche". S. 124 Anm. ist zu lesen: „Sein und seines Sohnes C. Leben ist in . . . . beschrieben". S. 129: 1651 wurde in der Niederländischen Republik die Statthalterschaft in allen Provinzen außer in Friesland und Groningen abgeschafft. S. 156 Z. 2 v. u.: Schon „vor" statt „nach". S. 239

Digitized by Google

Z. 3 v. u.: Öland statt Ösel. S. 261 Z. 3: 1799 statt 1800. S. 267 Z. 12 v. u.: Ende August 1805. S. 290 Z. 4 v. u.: die Ansicht, daß Tegetthoffs Sieg bei Lissa ohne jede Bedeutung gewesen sei, ist wohl nicht aufrechtzuerhalten. Friedrich Graefe.

Hessel, Alfred und **Krebs, Manfred: Regesten der Bischöfe von Straßburg.** Band II, herausgegeben im Auftrag des Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich. Lieferung 1—4 (S. 1—406). 4°. Innsbruck, Wagner, 1924—1926. Lieferung 1—3 Mk. 33.50 brosch., Lieferung 4 Mk. 14.40 brosch.

Der erste Band dieses höchst wertvollen Werkes, der noch vor dem Weltkriege 1908 erschien, wurde im Auftrage der Kommission zur Herausgabe elsässischer Geschichtsquellen von Hermann Bloch und Paul Wentzke bearbeitet. In der Art der Böhmerschen Regesten verfaßt, erwies er sich sehr rasch als ein ausgezeichnetes und zuverlässiges Hilfsmittel für elsässische Geschichtsforschung des Mittelalters überhaupt, nicht nur für die Straßburger Bischofsgeschichte. Das Werk sollte im Elsaß seine Vollendung nicht mehr erleben, und das so nachteilige Friedensdiktat hat uns jetzt jegliche wissenschaftliche Arbeit im Elsaß selbst unmöglich gemacht. Aber es konnten einige Arbeiten gerettet werden, darunter auch das Material für den zweiten Band des Regestenwerkes, das endlich wieder in Angriff genommen werden konnte, und zwar auf Betreiben des der Universität zu Frankfurt a. M. angeschlossenen Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich, das unter Leitung des früheren Straßburger Professors Geh. Rat Dr. Wolfram unausgesetzt dafür tätig ist, die wissenschaftliche Tradition der im Elsaß geleisteten Gelehrtenarbeit aufrechtzuerhalten und fortzuführen. Bis jetzt sind 4 Lieferungen erschienen. Die in Vorbereitung befindliche fünfte wird das Werk abschließen, das nach unfreiwilliger Ruhe nun trotz allem der Vollendung entgegengeht.

Die 1. Lieferung enthält die Regesten Heinrichs von Veringen und Bertholds von Teck 1202—1244, die 2. die Heinrichs von Stahleck 1244—1260, die 3. die Walthers und Heinrichs von Geroldseck 1260—1273, die 4. die Konrads von Lichtenberg 1273—1299. Die neuen Herausgeber haben mit der nämlichen Sorgfalt gearbeitet wie die früheren. Sie haben, wenn auch das gesammelte Material als solches gerettet war, noch viele mühevolle Stunden opfern müssen, um dieses druckfertig zu machen. Schon die Materialsammlung selbst stellte eine Riesenarbeit dar, wie man schon beim Durchblättern der vorliegenden Lieferungen an der Unmenge der als Quellen und Belege bei den einzelnen Regesten zitierten Originalurkunden, Chroniken, Annalen und Einzeldarstellungen ersehen kann. Ueberall zeigt sich das Bestreben, etwas Vollständiges zu bieten. Deshalb beschränkt sich das Werk nicht auf die bloßen Regesten, sondern reiht überall kritische Untersuchungen ein, wo irgendwie falsche Ueberlieferung oder bisher mitgeschleppte Irrtümer berichtigt werden mußten. So weit streitige Fragen überhaupt geklärt werden konnten, sind sie geklärt, und überall erhält man den Ein-

Digitized by Google

druck, auf sicherem Boden zu stehen, so sicher ihn strenge historische Forschung überhaupt machen kann.

Es war natürlich nicht möglich, alle Regesten auf Inhalt und Richtigkeit zu prüfen, was sich bei der offenbar überall gründlichen Arbeit, die hier geleistet worden ist, auch erübrigte. Besonders wichtige Regesten, vor allem aus der Zeit der beiden Geroldseck und Konrads von Lichtenberg, die vielfach in die allgemeine Geschichte Straßburgs und des Elsasses hineinspielen, hat Referent aber einer eingehenden Betrachtung gewürdigt, und er war angenehm berührt von der Knappheit, mit der die geschichtlichen und kritischen Fragen behandelt sind, ohne daß die Klarheit des Ganzen darunter leidet. Streitfragen werden überall in vornehmer Weise möglichst kurz und ohne harte Polemik behandelt, doch so, daß die eigene Ansicht der Verfasser klar und beweiskräftig zutage tritt. Das Beleg- und Quellenmaterial ist wohl fast lückenlos beigebracht und berücksichtigt auch kleinere Abhandlungen aus Tageszeitungen. Referent konnte z. B. feststellen, daß eine von ihm herrührende kleine, das bellum Waltherianum betreffende Untersuchung, die s. Z. in einer Straßburger Zeitung veröffentlicht wurde, und die ihm selbst heute ganz nebensächlich erscheint, angeführt ist.

Zwei Punkte müssen wir noch besonders erwähnen, die Erörterungen und Nachweise über Urkundenfälschungen, z. B. Grandidiers, und die längeren Ausführungen über die Persönlichkeiten der Bischöfe. Über beides, sowohl die Fälschungen wie die persönlichen Verhältnisse der Kirchenfürsten, sind ja hinreichend Einzeluntersuchungen erschienen. Wir haben aber in dem Regestenwerke alles so schön gewissermaßen im Extrakt beieinander, zusammengeschlossen zu einer Einheit durch die persönlichen Ausführungen der Verfasser, daß wir einen klaren Einblick in die Fragen und Sachlage bekommen. Diese Kleinarbeit ist besonders wertvoll. Die Ausführungen über die Persönlichkeiten Walthers und Heinrichs von Geroldseck sowie Konrads von Lichtenberg, die sich über die Wahlvorgänge, ihre politische Stellung, Herkunft, Verwandtschaft und Vorgeschichte erstrecken und jeweils dem Wahlregest angeschlossen sind, stellen kleine Monographien dar, die schnell und leicht über alles Charakteristische orientieren.

Alles in allem sind die Regesten auch in ihrem zweiten Bande eine Freude für jeden mit elsässischer Geschichte sich beschäftigenden Forscher, und wir werden dieses Urteil auch durch die fünfte, die Schlußlieferung bestätigt finden. Nach deren Erscheinen beabsichtigen wir noch einmal auf das Ganze zurückzukommen.

Frankfurt a. M. Emil Herr.

Strieder, Jacob: Studien zur Geschichte kapitalistischer Organisationsformen. Monopole, Kartelle und Aktiengesellschaften im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit. 2. Auflage. Gr.-8°. XXXV und 523 S. München und Leipzig, Duncker & Humblot, 1923.

Die erste 1914 erschienene Auflage dieses hervorragenden Werkes ist in den „Mitteilungen" 53 (1925) besprochen worden. Das bei

Digitized by Google

wissenschaftlichen Büchern, die weder zur Vorbereitung für Examina noch zur Belehrung und Unterhaltung weiterer Kreise dienen können, sehr seltene Los einer zweiten Auflage ist sicher sehr erfreulich. Es erklärt sich für diese umfangreiche Monographie über die Großunternehmungen der Zeit des deutschen Frühkapitalismus teils aus dem Fleiße, Scharfsinne und methodischen Vorgehen des Verfassers, teils aber auch aus einer gewissen aktuellen Bedeutung des Buches für die Gegenwart. Gehört doch das Monopol- und Kartellwesen, dessen erstem Auftreten in unserem Vaterlande ein großer Teil des Werkes gewidmet ist, zu den wichtigsten wirtschaftlichen Erscheinungen unserer Zeit! Es sei nur an den von Wissell und von Möllendorf vertretenen Plan der Organisation der gesamten Industrie in Zwangskartellen mit Selbstverwaltung, an die gegenwärtige Ordnung der Kali-, Kohlen- und Eisenwirtschaft sowie an die Kartellverordnung vom 2. November 1923 erinnert.

Da die Vorbereitung der schon lange notwendig gewordenen zweiten Auflage des Buches in die Zeit der schlimmsten deutschen Wirtschaftsnot fiel, so konnte Strieder es nicht durch die bereits gesammelten Ergänzungen und Berichtigungen verändern, sondern nur einen „photo-chemischen Neudruck" veranstalten lassen und ihn durch drei Nachträge von 32 Seiten erweitern.

Der erste umfaßt das 1548 von den Firmen Fugger und Manlich abgeschlossene Kupfersyndikat. Diese Vereinbarung, welche eine Herabsetzung des Preises jenes Metalls verhüten sollte, wurde durch Vorstellungen der Fugger bei König Ferdinand, dem damaligen Herrn der ungarischen Bergwerke, bewirkt, die er in eigener Regie, aber mit Vorschüssen der Handelsgesellschaft der Manlichs führte, an die er seine Produkte verkaufte. „Der Fürst, der sein Bergwerksregal vor einer Wertminderung bewahren will, kommt, von Erwägungen der staatlichen Finanzpolitik ausgehend, zu derselben Forderung eines Syndikats, zu der die Unternehmer ihr privatwirtschaftlicher Gesichtspunkt drängte" (S. 500). Auch den Historiker der politischen Ereignisse dürfte die Vorgeschichte jenes Kartells infolge der Gründe interessieren, welche Anton Fugger bewogen, die Nutzung der gewinnreichen ungarischen Bergwerke aufzugeben. Denn die Stellung der Habsburger in Ungarn schien ihm 1545 durch innerpolitische Kämpfe und drohende Türkeneinfälle gar zu gefährdet.

Der zweite Nachtrag, der „Das mitteleuropäische Zinnmonopolisierungsprojekt" von 1550—1553 auf Grund neuen Quellenmaterials behandelt, zeigt die Fugger auf dem Höhepunkte ihrer Kapitalkraft in vorsichtiger Berücksichtigung der öffentlichen Meinung und in der Fähigkeit, auch den Verlust recht großer Summen ertragen zu können. Andererseits läßt uns freilich das Mißlingen jener und anderer Unternehmungen erkennen, daß die Kapitalverluste, welche die großen süddeutschen Handelshäuser des 16. Jahrhunderts erlitten, nicht nur wie Ehrenberg und ihm folgend Kötzschke (Grundzüge, 1921, S. 192) meinten, lediglich an den „fatalen Finanzgeschäften" mit auswärtigen Fürsten, sondern zum Teil auch „im spekulativen Warengeschäfte" lagen (Strieder S. 511).

Digitized by Google

Auf neuen archivalischen Materialien beruht auch der dritte Nachtrag, der sich mit dem „Idrianer Queckſilberhandel des 16. Jahrhunderts" beschäftigt. Hier kann daraus nur erwähnt werden, daß der sehr gewinnreiche Vertrag, den Erzherzog Karl von Österreich am 5. Mai 1571 mit den Gewerken von Idria abschloß, in einer Bestimmung schon Anfänge merkantiliſtiſcher Handelspolitik zeigt (S. 513).

Dankenswert ist, daß nicht nur dem Hauptwerke, sondern auch den Nachträgen ein Orts- und Perſonenregiſter beigegeben ist.

Carl Koehne.

Niederländiſche Akten und Urkunden zur Geſchichte der Hanſe und zur deutſchen Seegeſchichte. Herausgegeben vom Verein für hanſiſche Geſchichte mit Unterſtützung des Nederlandſch Economiſch-Hiſtoriſch Archief im Haag. Bearbeitet von Rudolf Häpke. Zweiter Band: 1558—1669. XVI u. 484 S. 4°. Lübeck 1923.

Zehn Jahre nach Veröffentlichung des I. Bandes seiner Niederländiſchen Akten und Urkunden hat R. Häpke mit dem vorliegenden II. Band die Veröffentlichung seiner niederländiſchen Archivſtudien in den Jahren 1907—10 abſchließen können. Die lange Pauſe bedarf wegen des dazwiſchen liegenden Krieges und all der Nöte, die darauf folgten, keiner Rechtfertigung. Man muß im Gegenteil den Verfaſſer und den Hanſiſchen Geſchichtsverein beglückwünſchen, daß es möglich geweſen iſt, den Band mit ſeinem wertvollen Inhalt herauszubringen, wobei übrigens das im Titel genannte niederländiſche Inſtitut dankenswerte Unterſtützung geleiſtet hat.

Der Inhalt des Bandes iſt vielſeitiger, aber weniger geſchloſſen als der des erſten, dem er an Umfang bedeutend nachſteht. Bot bei jenem die Regierung Karls V. ohne weiteres den einigenden Mittelpunkt, ſo iſt es hier immerhin die enge wechſelſeitige Durchdringung hanſiſch-deutſchen und niederländiſchen See- und Handelswesens, die eine gewiſſe Einheit herſtellt. Das gegenſeitige Verhältnis iſt bekanntermaßen, wie ſchon früher, vor allem als ein Wettbewerb, der ſich bis zu ſcharfem politiſchen Gegenſatz ſteigern kann, zu kennzeichnen. Der niederländiſche Aufſtand mit dem Auftreten der Geuſen, ſpäter der Dünkircher u. a. Kaper, ſowie mit den ſpaniſchen Repreſſalien brachte die niederländiſche Schiffahrt in arge Bedrängnis, ſtellte umgekehrt für die Hanſen eine im ganzen recht günſtige Konjunktur dar, die ihnen um ſo willkommener ſein mußte, als während des vorangehenden Nordiſchen Krieges 1563—70 die Holländer den Rahm abgeſchöpft hatten. Auf die vielbehandelte Frage der niederländiſchen Schiffahrt nach Spanien-Portugal während des Aufſtandes fällt manches neue Streiflicht, ebenſo auf die Anfänge und den weiteren Fortgang der ſpaniſch-habsburgiſchen Marinepläne, bei denen die Mächte der Gegenreformation den handelspolitiſchen Gegenſatz zwiſchen der Hanſe und den Holländern durch Heranziehung der hanſiſchen Seeſchiffahrt zu ihrem Zwecke auszunützen ſuchten. Das iſt bekannt-

Digitized by Google

lich an dem konfessionell wie politisch begründeten Mißtrauen der Hanse gescheitert, aber in den Anfängen haben sich die hansischen Staatsmänner der Idee doch nicht völlig versagt und sind insbesondere bereit gewesen, an einer Art „Kontinentalsperre" gegen die Engländer mitzuwirken. Wie es diesen wieder gelungen ist, die Sperre durch ihre Festsetzung in Emden und später Hamburg zu durchlöchern, ist seinerzeit schon von B. Hagedorn in seinem Werk über Ostfrieslands Handel und Schiffahrt, zum Teil unter Verwertung der von Häpke erschlossenen Archivalien, lebensvoll geschildert worden. Beachtung verdient, wie trotz aller wirtschaftlichen und politischen Gegensätze doch auch oft ein enges Hand-in-Hand-Arbeiten zwischen Hansen und Niederländern besteht; dies spricht sich u. a. aus in Reedereigemeinschaften (vgl. z. B. Nr. 1117), vor allem in dem Bestehen gemeinsamer Konsulate in Lissabon und im Mittelmeergebiet, was wenigstens für das letztere bisher unbekannt war.

Reiches Material wird ferner geboten über die Hansischen Gemeinschaftsverhältnisse, die sich in Gelderland, Overijssel, Friesland noch bis in die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts überraschend lebendig erweisen, über Handels- und Seegeschichtliches im engeren, technischen Sinne u. a. m.; auch willkommene statistische Angaben fehlen nicht. Die Textwiedergabe ist, wie im I. Bande, bestrebt, unter Zusammenziehung weitschweifiger Ausführungen doch gerade solche technisch interessanten Einzelheiten unverkürzt wiederzugeben. Von den insgesamt 1116 Nummern (die übrigens oft mehrere Stücke umfassen) entfallen 940 auf die Zeit bis 1588, nur 176 Nummern auf die Zeit 1589—1669 (dazu noch 7 Nummern in Anhang I); auf eine erschöpfende Nachsuche für diesen letzteren Zeitraum hat der Bearbeiter verzichten müssen.

Was die Herkunft der Archivalien betrifft, so entstammt das meiste und wertvollste Material, wie im I. Bande, dem Reichsarchiv in Brüssel; gute Ausbeute brachten auch die niederländischen Reichsarchive im Haag, in Haarlem, ferner das Gemeindearchiv von Amsterdam, für die eigentlichen Hanseakten die Archive der Hansestädte in Geldern, Overijssel, Groningen, Friesland. — Im ganzen harrt hier ein reicher, wertvoller und bequem dargebotener Stoff der Ausnutzung durch die Geschichtschreibung. W. Vogel.

Aufzeichnungen und Erinnerungen aus dem Leben des Botschafters Joseph Maria von Radowitz. Herausgegeben von Hajo Holborn. 8°. 1. Band 1839—1877, VII, 372 S. 2. Band 1878—1890, 338 S. Stuttgart, Berlin und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1925. Geb. Mk. 18.—.

In Bismarck hat der geistvolle Sohn des geistvollen Freundes und Ministers Friedrich Wilhelms IV. seinen Meister verehrt. Bald nach dem Erscheinen der „Gedanken und Erinnerungen" griff auch er zur Feder, um zu Papier zu bringen, was ihm von seinem Werden und Wirken bemerkenswert zu sein schien. „Ich schreibe jetzt fleißig" —

Digitized by Google

so notierte er am 14. August 1900 in seinem Tagebuch — „an den Aufzeichnungen aus meinem Leben". Im Januar 1912 starb er. Sein Manuskript war bis zur Entlassung Bismarcks fortgeschritten und blieb nun unvollendet. Hajo Holborn legt es jetzt unwesentlich gekürzt und überarbeitet im Auftrage der Familie der Öffentlichkeit vor.

Wir gewinnen daraus ein anschauliches Bild der persönlichen Entwicklung des Verfassers und erfahren mancherlei Neues über Menschen und Dinge, mit denen sie sich verknüpfte. In lebensvoller Zeichnung treten die führenden Persönlichkeiten jener Tage, Staatsmänner, Gelehrte und Künstler, vor unser Auge. Dem mit ihnen weniger gut vertrauten Leser würde freilich hie und da wohl eine Aufklärung durch den Herausgeber, der auf Anmerkungen ganz verzichtete, willkommen sein. Eine für später in Aussicht gestellte Biographie wird dem vermutlich nachträglich etwas abhelfen.

Joseph Maria von Radowitz, 1839 in Frankfurt a. M. geboren, als Gymnasiast des Vaters beraubt, im April 1860 als Auskultator beim Kammergericht eingeführt, trat schon anfangs 1861 in den diplomatischen Dienst. Nach kurzer Vorbereitung im nahen und fernen Osten sehen wir ihn 1865 an der preußischen Botschaft in Paris inmitten der glänzenden Geselligkeit des zweiten Kaiserreichs, 1867 in München, wo er für die deutsche Einigung wirken konnte. Seit 1869 in selbständiger Stellung in Bukarest und Konstantinopel tätig, wurde er Ende 1872 als Vorstand eines neu zu bildenden Orientdezernats in das Auswärtige Amt berufen. Ein Jahrzehnt blieb er dort, ein vom Kanzler besonders hochgeschätzter Mitarbeiter. Verdiente Anerkennung wurde ihm zuteil, als man ihn 1882 als Botschafter nach Konstantinopel schickte. Erst nach Bismarcks Sturz hat er diesen wichtigen Posten mit dem weniger bedeutsamen in Madrid vertauscht.

Wie so viele ist auch Radowitz erst ganz allmählich in den Bann des größten deutschen Staatsmannes geraten. 1865 stand er ihm noch mit vielen Zweifeln gegenüber. „Ich hatte zwar in der inneren Konfliktsfrage gar keine Sympathie für die liberale Opposition gegen die Militärreform, konnte aber noch nicht daran glauben, daß Bismarck in der deutschen Politik wirklich und aufrichtig auf das hinaus wollte, das mir nun einmal allein als das Ziel aller preußischen Kraftentwicklung erschien: neuer Aufbau eines großen Deutschlands unter Preußens Führung und eventuell den Weg dahin durch Krieg mit Österreich. Ich war noch angesteckt durch die namentlich auch von Goltz gehegte Besorgnis, Bismarck wolle in erster Linie ein reaktionäres inneres Regime festlegen und gestalte die Beziehungen mit Österreich und zum Deutschen Bunde sowie mit dem ganzen Auslande, wie er sie zu diesem Zwecke am besten brauche. Ich gehörte also noch zu denen, die ihn nicht verstanden und denen es unheimlich war, in seinen Händen eine solche Machtfülle sich häufen zu sehen" (S. 70). Der Sommer 1866 öffnete Radowitz die Augen. Am 26. August d. J. schrieb er an Freund Keyserling: „Man erlebte an sich und um sich, von Stunde zu Stunde, die Entwicklung der

Digitized by Google

größten Ereignisse, welche wir noch gekannt haben, größer als selbst die hoffen durften, denen es am lebendigsten vorgeschwebt hatte, daß dieser und nur dieser der Weg sei, der uns zum Ziel führen müsse. Vor der vollständigen Erfüllung einer Idee zu stehen, die seit den frühesten Jahren sich wie ein Lichtpunkt der Erwartung in der Seele festgesetzt hatte, ist ein großer Moment im Einzelleben. So ist es mir mit dem Siege über Österreich gegangen. Seit ich, beinahe noch Kind, meinen Vater an dieser Frage hatte scheitern und sterben sehen, war ich mit dem Glauben groß geworden, daß eine Zeit kommen müsse, welche jene alte Schmach rächen und unsere Politik auf die frühere Bahn zurückleiten würde. Meine ganze, seitdem selbstgewonnene Erkenntnis in politischen Dingen sagte mir dasselbe: Kampf mit Österreich, wenn Preußen seinen Beruf erfüllen soll" (I, S. 113).

Zuversichtlicher Glaube hält Radowitz daher auch beim Ausbruch des 70er Krieges aufrecht. Er schreibt schon am 5. August: „Der Schlachtenerfolg mag jetzt sein wie Gott ihn will — eines, die feste Einheit des deutschen Staatenbegriffes, wird er jedenfalls zur Folge haben, und auf diesem Grunde werden wir die Zukunft aufbauen, mögen noch so große Opfer, noch so große Leiden notwendig sein" (I, S. 204).

Von den Jahren 1872—1880, von seiner Tätigkeit im Auswärtigen Amt sagt Radowitz: „Ich habe in dieser Zeit das Beste und Vollste, was ich von geistiger und physischer Kraft bieten konnte, in dem Bestreben, bei der großen nationalen Arbeit mich nützlich zu machen, zugesetzt, und ich habe für mich selbst das Bewußtsein daraus mitgenommen, daß ich auch wirklich Nützliches und Wertvolles habe vollbringen können, gleichviel, ob das immer erkannt oder anerkannt worden ist" (I, S. 252). Er dachte, als er das schrieb, wohl besonders an seine Mission nach Petersburg 1875 und an sein Gespräch mit dem Franzosen Gontaut-Biron über den „Krieg in Sicht"-Artikel, dessen falsche Wiedergabe durch Geffcken ihm noch 1892 Ärger bereitete. „Entweder" — meinte er (I, S. 330) „war Gontaut noch konfuser und törichter bei Wiedergabe unseres Gespräches, wie er es sonst schon zu sein pflegte, oder er hat absichtlich und wider besseres Wissen zu der schon durch Gortschakow in Petersburg eingefädelten, gegen Bismarck gerichteten Intrige dabei die Hand geboten".

Über die Erledigung der Geschäfte im Zusammenarbeiten mit Bismarck heißt es: „Bei dem Vortrage überreichte man zunächst die Piece dem Kanzler, dem gegenüber man an dem großen Schreibtische sich zu setzen hatte, und notierte sich dann die Weisungen, die er daran anknüpfte. Man mußte immer bestrebt sein, die Vorakten der Sache möglichst genug zu kennen, um auf seine Fragen darüber antworten zu können. Bismarck gab seine Instruktionen so ab, daß man sie im wesentlichen gleich nachschreiben konnte, oft fiel er dabei ins Diktieren, wodurch die Ausarbeitung natürlich sich erleichterte. Immer war, was er sagte, klar, bestimmt, scharf formuliert. Äußerungen des Vortragenden waren in der Regel nur als Antworten auf gestellte

Digitized by Google

Fragen am Platz, aber man konnte stets auch eine Einwendung anbringen, wenn diese kurz gefaßt und sachlich genügend begründet war. Überflüssiges Reden schnitt er sofort ab, unklare Sprechweise machte ihn ungeduldig: mehrfach sind vortragende Beamte an diesen Klippen gescheitert und von ihm zum mündlichen Referat nicht mehr zugelassen worden. Aber ich kann nach meiner eigenen wie nach der Erfahrung von der Mehrzahl meiner Kollegen feststellen, daß dieser persönliche amtliche Verkehr mit Bismarck sich seinerseits immer in höflichen und korrekten Formen vollzog, durchaus nicht, was im Publikum vielfach angenommen worden ist, mit einschüchternder Schroffheit oder gelegentlichen verletzenden Ausfällen. Es ist ja möglich, daß er Leuten gegenüber, die seine Zeit und seine Geduld zu mißbrauchen versuchten, bis zur Brutalität abwehrend gewesen sein mag. Von den Beamten, die er im Dienste sah, wird kaum einer diese Erfahrung ohne sein eigenes Verschulden gemacht haben. Ich habe oft von ihm ein heftiges und strenges, aber nie ein unhöfliches Wort gegen seine Untergebenen gehört, auch nicht bei nervöser und berechtigter Verstimmung über vorgefallene Versehen" (1, S. 265).

Ein besonderes Kapitel des 2. Bandes ist dem Berliner Kongreß gewidmet, ein weiteres dem deutsch-österreichischen Bündnis. Als es Kaiser Wilhelm endlich unterzeichnete, in dessen Seele uns eine auf Seite 103 mitgeteilte eigenhändige Aufzeichnung tief blicken läßt, entfuhren dem alten Herrn die heftigen Worte: „Die, welche mich zu diesem Schritt veranlaßten, werden es dereinst dort oben zu verantworten haben." Außerordentlich fesselnd schildert Radowitz auch seine Mission nach Paris 1880 und seine Erlebnisse in Konstantinopel und im letzten 25. Kapitel die Bismarckkrisis 1890. Im Mai 1889 entnahm er einem längeren Gespräch mit dem Kaiser, daß er zu Waldersee und Verdy halte und daß die Autorität des Kanzlers zu wanken beginne; Wilhelm II. sagte zu Radowitz: „Wenn Bismarck nicht mit will gegen die Russen, so müssen sich unsere Wege trennen" (S. 297). Und nach der Entlassung: Bismarck habe in allen Punkten, wo sie verschiedener Meinung gewesen, unbedingte Unterordnung unter seinen Willen verlangt; das sei in Preußen und Deutschland nicht möglich; der König und Kaiser müsse regieren, nicht der Minister. Der Gestürzte selbst legte am 25. März nach dem Diner „seiner Bitterkeit gegen den Kaiser keine Beschränkung auf und wurde darin reichlich durch den Chor der Damen, unter Führung der Fürstin, unterstützt. Er sagte, er sei dem Kaiser genant, unbequem geworden. Deswegen schickt er mich fort, ich wollte nicht gehen und fühle mich dazu auch jetzt noch nicht genötigt. Aber (und das kam wiederholt als der Refrain seiner Betrachtung) allerdings: 75 und 30 gehen nicht zusammen, das ist die ganze Sache" (S. 321).

„Die eigentliche politische Leitung" — bemerkte Radowitz am 2. April in seinem Tagebuch — „wird nun von Holstein ausgehen, da das Verhängnis will, daß er gerade mit Caprivi von früher her intim bekannt ist. Er hat jetzt von allen im Amte mit der größten Eile die Bismarcksche Flagge verlassen und verleugnet: junge Attachés,

Digitized by Google

die unter ihm arbeiteten, sind erstaunt gewesen über die Genugtuung, die er bei dem Wechsel geäußert hat, und über seine pietätlose Kritik des Fürsten. Berchem warnte mich vor Holstein und bezeichnete ihn als halb unzurechnungsfähig, wenn bestimmte persönliche Antipathien bei ihm ins Spiel kämen, wozu in erster Linie die gegen mich gehört" (S. 327). Es ist sehr zu bedauern, daß es Radowitz nicht mehr vergönnt war, sich über die Politik des neuen Kurses und seiner grauen Eminenz zu äußern. Oder hat er es brieflich getan? Die in Aussicht gestellte Biographie bringt uns hoffentlich noch einiges aus seinem Nachlaß.

Paul Haake.

Herzfeld, Hans: Deutschland und das geschlagene Frankreich 1871—1873. Friedensschluß, Kriegsentschädigung, Besatzungszeit. 300 S. Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte.

Das Buch behandelt einen Abschnitt der neueren deutschen Geschichte, der von deutscher Seite bisher wenig Beachtung gefunden hat, von den Franzosen aber nicht selten zum Gegenstande ihrer politischen Propaganda gemacht worden ist, die Zeit der Okkupation der 6 französischen Ostdepartements und der Tilgung der französischen Kriegsschuld. Die Franzosen lieben es, Vergleiche zwischen dem Verhalten der Sieger und Besiegten aus dem Kriege 1870—71 und dem Weltkriege anzustellen und das niedergeworfene Frankreich von 1871 dem zusammengebrochenen Deutschland von 1918 als Muster hinzustellen. Wie sehr dieses Verfahren der geschichtlichen Wahrheit Gewalt antut, wird dem Leser auf jeder Seite klar werden, ohne daß er jedesmal ausdrücklich darauf hingewiesen wird, und darin scheint mir der besondere Wert dieses Buches zu liegen. Der Weg, den es seinen Leser führt, ist nicht leicht zu übersehen, er führt durch das dornige Gestrüpp der schwierigen Verhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich, die dem Abschluß des Waffenganges folgten und den Zustand friedlicher Beziehungen zwischen beiden Völkern wieder herbeiführen sollten.

Dabei ist, um bei dem Wichtigsten anzufangen, ein grundsätzlicher Unterschied schon in der ganzen Haltung des Siegers von 1871 seinem geschlagenen Gegner gegenüber festzustellen. Bei Bismarck herrscht die verständnisvolle, ritterliche und darum ruhige Beurteilung der Lage des geschlagenen Frankreich vor. Er kennt nicht die Stimmung, aus der heraus ein Gedanke entstehen konnte wie der, daß 20 Millionen der feindlichen Nation von der Erde verschwinden müßten. Und es wäre doch angesichts der maßlosen Kriegsziele, mit denen Frankreich den Krieg von 1870 eröffnet hatte und die eine völlige Zertrümmerung der deutschen Einheit und der Macht Preußens bezweckten, menschlich gar nicht unbegreiflich gewesen, wenn die Verhandlungen mit dem Gegner nun von deutscher Seite in mit Entladung drohendem Zorne geführt worden wären. Davon ist nirgends die Rede, wohl aber betonte der deutsche Reichskanzler öffentlich, daß er aus dem

Digitized by Google

Zustande der Verärgerung herauskommen wolle, daß er Wohlwollen zeige, um der Beruhigung Frankreichs zu dienen. „Ich bin um so mehr damit zufrieden, als ich es nicht für unsere Aufgabe halte, unsern Nachbarn mehr zu schädigen, als zur Sicherstellung der Ausführung des Friedens für uns absolut notwendig ist, im Gegenteil, ihm zu nützen und ihn in den Stand zu setzen, sich von dem Unglück, welches über das Land gekommen ist, zu erholen, soviel wir ohne Gefährdung eigener Interessen dazu beitragen können."

Selbstverständlich gab es bei den schwierigen Verhandlungen der ersten Jahre nach dem Friedensschluß auch Zeiten, wo die Spannungen wieder auf das Äußerste stiegen, und es ist keine Ueberraschung und bedarf keiner Bemäntelung, daß Bismarck auch scharfe Druckmittel anwenden konnte, wo es ihm geboten erschien. Niemals aber bezweckten solche Maßnahmen eine dauernde Herabsetzung oder gar Vernichtung der Ehre und des Ansehens des besiegten Gegners oder auch die ernste Gefährdung seiner Weiterexistenz. Beweise finden sich in Hülle und Fülle in unserm Buche, und ihre Wirkung ist um so größer, wenn man sie wesensähnlichen Vorgängen aus der Zeit nach dem Weltkriege gegenüberstellt, wobei die Vertauschung der Rollen das Drastische der Lage nur zu erhöhen vermag. Ein paar Einzelheiten dieser Art mögen aus der Masse des Materials hier herausgegriffen werden.

Schon die Auswahl der Personen, die bei der Wiederherstellung friedlicher Beziehungen zwischen beiden Völkern von deutscher Seite eine Rolle spielen sollten, geschah nicht in erster Linie nach dem Gesichtspunkt, Männer von besonderer Tatkraft und Rücksichtslosigkeit in führende Stellen zu bringen, sondern vielmehr solche, deren Charaktere ein verständnisvolles Eingehen auf französische Eigenart und Empfindlichkeit verbürgte. Es läßt sich sogar behaupten, daß nach dieser Richtung des Guten fast zu viel getan wurde, so daß die französische Regierung bei ihren Verhandlungen die in Rede stehenden Qualitäten der deutschen Führer in Rechnung stellte und unter ihnen wählen konnte. Die Wirksamkeit des Generals von Fabrice und die von Manteuffels ist auch von französischen Beurteilern mit einhelligem Lobe anerkannt und gegenüber schrofferen deutschen Vertretern wie Waldersee bevorzugt worden.

Daß die Friedensbedingungen selbst von französischen Regierungsmännern (Thiers) als relativ milde angesehen wurden, ist bekannt, und daß auch die Höhe der Kriegsentschädigung nicht als ein Beweis deutschen Vernichtungswillens angeführt werden kann, bezeugt doch schon die Tatsache, daß sie in kurzer Zeit abgetragen werden konnte. Die Franzosen bezeugten selbst, daß die deutschen Forderungen das Maß ihres nationalen Wohlstandes nicht überstiegen, als sie 1872 statt der von der Regierung geforderten $3^1/_2$ Milliarden 41 Milliarden für die Abzahlung der Kriegsentschädigung zeichneten.

Für das Entgegenkommen Deutschlands spricht weiter der Beginn der Auslieferung der französischen Kriegsgefangenen in Deutschland vor der Unterzeichnung des Friedensvertrages und vor der

Digitized by Google

Rückgabe der kriegsgefangenen Deutschen aus Frankreich. Selbst die französischen Strafgefangenen in Deutschland erhielten 1872 fast alle durch eine Amnestie ihre Freiheit zurück.

Der französischen Wehrmacht gegenüber unterließ Deutschland jede das Ehrgefühl verletzende Maßnahme. Nicht einmal eine zahlenmäßige Beschränkung auf die Höhe der deutschen Armee wurde gefordert, so konnte es dahin kommen, daß die französische Armee gleich nach dem Kriege die Effektivstärke, die Deutschland zur gleichen Zeit in Friedensheere besaß, erheblich übertraf (10%). In Deutschland war man nicht wenig beunruhigt, über diese schnelle Wiederherstellung der französischen Rüstung, aber die stets streng gewahrte Neutralität der deutschen Regierung Frankreichs inneren Verhältnissen gegenüber wurde auch in dieser Angelegenheit nicht aufgegeben.

Am meisten aber fällt dem Leser der Gegensatz zwischen der Zeit nach 1870 und nach 1918 bei der Betrachtung der Verhältnisse in den besetzten Gebieten auf. Die Räumung der besetzten Departements in Frankreich erfolgte staffelweise mit der Abzahlung der Raten der Kriegsschuld. Die deutschen Truppen hatten 1871 schon die vertragsmäßig festgesetzte Zeit des Ausmarsches aus Paris mit peinlichster Genauigkeit festgehalten, so daß die preußische Garde auf den Triumph des Einzuges in Paris verzichten mußte. Dieselbe peinliche Pünktlichkeit beobachteten die Deutschen bei der staffelweisen Räumung der Ostdepartements. Es kam dabei vor, daß die Sieger bei der Verlegung der Quartiere nicht einmal beziehbare Baracken vorfanden und bei ungünstiger Witterung in unzulänglichen Unterkünften hausen mußten. „Das eine dürfte feststehen," betont Herzfeld, „daß die vorkommenden Härten gegen die eigene Truppe, die siegreich in Feindesland stand, Härten, die hier nur so weit erwähnt sind, als sie durch französische Zeugnisse belegt werden können, keiner anderen Armee als der preußisch-deutschen mit ihrer Verbindung friderizianischer Straffheit der Disziplin und des auf dem Boden der allgemeinen Wehrpflicht geborenen Gedankens der Versittlichung des kriegerischen Berufs hätten zugemutet werden können." Richard Neumann.

Volkmann, Otto: Der Marxismus und das deutsche Heer im Weltkriege. Unter Benutzung amtlicher Quellen dargestellt, mit einem Urkundenanhang. 316 S. Berlin, Reimar Hobbing, 1925.

Der Marxismus und das deutsche Heer im Weltkriege! Ist es überhaupt denkbar, die Worte auszusprechen, ohne tiefste Leidenschaften im Deutschen aufzuwecken? Und nun gar ein Buch, dessen Verfasser den Anspruch erhebt, alle die aufrüttelnden Vorgänge leidenschaftslos zu behandeln, die im Buchtitel umschlossen sind, obwohl er als ehemaliger Major ein Glied des alten Heeres gewesen ist? Der Inhalt der vorliegenden Arbeit beweist, das es nicht nur möglich, sondern auch notwendig ist, sich mit dem Verhältnis des Marxismus zum

Digitized by Google

deutschen Heere zu befassen, seinen Schuldanteil am Zusammenbruch der deutschen Wehrmacht festzustellen; denn nur völlige Klarheit kann hier zur Beruhigung der aufgeregten Gemüter führen, nur die unverfälschte Wahrheit wird dem auch noch weiter bestehenden Kampf der Meinungen über die schmerzlichen Vorgänge aus den stickigen Niederungen parteipolitischer Propagandaschriftstellerei auf die reineren Höhen wissenschaftlicher Erkenntnis führen können. Das reiche, amtliche Quellenmaterial, das dem jetzigen Mitgliede des Reichsarchivs Otto Volkmann, bei seinen Arbeiten zur Verfügung stand, gibt die Gewähr für eine sichere Grundlegung des Baues, selbst für den Fall, daß in den Parteiarchiven sich noch Urkunden befinden sollten, welche Volkmanns Ausführungen in Einzelheiten berichtigen könnten.

Der Verfasser sieht in dem Weltkriege mehr als nur ein Ringen „um die nationalen Interessen und imperialistischen Ziele der einzelnen Völker." Es ging um eine noch höhere Entscheidung: der von Karl Marx begründete, internationale Sozialismus veranstaltete seine erste große Machtprobe im Kampfe um die Herrschaft über die Welt. Alle am Kriege beteiligten Völker wurden davon mehr oder minder betroffen. Die stärksten Erschütterungen erlitten Rußland und Deutschland, und in Deutschland wieder das Bollwerk der bisherigen deutschen Geschichte, das deutsche Heer. So führt Volkmanns Grundgedanke folgerichtig zu einer Beschränkung des gewaltigen Stoffgebietes auf den durch den Titel seines Buches angedeuteten Bereich der zwischen dem 4. August 1914 und dem 9. November 1918 liegenden Tatsachen. Diese aber sind nicht loszulösen aus der voraufgegangenen Entwicklung des internationalen Sozialismus und machen zu ihrem Verständnis ein Eingehen auf das Verhältnis zwischen Marxismus und Heerwesen vor dem Weltkriege nötig. Die Darstellung der Vorgänge vor dem 4. August 1914 umfaßt darum die ersten 53 Seiten des Buches, die Seiten 54 bis 274 sind dem Thema gewidmet, die übrigen für den Abdruck der beigegebenen Urkunden verwendet.

Mit scharfem Blicke für das Wesentliche der Dinge hat der Verfasser im ersten Teile seiner Ausführungen aus dem Widerstreite mannigfacher sozialistischer Theorien in allen europäischen Großmächten das für seine Darstellung Wichtigste herausgegriffen, um ein Bild davon zu geben, wie sich die Sozialisten der europäischen Völker zu der Frage der Landesverteidigung stellten. Überall ist die Frage des Militärstreikes behandelt worden, allerdings, ohne daß man zu durchgreifenden Maßnahmen, die den Erfolg verbürgt hatten, gekommen wäre. In der deutschen Sozialdemokratie standen vom Anfange ihres Bestehens an die „national-revolutionäre" mit der „international-revolutionären" Richtung in scharfem Kampfe. Der Gegensatz zwischen „Lassalleanern" und „Eisenachern" kehrte immer wieder, gemeinsam aber ist beiden Gruppen ein übermäßiges Bedürfnis der Propaganda für die sozialistische Zukunft und ein bewußtes Zurückstellen der praktischen Forderungen der Gegenwart. Daraus erklärt sich auch die Überwertigkeit der innerpolitischen Fragen gegenüber den Bedürfnissen der äußeren Politik, darin liegt im Tiefsten auch die Stellung des Sozialismus zum Heere

Digitized by Google

begründet. Für die Objektivität und ruhige Sachlichkeit des Urteils des Verfassers spricht es, wenn er es als ein Verdienst der sozialistischen Kritik am Heere gelten läßt, daß die Mißhandlungen von Soldaten aus der Armee fast völlig verschwanden. Aber selbst dieses Verdienst wird gering erscheinen, wenn man die Form beachtet, in der die übertrieben dargestellten und verallgemeinerten Mißstände vor der Öffentlichkeit behandelt wurden. Auch hierbei ist die propagandistische Absicht nicht zu verkennen. Aber in allem blieb die Stellung des Marxismus zum Heere die der schärfsten Ablehnung, bis der Ausbruch des Krieges die Führer vor eine unerwartete Entscheidung stellte, der sie nicht gewachsen waren.

Mit dem August 1914 beginnt der Umschwung, die „Neuorientierung" der Sozialisten, die sich fast überall ohne Ausnahme zu ihrer Nation bekennen, eine Haltung, die sich in der Bewilligung der Kriegskredite am sichtbarsten zu erkennen gibt. Aber dieser Umschwung bedeutet keine geistige Wiedergeburt, er ist — vom Standpunkt des Führers aus beurteilt — eigentlich ein bloßes Nachgeben und Zurückweichen vor dem stürmischen, begeisterten Willen der Massen, die sich auf ihre nationale Bindung besannen. Die widerstrebenden Führer wären von diesem Sturme hinweggefegt worden. Es ist ein Verdienst Volkmanns, diese Vorgänge in das richtige Licht gestellt zu haben.

Damit beginnt der Hauptabschnitt des Buches, die Darstellung der Ereignisse zwischen dem 4. August 1914 und dem 9. November 1918. Im deutschen Sozialismus gewannen im Laufe der Jahre drei Gruppen feste Umrisse. Der rechte Flügel hielt an der Neuorientierung des 4. August fest, der linke, radikale Flügel wollte von einer nationalen Bindung sogar während der Kriegsjahre nichts hören, die Mitte schwankte zwischen beiden Extremen unsicher hin und her. Der linke Parteiflügel unter der Führung von Liebknecht, Mehring, Rosa Luxemburg, Clara Zetkin setzte bald nach Kriegsausbruch mit seiner Propaganda gegen das Heer wieder ein, und Volkmann folgt nun mit äußerster Vorsicht und Gewissenhaftigkeit den Spuren, die von dem Wirken jener „unterirdischen Propaganda" im Heere zeugen. Ihrem Vorbilde folgten später die in der Mitte gebliebenen Sozialisten, die Unabhängigen, die ihre schädliche Arbeit durchführten bis zum bitteren Ende.

Abgesehen von der Flottenverschwörung des Sommers 1917, glaubt Volkmann die Folgen der zersetzenden Wirksamkeit im Heere eigentlich erst im Anfange des Jahres 1918 feststellen zu können. Ob diese Begrenzung zu halten sein wird, scheint dem Referenten auf Grund persönlicher Erfahrungen in der Front sehr zweifelhaft. Auch die von Drahn schon 1920 herausgegebenen Proben aus der unterirdischen Literatur im revolutionären Deutschland sind geeignet, an Volkmanns Auffassung zweifeln zu machen. Daß es schwer sein wird, den Zeitpunkt festzustellen, wo diese Literatur fühlbar zu wirken beginnt, läßt sich leicht einsehen, auf keinen Fall aber ist es erst da geschehen, als sie zur Kenntnis der Vorgesetzten kam. Für das traurige Endergebnis ist es schließlich auch von nebensächlicher Bedeutung, zu wissen, wann die Erkrankung offen zutage trat. Bitter genug bleibt die Tatsache

Digitized by Google

auch so, wenn Volkmanns Ansicht unwiderlegt bleibt; denn das ist der schmerzliche Eindruck, den das Buch bei dem Leser hinterläßt, daß es deutsche Männer gegeben hat, die in zielbewußter Arbeit den Geist der Front zermürben halfen. Welcher Anteil am endgültigen Zusammenbruch dieser Wühlarbeit zugeschrieben werden muß, das wird sich mit Bestimmtheit wohl nie abwägen lassen.

Trotz allem aber blieb der Kern des Heeres bis zum Ausgange des Krieges von dem Gift unberührt. Volkmann deckt die unleugbaren Hemmungen und Schwächen des militärischen Systems, die sich in der Handhabung der Heeresjustiz, der Art der Ordensverleihung, der Verpflegung der Offiziere und Mannschaften bemerkbar machten, sachkundig auf. Er kritisiert mit berechtigter Schärfe die Mängel der nationalen Propaganda, der eine straffe Organisation fehlte, die Mängel der Führerauslese, bei der starr am Anciennitätsprinzip hinsichtlich der höheren Stellen, am „Einjährigenschein" bei den niederen Stellen festgehalten wurde. Wenn trotz dieser Schwächen des Systems das Heer der geistigen Zersetzung nicht erlag, so muß eine Kraft des Zusammenhaltes vorhanden gewesen sein, die stärker war, als das Widerstrebende. Diese Kraft findet Volkmann mit Recht im deutschen Offizierkorps. Gegen seine Mitglieder richtete sich darum der Haß der Anhänger des internationalen Sozialismus, als der Zusammenbruch erfolgt war.

Wenn dieser Zusammenbruch nicht zum völligen Untergange des deutschen Volkes in den Fluten des von Osten heranbrandenden Bolschewismus geführt hat, so ist es den höchsten Führern des Heeres zu danken. Hindenburgs Verdienst um den Bestand des deutschen Volkes strahlt dem Leser auch aus diesem Buche entgegen.

Richard Neumann.

Egelhaafs Historisch-politische Jahresübersicht für 1926, herausgegeben von Hermann Haug. 19. Jahrgang der politischen Jahresübersicht. 364 S. Stuttgart, Carl Krabbe Verlag, Erich Gußmann, 1927. Geb. Mk. 12.—.

Mit aufrichtigem Dank begrüßen wir auch den 19. Jahrgang von Egelhaafs vortrefflichem Jahrbuch, das die historisch-politischen Ereignisse des Jahres 1926 behandelt.

Der Herausgeber bemüht sich ernstlich um die Ermittlung des Tatbestandes. Sorgfältig ordnet er das zugängliche Material. Und mit sicherem Blick durchdringt er das wirre Durcheinander diplomatischer Einfälle, Ränke und Seifenblasen, erfaßt und betrachtet er die großen Zusammenhänge der Weltbegebenheiten. In ihrer Auffassung und Beurteilung geht er vielfach eigene Wege. Aber ruhig und sachlich, mit sicherem historischen Takt, mit eindringendem politischen Verständnis.

Der erste Abschnitt behandelt „die Vorgänge um Deutschland und im Völkerbund", den vergeblichen Versuch, Eupen-Malmedy von Belgien zurückzukaufen. Außerdem erhielt der zwischen Deutschland und Rußland bestehende „Rapallo-Vertrag" durch den „Berliner

Digitized by Google

Vertrag" eine neue Grundlage, während die Gemüter in München, Berlin und Rom durch Reden über die Bedrängnis der Deutschen in Südtirol sich erhitzten.

Die innere Politik des Deutschen Reiches wurde hauptsächlich ausgefüllt durch den mehr als unglücklichen Streit über die Fürstenentschädigung, in dessen Verlauf zum ersten Male „das Volksbegehren und der Volksentscheid" zur Anwendung gelangte und der Versuch zu einer reichsgesetzlichen Regelung der an sich einfachen, aber durch die Parteileidenschaften maßlos verwirrten Frage gemacht wurde. Hinzu kamen der Flaggenstreit, der den Sturz der links gerichteten Regierung Luther herbeiführte, der von der Sozialdemokratie entfachte „Reichswehrstreit", der die Regierung Marx zu Fall brachte, die Verabschiedung des um Vaterland und Truppe hochverdienten Generals v. Seeckt und den Wiedereintritt der Deutschnationalen in die Regierung zur Folge hatte, die Reinholdsche Finanzpolitik, die preußische Polizeiaktion gegen angebliche „Putschpläne" u. a. m.

Ein beachtenswertes, inhaltsschweres, leider aber tief beschämendes und betrübendes Kapitel — man braucht hier nur an die Germersheimer Bluttat zu erinnern — ist „den besetzten, abgetrennten und verlorenen Gebieten" gewidmet (S. 202—228).

Eingehend gewürdigt werden im weiteren die politischen Vorgänge in den nichtdeutschen Ländern (S. 228—361). Frankreich, obwohl nach Beendigung des Marokko-Krieges und des syrischen Aufstandes entlastet, geriet immer tiefer in die Währungsnot hinein, bis Poincaré wieder an das Ruder kam und durch entsprechende Maßnahmen eine gewisse Befestigung des Franken erreichte.

England wurde durch den 7monatigen Bergarbeiterstreik und einen 10tägigen Generalstreik bis in seine Grundfesten erschüttert, eine Erscheinung, die in der liberalen Partei einen schweren Zwist hervorrief.

Die Mussolini-Attentate und die unruhige Politik des Diktators führte zu einer Spannung zwischen Italien und Frankreich und Italien und der Schweiz. Die innere Politik des Landes stand im Zeichen der gewalttätigen Faszisten-Herrschaft und der Drangsalierung Südtirols.

Zu erwähnen sind ferner die Meuterei der Artillerie in Spanien, die abenteuerliche Geschichte der Frankenfälschung in Ungarn, die Pilsudski-Diktatur in Polen, der Abschluß des Mossul-Vertrages zwischen der Türkei und England, wesentlich veranlaßt durch die Sorge vor dem von diesem begünstigten Eindringen Italiens in Kleinasien, die Wirren in Ostasien und Englands „neue Politik" in China.

Hiernach stellt sich die vorliegende, regelmäßig bald nach Ablauf des Berichtsjahres erscheinende Uebersicht als ein zuverlässig orientierendes Hilfsmittel dar, das dem Historiker und Politiker, aber auch jedem Zeitungsleser unentbehrlich ist. Georg Schuster.

Digitized by Google

Silberschmidt, Max: Das orientalische Problem zur Zeit der Entstehung des türkischen Reiches nach venezianischen Quellen. Ein Beitrag zur Geschichte der Beziehungen Venedigs zu Sultan Bajezid I., zu Byzanz, Ungarn und Genua und zum Reiche von Kiptschak (1381—1400). (= Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance. Herausgegeben von Walter Goetz, Band 27.) XIII und 206 S. 8°. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1923.

Der Untertitel dieses Buches läßt deutlicher erkennen, worum es sich darin handelt, als der Haupttitel: es ist ein Kapitel venezianischer Geschichte, das der Verfasser vor unseren Augen aufschlägt, aber ein Kapitel, das doch, wie die spätmittelalterliche Geschichte Venedigs überhaupt, in mannigfachster Weise mit den Verwicklungen der allgemeinen europäischen Geschichte verknüpft ist.

Venedig war durch den langen Krieg mit Genua in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, den sogenannten Chioggiakrieg, bis hart an den Rand des Abgrundes, an das Ende seiner seit dem 12. Jahrhundert mit bewunderungswerter Folgerichtigkeit ausgebauten Vormachtstellung im östlichen Mittelmeer gebracht worden. Verfasser zeigt, wie es der überlegenen Staatskunst der Männer in der Regierung der Lagunenstadt gelang, diese Stellung wieder zu gewinnen. Gefördert wurde dieses Beginnen vor allem durch die inneren Hemmungen Genuas, das gerade in diesen Jahren in französische Abhängigkeit geriet, so daß sich für Venedig sehr bald die Möglichkeit selbständiger Politik, ja sogar — aus Selbsterhaltungstrieb — die Notwendigkeit ergab, die gemeinsamen Interessen, auch die der ehemaligen Gegnerin, im Orient zu vertreten.

Der Hauptfeind Venedigs im Osten war seit alters Byzanz; gegen Byzanz hatte Venedig den vierten Kreuzzug gelenkt; die griechische Restauration am Bosporus war das Werk Genuas gewesen, das seitdem den venezianischen Einfluß in Konstantinopel völlig ausgeschaltet hatte. Am Ende des 14. Jahrhunderts erhob sich aber ein neuer Gegner, das türkische Reich unter Bajezid I., der schon auf Europa hinübergegriffen hatte. Verfasser zeigt sehr interessant und aufschlußreich, wie Venedig die erste europäische Macht war, die das türkische Reich realpolitisch in ihre Berechnungen einstellte und den sentimentaleren Kreuzzugsstandpunkt überwand; übrigens eine politische Einstellung, die für Venedig nicht neu war, denn in der Lagunenstadt hat man von jeher den Kreuzzugseifer lediglich für die eigenen handelspolitischen Interessen ausgenutzt. (Es ist bekanntlich eine umstrittene Frage, ob Venedig vor dem Antritt des vierten Kreuzzugs schon einen Handelsvertrag mit dem Sultan von Ägypten in der Tasche hatte.)

In dem hier behandelten Zeitraum war Venedig daran interessiert, seine Besitzungen in Griechenland und an der Adriaküste von dem Türken garantiert zu erhalten. So dachte die Republik vorübergehend daran, in dem bevorstehenden Kreuzzug Sigismunds von Ungarn,

Digitized by Google

den das sterbende oströmische Reich zu Hilfe gerufen hatte, als Vermittler aufzutreten, hielt dann aber, als die Ereignisse dies hinfällig machten, seine Verpflichtungen in der abendländischen antitürkischen Koalition ein. Für diese und andere Dinge, vor allem auch für die Beziehungen Venedigs zu Ungarn, ist das Buch Silberschmidts recht aufschlußreich, und wertvoll ist es vor allem dadurch, daß es für die in Frage stehenden Ereignisse zum ersten Male die Akten des venezianischen Staatsarchivs heranzieht, "das Archiv der Signorie, des Großen Rats und des Senats, dessen Protokolle eine unerschöpfliche Quelle für die allgemeine Zeitgeschichte sind.

Walther Holtzmann.

Kurze Anzeigen.

Weber-Rieß: Weltgeschichte in drei Bänden. 2. Auflage. 1. Band: Altertum und Mittelalter. XXIV, 1119 S. 2. Band: Neuzeit (1492—1815). XVI, 683 S. 3. Band: Neueste Zeit (1815—1922). XVII, 601 S. Alle 3 Bände in 8° und jeder mit ausführlichem Register. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1924. Mk. 24.—, geb. Mk. 33.—.

Wir haben seinerzeit die erste Auflage dieses vortrefflichen, wissenschaftlich sicher gegründeten, übersichtlichen und gut geschriebenen Buches in eingehenderer Besprechung angezeigt („Mitteilungen", Band 50, S. 1—4). Wir freuen uns der zweiten Auflage, und zwar um so mehr, als sie sich nicht in zwei, sondern in drei nun erheblich handlicheren, ungleich besser ausgestatteten Bänden präsentiert; der zweite Band jener ersten Auflage von 1918 ist sachgemäß zerlegt, denn wir finden an 1815 als dem Anfangsjahr der „Neuesten Zeit" (statt 1789) nichts auszusetzen, da ja 1815 als das Jahr angesehen werden darf, in dem eine beruhigte Welt aus den Strudeln mannigfacher Umwälzungen auftaucht.

Die Einteilung und Textgestaltung des Werkes ist im ganzen unverändert geblieben; „der Fortfall der militärischen Zensur hat nur in der Darstellung der Ereignisse von 1884 bis 1918 wesentliche Veränderungen verursacht" (Vorwort, S. IX). Demnach handelt es sich also nur um Band 3, S. 318—571, welche folgende Kapitel enthalten: 6. Die Aufteilung Afrikas und die bulgarische Frage. Langfristige Handelsverträge (1884—1894); 7. Machtverschiebungen in Ostasien und auf der Südsee. Untergang der Burenrepubliken (1894—1901); 8. Die Einkreisungspolitik Eduards VII. Niederlagen Rußlands und Revolution in der Türkei. Lostrennung Norwegens von Schweden (1901—1909); 9. Die Marokkokrisis und die Balkankriege. Demokratisierung des britischen Weltreiches (1909—1914); 10. Wandlungen des Weltkrieges (1914—1918); 11. Das Chaos des Friedenszustandes nach dem Weltkriege (11. November 1918 bis 22. April 1922).

Digitized by Google

Es ist „ein Werk von gediegenster Substanz und reicher Fülle, durchleuchtet von klug verknüpfendem Räsonnement“ (so „Mitteilungen“ Bd. 50, S. 4). Erich Bleich.

F. W. Putzgers Historischer Schul-Atlas. Große Ausgabe. 47. vermehrte und verbesserte Auflage. Bearbeitet und herausgegeben von Alfred Baldamus, Ernst Schwabe und Ernst Ambrosius. Ausgeführt in der Geographischen Anstalt von Velhagen & Klasing in Leipzig. 15 S.; 167 Karten. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1926. Mk. 5.—.

Wir zeigen den aufs beste eingeführten und immer auf der Höhe gehaltenen „Putzger“ an, weil er abermals in neuer Auflage vorliegt. Er bietet 167 Kartenseiten und auf den 15 vorausgehenden Seiten ein systematisches Inhaltsverzeichnis, das die Karten unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, als da sind: Rassen, Sprachen, Völker, Bevölkerungsverhältnisse, Siedlungen; Kolonisation, Wanderung; Wirtschaft, Verkehr; geistige Kultur; politische Organisation; Territorialgeschichte der einzelnen Länder; Kriegsgeschichte. Sechs Karten, darunter zwei doppelseitige, gelten allein dem Weltkriege; sie machen anschaulich, wer in diesem Ringen Sieg auf Sieg erfochten hat. Und was den Imperialismus des Deutschen Reiches betrifft, der den Weltkrieg heraufgeführt haben soll, so braucht man nur auf S. 142/3 (Europa nach dem Weltkriege) hinzuweisen, so braucht man nur auf die großen Flächen hinzuweisen, die in Nordafrika, sei es als französisch, sei es als italienisch, sei es als englisch, dargestellt sind. Und dies nur in Nordafrika! Andererseits zeigt S. 144 (Erdkarte nach dem Weltkriege), was überhaupt von unseren Gegnern zusammengebracht ist, vor allem von Frankreich und England; und wir wünschten nur, daß auf dieser Weltkarte auch die ehemals deutschen Kolonien eingezeichnet wären, damit man erkennte, wie wenig imperialistisch Deutschland im Verhältnis zu jenen war! Erich Bleich.

Schubart, F.: Von der Flügelsonne zum Halbmond. Aegyptens Geschichte bis auf die Gegenwart. 8°. IX, 192 S. Mit 65 Abbildungen auf Tafeln und 2 Karten. Leipzig, Hinrichs, 1926. Mk. 12.—.

Das Buch der Gattin des Berliner Papyrusforschers, die Ägypten aus eigener Anschauung kannte — sie ist vor kurzem ihrem Manne entrissen worden —, soll das Werk von Karl Oppel „Das alte Wunderland der Pyramiden“ ersetzen. Es schildert die Schicksale des Niltals von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart und unterrichtet uns zugleich über Land und Leute, Kultur und Religion, Leben und Erwerbszweige, Literatur, Kunst und Handwerk. Sogar an Proben altägyptischer Poesie und Prosa fehlt es nicht. Dem religiösen Reformator Echnaton wird ein ganzer Abschnitt gewidmet. Daß das Ptolemäerreich, die Herrschaft des Islam, die Gegenwart kürzer gewürdigt werden, entspricht dem Zweck des Buches. Die Darstellung

Digitized by Google

ist frisch und fesselnd und wird von ausgezeichneten Bildtafeln begleitet. Sachlich ist kaum etwas auszusetzen. Nur hätte die Zweiteilung Ägyptens in Nord- und Südreich, die bis zuletzt die Verwaltung charakterisiert — deshalb gab es zwei Wesire! —, schärfer betont werden müssen. Fritz Geyer.

Otto, W. F.: Die altgriechische Gottesidee. Vortrag, gehalten vor der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums. Berlin, den 23. November 1925. 26 S. Berlin, Weidmann, 1926. Mk. 1.—.

Eine warmherzige Verteidigung der griechischen Religion gegen die gewöhnliche Annahme, die in ihr nur eine Abart des Polytheismus sieht, der die Welt nichts zu verdanken hat. Er sucht zu erklären, weshalb die olympischen Götter uns vielfach so unmoralisch erscheinen, und findet diese Erklärung darin, daß einer geistreichen Menschenart wie der griechischen, die in allem Seienden die Gestalt zu erkennen berufen war, das Göttliche sich in dieser Gestalt und ihrer Ewigkeit offenbaren mußte. So wurde die griechische Religion die Religion des Geistes, nicht des Guten oder der entscheidenden Tat. „Ihr Göttliches ist die Gestalt, die in allen Erscheinungen wiederkehrt, der Sinn, der alle zusammenhält, und in der menschlichen seine Geistigkeit offenbart" (S. 19). Fritz Geyer.

v. Bonin, Burkhard: Die Götter Griechenlands. 24 S. Oldenburg i. O., Stalling, 1926. Mk. 1.—.

Das Schriftchen überschüttet uns förmlich mit den gewagtesten etymologischen Spekulationen. Alle Götternamen werden aus semitischen Wurzeln erklärt, und damit gilt dem Verfasser der Beweis als geführt, daß die Griechen ihre Mythologie, ihren Polytheismus den Semiten verdanken. Nur Zeus trägt einen arischen Namen, und der bedeutet „Gott" schlechthin. Also haben die Arier ursprünglich nur einen Gott gekannt, und aus dieser Erkenntnis heraus fragt der Verfasser, ob die Israeliten mit ihrem Monotheismus nicht vielleicht ursprünglich Arier waren! Wie dieses Ergebnis gewonnen wird, dafür einige Beispiele: Aphrodite aus ph — r — d (= trennen, ausbreiten), also Göttin der Vermehrung, Eros aus ' — r — h (= entblößen), Artemis aus r — t — b (m) (= feucht), also Göttin des nächtlichen Taus. Ich glaube, auf diese Weise kann man alle Wörter überhaupt in jeder Sprache auf semitische Wurzeln zurückführen. Fritz Geyer.

Griechische Staatstheorien: Platon und Aristoteles. Zusammengestellt von Fr. Geyer. (= Dreiturmbücherei Nr. 26.) 8°. 89 S. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1926. Mk. 1.60.

Da die modernen politischen Parteien, ohne es zu wissen, von antiken Ideen abhängig sind und beständig Ausdrücke brauchen, die aus Hellas stammen, ist es zu begrüßen, daß die Dreiturmbücherei eine Auswahl aus der griechischen politischen Literatur bringt. Der

Digitized by Google

Herausgeber selbst sieht voraus, daß man in seiner Zusammenstellung manches vermissen wird. Zum Glück gehört dazu nicht das Gespräch der persischen Großen bei Herodot. Gern aber würde man etwas mehr von den politischen Ideen zwischen Herodot und Platon finden, vor allem vom Einfluß der sophistischen Reflexion. So würde man gern ein Stück aus der Unterredung zwischen Athenern und Meliern bei Thukydides lesen oder aus dem pseudoxenophontischen Athenerstaat. Zutreffend ist selbstverständlich der Hinweis auf den Raummangel. Aber vielleicht hätte dafür einiges aus Platon und Aristoteles wegbleiben können, was von eigentümlich griechischen, dem nichtphilologischen Leser fernliegenden Dingen handelt. Vielleicht wäre es besser gewesen, den Text etwas zusammenzustreichen und dafür in Einleitung und Anmerkungen etwas ausführlicher zu sein.

Hier und da wäre auch eine Anmerkung am Platze, um ein griechisches Wort zu erklären, das durch keinen deutschen Ausdruck voll gedeckt wird. Geyer übersetzt θυμός mit Mut, und dies Wort entspricht in seiner ursprünglichen weiteren Bedeutung genau dem griechischen; der heutige Leser denkt aber doch nur an die verengte, und so versteht er kaum, wie Liebe eine Funktion des θυμός sein soll. Sonst verdient gerade die Übersetzung nachdrückliche Anerkennung. Geyer hat Vorgänger, die er selbst anführt, benutzt, aber durchaus selbständig, und bietet ein lesbares, den Sinn gut wiedergebendes Deutsch. Friedrich Cauer.

Vogt, Joseph: Homo novus. Ein Typus der römischen Republik. Rede, gehalten zum Antritt der ordentlichen Professur für Geschichte des Altertums an der Universität Tübingen. 8°. 28 S. Stuttgart, Kohlhammer, 1926. Mk. 1.20.

Vogt geht von der Tatsache aus, daß das römische Regiment bis zur Monarchie des Augustus eine Adelsherrschaft war. Sie hat sich so lange gehalten, weil der Adel es verstand, sich aus der Bürgerschaft zu ergänzen und zu erneuern. So erwuchs aus dem Geburtsadel und den zur Gleichberechtigung erhobenen plebejischen Geschlechtern eine neue Herrenschicht, die sich im 3. Jahrhundert fester zusammenschloß. Erst seit dem Hannibalischen Kriege setzten von seiten angesehener Familien des Ritterstandes starke Bestrebungen ein, Angehörige in den regierenden Adel einzuführen. Dieser setzte sich mit Zähigkeit zur Wehr, trotzdem seit dem 2. Jahrhundert durch den Untergang alter Geschlechter und den Ehrgeiz junger Adliger die Herrschaft der Nobilität immer stärker bedroht wurde. So haben nur verhältnismäßig wenige Angehörige neuer Familien von dem älteren Africanus bis auf Caesar den Zugang zu den staatlichen Ämtern erreicht: „homines novi“. Bewunderung und Mißtrauen spricht aus dieser Bezeichnung. Seit Cato nun bekommt der Name einen vollen Inhalt, wird er zum Ausdruck eines bestimmten politischen Charakters. Diesen Charakter nun sucht Vogt auf Grund der antiken Zeugnisse näher zu bestimmen, die typischen Züge zu einem Bilde zu vereinigen.

Digitized by Google

Mag auch dabei mancher Zug als typisch genommen werden, der einer Einzelerscheinung gehört, man wird dem Redner zugeben müssen, daß seine Schilderung im ganzen den Tatsachen entspricht, und man muß dankbar anerkennen, daß er zum Verständnis dieser Zeit einen wertvollen Beitrag geliefert hat. Fritz Geyer.

Münzer, Friedrich: Die Entstehung des römischen Prinzipats. Ein Beispiel des Werdens von Staatsformen. Festrede bei der Reichsgründungsfeier der westfälischen Wilhelms-Universität in Münster am 18. Januar 1927. Münster i. W., Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, 1927. 8°. 32 S. Mk. —.90.

Für einen Kenner der alten Geschichte lag es nahe, bei der Umwandlung der Monarchie in die Republik, die wir erlebt haben, an den umgekehrten Vorgang zu denken, der zur Aufrichtung des augusteischen Prinzipats geführt hat. In seiner Übersicht über die Verfassungsänderungen von den Scipionen bis auf Augustus lehnt Münzer mit Recht die Ansicht ab, Augustus habe im Ernst versucht oder sich eingebildet, die Republik wieder herzustellen. Schon an Marius zeigt er, wie die zeitliche und räumliche Unbegrenztheit der Amtsgewalt und die dauernde Verfügung über ein Berufsheer mit der republikanischen Ordnung unverträglich war. Darüber konnten sich wohl Cicero und Pompejus täuschen, aber Augustus so wenig wie Cäsar. Wenn er sich Prinzeps nannte, so wußte er genau, daß er damit nicht ciceronische Theorie verwirklichte oder pompejanische Praxis fortsetzte. Aber es war ihm erwünscht, wenn andere sich durch diesen Namen irreführen ließen, denn dadurch gelang es ihm, die Pietät gegen die republikanische Vergangenheit in den Dienst der bestehenden Monarchie zu stellen. Daß unsere Republik nur gedeihen kann, wenn es ihr ebenso gelingt, die an der Monarchie hängenden Kräfte in ihren Dienst zu stellen, ist die Mahnung, die vernehmlich aus dieser Festrede herausklingt. Friedrich Cauer.

Gemoll, Wilhelm: Das Apophthegma. Literarhistorische Studien. Wien und Leipzig, Hölder-Pichler-Tempsky A.-G., G. Freytag G. m. b. H. 8°. 178 S.

Das Buch von Gemoll gibt zunächst eine Übersicht über die aus dem Altertum erhaltenen oder bezeugten Sammlungen von Apophthegmen sowie über ähnliche Sammlungen aus späteren Zeiten und erörtert dann auf Grund eines umfangreichen Materials die Frage, welche Literaturgattungen aus den Apophthegmen entstanden sind. Verfasser bejaht sie für die Fabel, das Epigramm, die Ballade, die kynische Diatribe, die Anfänge der Geschichtschreibung, die Novelle, die Erzählungsweise und die Rahmenerzählung, verneint sie für den abendländischen Roman. Er berührt viele literargeschichtliche Einzelfragen, ohne sie erschöpfend oder abschließend zu beantworten. Dabei wird die Bedeutung des Apophthegmas entschieden überschätzt. Wenn

Digitized by Google

manche Novellen und novellistische Episoden eines Geschichtswerkes in einem Apophthegma gipfeln, so ist damit doch noch nicht gesagt, daß Novelle und Geschichtschreibung aus dem Apophthegma entstanden sind. Die Erzählungen (Novellen), durch deren Einarbeitung die annalistischen Aufzeichnungen und rationalisierten Mythen zu Geschichtswerken wurden, konnten ihren Höhepunkt in einem Apophthegma haben, mußten es aber nicht durchaus. So wird zwar Herodots Erzählung von Kroisos und Solon durch Solons Schlußwort beherrscht, die eingelegten Erzählungen aber von Tellus, von Kleobis und Biton geben ihre Idee in Begebenheiten, nicht in zugespitzten Sätzen.

Wertvoll ist, besonders in einzelnen schlagenden Beispielen, der Nachweis für den Zusammenhang der deutschen Gedankenwelt mit der griechisch-römischen. Friedrich Cauer.

Stemplinger, Eduard: Die Ewigkeit der Antike. Gesammelte Aufsätze. 8°. 156 S. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, 1924.

Das gewiß großartige Thema des Büchleins wird im wesentlichen damit erwiesen, daß der Verfasser einige berühmte Schriftsteller, Gelehrte und Künstler ihrer Verehrung des Altertums, d. h. zumeist der Griechen (so E. M. Arndt, S. 45—53) Ausdruck geben läßt. Das Beste liefert, wie sich's gebührt, jener wahrhaft stilvolle Philosoph, welcher sich, der Antike würdig, zu echter Klassizität der Schreibweise durchgerungen hat: Schopenhauer (S. 77—84). Er wie Gutzkow (S. 54—64) sprechen sich ganz vorwiegend zu der einen Seite des Themas aus: die Altertumsstudien als Bildungsgut. Die anderen Hebbel (S. 97—111) und Richard Wagner (S. 112—127), Möricke (S. 85—96) und der Franzose Flaubert (S. 65—76) würdigen die Antike mehr als Lebenselement. Alle diese aber bekannten sich zur Antike, fühlten sich ihr für Kunsteinsicht und Weltanschauung verpflichtet.

Die umrahmenden Aufsätze bewegen sich in anderer Richtung; sie verfolgen die Nachwirkungen des Altertums, suchen „antike Motive im deutschen Märchen" (S. 31—44), „Helleniſches im Christentum" festzustellen. Die Abhandlung über „Das Plagiat" (S. 15—30) wie über „Die ästhetische Spannung" (S. 128—141) behandeln dagegen Dinge, in deren Handhabung und Beurteilung das Altertum ganz anders dachte, aber keineswegs besser. Denn wir vermögen es nicht nachahmenswert zu finden, daß „dem antiken Menschen die Formung höher stand wie (sic!) der Stoff, das ‚Wie' höher wie (!) das ‚Was', der Weg zum Ziel höher wie (!) das Ziel selbst" (S. 141). Solche Auffassung führt schließlich zum Ästhetentum oder zur Blasiertheit; sie macht selbst das Plagiat zum Kunstgebilde und die Formgebung zum Verkünstelungsprozeß.

Während der Aufsatz über das „Plagiat" auf dem Buche des Verfassers über das „Plagiat in der griechischen Literatur" beruht, verwendet der erste, einzig bisher ungedruckte („Über die Einheit der

Digitized by Google

mittelländischen Kultur") wie die anderen eine erhebliche Anzahl von Zitaten; manche Aufsätze lesen sich daher fast wie specimina eruditionis, manche sprechen etwas kräftig pro domo.

Erich Bleich.

Krabbo, Hermann: Regesten der Markgrafen von Brandenburg aus Askanischem Hause. Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg. Gr.-4°. 6. Lieferung. 80 S. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1922. Mk. 3.50. 7. Lieferung. 80 S. Berlin-Dahlem, Selbstverlag des Vereins, 1924.

Die mühselige Arbeit wird mit den beiden vorliegenden Lieferungen um ein gutes Stück vorwärts gebracht. In 554 Nummern werden die Jahre 1290 bis 1308 behandelt. Die sorgfältige Arbeit des Verfassers ist zu bekannt, als daß an dieser Stelle auf sie näher eingegangen werden müßte. Der Abschluß des Werkes, der hoffentlich in Kürze erfolgt, dürfte Gelegenheit zu einer Gesamtwürdigung geben.

Friedrich Wilhelm Taube.

Englische Verfassungsurkunden des 12. und 13. Jahrhunderts, herausgegeben von Ludwig Rieß. Bonn, Marcus und Weber, 1926. (= Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen, herausgegeben von Hans Lietzmann, Nr. 155.)

Diese handliche Auswahl der wichtigsten Urkunden zur englischen Verfassungsgeschichte, beginnend mit der Krönungscharte Heinrichs I. und schließend mit der confirmatio chartarum Eduards I. von 1297 und der Annullierungsbulle Clemens' V. Regalis devotionis von 1305 wird nicht nur im akademischen Unterricht, sondern jedem, der sich mit der älteren englischen Verfassungsentwicklung beschäftigt, gute Dienste leisten. Im Mittelpunkt steht natürlich die Magna charta von 1215 und die ihr unmittelbar vorausgehenden Artikel der Barone. Verweisungen auf die jeweils sachlich zusammengehörigen Artikel verschiedener Urkunden, Anmerkungen über ihre Überlieferung und die wichtigste neuere Literatur zu ihrer Erklärung, sowie ein Glossar der wichtigsten lateinischen Fachausdrücke erhöhen noch den praktischen Wert des Büchleins.

Walther Holtzmann.

Der Athos und Utopien. (= Heinrich Brockhaus: Die Kunst in den Athosklöstern. 2. Aufl. 1924. S. 297—312.)

Der sozialdemokratische oder kommunistische Idealstaat muß ein Ideal bleiben, weil er Engel, nicht aber Menschen als Bürger voraussetzt. Ob Sowjetrußland das kommunistische Staatsideal verwirklicht hat, wissen wir nicht; daß es aus Menschen keine Engel gemacht hat, ist trotz Lenins Heiligsprechung sicher. Dagegen wissen wir nunmehr durch die oben angeführte Abhandlung genau, daß die Utopie des Morus kein „Nirgendsland" für Engel vortäuscht, sondern

Digitized by Google

die „Himmelsstadt" der Heiligen, der Mönche des Athos nachbildet (S. 297—300). Denn Morus ist in der Tat — man darf das nicht mehr wie bisher in Zweifel ziehen oder es als Autorenmanier ansehen (S. 299) — Morus ist nur Herausgeber und Bearbeiter eines Berichtes, der durch den Florentiner Buondelmonti 1420/22 über den Archipelagus und das Athosland, diesen Engelshof (angelorum aula) in ungeheuchelter Bewunderung erstattet worden ist (S. 298). Fälschlich vorgegeben hat er aber, daß es ein „Nirgendsland" sei, da es sich doch um die Athosinsel handelt; verschwiegen, daß dies „Keuschheitsland (Hagiopolis)" der Wohnort von Mönchen ist (S. 301). Fälschlich „rühmt er, Utopien leiste, was der platonische Staat nur mit Worten hinzeichnete" (S. 307); denn er war sich bewußt, daß sein Utopien in Wirklichkeit nur Ähnliches leistete, wie Platos Utopie verlangte, daß die Voraussetzungen völlig andere waren, nämlich Trennung von der Welt und ihrem Getriebe, von der Sinnlichkeit und ihrem Drange, unter unbedingter Hingebung an das unerschütterliche christliche Bewußtsein.

Wir vermissen nur den Nachweis, daß Morus den Buondelmonti als Vorlage benutzte und warum er aus der Reisebeschreibung ein staatspolitisches Lügenmärchen gemacht hat, das noch heute ernste Männer narrt.

Bleich.

Hebler, Adolf: Die deutsche Verfassung im Wandel der Zeiten. 2. vermehrte Auflage. Gotha, Leopold Klotz, Verlag, 1925. Geh. Mk. 1.—.

Das in Perthes' Bildungsbüchern erschienene Heft ist durch Arbeit in der Volkshochschule angeregt worden und hat wegen seiner knappen Form der Zusammenstellung des Stoffes der Verfassungsgeschichte auch bei Lehrern und Schülern höherer Schulen viele Freunde gefunden. In 17 Kapiteln behandelt es die Entwicklung der deutschen Verfassung vom altgermanischen Volksstaat an bis zum Jahre 1919.

Jedem Kapitel sind Anmerkungen über Quellen und Schrifttum zugefügt, die dem Leser den spröden Stoff näher bringen sollen.

Gumlich.

Soa, Artur: Das preußische Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 7 im Weltkriege 1914—18. Nach den amtlichen Kriegstagebüchern und Berichten von Mitkämpfern bearbeitet. 8°. 47 S. Berlin, Alb. Frisch, [1923].

Das Regiment ist fast während des ganzen Krieges im Osten tätig gewesen; nach dem Westen kam es erst Ende September 1918, fast nur (S. 40/1) zum schlimmen „für die bisher siegreiche Fronttruppe unfaßbaren Ende". Schlecht wie das Ende war für dieses Regiment auch der erste Anfang; denn der Osten war in dem Schlieffenschen Operationsplan gar wenig bedacht, die Lage dort überaus heikel, das schlesische Landwehrkorps die einzige zwischen Ostpreußen und Galizien eingesetzte Truppe. Davon wird dem Leser

Digitized by Google

nur eben andeutend Mitteilung gemacht. Denn es handelt sich um ein Kriegstagebuch des Regiments; so möchte man diese knappen Angaben über Märsche und Stellungen, Gefechte und Kämpfe am besten bezeichnen. Am bewegtesten erscheint die Zeit vom August 1914 bis Mai 1915 mit ihrem dreimaligen Vormarsch (ihr gelten Abschnitt I—IX); am größten der Sommerfeldzug 1915 (X: S. 20—26); am langwierigsten die „Stellungskämpfe bei Baranowitschi" (XI: S. 26—38). — Die fünf Anlagen (S. 43—47) geben die Stellenbesetzung des Regiments am 2. August 1914, im Winter 1916/17 und am 1. September 1918 sowie die Liste der beim Regiment gefallenen Offiziere.

Das Geleitwort stammt von dem zweiten Kommandeur, Oberst, jetzt Generalleutnant Hoefer; sein Bild dient dem Büchlein zu auserlesener Zierde: Hoefer war und blieb ein Held im strengsten Sinne des Wortes. Bleich.

Leppa, Karl Franz: „Der Königsbrief". 1. Teil. Kl.-8°. 154 S. Augsburg, Verlag Johannes Stauda, 1925. Halbl. Mk. 2.—.

„Der Königsbrief" soll in vier Bänden die Geschichte der Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien erzählen. Der erste Teil beginnt mit der Urzeit und schildert unter Verwertung der neuesten Forschung in kerniger Sprache und fesselnder Form das Schicksal der alten deutschen Siedler unter ihrem Führer Marbot und Ariogais. Das Büchlein liest sich wie ein spannender Völkerroman. Es kann dazu dienen, den Geschichtsunterricht zu beleben und dürfte in keiner Schülerbibliothek fehlen. Gumlich.

Bell, Dr. Karl: Banat. Das Deutschtum im rumänischen Banat. Unter Mitwirkung von Franz Blaskovios, Karl Bell, H. Eschker, Anni Götz, Hans Hagel, Peter Jung, Karl von Möller, Kaspar Muth. Mit 1 Karte, 3 Farbdrucken und 40 Abbildungen. Aus der Monographiensammlung „Das Deutschtum im Ausland". 176 S. Dresden-A. 1, Deutscher Buch- und Kunstverlag, 1926.

Das schmucke Buch, das der frühere Reichsminister Dr. Külz mit einem Geleitwort versehen hat, ist das erste einer in zwangloser Folge erscheinenden Reihe von Monographien einzelner deutschsprachiger Gebiete im Auslande. Vor unserm geistigen Auge ersteht ein wertvolles Stück Deutschtum, das seit 1920 unter Rumänien, Südslawien und Ungarn verteilt ist. Rund 268 000 Deutsche wohnen im rumänischen, 100 000 im südslawischen und 3000 im ungarischen Teile des Banats. Wir erhalten einen Überblick über die im 18. Jahrhundert einsetzende deutsche Besiedelung und einen Einblick in das schwere Ringen der Schwaben, ehe es ihnen gelang, aus sumpferfülltem Ödland einen Garten und eine Kornkammer Europas zu machen. Mit scharfen Strichen wird die gegenwärtige Lage des Deutschtums, seine politische Organisation und seine Wirtschaftslage gezeigt. Von Sitten und

Digitized by Google

Gebräuchen, Schriften und Sprachen wird anschaulich berichtet, und für den, der sich mit einzelnen Fragen eingehender beschäftigen will, gibt ein Literaturverzeichnis Anhaltspunkte und Winke. Gumlich.

Jedenko, Panas: Der Nationale und soziale Befreiungskampf der Ukraine. 8°. 80 S. Berlin, J. H. W. Dietz Nachf., 1923.

Der Verfasser, Mitglied des Zentral-Komitees der Ukrainischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, beginnt seinen Beitrag zur Lösung des ukrainischen Problems mit einem geschichtlichen Überblick über die Entwicklung des ukrainischen Volkes. Eingehender schildert er die ukrainische Freiheitsbewegung seit 1905, dem Jahre der Begründung der Urkrainischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, ihr Ringen mit dem russischen Bolschewismus und der in der Zeit der deutschen Besatzung eintretenden agrarischen Reaktion, die Kämpfe, mit den von Osten her eindringenden russischen gegenrevolutionären Freiwilligen unter Denikin und den von Westen her vorrückenden Polen und Rumänen, sowie die bolschewistische Besetzung und Terrorherrschaft in den Jahren 1920 und 1921. Die Darstellung führt bis zum Ende des Jahres 1922, als in Moskau der „Konstituierende Kongreß der Sozialistischen Sowjet-Republiken" beschloß, die „selbständigen" Republiken der Sowjet-Förderation: Rußland, Ukraine, Weißruthenien und die kaukasischen Republiken, zu vereinigen.

Ein Anhang bringt:

1. Das Universal des Kongresses des werktätigen Volkes vom 28. Januar 1919.

2. Den Aufruf der Regierung der ukrainischen Volksrepublik vom 24. September 1919 und vom 4. Dezember 1919.

3. Die Erklärung der jüdischen Sozialdemokratie in Kamenez-Podolsk vom 26. August 1919. Gumlich.

Rohrbach, Paul: Amerika und wir. Reisebetrachtungen. Mit 98 Tafelbildern und 2 Karten. 8°. 200 S. Berlin, Verlag Buchenau & Reichert, 1926. Kart. Mk. 7.—; Leinw. Mk. 10.—.

In fesselndem Plauderton berichtet Rohrbach über Erlebnisse und Eindrücke, die er auf seinen Reisen im Auslande in den Jahren 1913 und 1921—1924 in Amerika gewonnen hat. Dabei übermittelt er eine Fülle neuer Tatsachen, streift die verschiedensten Probleme und regt zum Nachdenken über sie an. Ob wir mit ihm durch Brasilien oder die La Plata-Länder, durch Chile oder Peru reisen, ob wir die tropenhygienischen Einrichtungen am Panama-Kanal bewundern oder die Wirkungen der Prohibition oder der Einwanderungsgesetze in Nordamerika studieren, der Verfasser versteht es stets, uns in Spannung zu halten und mit festen Strichen das herauszuarbeiten, was den Kern der Sache trifft. Immer ist dabei sein Blick auf die deutschen Siede-

Digitized by Google

lungen gelenkt. Er legt die Möglichkeiten deutschen Fortkommens in den einzelnen Ländern dar und gibt den Auswanderern praktische Winke.

Beachtenswert ist sein Rat, auf die öffentliche Meinung in Amerika mehr als bisher von Deutschland aus einzuwirken, nicht durch Verteidigungen und Entschuldigungen, sondern durch Hinweise auf die Errungenschaft der deutschen Wissenschaft in der Bekämpfung von Krankheiten und Seuchen und auf anderen praktischen Gebieten. Ausgezeichnete Photographien veranschaulichen die beschriebenen Länder, ihre Natur- und Kunstdenkmäler. Gumlich.

Sitzungsberichte der Historischen Gesellschaft.

526. Sitzung. Freitag, den 4. Februar 1927. Leitung: Herr Max Lenz. — An Stelle von Richard Sternfeld (†) wurde Herr Professor Dr. Koehne zum zweiten stellvertretenden Vorsitzenden gewählt.

Dann sprach Dr. Fritz Schillmann über „Neue Quellen zur Geschichte der letzten Staufer". Diese werden uns überliefert durch das unter dem Namen des Vizekanzlers Innocenz' IV., Marinus von Eboli gehende große Formularbuch, dessen Bearbeitung der Vortragende jetzt nach 20jähriger Beschäftigung damit zum Abschluß bringt. Es enthält 3358 päpstliche Urkunden aus der Zeit von Gregor IX. bis Nikolaus IV., von denen etwa zwei Drittel bisher unbekannt und anderweitig nicht überliefert sind. Die Sammlung ist in der päpstlichen Kanzlei entstanden, Marinus von Eboli hat sie begonnen, seine Nachfolger sie fortgesetzt. Schon die Persönlichkeit des Marinus, die wir jetzt erst kennen lernen, ist historisch außerordentlich wichtig. Er ist der Hauptträger der großen Politik der Kurie von 1244 bis zu Clemens IV. Wie die großen Reichskanzler neben den Kaisern steht er neben den Päpsten. Der gelehrte Jurist, der von Innocenz IV. wenige Wochen vor der Flucht des Papstes nach Genua und Lyon als Leiter der Kanzlei berufen wird, ist der Gegenspieler des Petrus von Vinea und des Thaddaeus von Suessa. Er, nicht der Papst ist der Verfasser der großen Manifeste gegen den Kaiser. Als der Kampf mit dem Tode Friedrichs II. beendet ist, tritt er am Jahrestage des Todes zurück und wird Erzbischof von Capua. Er übt aber sein Amt nicht aus, bleibt als electus an der Kurie als politischer Berater von Alexander IV. und Urban IV., erst unter Clemens IV. wird er geweiht und geht in seine Diözese. Wie sein Gegner Petrus von Vinea hat auch Marinus ein Formularbuch angelegt, eine historische Quelle ersten Ranges. Sie bietet ein umfangreiches neues Material vor allem zur Geschichte des päpstlichen Kanzleiwesens, da Marinus und seine Nachfolger die Konzepte sammelten. Wir sind jetzt mehrfach in der Lage, Konzept, Originalausfertigung und Registereintragung zu vergleichen. Einzelne päpstliche Behörden, besonders die Tätigkeit der „Audientia litterarum contradictarum" lernen wir erst jetzt kennen. Besonders wichtig sind natürlich die politischen Schreiben, einen Teil davon hat Raynald aus dem Formelbuch veröffentlicht. An erster Stelle stehen hier Privatbriefe der Päpste an Freunde, Nepoten, Vertraute, solche sind von Innocenz IV., Urban IV., Clemens IV. erhalten, von letzterem solche an Karl von Anjou. Wir haben hier eine Fülle von Provisionsurkunden für Bischöfe, die wichtige Ergänzungen zu Eubels Listen geben, Instruktionen für die päpstlichen Legaten, Material über die Verwaltung der Patrimonien, Briefwechsel mit den Städten, Gründungsurkunden für Klöster. Daneben stehen nun eine große Reihe wichtiger politischer Urkunden. Die Manifeste Innocenz' IV. gegen Friedrich II. liegen hier im Konzept vor. Wir bekommen neue Einblicke in die Verhandlungen mit Wilhelm von Holland und Richard von Cornwallis, in die Alexanders IV. mit Manfred. Zur Geschichte des Präfekten Petrus von Vico und Ezzelins, vor allem aber Karls von Anjou finden wir

Digitized by Google

neue wichtige Mitteilungen, ebenso zur Universitätsgeschichte. Den Hauptgewinn trägt die französische Geschichte davon.

Klarheit gewinnen wir jetzt auch über die späteren Formularsammlungen, vor allem des Berard von Neapel, dessen weitgehende Abhängigkeit von Marinus sich erweist. Die eingehende Bearbeitung der Sammlung wird in der „Bibliothek des Preußischen Historischen Instituts in Rom" erscheinen.

527. Sitzung. Freitag, den 4. März 1927. Leitung: Herr Max Lenz. — Zu Prüfern des Kassenberichtes wählte die Versammlung die Herren Stern und Geyer.

Professor Dr. Paul Ritter sprach über den Geist des Allgemeinen Preußischen Landrechts. Er erinnerte zunächst daran, daß dieses Gesetzbuch in seiner endgültigen Fassung zwar erst am 5. Februar 1794 publiziert und am 1. Juni 1794 in Kraft gesetzt worden ist, daß es aber die Ruhmestat der Regierung des großen Königs bleibt. Es lag fertig vor, als Friedrich starb, und die Revision, die Friedrich Wilhelm II. an diesem Entwurf vornehmen ließ, hat wohl den einen und anderen staatsrechtlichen Satz, der nun bedenklich schien, entfernen und auch sonst manche Abänderungen und Umstellungen herbeiführen, den Geist des Werkes aber nicht töten können. Das Preußische Landrecht ist ein echtes Kind der deutschen Aufklärung. Indessen bietet es kein allgemeines Vernunftrecht, sondern ausdrücklich nur das geltende Recht dieses preußischen Staates, so wie es sich im Laufe der Geschichte und vor allem in der Gesetzgebung und Verwaltung der Regierung Friedrichs gebildet hatte. Die eigenartigen Züge dieses Staates spiegeln sich hier überall wider: die volle Souveränität des Staates, wie den Ständen, so auch allen Kirchen gegenüber; die feste Zusammenfassung dieser Souveränität in dem Monarchen, der durch keine Mitwirkung oder Aufsicht beschränkt ist, der sich aber auch selber an seine Gesetze bindet und die Unabhängigkeit der Gerichte achtet; dann die starke Tendenz dieses Staates zur Herstellung seiner inneren Gleichartigkeit, zur Erziehung eines allgemeinen Staatsbürgertums und Staatsbewußtseins, aber auch seine andere Tendenz zu sorgfältiger Erhaltung der überlieferten ständischen Ordnung, der Grundlage seiner Militär- und Finanzverfassung; endlich die alles, Größtes und Kleinstes, umfassende Fürsorge dieses Staates für das Wohl seiner Untertanen, für Wirtschaft, Bildung und Erziehung, in dem Geiste der Regelung und Bevormundung, der die deutsche Aufklärung kennzeichnet, aber auch in dem ihrer gewaltigen sozialen, moralischen und religiösen Energie. Und diesen ganzen Rechtsstoff bringt nun das Landrecht in einen Zusammenhang, der in seiner inneren Vernünftigkeit und Folgerichtigkeit, mit seinen klaren Begriffen und seiner reinen deutschen Sprache nicht nur dem gelehrten Richter, sondern auch jedem Staatsbürger verständlich sein soll. Der Preuße soll die Gesetze, unter denen er lebt, als ein sinnvolles Ganzes verstehen und aus solchem Verständnis jene Freude an Staat und Recht gewinnen, die für Friedrich und seine Mitarbeiter das letzte Ziel aller Gesetzgebung ist. Diese formalen Vorzüge verdankt das Landrecht der gründlichen Arbeit, die seit einem Jahrhundert das deutsche Naturrecht, zumal auf den preußischen Universitäten, geleistet hatte. Das deutsche Naturrecht hatte die Begriffe des älteren westeuropäischen Naturrechts übernommen, aber von vornherein zu den Werten der lutherischen Religiosität und den Bedürfnissen des deutschen Staatslebens in Beziehung gesetzt. Auch das deutsche Naturrecht konstruiert Staat und Recht vom Individuum aus: aber das Individuum ist hier von Natur eine moralische Persönlichkeit, mit Pflichten, gegen seine unsterbliche Seele und gegen sein irdisches Amt. Daraus folgt seine sittliche Freiheit und Verantwortlichkeit, und folgen seine natürlichen Rechte. Der Mensch hat Rechte, weil er Pflichten hat. Diese natürlichen Pflichten und Rechte bringt er als ein unveräußerliches Gut in jeden Gesellschaftsvertrag, den er mit seinesgleichen eingeht, mit, und er erwartet ihre Achtung auch von dem Staat, dem er sich unterwirft. Auch der Staatsvertrag ist ein Verhältnis gegenseitiger Verpflichtung, er ist für beide Teile verbindlich. Das Landrecht steht ganz auf diesem Boden des deutschen Naturrechts: den Beweis dafür an der Hand der wichtigsten Titel des Landrechts unternahm der zweite Teil des Vortrages. — An der Diskussion beteiligten sich die Herren Koehne, Lasson, Lenz, v. Strantz und Hartung.

Digitized by Google

528. Sitzung. Freitag, den 1. April 1927. Leitung: Herr Max Lenz.

Der von Herrn Schuster vorgelegte Kassenbericht ist von den Herren Stern und Geyer geprüft und richtig befunden worden. Die von Herrn Stern beantragte Entlastung wird mit Dank erteilt.

Archivrat Dr. J. Lulvès sprach über „Bismarck und die Römische Frage", das heißt über die Stellung des großen deutschen Reichskanzlers gegenüber den Ansprüchen des Papsttums, den im September 1870 durch die italienische Besetzung Roms nunmehr restlos verlorenen Kirchenstaat wiederzuerlangen. Bismarck war stets der Überzeugung, daß dem Papste als Souverän ein weltlicher Staat gebühre. Aber nicht gleichmäßig waren seine politische Stellung zu dieser Frage und ihre Verwertung von seiner Seite. Da sind drei Perioden zu unterscheiden: Bis zum Ende des Deutsch-Französischen Krieges bemühte sich Bismarck, die Römische Frage dazu zu benutzen, durch Vermittlung des Papstes Pius IX. und damit der französischen Geistlichkeit zu einem schnelleren Ende des Krieges zu gelangen. Das mißlang, da die Voraussetzungen unrichtig waren.

Die zweite Periode bildet die Kulturkampfzeit bis zum Beitritt Italiens zum Zweibund; dabei hat Bismarck verhindert, daß der Dreibundsvertrag (1882) Italien die gewünschte Garantie seines Besitzes der dem Papste abgenommenen Provinzen, einschließlich der Stadt Rom, böte.

Die dritte Periode: Bismarck betrachtet die Lösung der Römischen Frage lediglich als innerpolitische Angelegenheit des damals mit dem Deutschen Reiche verbündeten Italien, in die er sich nicht hineinzumischen habe, wenn er auch dem emporgekommenen Nationalstaat auf der Apenninen-Halbinsel gegenüber nie sein Mißtrauen unterdrücken konnte. Seit der Okkupation Roms bis zu seinem Rücktritt ist wiederholt in politischen Kreisen Italiens, Deutschlands und des übrigen Europa die Ansicht verbreitet gewesen, daß von Bismarck allein der Papst die Wiederherstellung seiner weltlichen Souveränität erwarten dürfe. Das war auch die Überzeugung Papst Leos XIII. bis zum ersten Besuche Kaiser Wilhelms II. bei ihm (Oktober 1888). Die Zusammenkunft bewies ihm, daß er sich in dieser Hoffnung vollkommen getäuscht habe. Bismarck ist der letzte nicht-italienische Staatsmann gewesen, der sich mit der Römischen Frage zu beschäftigen gehabt hat.

Der Vortragende hat vielfach neues Aktenmaterial benutzen können, durch das z. B. die Ende 1881 großes Aufsehen erregenden Erörterungen über die derzeitige Lage des Papsttums in der Berliner Tageszeitung „Post" und andere Einzelfragen in ein ganz neues Licht getreten sind. — An der Diskussion beteiligten sich die Herren Reimann und Lenz.

529. Sitzung. Freitag, den 6. Mai 1927. Leitung: Herr Max Lenz.

Privatdozent Dr. Westphal sprach über Emil Ludwigs „Bismarck" und die Methode der modernen Biographie. — An der Aussprache beteiligten sich die Herren Lenz, v. Wertheimer, Quaatz, Helmolt, Reimann.

530. Sitzung. Freitag, den 17. Juni 1927. Leitung: Herr Reimann.

Studienrat Dr. Geyer sprach über „Die Tragik im Schicksal des makedonischen Volkes". — An der Aussprache beteiligten sich die Herren Krüger, Koehne, Tzenoff, Bleich, Helmolt, Reimann.

Digitized by Google

Neuerscheinungen

Der Erbreichsplan Heinrichs VI.

Von Ernst Perels

Gr. 8°. (VII und 103 Seiten.) 1927. Geh. 5 RM

Inhalt: Einleitung. Erster Abschnitt: Die Quellen. 1. Marbacher Annalen. 2. Reinhardsbrunner Chronik. 3. Ansbert. 4. Lütticher Bistumsgeschichte. 5. Gervasius von Tilbury. 6. Innocenz III.

Zweiter Abschnitt: Entstehung und Schicksal der Verfassungsreform. 1. Ursprung und Ziele. 2. Verlauf der Aktion.

Neue Bände der „Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen". Philologisch-historische Klasse.

Band XX, 2

Rechtsbücherstudien

Von Karl August Eckhardt

Erstes Heft:

Vorarbeiten zu einer Parallelausgabe des Deutschenspiegels und Urschwabenspiegels

Lex. 8°. (IX und 151 Seiten.) 1927. Geh. 10 RM

Band XXIII, 1

Ludwig I. von Bayern

und

die Georgia Augusta

Von Hermann Thiersch

Mit 6 Tafeln und 1 Faksimile

Lex. 8°. (II und 156 Seiten.) 1927. Geh. 12 RM

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

BERLIN SW 68, Zimmerstraße 94

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Zur Geschichte Heinrichs IV. Von W. Holtzmann 129
Schmeidler, Zur Gesch. des Investiturstreites.

Zur Kriegsschuldfrage. Von Georg Schuster 136
Bourgeois und Pagès, Verantwortlichkeiten des Großen Krieges.
Wilhelm, Kronprinz: Ich suche die Wahrheit!

Neuere Literatur über Vorgeschichte. Von Emil Herr 144
Schmidt, Vorgesch. Europas. S. 144. — „Vorzeit". Bd. 2. 3. 4. 1. S. 144, 147, 155 f. — Feist, Indogermanen und Germanen. S. 145. — Mannusbibliothek. Bd. 26. 31. 40. 38. 36. 37. 20. 25. 27. 41. 22. 34. 21. 39. 35. S. 146—157. — Studien z. vorgeschichtl. Archäologie. S. 153 f. — Scharff, Grundzüge d. ägypt. Vorgesch. S. 158 f. — Ziegler, Weltentstehung. S. 159.

Reformationsgeschichtliches in Zeitschriften und Sammelwerken. Von Gustav Wolf 159
Schriften des Vereins für Reform.-Gesch. Heft 138. 139. 140. 141. S. 159—161. — Archiv für Reform.-Gesch. Bd. 22. 23. S. 161 f. — Lutherjahrbuch. Jg. 6. 7. 8. S. 162 ff. — Zschr. f. Kirchengesch. Bd. 43. 44. 45. S. 165 f. — Lutherana IV. S. 166 f. — Arbeiten zur Kirchengesch. S. 167 ff. — Reformationsgeschichtl. Studien und Texte. Heft 47/8. 49. S. 169 f. — Corpus catholicorum. Bd. 11. S. 171. — Metzler, Canisius. S. 171 f. — Fischer, Veit Erdmann, gen. Amerpachius. S. 172. — Schaffer, Andreas Stoß. S. 172 f. — Zschr. f. bairische Kirchengesch. S. 173 f. — Braun, Nürnberg im Zeitalter der Gegenreformation. S. 175. — Stark, Die christliche Wohltätigkeit usw. S. 175 f. — Jahrbuch f. Gesch. d. Protestantismus. 45.—47. Jg. S. 176 f. — Blätter f. württembergische Kirchengesch. Jg. 28—30. S. 177 ff.

Neuere Schriften zur Methodologie und Philosophie der Geschichte. Von Erich Bleich . . . 179
Bernheim, Einl. i. d. Gesch.-Wissenschaft. S. 179. — Droysen, Historik; Ranke, Das Politische Gespräch (Neudrucke): S. 180 f. — v. Below, Periodisierungen. S. 181. — Groos, Natur- u. histor. Gesetze. S. 181 f. — Sauer, Grundlagen der Wissenschaften. S. 182 f. — Wach, Das Verstehen. S. 184. — Wach, Die Typenlehre Trendelenburgs. S. 185. — Litt, Gesch. u. Leben. S. 185. — Richert, Die Probleme der Geschichtsphilosophie. S. 185 f. — Utitz, Charakterologie. S. 187. — Breysig, Vom Geschichtlichen Werden. Bd. 1. 2. S. 187—190. — Hirsch, Nietzsche, der Philosoph der abendländischen Kultur. S. 191—198.

Die Inschriften der altassyrischen Könige. (Geyer) 193
Meurer: Seekriegsgeschichte in Umrissen. (Graefe) 194
Hessel und Krebs: Regesten der Bischöfe von Straßburg. II. Bd. (Herr) 196
Strieder: Studien zur Geschichte kapitalistischer Organisationsformen. (Koehne) 197
Häpke: Niederländische Akten und Urkunden zur Geschichte der Hanse und zur deutschen Seegeschichte. (Vogel) 199
Holborn: Aufzeichnungen und Erinnerungen aus dem Leben des Botschafters Joseph Maria von Radowitz. (Haake) 200
Herzfeld: Deutschland und das geschlagene Frankreich 1871—1873. (Neumann) 204
Volkmann: Der Marxismus und das deutsche Heer im Weltkriege. (Neumann) 206
Egelhaafs Historisch-politische Jahresübersicht für 1926. (Schuster) 209
Silberschmidt: Das orientalische Problem zur Zeit der Entstehung des türkischen Reiches nach venezianischen Quellen. (Holtzmann) 211
Kurze Anzeigen 212
Sitzungsberichte der Historischen Gesellschaft 222

Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Digitized by Google

Mitteilungen

aus der

hiſtoriſchen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung

der

Hiſtoriſchen Geſellſchaft zu Berlin

herausgegeben von

Erich Bleich

Neue Folge * Sechzehnter Band

Der ganzen Reihe 56. Band

Berlin SW 68
Weidmannſche Buchhandlung
1928

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Antiochenum s. Monumentum
Anzeigen, Kurze . . . . . 88—100, 164—169, 225—236
Becker, Otto: Bismarck und die Einkreisung Deutschlands (Haake) 72 ff.
Beloch, K. J.: Griechische Geschichte. 2. Auflage (Geyer) . . . 193 ff.
Belt, van den: Das Ende des Ringens (Schuster) . . . . . 37 ff.
Bergendorff s. Hansllian
Bernhardi, Fr. v.: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben (Bleich) 217 ff.
Bersu: Kulturen und Religionen (Sange) 119
Bessarionis In calumniatorem libri IV ed. Mohler (Holtzmann) 133 f.
Bibl: Die Wiener Polizei (Wretschko) . . . . . 149 ff.
Bibliographie der Schweizer Geschichte von Helen Wild (Wolf) 30
Biographia Catholica ed. Korff (Lasson) 95
Bismarck: Die gesammelten Werke (Haake) . . . . . 112 f.
Bismarckliteratur, Neue (Haake) I, II . . . . . 105 ff., 173 ff.
Bismarck und die Nordschleswigsche Frage 1864—79 (Haake) . 183
Bleich, Erich: Vertragswerk und Verfassungswerk . . . . . 1—15
Bonjour: Die Schweiz und Savoyen im spanischen Erbfolgekrieg (Taube) 136
Brabant: Generaloberst Max Frhr. von Hausen (Schuster) . . 42 f.
Buchholz, Franz: Die Lehr- und Wanderjahre des ermländischen Domkustos Eustachius von Knobelsdorff (Wolf) 23
Cahn, E.: Bismarck als Sozialpolitiker (Haake) 185
Calker, Fritz v.: Bismarcks Verfassungspolitik (Haake) 185
Caro: Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Juden im Mittelalter und der Neuzeit (Neufeld) 46
Cartelliери, Alex. s. Festschrift
Cohn, Willy: Die Geschichte der sizilischen Flotte unter der Regierung Friedrichs II. (Taube) . . . . . 63 f.
Cornelius: Die Weltgeschichte und ihr Rythmus (Lasson) . . 103
Corvin: Ein Leben voller Abenteuer (Bleich) . . . . . 70 f.
Czibulka, A. v.: Prinz Eugen von Savoyen (Bleich) . . . . 214 f.
Damaschke, A.: Aus meinem Leben (Bleich) 233
Delbrück-Dantels: Geschichte der Kriegskunst. 5. Teil (Dobrzynski) . . . . . 141 ff.
Dieterich: Weltkriegsende an der mazedonischen Front (Schuster) 34
Dopsch: Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung von Caesar bis auf Karl den Großen (Geyer) 129 f.
Dove, Alfr.: Ausgewählte Aufsätze und Briefe (Bleich) . . . . 163 f.
Dubnow: Weltgeschichte des jüdischen Volkes. V, VI (Neufeld) 45
Egelhaaf: Historisch-politische Jahresübersicht für 1927 (Schuster) 222 f.
Elbogen, J.: Gestalten und Momente aus der jüdischen Geschichte (Neufeld) 45
Engelbert: Kaspar von Logau, Bischof von Breslau (Wolf) . 25
Feddersen: Schleswig-Holstein und die lutherische Konkordie (Wolf) 20
Festschrift für Alexander Cartelliери zum 60. Geburtstag (Cohn) 57 ff.
Festschrift für Herman Reincke-Bloch zum 60. Geburtstag (Cohn) 156 f.
Festschrift zu Ehren Konrad Fischnalers (Wretschko) . . . . . 206 ff.
Fichtes Briefwechsel, ed. G. Schulz (Sange) . . . . . 137 ff.

Digitized by Google

Seite

Fischnaler s. Festschrift
Focke, Fr.: Herodot als Historiker (Geyer) . . . . . 196 f.
Förster: Graf Schlieffen und der Weltkrieg (Schuster) 36
Franz, Günther: Bismarcks Nationalgefühl (Haake) . . . . . 178 ff.
Frauenholz, E. v.: Deutsche Kriegs- und Heeresgeschichte (Dobrzynski) . . . . . 199 f.
Gagliardi, E.: Bismarcks Entlassung (Haake) . . . . . 187 f.
Garrelt: Die Reformation Ostfrieslands usw. (Wolf) 19
Geffcken: Griechische Literaturgeschichte (Geyer) . . . . . 54 f.
Geschichtsphilosophisches (Lasson) . . . . . 101 ff.
Gmelin: Personendarstellungen bei den florentinischen Geschichtsschreibern der Renaissance (W. Holtzmann) . . . . . 66 f.
Goetz s. Kultur- und Universalgeschichte
Gregorii Nysseni Opera Vol. VIII (Lasson) 131
Gregorovius: Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter (W. Holtzmann) . . . . . 60 ff.
Grundmann: Studien über Joachim von Floris (W. Holtzmann) 64 ff.
Gumplowitz: Geschichte der Staatstheorien (Herse) 88
Haake: August der Starke (Bleich) 136
Handbuch, Teubners, der Staats- und Wirtschaftskunde (Bleich) 4 ff.
Hanslian, R. und Bergendorff, Fr.: Der chemische Krieg (Schuster) . . . . . 31 f.
Heffter, H.: Die Kreuzzeitungspartei und die Kartellpolitik Bismarcks (Haake) 186
Heman, F.: Die Geschichte des jüdischen Volkes seit der Zerstörung Jerusalems (Neufeld) 48
Hofer, Joh.: Der heilige Klemens Maria Hofbauer (Bleich) . . 97
Hoffmann: Tannenberg, wie es wirklich war (Schuster) . . . 41 f.
Holborn, Hajo: Deutschland und die Türkei 1878—90 (Haake) 181
Hürlimann: Die Aufklärung in Zürich (Herse) 99
Hüttebräuker, Lotte: Das Erbe Heinrichs des Löwen (Cohn) 94
Jäger-Reimann: Geschichte der neueren Zeit (Bleich) . . . . . 212 f.
Jüdische Geschichte, Neuere Monographien zur, I (Siegbert Neufeld) . . . . . 45—51
Just: Franz von Lassaulx (Herse) 100
Kahrstedt: Syrische Territorien in hellenistischer Zeit (Geyer) . 123 f.
Keim: Erlebtes und Erstrebtes (Bleich) 232
Kern: Die Religion der Griechen (Geyer) . . . . . 121 ff.
Kienast: Die deutschen Fürsten im Dienste der Westmächte bis zum Tode Philipps des Schönen von Frankreich (Taube) . 132 f.
Kötzschke s. Siedlungsforschungen
Kultur- und Universalgeschichte: Festschrift für Walter Goetz (Helmolt) . . . . . 152 ff.
Lange, K.: Bismarcks Sturz und die öffentliche Meinung in Deutschland und im Auslande (Haake) . . . . . 190 ff.
Leser: Das pädagogische Problem in der Geistesgeschichte der Neuzeit (Schneider) 90
Livius' Römische Geschichte in Auswahl, ed. Mauriz Schuster (Bleich) 91
Ludwig, Emil: Bismarck (Haake) . . . . . 105 ff.
Meißner: Könige Babyloniens und Assyriens (Geyer) . . . . 51 ff.
Meyer, A. O.: Bismarck (Haake) 109
—, — Bismarcks Kampf mit Oesterreich am Bundestag (1851—59) (Haake) . . . . . 173 ff.
—, — Bismarcks Orientpolitik (Haake) 182
Monumentum Antiochenum (Cauer) . . . . . 197 f.
Muralt: Die Badener Disputation (Wolf) 27

Digitized by Google

Seite

Neumann, Georg P.: In der Luft unbesiegt (Schuster) 33
Niebuhr, B. G.: Briefe. ed. Gerhard-Petersen (Bleich) . . . . 160 ff.
Pape: Zur Geschichte eines „Großen Gewerks" (Lampe) . . . . 210 ff.
Papsturkunden in Portugal, ed. Erdmann (Holtzmann) . . . 205 f.
v. Parseval: Graf Zeppelin und die deutsche Luftschiffahrt (Schuster) 32
Perels, E.: Der Erbreichsplan Heinrichs VI. (Cohn) . . . . . 203 f.
Pfaff: Kaiser Heinrichs VI. Angebot an die römische Kurie (Cohn) 202
Pfitzner: Das Erwachen der Sudetendeutschen im Spiegel ihres Schrifttums bis zum Jahre 1848 (Gumlich) 87
Philipp, F.: Bismarckgespräche (Haake) . . . . . 191 ff.
Preuß, Hugo: Verfassungspolitische Entwicklung in Deutschland und Westeuropa (Bleich) . . . . . 14 f.
Reformationsgeschichtliches in Zeitschriften und Sammelwerken. II (Gustav Wolf) . . . . . 16—30
Reincke-Bloch s. Festschrift
Richter, H.: Sachsen und Bismarcks Entlassung (Haake) . . . 189
Ritter, Gerh.: Bismarcks Verhältnis zu England und die Politik des „Neuen Kurses" (Haake) . . . . . 76 f.
Rothfels: Otto von Bismarck Deutscher Staat (Haake) . . . 109 ff.
Schneider: Die Kulturleistungen der Menschheit (Lasson) . . . 104 f.
Schüßler: Bismarck (Haake) 109
Schulte, Aloys: Tausend Jahre deutscher Geschichte und deutscher Kultur am Rhein (Geyer) . . . . . 84 ff.
Schulte-Vaerting: Die Gesetzmäßigkeit im historischen Geschehen und die letzten hundert Jahre europäischer Geschichte (Lasson) 102
Schuster, M.: Altertum und deutsche Kultur (Bleich) . . . . . 223 f.
Schweiz s. Bibliographie
Scriptores Historiae Augustae (Enßlin) . . . . . 55 f.
Siedlungsforschungen, Deutsche. R. Kötzschke zum 60. Geburtstag dargebracht (Helmolt) . . . . . 158 ff.
Sitzungsberichte der Historischen Gesellschaft . . . . . 169 ff.
Staatskunde s. Handbuch
Stein: Die römische Ritterschaft (Cauer) . . . . . 125 ff.
Sternberg: Der Imperialismus (Helmolt) . . . . . 148 ff.
Stieve: Deutschland und Europa 1890—1914 (Haake) . . . . . 145 f.
Stolberg-Wernigerode, Otto Graf zu: Anton Graf zu Stolberg-Wernigerode, ein Freund und Ratgeber König Friedrich Wilhelms IV. (Haake) . . . . . 67 ff.
Stuhlmacher: Bismarcks Kolonialpolitik (Haake) 184
Sturzo: Italien und der Fascismus (W. Holtzmann) . . . . . 81 ff.
Voßler, O.: Mazzinis politisches Denken und Wollen (Cohn) . 216
Waldersee, Aus dem Briefwechsel des Generalfeldmarschalls Alfred Grafen von (Haake) . . . . . 78 ff.
Wells' Grundlinien der Weltgeschichte (Helmolt) . . . . . 115 ff.
Weltgeschichte, Magie der 101
Weltkrieg: Zur Literatur des Weltkrieges. IX (Georg Schuster) 31—44
Wendel, H.: Bismarck und Serbien im Jahre 1866 (Haake) . 181
Wilhelm, Kronprinz: Der Marnefeldzug 1914 (Schuster) . 40 f.
Wolff, H.: Geschichtsauffassung und Politik in Bismarcks Bewußtsein (Haake) . . . . . 113 ff.
Wolters, Friedr.: Der Donauübergang und der Einbruch in Serbien durch das IV. Reservekorps im Herbst 1915 (Schuster) 35
Zobel, Andr.: Anfänge der Reformation in Görlitz usw. (Wolf) 26

Digitized by Google

Dal

Mitteilungen aus der historischen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung der Historischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben von Erich Bleich

Neue Folge ✦ Sechzehnter Band ✦ 1. und 2. Heft
Der ganzen Reihe 56. Band

AUG 9 1928

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Weidmannsche Buchhandlung / Berlin
1928

Digitized by Google

Paul de Lagarde

Soeben erschien:

Paul de Lagardes wissenschaftliches Lebenswerk im Rahmen einer Geschichte seines Lebens dargestellt

von Alfred Rahlfs.

(Mitteilungen des Septuaginta-Unternehmens der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Band 4, Heft 1.)

98 Seiten. 1928. Preis 4.50 RM.

Die Darstellung, die Rahlfs als einer der letzten Schüler Lagardes und als Fortführer seines Hauptlebenswerks jetzt erscheinen läßt, ist eine weitere Ausführung der unten angezeigten Gedächtnisrede zur Feier von Lagardes 100. Geburtstag. Der Verfasser hat die Werke Lagardes und auch viele Akten und Briefe aus Lagardes Nachlaß durchgesehen, der bisher nach seiner letztwilligen Bestimmung verschlossen geblieben war, und aus ihnen alle Nachrichten gesammelt, die ihm als wichtig für die Kenntnis seines Lebens und seiner gelehrten Arbeit erschienen. Hieraus erwuchs die vorliegende Darstellung von Lagardes Leben und wissenschaftlichem Lebenswerk.

Kürzlich erschien:

Gedächtnisrede zu Paul de Lagardes 100. Geburtstag

von Alfred Rahlfs.

(Aus den Mitteilungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Geschäftliche Mitteilungen 1927/28.)

16 Seiten. 1928. Preis —.60 RM.

Weidmannsche Buchhandlung / Berlin SW 68

Digitized by Google

Vertragswerk und Verfassungswerk.

Betrachtungen über zwei wichtige Fragen der Zeitgeschichte

von Erich Bleich.

Staatskunde. Unter Mitwirkung von G. Bäumer, O. Baumgarten, H. Heller, Th. Heuß, W. Jellinek, H. v. Kuhl, R. Laun, M. Layer, A. Mendelssohn-Bartholdy, E. Meurer, W. Norden, R. Radbruch, E. Rosenbaum, M. Rumpf, Rich. Schmidt, J. B. Sägmüller, V. Valentin, J. Ziehen. I. Bd. 1. bis 3. Heft; II. Bd. 1. bis 4. Heft; III. Bd. 8°. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1923/26. (= Teubners Handbuch der Staats- und Wirtschaftskunde. Erste Abteilung.)

Preuß, Dr. Hugo: Verfassungspolitische Entwicklungen in Deutschland und Westeuropa. Historische Grundlegung zu einem Staatsrecht der deutschen Republik. Aus Preuß' Nachlaß herausgegeben und eingeleitet von Dr. H. Hintze. 8°. XX, 488 S. Berlin, Carl Heymann, 1927. Mk. 18,—, geb. Mk. 20,—.

Indem wir einleitend bitten, unter dem „Vertragswerk" des Titels nicht bloß das den Frieden von Versailles besiegelnde Schriftstück, sondern auch die zu seiner Abfassung und Unterfertigung führenden Vorgänge verstehen zu wollen und dementsprechend unter „Verfassungswerk" nicht bloß die Weimarer Urkunde zu begreifen, sondern auch die vorausliegende Umsturzbewegung wie die auf die Konstitution abzielenden Bemühungen, möchten wir mit der Feststellung beginnen, daß beide Beurkundungen in engsten Beziehungen zu den bedeutsamsten Geschehnissen unserer Zeit stehen, sowohl zum Weltkriege, als dessen Folgen, wie zu den politischen Entwicklungen unserer Tage, als deren Ausgangspunkt sie erscheinen. Weltkrieg — Vertragswerk — Verfassungswerk stellen die drei Kreise oder die Kernstücke erschütterndster Vorgänge dar, in die wir beschlossen sind, in denen wir uns mit all unserem Sinnen und Trachten bewegen. Fügt man die Inflation nebst den so spät einsetzenden Stabilisierungs- und den so unzulänglichen Aufwertungsbestrebungen hinzu, so gewinnt man zu der kriegerischen, zu der außen- und innenpolitischen eine nationalökonomische Vorgangsreihe, der man nur noch das in einigen Verfallserscheinungen begründete Schlagwort vom „Untergang des Abendlandes" anzureihen braucht, um gegen alle schönen Worte und jeden von ihnen ausgehenden Zauber, um gegen alle gutgemeinten Behauptungen von Fortschritt und Wiederaufstieg gefeit zu sein.

Digitized by Google

Aber wir werden freilich zu diesen verschiedenen Vorgangsreihen eine recht verschiedene Stellung einnehmen. Am wenigsten dürften wir uns an den „Untergang des Abendlandes" kehren; denn wir wissen, daß er nur von demjenigen vorausgesagt werden könnte, dem gegeben ist, das „Gras wachsen zu hören". Wir werden sodann in der Inflation nicht etwas vom Schicksal Verhängtes sehen, nicht etwas, das auf gutes und in besten Werten angelegtes Gold zurückzuwirken vermocht hätte, sondern den peinlichen Zusammbruch eines künstlich aufgebauten Kapitalismus. Als vom Schicksal verhängt kann uns nur der Weltkrieg gelten, sein glorreicher, siegstrahlender Verlauf wie sein beschämender Ausgang; und wir sind geneigt, alle jene Darstellungen des Weltkrieges, deren Verfasser, ihren „Schlieffen" in der Hand, so vieles, wenn nicht alles, und so leicht besser gemacht hätten, für militärkritische Schreibtischdeklamationen zu nehmen: der Ernst der Geschichte spottet dieser „Federspiele", spottet dieser mehr als nachträglichen, mehr als überflüssigen „Manöverkritiken". Was im Weltkriege geschehen, das bleibt unabänderlich; auch die klügsten Auslassungen darüber ändern nicht einen Deut an den Geschehnissen, deren wir uns stolzen Herzens freuen dürfen, über die wir in erschütternde Klagen ausbrechen mögen, die wir jedoch niemals mit klugem „aber" und klügerem „wenn" meistern sollen oder wollen.

Der Weltkrieg, vom Schicksal verhängt, ist eine abgeschlossene Vorgangsreihe; er kann in sachlicher Beurteilung aus sich heraus dargestellt und gewertet werden. Der Versailler Frieden, von den alliierten Mächten uns aufgezwungen, ist Menschenwerk, das einer Überprüfung nicht bloß offen stehen muß, sondern förmlich nach ihr schreit; denn er beruht auf einer Verkennung, ja er stützt sich auf eine Umdeutung der Sachlage. Er verlangt von uns „Wiederherstellungen", da er uns als Schädiger ansieht: Deutschland trägt die alleinige Schuld am Kriege, so lautet die Behauptung; und deshalb glaubt man, ihm alle die Schulden aufbürden zu müssen, welche in der löblichen, nur für Deutschland kostspieligen Absicht aufgenommen werden, die, wo und wie auch immer eingetretenen Kriegsschäden zu reparieren. Darum gibt es schlechterdings keine wichtigere Angelegenheit als die Zurückweisung dieser völlig unbegründeten, auch von alliierten Staatsmännern, so von Lloyd George, längst widerrufenen Behauptung; und es ist nicht bloß ein wichtiges Anliegen unserer Publizistik zumal, die Kriegsschuldlüge eben als solche zu erweisen, sondern es muß auch das ernsteste Bestreben einer ihrer selbst gewissen Historie sein, die Kriegsursachen gründlichst zu erforschen, die

Digitized by Google

Verantwortlichkeiten abzuwägen und den wahren Sachverhalt bloßzulegen (s. „Mitteilungen" Bd. 55, S. 136 ff.). Wann will denn der Historiker endlich jenem stolzen Schillerworte nachleben: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht? Sollen Urteile, die von einer Partei eben als Partei gefällt worden sind, nicht aufgehoben werden dürfen, ja, müssen sie es nicht, wenn eine von wahrhaftem Erkenntnisdrange beseelte Wissenschaft, welche Objektivität und damit Gerechtigkeit erstrebt, ein sachlich begründetes Gutachten dagegen-, vielmehr darüber setzt?

Der Weltkrieg ist eine Tatsachenreihe; er ist erforschbar und darstellbar; objektiv unwandelbar, aber leider subjektiv deutbar. Der Vertrag von Versailles wird vielleicht auch als Tatsache hingestellt, besser jedoch als Festsetzung bezeichnet, die auf einer falschen, nicht aufrecht zu erhaltenden Deutung der Tatsache des Kriegsanfanges beruht. Denn hier hat die forschende Wissenschaft das letzte Wort zu sprechen, wenn man auf deren Ergebnisse überhaupt noch Wert legt, wenn man Allgemeingültigkeit der Urteile mit Wahrhaftigkeit anstrebt, wenn man an die Gerechtigkeit glaubt. Den objektiven Feststellungen strenger Wahrheitsforschung wird, wie schon jetzt klar ersichtlich, die bloße Behauptung des Versailler Vertrages von der Kriegsschuld, und gar von der alleinigen Kriegsschuld Deutschlands nicht standhalten: Die Wahrheit aber wird euch freimachen!

Oder, mit anderen Worten: der Weltkrieg, eine Fortsetzung der Politik, allerdings und natürlich mit gewaltsamen Mitteln, ist nunmehr bereits Geschichte geworden; er kann objektiv, d. h. unparteiisch und sachlich, dargestellt werden. Der Versailler Vertrag hingegen ist das Ergebnis einer merkwürdigerweise auch mit gewaltsamen Mitteln betriebenen Politik gewesen und bisher leider geblieben; aber er steht im Flusse politischen Werdens, er ist Ausgangspunkt und Quelle, eine Quelle freilich, deren Ursprungswasser durch die geschichtlich ungeläuterte, chauvinistische und zweckpolitische Auffassung des Kriegsausbruches stark getrübt sind. Denn es ist schon so: die Geschichte, hier diejenige des Weltkrieges und seines Ursprunges, kann durch die Politik nichts gewinnen; es sei denn, daß unter „Politik" die eindringende, rein sachliche Erfassung des gesamten öffentlichen Lebens verstanden werde, die selbstverständlich die beste Vorbereitung für die geistige, interesselose Durchdringung zurückliegender geschichtlicher Abläufe sein würde, wie sie ja selbst geschichtlicher Anschauung und Auffassung nahe käme, objektive Dar-

Digitized by Google

legung sub specie aeternitatis wäre. Zumeist wird aber unter Politik schlechthin jenes zielbewußte, stärkst interessierte, durchaus eigensüchtige, nichts als parteiische Handeln verstanden, das ja, im Sinne des Staates oder größerer Gruppen erfolgend, wohl berechtigt erscheinen mag, aber durchaus nicht gerecht; und diese praktische Politik ist nur geeignet, die getreue geschichtliche Auffassung zu behindern und zu schädigen, wofür die Kriegsschuldlüge Beweises genug ist. Dagegen wird das aus Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeitsstreben geborene geschichtliche Urteil der Politik nutzen, indem es das einseitige parteiische Urteil zugunsten des Beschuldigten abändert, was durch die Bekämpfung der Kriegsschuldlüge leider noch nicht erreicht ist. Immerhin würde jene recht verstandene, allseitige Politik mit der Geschichte und ihren Überlieferungen im Einklange bleiben, während diese Anschuldigung mit dem tatsächlich wahrheitsgemäß Erforschten keineswegs übereinstimmt und die Hergänge in durchaus falschem Lichte sieht. In gleicher Weise würde allseitige Kenntnis des Staates, die historisch unterbaut sein müßte, die Gegensätze des öffentlichen Lebens auszugleichen dienen.

Unter diesen Gesichtspunkten begrüßen wir das oben angezeigte Teubnersche Handbuch, welches die verschiedenen Gebiete des öffentlichen außen- wie innenpolitischen Daseins behandelt und einen umfassenden Einblick in die wichtigsten Verhältnisse unseres Staats- und Volkslebens vermittelt, welches auch, durchaus historisch begründend und geschichtlich orientiert, die Gegenwart aus der Vergangenheit zu verstehen trachtet und sich dabei, seiner praktischen Tendenz entsprechend, auf dem Boden der Tatsachen bewegt, denen es gerecht zu werden sucht. Hiermit aber tut es — und darin liegt gewiß ein großer Teil seiner Bedeutung — dem Historiker wie dem Politiker genug. Denn niemand hat ein besseres Recht (wenn er nicht sogar die Pflicht hat), sich auf den Boden der Tatsachen zu stellen, als der Historiker. Ist doch Geschichte zuerst Tatsachenkunde; Tatsachen aber finden ihren Niederschlag in Urkunden und Akten, deren Auslegung und Deutung *den einen* Hauptbestandteil des geschichtlichen Stoffes ergibt, während *der andere* in Zeugenaussagen und Berichten zutage tritt. Diesen Berichten der Augenzeugen und Miterlebenden haftet freilich immer der Makel des Subjektiven an; sie erzählen nach und machen nicht selten den Hörern oder gar sich selbst etwas vor. Immerhin haben beide, Urkunden wie Berichte, ihre besondere Bedeutung. Denn der Fluß der Tatsachen rauscht vorüber im Strome der Zeit, und man muß die Wasser schon einmal dämmen,

Digitized by Google

damit sie sich beruhigen und ihre Niederschläge absondern. Der flüchtige Weltgeist wird in die Form der Buchstaben, der Urkunden, der Verträge gebannt, und es ist eine törichte Redewendung, daß der Buchstabe tötet, vielmehr ist er gebannter Geist, und der Geist, der sich selber in Buchstaben bannte, er kann sich auch wieder daraus befreien.

So halten wir uns vor allem an die Urkunden, an die staatsrechtliche Seite der Sache, an die Staatskunde, an den Querschnitt, den wir durch die Fülle auch dieser unserer Zeit ziehen können; und wir sind in der glücklichen Lage, ein vortreffliches Hilfsmittel dafür zu haben. Es bietet sich uns bequem genug in dem ersten der oben genannten Werke, in jener dreibändigen Staatskunde, welche die erste Abteilung des Teubnerschen Handbuches der Staats- und Wirtschaftskunde bildet.[1])

Die Bände sind allerdings von ganz verschiedenem Umfange, wie nun eben die verschiedenen Gebiete des staatlichen Lebens das öffentliche Interesse in Anspruch nehmen. Der erste Band, gleich den beiden anderen in Hefte gesondert, behandelt „Wesen und Entwicklung des Staates" (Heft 1, 194 S.) sowie den Staat unter Staaten, eine Kennzeichnung, unter der wir folgende Darstellungen zusammenfassen: „Völkerrecht und Völkerbund", „Verfassungsleben des Auslandes" (Heft 2 S. 1—27 und S. 79—105), „Der Vertrag von Versailles" (Heft 3, 76 S.). In das zweite Heft eingesprengt finden wir eine „Geschichte der Staatstheorien" (S. 28—62)[2]) sowie begriffliche

[1]) Auf die zweite Abteilung, die Wirtschaftskunde, welche in zwei Bänden vorliegt, weisen wir hier nur hin. Sie bringt im ersten Bande die theoretische Grundlegung wie „die Entwicklung der Volkswirtschaft und der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen"; sodann: Bevölkerungslehre; die beruflich-gesellschaftliche Gliederung des deutschen Volkes; Sozialpolitik, -versicherung, Wohnungs- und Siedlungswesen; Kartelle und Trusts; Privatwirtschaft und Sozialisierung; Genossenschaftswesen; Arbeitsrecht; Lohnformen und Löhnungsmethoden. Der zweite Band behandelt zunächst dasjenige, was man früher spezielle Nationalökonomie nannte, als: Landwirtschaft, Garten- und Weinbau; Forstwirtschaft; Bergbau; Industrie und Industriepolitik; Organisation der technischen Arbeit; Energiewirtschaft. Sodann: Betriebswirtschaftslehre; Verkehrswesen und -politik; Handel und Handelspolitik; Bankwesen und Bankpolitik; Geldwesen; Finanzwissenschaft und Reichssteuersystem. Es ist eine gründliche Darlegung aller Seiten dieses „Systems der Bedürfnisse", wie Hegel die Volkswirtschaft im Gegensatz zum staatlichen Leben als dem Gebiete geistiger Freiheit so treffend nannte.

[2]) Wir müssen uns leider versagen, auf die lichtvollen Ausführungen Layers zu diesem Thema einzugehen; und wir bedauern noch mehr, weder Rich. Schmidts feinsinniger Wesensbestimmung des Staates noch seinen Ideen über die Entwicklung der Staatenwelt in ihrem Gesamtverlauf nähertreten zu können.

Digitized by Google

Auseinandersetzungen, wie sie notwendigerweise vorgenommen werden, wenn man, sei es „Staat und Volk" (S. 63—73), sei es „Staat und Gesellschaft" (S. 74—78) einander gegenüberstellt. Wir bewegen uns hier durchaus auf historischem Boden, und zwar vorwiegend auf dem der äußeren Politik; und wir freuen uns, auf diese Weise schon in der bloßen Anordnung des Werkes den Primat der äußeren Politik hervortreten zu sehen (wie andererseits auch im Zusammenhange des Gesamtwerkes die Staats- der Wirtschaftskunde naturgemäß vorangeht!). Wir freuen uns dessen als einer wissenschaftlichen Anerkennung selbstverständlicher Einsichten, obgleich die äußere Politik des Deutschen Reiches nach einem so glorreich geführten Kriege mit diesem erzwungenen Vertrage von Versailles endet, diesem Ausgangspunkt aller unheilvollen Entwicklungen, wie solche ein Frieden heraufführen muß, der, nach dem ebenso frivolen wie törichten Worte eines französischen Staatsmannes, ein anderes Mittel der Fortsetzung des Krieges ist. Denn die äußere Politik braucht noch nicht unbedingt Gewaltpolitik zu sein und zu bleiben, vielmehr müßte sie im Zeitalter des Pazifismus und des Völkerbundes die Grundsätze der Billigkeit und der Gerechtigkeit anerkennen. Immerhin ist dieser Vertrag, ob mit oder ohne Revision, der Niederschlag bedeutsamsten weltgeschichtlichen Geschehens allergrößten Ausmaßes, des Weltkrieges; und wenn er uns einengt bis zur Atembeklemmung, bedrängt bis zur Verzweiflung, wenn er uns Lasten auflegt, die wir seufzend tragen, um so mehr als wir fürchten müssen zu erliegen, wenn er uns Verantwortlichkeiten beimißt, die wir mit bestem Rechte von uns weisen müssen, — er ist einmal da und spricht uns schuldig (ja, er ist gerade in dieser Härte da, weil wir schuldig sein sollen!), und weil er da ist, muß er als Grundlage des staatlichen Daseins genommen und gewürdigt werden.

Dies geschieht mit Recht, in dem dritten Heft des ersten Bandes, durch Rosenbaum, der in einer „Vorgeschichte", welche auch den Gang der Pariser Verhandlungen darstellt, sehr beachtlich auseinandersetzt (S. 6): „Hätte die deutsche Öffentlichkeit Kraft und Disziplin genug besessen und die Forderungen der von Brockdorff-Rantzau geführten Delegation mit einem leidenschaftlichen Sinn für Mut und Ehre unterstützt, so wäre von ihnen wahrscheinlich ein sehr erheblicher Teil erfüllt worden. Lloyd George hatte schon durch seine große Denkschrift vom 25. März 1919 vor einem Gewaltfrieden gewarnt: injustice, arrogance displayed in the hour of triumph, will never be forgotten or forgiven. Wilson war vor allem an dem Abschluß des Völkerbundes gelegen, und auch Italien hatte Raum für Zu-

Digitized by Google

geständnisse. Solche wurden sogar in den kritischen Tagen von der großen Pariser Presse mit soviel Nachdruck empfohlen, daß die französische Regierung zu schärferer Anwendung der Zensur schritt. Die endgültige Wendung zur Androhung einer Wiederaufnahme kriegerischer Maßnahmen erfolgte erst, als man den Zerfall der öffentlichen Meinung in Deutschland unter Führung der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei beobachtete." Und S. 7: „Der Vertrag ist in wesentlichen Bestimmungen anfechtbar, weil er zu ungunsten Deutschlands über den in der Lansingnote vom 5. November 1918 enthaltenen Vorvertrag weit hinausgeht. Die hieraus erwachsenen Ansprüche sind unverjährbar, zumal auch ein Friedensvertrag seiner Absicht und Form nach zeitlich unbefristet ist; sie sind jeweils geltend zu machen, sobald die politische Lage es gestattet." . . . Die Auslegung ist „nach altem Völkerrecht zugunsten des Unterlegenen vorzunehmen. Jedes andere Verfahren schafft neues Unrecht und neue unverjährbare Revisionsansprüche Deutschlands. . . . Im übrigen kann man mit gutem Grund den Vertrag als Diktatfrieden, Erpressungsakt, Formalfrieden bezeichnen, aber das sind moralpolitische Urteile, keine staatsrechtlichen Begriffe."

Wir wollen nur gestehen, daß wir dem letzten Satze etwas beklommen gegenüberstehen, daß wir ihn in einem gewissen Widerspruch mit dem vorhergehenden finden, daß wir „moralpolitische Urteile" und staatsrechtliche Begriffe" nicht als solche Gegensätze aufzufassen vermögen. Vielmehr scheinen uns Recht und Unrecht hier hart aneinander zu stoßen, durcheinander zu wirbeln, ineinander überzugehen. Der Versailler Vertrag ist laut vorstehenden Ausführungen nur formell als Recht anzusehen; materiell ist er ein Erpressungsakt, also ein Unrecht; er ist keine rechtliche Vereinbarung, sondern eine Gewaltmaßnahme; er ist nicht das Ergebnis einer Verhandlung Gleichberechtigter, sondern der Ausdruck reiner, sich selbst genießender Macht, die aus Racheempfindungen heraus schwerste Strafen verhängt und ein schönstes Werk der Humanität zu errichten glaubt, indem sie einen Schwerstverbrecher züchtigt und unschädlich macht. Aber freilich sind dies alles nur „moralpolitische Urteile", d. h. ja wohl subjektive, belanglose Äußerungen, welche man dem verzeihen mag, dem das Unrecht das Herz abzustoßen droht, wenn er immer nur die Hand in der Tasche ballen darf und die „unverjährbaren" Revisionsansprüche nicht erhoben sieht. Andererseits erscheinen „staatsrechtliche Begriffe" erst da rein durchgebildet, wo die blanke Macht Unrecht für Recht erklärt. Dies begreift aber ein schlichter Laien-

Digitized by Google

verstand nicht; er verzweifelt vielmehr an einer Jurisprudenz, welche Unrecht nur moralpolitischerweise als vorliegend anerkennt und in den Eingebungen stärkerer Gewalt wie in den Auswirkungen rücksichtslosester Machtentfaltung die Darstellung „staatsrechtlicher Begriffe" sieht.

Von dieser u. E. gar zu „juristisch" geratenen Einstellung abgesehen, bietet Rosenbaums Darstellung in ihren Hauptteilen (I Vorgeschichte, II Inhalt des Vertrages: S. 8—21; Anwendung und Wandlung des Vertrages von 1919—1925: S. 21—47; Wirtschaftliche Schädigungen, Ruhrbesetzung; Dawesplan; Locarno) knappe, übersichtliche und genaue Darlegungen. Insbesondere weisen wir auf die ebenso sachlichen wie scharf sondernden Ausführungen des umfänglichsten Kapitels hin (S. 30—47: Die Entwicklung der Reparationsfrage): „Unter der Bezeichnung ‚Reparation', für die das moralisierende Wort ‚Wiedergutmachung' keine geeignete Übersetzung ist, werden die gegnerischen Ansprüche auf wirklichen, von Deutschland im Waffenstillstand zugesagten Schadenersatz ebenso zusammengefaßt, wie die darüber hinausgehenden Forderungen, vor allem für die Pensionen der Kriegsteilnehmer und Hinterbliebenen, von denen jetzt auch kein Gegner, der auf Rechtskenntnis und Anstand hält, mehr behauptet, daß Deutschland zu ihrer Erstattung rechtlich verpflichtet sei." (S. 30.)

Eine wertvolle Ergänzung, besser noch: den weiter gespannten Rahmen für die Beurteilung des Versailler Vertrages bietet die vortreffliche Abhandlung Meurers über „Völkerrecht und Völkerbund" (Heft 2 S. 1—27). Denn es gibt schlechterdings keine herbere Kritik an allem Völkerrecht und an seiner Krönung, dem Völkerbund, als den Versailler Vertrag, der um des Völkerrechtes willen das Recht eines einzelnen Volkes mißachtet, der den Völkerbund tatsächlich nicht als den Zusammenschluß Gleichberechtigter ansieht. Denn sonst könnte er nicht unter bestimmtem Hinblick auf die für alle maßgebende Idee allgemeiner Abrüstung einem Einzelstaate solche Rüstungsbeschränkungen auferlegen, daß dieser, da zur allgemeinen Abrüstung keine Vorbereitungen getroffen werden, als der schwerst Gemaßregelte, als das unschädlich gemachte Raubtier erscheinen muß.

Völkerrecht müßte wohl das Ziel verfolgen, jedem einzelnen Volke (also allen Völkern) zu seinem Rechte zu verhelfen oder das von irgendeinem Volke verletzte Recht wiederherzustellen. Dazu bedürfte es aber einer Macht, die das Recht handhabt und den Rechtsentscheidungen Wirksamkeit gibt. Diese Macht könnte nur durch einen Völkerbund ausgeübt werden, der auf dem Zusammenschluß

Digitized by Google

sämtlicher Völker der Erde beruhen und über die Machtmittel aller dieser Völker verfügen müßte. Auch insofern sogar ist die Idee der allgemeinen Abrüstung illusorisch und dem Pazifismus geradezu abträglich. Der Frieden ist, wie die menschliche Natur nun einmal beschaffen ist, immer in Gefahr, er muß deshalb gewahrt werden, und zwar nach dem alten Wort: si pacem vis, para bellum; dazu gehören aber bereitgestellte Machtmittel, über die der Völkerbund verfügen müßte. Wenn dieser also die allgemeine Abrüstung nicht durchsetzen kann — und wie soll er das können, da es immer Umgehungen geben wird —, so muß die normierte militärische Rüstung der Staaten sein Ziel sein; nur durch das Gleichmaß der Rüstungen wird der Gleichgewichtszustand des Friedens gewährleistet.

Meurer schließt mit der beherzigenswerten Feststellung, daß wahres Völkerrecht nur zustande kommen könne, wenn die rechte Substanz vorhanden sei. „Der bedeutsamste Mangel ist das vollkommene Fehlen des Völkerbundsgeistes, der allein das Haus hätte bauen können. Die Sieger sprechen fortwährend von Gerechtigkeit und Versöhnung, die allein in der Tat die Erlösung bringen kann, aber ihre Taten atmen Haß, Mißtrauen und Überhebung. Es fehlt auf der Gegenseite eben der Mut, unter die ganze sinnlose Rechnung einen dicken Strich zu machen." (I 2 S. 27.)

Aber mag es damit stehen wie es will, auf alle Fälle ist die Voraussetzung für das Völkerrecht und dessen Durchführung eine Mehrheit von rechtsfähigen Subjekten, und als solche kommen für das Völkerrecht nur Staaten in Frage, souveräne Rechtsstaaten selbstverständlich. Demnach setzt der erste Band des Handbuchs, empirisch angesehen, den zweiten voraus, während er ihm logisch vorangeht, ihm übergeordnet ist. Wie nach dem bekannten aristotelischen Satze der Staat früher ist als der einzelne (der als ζῶον πολιτικόν jenen voraussetzt), so ist der vollkommene Rechtsstaat nur im Rahmen der Völkerrechtsordnungen möglich.

Demgemäß ist es erklärlich, daß für uns in jenem ersten Bande das Völkerrecht nebst Völkerbund und das Vertragswerk von Versailles den Mittelpunkt des praktisch-politischen geschichtlichen Interesses bildet; und in gleicher Weise tritt für den zweiten Band das Verfassungswerk in den Vordergrund: in der Tat ist ihm ohnehin das zweite und stärkste Heft (Verfassung und Verwaltung des Reichs und der Länder; 138 Seiten umfassend) gewidmet. Die anderen Hefte weisen verschiedenartigen und nicht ganz gleichwertigen Inhalt auf, da das erste Heft nicht bloß die „Grundrechte und Grundpflichten" wie „die

Digitized by Google

politischen Parteien in Deutschland" (S. 25—47) behandelt, sondern auch „die Presse" und „die Staatserziehung" (S. 63—73). Wirklich recht verschiedene Dinge! Die „Grundrechte", jene Merkmale freien Menschen- und echten Staatsbürgertums auf der einen — die politischen Parteien, jene Gebilde eigennützigen Handelns, selbstsüchtiger Ziele und feindlichen, klassenbewußten Gegeneinanderstrebens auf der anderen Seite. Es ist wahrhaftig nicht leicht, diese unterschiedlichen Dinge und Angelegenheiten zusammen sehen zu sollen: ein Denknotwendiges, wie die Grundrechte und ein nicht Zufall-, nein Willkürgefügtes wie die Parteien. Denn wenn nicht die Parteien schlechthin, so darf doch die Vielzahl der Parteien als Ausdruck menschlicher Willkür, um nicht zu sagen Eigenbrödelei, bezeichnet werden. Die menschliche Natur und Geistesverfassung angesehen, würden zwei Parteien verständlich sein, „im Ja und Nein bestehen alle Dinge". Das meist gelobte, das Erstlingsland des Parlamentarismus, England, wies anfänglich und lange Zeit hindurch im wesentlichen nur zwei Parteien auf. Und müssen denn nicht in den parlamentarischen Entscheidungen schließlich die Ja- und die Neinsager sich gegenübertreten? Die Vielzahl der Parteien bringt ferner jene Erscheinung hervor, welche man so oft, aber so wenig würdig als „Kuhhandel" bezeichnet; und schon wenn es drei Parteien gibt, kann gerade die schwächste den Ausschlag geben und die Entscheidung herbeiführen, obwohl gerade sie zumeist aus unentschiedenen Leuten besteht und obwohl eigentlich nicht abzusehen ist, warum diejenigen, welche gewohnheitsgemäß zwischen Ja und Nein schwanken, solch ein Gewicht verlangen sollen, wenn sie sich nun wirklich einmal entscheiden.

Auch die Presse, so groß ihre Macht und ihr Einfluß sein mag, scheint uns nicht in so naher Beziehung zu den „Grundrechten" zu stehen. Freilich ist die freie Meinungsäußerung eines jener Grundrechte; und die Presse darf gewiß auch als Ausdruck der Volksmeinung und der Volksstimmung, sie darf als Mund der öffentlichen Meinung gelten. Aber ganz abgesehen davon, daß sie mehr einwirkt als ausdrückt, so sind ihre Meinungsäußerungen im letzten Grunde unverantwortlich, d. h. „sie müssen nicht Rechenschaft geben von jedem unnützen Wort, das sie geredet haben"; und dieses Vorherrschen bloß subjektiver, wenn auch noch so gutgemeinter Impressionen und Expressionen kann das Verantwortlichkeitsgefühl der Gesamtheit, das ja naturgemäß schwach genug ist, nicht gerade stärken.

Digitized by Google

Wenn wir hiermit gegen die Nebeneinanderordnung der „Grundrechte", der politischen Parteien und der Presse Bedenken geltend machen, so wird dadurch weder die Bedeutung der nun einmal vorhandenen Parteien noch die Wirkung der Presse geleugnet, und noch weniger möchten die lehrreichen Ausführungen Heuß' über diese oder diejenigen Valentins über jene davon getroffen werden. Sondern unser Gesichtspunkt ist ein ganz anderer; er ist aus schmerzlicher Erfahrung gewonnen. Unsere Parteien wie unsere Presse sind Anzeichen weitgehendster Spaltung, ja der Zerklüftung des Volkes, sind ziemlich fest gewordene Gegensätze. Sollen diese durch „Staatserziehung" ausgeglichen werden? Man dürfte es meinen, wenn man die Staatserziehung als Aufgabe der Schule, welcher auch immer, ansieht, wenn man der Schule die Politik fern zu halten sucht, wenn man also in der Staatserziehung ein überparteiliches Bestreben erblickt. So faßt es aber Gertrud Bäumer keineswegs auf. Sie schreibt S. 64: „Deutschland ist durch die Weimarer Verfassung eine wirkliche Demokratie geworden. Damit erst hat die Idee der Staatsbürgerbildung ihre wahre politische Heimat gefunden. Denn nur die Demokratie kann ein Programm der Staatsbürgerbildung aufstellen, das dem Wesen und der Würde des Bildungsgedankens überhaupt entspricht." Das sind lediglich Behauptungen und parteipolitisch anmutende Redewendungen, keine wissenschaftlichen Einsichten! Die Geschichte als Lebensmacht und Schicksalsfügung läßt Staaten werden und vergehen, bildet und verbildet Gemeinschaften: Geschichte als Erkenntnisquelle führt den einzelnen zur Anschauung des Großen, Ganzen, zur Anerkennung eines höheren, über dem Einzelwesen wie über noch so großen Gruppen stehenden Gesamtwillens. Die wohl begründete Überzeugung von der bildenden Kraft der Geschichte läßt den Lehrer der höheren Schule dahin gelangen, in einem möglichst objektiven Geschichtsunterricht die beste Staatsbürgerkunde zu sehen. Und Bäumer darf sich somit in betreff der nach ihrer selbstsicheren Meinung „bisher unzulänglichen Einstellung der Lehrerschaft der höheren Schulen auf das neue Bildungsprinzip" beruhigen. Dagegen muß der folgende Satz aufs schärfste zurückgewiesen werden: „Ein großer Teil der Lehrerschaft lehnt mit dem neuen Staat auch sein Prinzip der Staatserziehung ab und entzieht sich der lehrplanmäßigen Aufgabe, um so dem inneren Konflikt aus dem Wege zu gehen" (S. 70/1). Was soll man zu solcher Bezichtigung sagen?

Digitized by Google

Doch sind das alles nur Vor-, Neben- und Zwischenspiele; Kernstück bleibt neben den Grundrechten die Verfassung.[2]) Dieses Verfassungswerk selber wird meist viel zu sehr unter dem Kampfruf „hie Bismarck — hie Hugo Preuß" betrachtet, wovor schon die völlig andere Bedeutung der beiden Namen warnen sollte, welche denn doch Personen von gar zu verschiedenem Gewichte bezeichnen. Man wird das zugestehen müssen, wenn man bedenkt, wie der Wert von Verfassungen darauf beruht, daß sie Wirklichkeiten vorbilden, nachbilden oder mindestens weiterbilden. Die deutsche „Reichsverfassung von 1871 war der Ausdruck geschichtlicher Vorgänge, wie diejenige des Norddeutschen Bundes der Niederschlag historischer Verhältnisse; und der Mann, welcher den Entwurf zu den eben genannten Verfassungswerken umriß, er stand im Mittelpunkt der geschichtlichen Vorgänge, er hatte die politischen Verhältnisse, aus denen die Verfassungen erwuchsen, zu einem guten Teile gestaltet. Was sich in der Logik der Tatsachen aussprach, was in der Notwendigkeit der Zustände beschlossen lag, das wurde nachgebildet und theoretisch dargelegt wie begründet. Und diese theoretische Grundlegung konnte um so leichter gegeben werden, als sie auf jenes Verfassungswerk von 1849 zurückgreifen durfte, welches zwar im wesentlichen als ein vorwegnehmendes Gedankengebilde erfahrener, erleuchtetster Männer sich darstellte und eine geistige Tat a priori verblieb, aber doch nur solange, bis die machtbeschwerten Tatsachen jenes a posteriori schufen, das wir Norddeutschen Bund oder Deutsches Reich nennen. Denn jenes vorwegnehmende Gedankengebilde, jenes Ur- und Vorbild wurde nun in der Praxis wie in der Theorie nachgebildet, noch mehr freilich um- und weitergebildet. Das Verfassungswerk von 1849, ein Ideenbau, wurde in der Reichsgründung von 1871 realisiert; freilich nur zum Teil, soweit nämlich jene Ideen in die tatsächlichen Entwicklungen eingegangen waren. Weil aber ein Teil dieser Ideen

---

[2]) Wir beschließen mit den oben folgenden Ausführungen die Besprechung des Teubnerschen Handbuches der Staatskunde und weisen nur eben noch darauf hin, daß der 2. Band, dessen erstes Heft den Grundrechten usw., dessen zweites der Verfassung usw. gewidmet ist, im dritten Heft (S. 45) von drei, wieder recht verschiedenen Materien handelt, nämlich von der „Heresverfassung" (S. 1—15), von „Staat und Kirche" (vom protestantischen Standpunkt aus) und endlich von „Bildungsrecht und Bildungspolitik" (S. 36—45). Das vierte (S. 27) erscheint als Adnex, denn es behandelt ein Sondergebiet, die „Selbstverwaltung".

Der Dritte Band (S. 73) gehört dem Recht und erörtert dieses unter den Überschriften: „Recht und Leben", „Bürgerliches Recht" (S. 21—52), „Strafrecht".

Digitized by Google

schon 1866 und 1871 realisiert erschien und ein anderer Teil der Frankfurter Bestrebungen und Wünsche durch die Einführung der republikanischen Staatsform erfüllt wurde, so glaubte Preuß, es müsse schließlich auch möglichst das Ganze des Frankfurter Verfassungswerkes in der Wirklichkeit erscheinen: daher sein genaues Anknüpfen an die Frankfurter Verfassung, daher aber auch „jenes Auseinanderfallen von Idee und Wirklichkeit", das Jellinek (S. 7) als „der Weimarer Verfassung eigentümlich" ansieht (s. auch S. 134).

Wenn wir jenen überaus fruchtbaren Gedanken der historischen Rechtsschule festhalten, wonach das Recht nicht geschaffen wird, sondern sich selber bildet, wenn wir mit der Hegelschen Philosophie den noch so bedeutsamen subjektiven Meinungen die zwangsläufigen Entwicklungen des objektiven Geistes nicht bloß gegenüberstellen, sondern natürlich überordnen, wenn wir, wie Aristoteles, den Staat früher sein lassen als den einzelnen Bürger, wenn wir endlich als erwiesen ansehen dürfen, daß die allgemeinen geistigen Mächte alles höhere Dasein und Wirken des Einzelwesens in sich beschließen: — dann werden wir auch den richtigen Standpunkt in der Beurteilung jener drei oder vier Verfassungen gewinnen. Dann wird uns die von 1849 als das Wunschbild so vieler begeisterter, rechtschaffener und geistvoller Männer erscheinen, als der Ausdruck ernstesten politischen Nachdenkens und gründlichster geschichtlicher Betrachtungen, als das Ideal heißesten Wünschens und stärksten patriotischen Empfindens eines Volksganzen: denn die Männer der Paulskirche repräsentieren doch wohl das deutsche Volk. Dahingegen sind die Verfassung des Norddeutschen Bundes wie diejenige des Deutschen Reiches von 1871 nicht Ideengebäude, Gedankengebilde, sondern sie sind aus den geschichtlichen Vorgängen erwachsen, sie sind die erfreulichen Ergebnisse der, wenn auch noch so schmerzlichen, Blut- und Eisenkur, die der Weltgeist dem deutschen Volke verordnet hatte; ihnen haftet die Logik der Tatsachen an, und weil sie im vollsten Sinne des Wortes geschichtlich verankert sind, darum darf, ja muß es ihnen vielleicht an der sauber entwickelnden Klarheit fehlen, die jenes Gedankengebilde von 1849 auszeichnet. Immerhin hatte auch die Reichsverfassung von 1871 starke Beziehungen zur 1849er; und sie war so realistisch gestaltet, daß sie auch das parlamentarische System zu tragen vermochte, welches gegen Ende des Weltkrieges eingeführt wurde und jedenfalls vor der Weimarer Verfassung vorhanden war. Diese Weimarer Verfassung von 1919 hat ihr Hauptkennzeichen darin, daß sie republikanisch ist. Hiermit tut sich auch ihre geschichtliche Bedeutung kund; denn da

Digitized by Google

die Novemberrevolution an Stelle der monarchischen Staatsform die republikanische setzte, so war es notwendig, die Reichsverfassung von 1871 durch eine andere zu ersetzen. Und wieder muß man auch darin eine geschichtliche Voraussetzung oder Gegebenheit sehen, daß diese andere demokratisch ausfiel; denn hätte die revolutionäre Bewegung, durch welche der Umsturz heraufgeführt wurde, weiter und kräftiger gewirkt, so wäre nicht eine demokratische, sondern eine dem Sowjetmuster nacharkende räterevolutionäre Republik entstanden. Demnach ist auch die demokratische Republik nicht aus den Gedankensphären ideeller Konzeptionen kampflos in die rauhen Gefilde der Wirklichkeit verpflanzt, sondern unter den beängstigenden Zuckungen harten Ringens geschichtlich geworden; der Antrieb zu ihrer Gründung liegt in dem Umsturz des alten Systems, welches den Radikalen wie den Liberalen verbraucht erschien; ihre demokratische Fassung wurde gesichert, als die radikalen Elemente die Macht nicht aufbrachten, um ihre Ideen zum Siege zu führen.

Mit all diesen geschichtlichen Voraussetzungen, mit dieser Weimarer Verfassung als Niederschlag historischer Kämpfe hat Preuß nichts zu tun gehabt. Sondern er wurde ausersehen, die gesicherte oder in der Sicherung begriffene demokratische Republik verfassungsrechtlich zu begründen, d. h. den Entwurf einer Verfassung herzustellen. „Ein Geschichte schaffender Staatsmann" ist Hugo Preuß demnach nicht gewesen; Hedwig Hintze, die Herausgeberin seiner „Verfassungspolitischen Entwicklungen" hat sich in diesem Worte wohl vergriffen. Seine Aufgabe war nicht die des Staatsmannes, sondern die des Gelehrten und Staatsrechtslehrers. Und zur Erfüllung dieser Aufgabe schien er in mehr als einer Richtung prädestiniert; nicht so sehr nach seinen wissenschaftlichen Eigenschaften und Leistungen als nach seiner Gesinnung; denn er war überzeugter Fortschrittsmann und darum ein weniger überzeugender Verfassungshistoriker, wie Schreiber dieses als Student erfahren hat und jetzt nach einem Menschenalter beim Studium der Preußschen Schriften von neuem erproben muß. Preuß war Jurist, er war Staatsrechtler und die „Verfassungsgeschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert", die er als junger Dozent in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts las, war weniger geschichtliche Darstellung als staatsrechtliche Kritik an geschichtlichen Vorgängen, und zwar nicht im Sinne einer alle Seiten und Richtungen des staatlichen Lebens gleichmäßig würdigenden Einstellung (eine solche würde der rechten objektiven geschichtlichen Darlegung entsprechen), sondern nach Maßgabe eigener subjektiver

Digitized by Google

Anschauungen. Man kann gern zugeben, daß diese Betrachtungsweise dem Standpunkte eines tätigen Mannes durchaus entspricht, daß sie seine geschichtlichen Studien würdig und nutzbringend gestalten wird, insofern sie bemüht ist, dem historischen Stoff Gesichtspunkte abzugewinnen, welche für die Gestaltung unseres gegenwärtigen Daseins fruchtbar gemacht werden können. Aber man wird auch zugestehen müssen, daß diese pragmatische Geschichtschreibung sekundärer Natur ist, daß sie die das Ganze des geschichtlichen Lebens gleichmäßig und möglichst objektiv erfassende Historie als das Primäre voraussetzt. Preuß ist als Historiker nicht ohne die Ranke, Sybel und Treitschke denkbar; und seine Tätigkeit als solcher vermag den höchsten wissenschaftlichen Anforderungen nicht voll zu entsprechen. Doch wird man andererseits nicht umhin können, Preuß' heißes Bemühen, die Geschichte dem Leben dienstbar zu machen, nicht bloß als eine Entschuldigung, sondern sogar als vollberechtigt gelten zu lassen.

Von diesen Erwägungen geleitet begrüßen wir die uns durch Hedwig Hintze zugänglich gemachten, nachgelassenen verfassungspolitischen Studien Hugo Preuß'. Auf guter, teilweise bester Grundlage beruhend, den Stoff gedankenkräftig durchdringend, klar gliedernd, stilistisch glücklich gestaltend, führen uns diese Studien in vier Kapiteln vor: den „Zerfall des imperium mundi"; „Reformation und 30jähriger Krieg" (S. 85—237); „Österreich und Preußen. Der aufgeklärte Despotismus"; „Parlamentarismus und Revolutionen" (S. 427—488). Von Einzelheiten abgesehen und das Ganze ins Auge gefaßt, handelt es sich um die energische Gedankenarbeit eines Mannes, welcher sich um fruchtbringende Erkenntnis der geschichtlichen Entwicklung seines eigenen Volkes bemüht und nach freiheitlicher Betätigung der gesamten Menschheit ringt. Und wenn das Geschick ihn vor der Zeit ereilte, ihn dahinraffte, bevor er die Grenze des Daseins erreicht, so war er doch auf die Höhe des Lebens gelangt; denn es war ihm vergönnt, an erster, wichtigster Stelle zu stehen, seine staatsrechtlichen Theorien, die Summe seiner gelehrten Arbeit, sowie seine Wünsche für die Lebensformen des deutschen Volkes und seines Staates in einem Grundwerk niederzulegen, welches, wissenschaftlich wohl fundiert und von warmer geschichtlicher Anteilnahme getragen, als ein kräftiger Ausdruck guten Willens für die freiheitliche Entwicklung des deutschen Reiches und Volkes angesehen werden muß.

Digitized by Google

Reformationsgeschichtliches in Zeitschriften und Sammelwerken.

II.

Die historische Kommission für die Provinz Sachsen läßt eine neue Zeitschrift „Sachsen und Anhalt“[1]) erscheinen. Sie ermöglicht dadurch nicht bloß ihren Mitarbeitern die Nebenfrüchte ihrer Editionstätigkeit unterzubringen, sondern ist zugleich als Mittelpunkt der historischen Studien für Sachsen und Anhalt gedacht. Daran fehlte es bisher völlig. Ist doch die Provinz Sachsen ein junges politisches Gebilde, das sich noch vor 100 Jahren aus Landesherrschaften mit sehr abweichendem Gepräge zusammensetzte, die noch immer in der Erinnerung der Bewohner fortleben und eine besondere, eigenartige historiographische Behandlung beanspruchen. An solchen Überlieferungen soll auch nicht gerüttelt werden. Aber die historische Kommission kann nur dann auf breiteren Boden rechnen, wenn sie provinziales Gemeingefühl weckt und den Interessentenkreisen die Zusammengehörigkeit einprägt. Deshalb soll die Zeitschrift einen vielseitigen, den verschiedenen Provinzteilen möglichst gleichmäßig gerecht werdenden Inhalt haben und durch regelmäßige Überblicke über die neuerschienenen, auf die Provinz Sachsen und Anhalt bezüglichen Bücher und Aufsätze die Geschichtsliebhaber aus den verschiedenen Gegenden nötigen, sich schon aus bibliographischem Bedürfnis um das neue Organ zu kümmern. Der 1. Band bringt eine Rundschau über die seit dem Weltkrieg veröffentlichten einschlägigen Universitätsschriften und stellt die im gleichen Zeitraum erschienenen Abhandlungen zusammen, wobei nicht bloß die Zeitschriften aus der Provinz, sondern auch fremde berücksichtigt werden. Der Ausbau dieser Literaturübersichten steht ganz besonders auf dem Programm von „Sachsen und Anhalt“. Unter den Einzelaufsätzen seien die von Gotthard Münch und Georg Schnath hervorgehoben. Jener beschäftigt sich mit der Chronik des Carion und den Anteilen, welche dieser und Melanchthon an der ursprünglichen Gestalt des Geschichtswerkes gehabt haben. Bekanntlich sind zur Abgrenzung solcher Anteile schon die verschiedensten Wege eingeschlagen worden und dadurch ganz abweichende Ergebnisse herausgekommen. Zuletzt hatte Menke-Glückert das Werk als fast alleiniges Eigentum Melanchthons aufgefaßt.

[1]) Sachsen und Anhalt. Jahrbuch der histor. Kommission für die Provinz Sachsen und Anhalt, herausgegeben von R. Holtzmann und W. Möllenberg, Bd. 1. VII, 528 S. Magdeburg, Selbstverlag der historischen Kommission (Auslieferung durch Ernst Holtermann) 1925.

Digitized by Google

Gegen die dortige Geringschätzung Carions wendet sich Münch energisch. Er sucht aus den biographischen Daten Anhaltspunkte zu gewinnen, nach denen wir uns Carions Notizensammlung vor Melanchthons Überarbeitung vorstellen können. Alsdann verwirft er die Neigungen der früheren Forscher, die spärlichen und allgemein gehaltenen brieflichen Zeugnisse zu stark auszupressen, und arbeitet statt dessen die eigentümlichen und wichtigen Züge des Werkes heraus. Da sich hierfür schon aus den beiden getrennten Vorreden Carions und Melanchthons, aber auch aus ihren sonstigen allgemeinen Anschauungen gewisse Bedingungen ergeben, meint Münch, daß, wenn bald die eine, bald die andere Ansicht in Methode oder Auffassung überwiegt, auf den Autor der betreffenden Abschnitte geschlossen werden darf. Entdeckt er dann außerdem jeweils noch weitere Abweichungen, z. B. in der Quellenbenutzung, so findet er die Richtigkeit seines Verfahrens bestätigt. Die ganze Beweisführung, welche mit der Zergliederung der Chronik und mit der Zuweisung der einzelnen Teile an Carion oder Melanchthon endet, hat gewiß etwas Bestechendes. Aber es scheint mir fraglich, ob überhaupt alle Rätsel sich lösen lassen, es sei denn, daß neue und sichere Urkunden zur Bestimmung der Verfasser gefunden werden. — Auf festerem Boden steht Schnaths Artikel über die Jugendjahre des Markgrafen Christian Wilhelm von Brandenburg. Wir sind über dessen Erziehung besonders gut unterrichtet, weil der Prinz schon mit 11 Jahren zum Administrator von Magdeburg ausersehen war und die Wünsche des Kurfürsten von Brandenburg und des Domkapitels über die Ausbildung vielfach auseinandergingen, daher einen regen brieflichen Meinungsaustausch erheischten. Da die Akten bisher nicht benutzt waren, wußte man vor Schnath von diesen Dingen so gut wie nichts. Allerdings ist Christian Wilhelm in den ganzen Verhandlungen nur Objekt; über die persönliche Entwicklung seiner eigenartigen Persönlichkeit erhalten wir keine Aufschlüsse.

Neben der historischen Kommission gibt der Verein für Kirchengeschichte der Provinz Sachsen eine Zeitschrift[2]) heraus. In ihr veröffentlichte Karl Pallas, welcher durch seine Arbeiten über die Kirchenvisitationen für solche Fragen gut ausgerüstet war, einen sowohl wissenschaftlich wie praktisch wertvollen Vortrag über die kirchliche Vermögensverwaltung. Er wollte durch ihn zeigen, daß im 16. Jahrhundert die Reformatoren auf diesem Gebiete die ihnen

[2]) Zeitschrift des Vereins für Kirchengeschichte der Provinz Sachsen, 20. Jahrgang 1924, 133 S. 7 Tafeln. 21. Jahrgang 1925, 108 S. Magdeburg, Kommissionsverlag der evangelischen Buchhandlung von Ernst Holtermann.

Digitized by Google

gegebenen Möglichkeiten nicht voll ausgenutzt haben und daß jede Gelegenheit gegeben ist, an die damals nicht verwerteten Vorbedingungen wieder anzuknüpfen. Im gleichen Jahrgang (1924) setzte Joh. Ficker seine Besprechung und Reproduktion der ältesten Lutherbildnisse fort. Er erweitert sein ursprüngliches Programm dadurch sehr dankenswert, indem nicht er mehr bloß wie früher nur die bisher unveröffentlichten Bilder berücksichtigt. — Unter den Akten, welche lange geschlummert haben und durch die neuen Auseinandersetzungen zwischen Staat und Kirche wieder ans Licht getreten sind, befindet sich das „Gebrechenbuch" im Zeitzer Ephoral-Archiv. Dasselbe umfaßt die Visitationsakten des Stifts Naumburg von 1545 und 1564 und ist für die jetzt wieder aufgetauchten Fragen des Patronats und des Kirchenvermögens wichtig. Aber wenn gerade diese heute den Blick auf das Gebrechenbuch gelenkt haben, so gerät der Benutzer dabei auch unwillkürlich auf die Nachrichten, welche das Gebrechenbuch uns vom ganzen kirchlichen Leben der Stiftsgeistlichen und vom Zustande der Pfarreien nebst den dazu gehörigen Gärten, Feldern und Wäldern gewährt und welche uns natürlich wissenschaftlich mehr interessieren. Aus diesem Stoffe schöpfte E. Wolleser ein anschauliches Bild.

In der Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte[3]) veröffentlichte Cohrs auszugsweise die „Einfältige Form", wie man im Fürstentum Lüneburg alle Ordinanden zu prüfen pflegt, von 1575 und verbreitet sich im Anschluß daran über die ganze Entwicklung der Ordinandenprüfungen seit dem „Unterricht der Visitatoren" über die Persönlichkeit, des Verfassers Christian Fischer des Älteren aus Joachimsthal und über die Quellen und Grundlagen der „Einfältigen Form", um zuletzt das ganze Werk inhaltlich und methodologisch zu würdigen. Namentlich verrät seine Untersuchung der Quellen und Grundlagen eine erstaunliche Kenntnis der ganzen Literaturgattung, und er zieht aus den Entlehnungen und Ähnlichkeiten Rückschlüsse auf Fischers Bildungsgang.

Aus den letzten Jahrgängen des Jahrbuchs des evangelischen Vereins für westfälische Kirchengeschichte[4]) ist ein ausführlicher Artikel von H. Rothert, „Kampf um Münster" hervorzuheben — keine zusammenhängende Geschichte des Aufstandes, sondern eine kritische Betrachtung ein-

[3]) Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte, herausgegeben von Ferd. Cohrs, 29. und 30. Jahrgang, 262 S. Braunschweig, Alb. Limbach, 1925.

[4]) Jahrbuch des evangelischen Vereins für westfälische Kirchengeschichte, 26. Jahrgang (1925). Gütersloh, C. Bertelsmann.

Digitized by Google

zelner Probleme oder bestimmter wissenschaftlicher Auffassungen. Vor allem reduziert Rothert die Bedeutung der Wiedertäuferei für die münsterische Reformationsgeschichte. Er würdigt eingehend die vortäuferische, nicht kürzere evangelische Periode und betont, daß die neue Lehre erst während des 30jährigen Krieges, nicht unmittelbar nach der Eroberung Münsters ausgerottet wurde — Dinge, die nicht unbekannt sind, aber meist unberücksichtigt bleiben. Auch in den Abschnitten über das Münsterische Täufertum verwendet Rothert ungewohnte Gesichtspunkte, betont z. B., daß die Bewegung weniger den fremden Einflüssen, stärker den schon in Münster und im übrigen Westfalen vorhandenen Keimen zuzuschreiben ist, legt seinen Betrachtungen der täuferischen Ansichten zielbewußter die Werke Rothmanns zugrunde.

Garrelts[a]) führt uns zu den allgemeingeschichtlich zu wenig bekannten, aber abwechslungsreichen ostfriesischen Glaubenskämpfen, welche schon wegen der Beteiligung Johann Laskis und des Geschichtsschreibers Ubbo Emmius größeres Interesse verdienen. Die Arbeit wurde schon 1916 abgeschlossen, vor dem inzwischen herausgegebenen Briefwechsels des Ubbo Emmius. Das heftige Ringen zwischen Lutheranern und Reformierten veranlaßte um 1600 beide Teile, die kirchlichen Verhältnisse des Landes und ihre eigenartige Entwicklung zu schildern. Auf reformierter Seite steht der Abendmahlsbericht der Emdener Prediger Menso Alting und Gerhard Geldenhauer (gedruckt 1590), dem eine Vorrede des bekannten Freundes von Melanchthon Christof Pezel und ein Abendmahlslied Altings beigefügt war, die wahrscheinlich von den gleichen Männern verfaßte „Missive" und der Emdener Reformationsbericht von 1594, ein Werk Altings. Die Lutheraner erwiderten auf den „Abendmahlsbericht" mit dem „Wahrhaftigen Gegenbericht der rechtgläubigen Predikanten in Ostfriesland", auf die zweite Arbeit mit der „Antwort auf die Brem-Embdische Missive", welche zusammen 1593 gedruckt wurden, beide wahrscheinlich von Joh. Ligarius verfaßt. Da die zwei Schriften äußerst selten sind und die friesische Reformationsgeschichte meist zugunsten der Reformierten dargestellt wurde, gab Garrelts, der unverkennbar auf lutherischer Seite steht, diese beiden Stücke neu heraus und betonte ihre Wichtigkeit für unsere heutige Auffassung.

[a]) Garrelts, Hch.: Die Reformation Ostfrieslands nach der Darstellung der Lutheraner v. J. 1593 nebst einer kommentierten Ausgabe ihrer Berichte (= Abhandlungen und Vorträge zur Geschichte Ostfrieslands, Heft 22 und 23) XVI, 194 S. Aurich, D. Friemann 1925.

Digitized by Google

Seine Edition wird durch einen kurzen eigenen Abriß der ostfriesischen Reformationsgeschichte und eine kritische Würdigung der zeitgenössischen Berichte sowie ihrer Benutzung durch die späteren Historiker eingeleitet. Garrelts meint, daß in vielen Punkten, welche von den Gegnern angefochten wurden, Ligarius Recht hatte und dies für andere Behauptungen, die sich nicht nachprüfen lassen, einnimmt.

Der Verein für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte veröffentlichte eine ausführliche Schrift von Fedderſen, „Schleswig-Holstein und die lutherische Konkordie".*) Sie entsprang aktuellen Fragen der schleswigschen Landeskirche, die sich nur auf geschichtlichem Hintergrunde beantworten ließen. Infolge seiner Archivstudien schaltete dann Feddersen die ursprünglich maßgebenden Gegenwartsinteressen ganz aus. Doch äußern sich diese noch dadurch, daß Feddersen zu den verschiedenen kirchlichen Anschauungen der damaligen Zeit einen bestimmten Standpunkt einnimmt und sie von hier aus kritisiert. Er verehrt das Konkordienbuch, hält es wenigstens für eine angemessene Befriedigung wichtiger damaliger Religionsbedürfnisse und glaubt, daß es wirklich nach den Wünschen seiner Urheber die innerlutherischen Streitigkeiten hat schlichten helfen und daß die Isolierung der schleswigschen Landeskirche auf den Widerstand von Fürst und Geistlichkeit gegen das Konkordienbuch zurückgeht. Dabei bemüht er sich nachzuweisen, daß dieser Widerstand weniger sachlicher als persönlicher Natur war und der führende Theolog Paul von Eitzen zwar Melanchthon menschlich als Lehrer verehrte, aber von Zwinglis und Calvins Ansichten nichts wissen wollte. Das Wichtigste ist die Schilderung der landeskirchlichen Bekenntnisbasis und der Auseinandersetzungen über Annahme oder Ablehnung des Konkordienwerkes in seinen verschiedenen Stadien. In beiden Fällen überschreitet Feddersen weit die Grenzen einer rein landesgeschichtlichen Studie. Sein Bild von der Fixierung der Kirchenlehre in Schleswig-Holstein und von den dabei maßgebenden Faktoren setzt die örtlichen Persönlichkeiten und Begebenheiten zielbewußt in enge Beziehungen zu den allgemeinen Erscheinungen des gesamtdeutschen Protestantismus und würdigt erst in diesem größern Rahmen die schleswig-holsteinischen Besonderheiten. Und ebenso stehen die Kapitel über die Aufnahme der Bemühungen Andreäs als ein bloßer Ausschnitt aus der allgemeinen

*) Fedderſen, Ernst, Schleswig-Holstein und die lutherische Konkordie. Ein Beitrag zur Geschichte der evangelischen Kirchenlehre (= Schriften des Vereins für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte, 1. Reihe (Größere Publikationen) VIII, 280 S. Kiel, Selbstverlag des Vereins, 1925.

Digitized by Google

Geschichte der Konkordienbestrebungen da. Dabei wirkte entscheidend mit, daß infolge der unbefriedigenden Ausbeute des schleswigschen Provinzialarchivs Feddersen die Hauptfundstätten der deutschen Reformationsgeschichte, Dresden und Marburg, aufsuchte und hierdurch in die Mittelpunkte der damaligen protestantischen Welt geriet. Was er aus diesem Material verarbeitet oder gar im Anhang mitgeteilt hat, besitzt deshalb ein weiteres Interesse und ist namentlich auch wertvoll für unsere Kenntnisse der Kirchenpolitik Kurfürst Augusts und Landgraf Wilhelms.

Im Jahrbuch für brandenburgische Kirchengeschichte[7]) hat Vikt. Herold mit einer umfangreichen Veröffentlichung über die kurmärkische Kirchenvisitation 1540—45 begonnen. Ihr jetziger erster Teil beschäftigt sich mit deren Voraussetzungen und Ergebnissen; eine spätere Fortsetzung soll dem Verlaufe der Visitationsreisen gewidmet sein. Es ist also neben der vorliegenden systematischen Darstellung des Visitationswerkes offenbar noch eine ins einzelne gehende ortsgeschichtliche beabsichtigt. Herolds gründliche und klare Arbeit darf man wenigstens nach ihren bisherigen Anfängen als einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Visitationen bezeichnen. Gestützt auf sorgfältige Aktenstudien, u. a. auf das Kopialbuch Weinlebens, veranschaulicht sie uns ebenso deutlich die beteiligten Persönlichkeiten, vor allem Weinlebens rastlose Tätigkeit und den Generalsuperintendenten Stratner, wie die auftauchenden sachlichen Fragen. Der Gefahr des Verlierens in Einzelheiten beugt sie dadurch vor, daß sie dieselben alle unter dem leitenden Gedanken der Kirchenordnung und Visitationskommission zusammenfaßt, das alte Recht mit den neuen Anforderungen zu vereinigen und einen sowohl allen Parteien als dem Kurfürsten genehmen Ausweg zu finden. Dies war bei den widerstrebenden Interessen nicht immer leicht. Wollten die Städte tunlichst alle ihre Pfarren selbst besetzen und deshalb namentlich die Patronatsrechte erwerben, so benutzte die letzteren der Adel vielfach, um seine Stellung nach unten teils politisch, teils wirtschaftlich zu festigen, Kirchengüter an sich bringen und seine obrigkeitlichen Rechte zu erweitern. Dabei besaßen Adel und Städte durch Joachims schlechte Finanzwirtschaft und seine Abhängigkeit von den Ständen Handhaben. Anderseits gewann der Kurfürst wieder Vorteile, indem

[7]) Jahrbuch für brandenburgische Kirchengeschichte, herausgegeben im Auftrag des Vereins für brandenburgische Kirchengeschichte von Walter Wendland, 20. Jahrgang, 190 S. Berlin, Kommissionsverlag von Martin Warneck, 1925.

Digitized by Google

er den ständischen Einmischungen doch nicht zu weit nachgab und Weinleben die Rechte seines Herrn zu wahren wußte. So bietet das ganze Visitationswerk das Bild eines fortschreitenden Erstarkens des landeskirchlichen Zentralgedankens. Dies tritt besonders bei der Minderung des bischöflichen Einflusses hervor. Gegenüber dem landläufigen Standpunkte, daß die Schuld daran die Bischöfe selbst getragen hätten, betont Herold, daß Joachim II. teils wegen seines konservativen Sinnes, teils aus Rücksicht auf den Adel den evangelisch gesinnten Matthias von Jagow (Bischof von Brandenburg) gern im Besitze seiner Macht gelassen hätte und ihm noch die Kirchenordnung bedeutende Rechte einräumte, daß aber die zwangsläufige Entwicklung und der Wille der Visitatoren, besonders Weinlebens, stärker war. Er beweist seine Annahme vor allem an der eigentlich dem Bischof gebührenden, ihm jedoch immer mehr entrissenen Ordination.

Das periodische Zentralorgan der ostpreußischen Geschichtsforschung war bis vor wenigen Jahren die Altpreußische Monatsschrift. Ihr Eingehen hinterließ eine desto schmerzlichere Lücke, weil auch die anderen Provinzialvereine ihre Veröffentlichungen teils einschränkten, teils ganz aufhoben. Die 1923 gegründete „Historische Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung" schuf daher an Stelle der Monatsschrift einen neuen wissenschaftlichen Mittelpunkt in den Altpreußischen Forschungen.[8]) Die drei bisher erschienenen Bände enthalten schon manchen bemerkenswerten reformationsgeschichtlichen Beitrag. Aus Joachims Nachlaß wurde eine Skizze „Vom Kulturzustande im Ordenslande Preußen am Vorabend der Reformation" abgedruckt. Sie zeigt uns im Jahrzehnte vor der Säkularisation sowohl am Hofe Albrechts wie unter dem Volke die Anhänglichkeit an die kirchliche Überlieferung und noch keine Spur von Neuerungssucht. — Ein Artikel von Max Hein über „Die Preußischen Hofordnungen des 16. Jahrhunderts" dient zunächst als Ergänzung der bekannten Veröffentlichung von A. Kern (1905—7) und beschreibt die letzterem entgangenen zwei Ordnungen von 1564 und 1584. Aus ihrem Vergleiche sowie aus Parallelen zu der von Kern schon edierten Ordnung von 1575 gewinnt Hein überdies sowohl kulturgeschichtlich wie biographisch interessante Aufschlüsse. So ist die Ordnung von 1564 ein bemerkenswerter Beleg für die Hinfälligkeit

[8]) Altpreußische Forschungen, herausgegeben von der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, Heft 1 (1924), 171 S. Heft 2 (1924), 179 S. Jahrgang 2, 2 Hefte (1925), 187, 164 S. Jahrgang 3, 2 Hefte (1926), 230, 190 S. Königsberg i. Pr., Bruno Meyer.

Digitized by Google

und Autoritätlosigkeit des ersten Preußenherzogs in seinen letzten Jahren. — Einen Beitrag zur Geschichte der Naturwissenschaften liefert Brachvogels Abhandlung „Nikolaus Kopernikus im neueren Schrifttum". Sie ist in erster Linie durch die in Deutschland bisher wenig beachteten Arbeiten des polnischen Gelehrten Ludw. Anton Birkenmaier hervorgerufen, der Kopernikus' Entdeckung als ein Produkt national-polnischer Geisteskultur hinstellte, aber trotz alledem, weil er zu diesem Zwecke die literarischen Quellen und Laufbahn des Kopernikus genau untersuchte, als Forscher ernst genommen werden muß. Namentlich ist zu berücksichtigen, daß er auf Grund eingehender Kritik der kopernikanischen Schriften erfolgreich die übertreibenden Ansichten vom Einflusse der Averrhoisten, italienischen Humanisten und des Nikolaus v. Cues bekämpft. Diese Doppelseitigkeit der Birkenmaierschen Arbeiten veranlaßt Brachvogel, ihren Gehalt genau zu prüfen und in Verbindung damit überhaupt die ganze neuere Kopernikusliteratur und die hierin enthaltenen Kontroversen zu würdigen. — Wir dürfen von den „Altpreußischen Forschungen" nicht scheiden, ohne auf die sorgfältigen Bibliographien Ernst Wermkes hinzuweisen, welche in sorgfältigster Weise auch die kleinsten Lokalblätter Ostpreußens durchmustern und jedem Bande beigegeben sind.

Unter den ostpreußischen Provinzialzeitschriften nimmt die für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands*) eine bedeutsame Rolle ein. In ihr ist eine Arbeit von Franz Buchholz, „Die Lehr- und Wanderjahre des ermländischen Domkustos Eustachius von Knobelsdorff" fast zu einer kleinen Monographie geworden. Ihr Held hat sich unter den Zeitgenossen und in den nächsten Generationen besonders durch eine schwungvolle dichterische Beschreibung von Paris bekannt gemacht, aus welcher uns, wie auch aus anderen literarischen Erzeugnissen Knobelsdorffs, Buchholz ausführliche Inhaltsangaben mitteilt. Man lernt dadurch die gekünstelte, aber dem Zeitgeist und besonders den Ansichten seines Gönners, des Bischofs Dantiskus, entsprechende Eigenart Knobelsdorffs kennen. Die Erzeugnisse verdienen jedoch gerade wegen ihres übertrieben rhetorischen Aufputzes mehr als Beitrag zur preußischen Literaturgeschichte wie als allgemeine kulturhistorische Denkmäler Beachtung.

*) Buchholz, Franz: Die Lehr- und Wanderjahre des ermländischen Domkustos Eustachius von Knobelsdorff. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des jüngeren Humanismus und der Reformation. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands, Bd. 22), 155 S. Braunsberg 1925, Selbstverlag des Verfassers.

Digitized by Google

In den Mitteilungen aus der livländischen Geschichte[10]) wird der Entwurf der Gottesdienstordnung abgedruckt, welche der Kanzler Christof Sturtz für den Erzbischof Wilhelm von Riga 1546 verfaßt hat. Sie ist nicht in Kraft getreten, aber ein interessantes Zeugnis für die Anschauungen ihres Autors und seines Herrn. In der Einleitung schildert der Herausgeber Karge die schwierigen Verhältnisse in Livland, besonders mit welchen großen reformatorischen Zukunftshoffnungen Wilhelm, bekanntlich ein Bruder des ersten Preußenherzogs, das Land betrat und wie er hauptsächlich durch die selbstsüchtigen Adelsinteressen scheiterte.

In einer Abhandlung des Herderinstituts zu Riga „Zur Frömmigkeitsgeschichte Livlands zu Beginn der Reformationszeit" veröffentlicht und bespricht O. Pohrt[11]) verschiedene Denkmäler altkirchlicher wie neureformatorischer Religiosität, um sie zunächst zeitgeschichtlich zu erläutern und einzuordnen, dann aber auch, um zu zeigen, wie uns sowohl die bildlichen wie die literarischen Überreste der altlivländischen Frömmigkeit scharfe Widersprüche innerhalb der damaligen Gedankenwelt schildern, die den Bruch mit der ganzen kirchlichen Überlieferung wirksam vorbereiteten. Schon hierdurch überschreitet Pohrts Arbeit den örtlichen Interessentenkreis. Zudem flicht er aber auch allgemeinkulturgeschichtlich bemerkenswerte Betrachtungen z. B. über die Abwandlungen des Madonnenkultus ein.

In Polen haben sich die frühere historische Gesellschaft für Posen und der deutsche naturwissenschaftliche Verein zusammengetan, um an Stelle ihrer alten Zeitschriften eine Deutsche wissenschaftliche Zeitschrift für Polen[12]) herauszugeben, weil durch die Abwanderungen beide Vereine an Mitgliedern zurückgegangen und deshalb für sich allein wirtschaftlich zu schwach geworden sind. Im 4. Hefte behandelt der verdiente Verfasser einer polnischen Reformationsgeschichte Th. Wotschke die Beziehungen zwischen Herzog Albrecht von Preußen und Graf Andreas Gorka mit vielen wörtlichen Briefmitteilungen. Als der bisherige Hochmeister das Ordensland

[10]) Mitteilungen aus der livländischen Geschichte, herausgegeben von der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga. 22. Bd., 2. Heft. Riga, N. Kymmel, 1924.

[11]) Pohrt, Otto: Zur Frömmigkeitsgeschichte Livlands zu Beginn der Reformationszeit (= Abhandlungen des Herderinstituts in Riga, 1. Bd. Nr. 4), 37 S., 4 Abb. Riga, G. Löffler, 1925.

[12]) Deutsche wissenschaftliche Zeitschrift für Polen, herausgegeben von Herm. Rauschning. Heft 4, 48 S. Posen, Verlag der historischen Gesellschaft für Posen, 1924.

Digitized by Google

säkularisierte, mußte er seine alte polenfeindliche Politik aufgeben und mit dem früheren Gegner freundschaftlich anknüpfen. Hierfür brauchte er vor allem die Gunst des polnischen Adels und unter den persönlichen Verbindungen, die sich hieraus ergaben, wurde die mit den beiden Gorka besonders eng. Der schriftliche Meinungsaustausch zwischen Albrecht und Graf Andreas erlaubt manchen lehrreichen Einblick in die fortgesetzt schwierige Lage des Herzogs.

In den Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte veröffentlicht Kurt Engelbert den Anfang einer Arbeit über den Breslauer Bischof Kaspar von Logau.[13]) Ihr Titel führt insofern irre, als man nach ihm eine Biographie erwartet, tatsächlich aber einen von Landesteil zu Landesteil fortschreitenden Querdurchschnitt durch die schlesische Kirchengeschichte in den sechziger und siebenziger Jahren des 16. Jahrhunderts erhält und das Buch vor allem einen orts- und personengeschichtlichen Charakter trägt. Doch gilt dies vielleicht nur vom bisherigen ersten Teil. Denn nach dem Vorwort soll die ausführlich geschilderte „Entwicklung der religiösen Verhältnisse in der Diözese Breslau unter Bischof Kaspar", welche denselben zu $^5/_6$ ausfüllt, nur den statistischen Untergrund bilden, auf welchem Engelbert in der Fortsetzung die wichtigsten Regierungshandlungen des Bischofs, vor allem seine Diözesensynoden und seine Visitation, betrachten will. Zu seiner eingehenden Darstellung der objektiven Lage ist Engelbert durch das reiche bisher unausgenützte Material und den Wunsch, dasselbe möglichst restlos allgemein zugänglich zu machen, veranlaßt worden. Sind doch seit den letzten Arbeiten über die Reformation in Schlesien vor allem die Domkapitelprotokolle teils im Breslauer Diözesenarchiv, teils in Brüssel und Löwen wieder aufgetaucht und gewähren uns in die Anschauungen und Maßregeln der Domherren fortlaufende Einblicke! Außerdem hat Engelbert in Breslau und anderen schlesischen Orten, besonders in Neiße, wichtiges Material ausgebeutet. Dadurch konnte er die Anfänge der schlesischen Gegenreformation weiter zurückverfolgen. Während Jungnitz dieselbe mit der Regierung des Bischofs Martin Gerstmann (1574—85) beginnen läßt und Schlesien bei seiner Wahl als ein ganz evangelisches Land schildert, ändert zwar auch Engelbert nichts am letztgenannten Tatbestand, berücksichtigt aber doch die verschiedenen Anläufe zur Befestigung und Wiederherstellung

[13]) Engelbert, Kurt: Kaspar von Logau, Bischof von Breslau (1562—1574), 1. Teil (= Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte, herausgegeben vom Verein für Geschichte Schlesiens, 28. Bd.), VIII, 375 S.

Digitized by Google

des schlesischen Katholizismus. Dabei unterscheidet er, was vielleicht sein wichtigstes Forschungsergebnis bildet, in Logaus Regierung eine frühere, durch gegenreformatorische Initiative ausgezeichnete Epoche von der späteren Zeit des Erlahmens. Über die schlesische Provinzialgeschichte hinaus interessant ist, wie in dem von Engelbert ausführlich behandelten Glogauer Kirchen- und Schulstreit der dortige evangelische Magistrat einen Rückhalt an Kaiser Maximilian II. fand.

Im Neuen Lausitzer Magazin stehen aus der Feder Alfred Zobels ausführliche „Untersuchungen über die Anfänge der Reformation in Görlitz und der preußischen Oberlausitz.[14]) Die Görlitzer Reformationsgeschichte wird bis jetzt noch immer wesentlich nach literarischen, und zwar meist keineswegs gleichzeitigen Quellen dargestellt. Namentlich konnte die letzte zusammenfassende Oberlausitzer Reformationsgeschichte von Gottl. Müller (1801), welche 200 Ortschaften zu berücksichtigen hatte, unmöglich die dortigen Vorgänge nach ungedruckten Akten schildern, sondern mußte sich mit einer möglichst erschöpfenden Ausbeute der vorhandenen Literatur begnügen. Besser war O. Kämmel in seiner Biographie des Görlitzer Stadtschreibers Joh. Haß (= Neues Lausitzer Magazin, Bd. 51; 1874) daran. Indem er den langjährigen Vorkämpfer der katholischen Sache im Görlitzer Magistrat in einer Preisschrift behandelte, fußte er hauptsächlich auf den von Haß weitergeführten Meltzerschen Ratsannalen, die an sich schon wegen der Persönlichkeit des genau eingeweihten Verfassers und der wörtlich oder inhaltlich mitgeteilten Aktenstücke Glauben verdienten, außerdem noch zu amtlichen Nachschlagezwecken bestimmt waren. Darüber hinaus benutzte Kämmel nur einzelne Handschriften z. B. Aufzeichnungen des Ratsherrn Paul Schneider, konnte aber an eine systematische Durchforschung des Görlitzer Ratsarchivs nicht denken. Nun ist letzteres nicht nur durch Rich. Jecht neu geordnet und eigentlich erst allgemein zugänglich geworden, sondern Jecht hat auch in Veröffentlichungen und kritischen Erörterungen von Quellen zur Görlitzer Stadtgeschichte verschiedene, bisher unbekannte oder unbeachtete Quellen neu erschlossen, andere bisher hochgeschätzte entwertet. Als daher Zobel zum Reformationsjubiläum die Anfänge der Reformation in Görlitz und der preußischen Oberlausitz[15]) erzählte, mußte er

[14]) Zobel, Andreas: Anfänge der Reformation in Görlitz und der preußischen Oberlausitz. (Sonderabdruck aus dem Neuen Lausitzer Magazin, Bd. 101), 181 S. Görlitz 1925.

[15]) 3. Auflage 1925 (herausgegeben vom Vorstand des Görlitzer Parochialverbandes der evangelischen Gemeinden).

Digitized by Google

vielfach eingelebte irrige Anschauungen berichtigen. Aber in einer solchen, auf weite Laienkreise berechneten Gelegenheitsschrift war für eine der Weiterforschung dienliche wissenschaftliche Stoffbehandlung mit den nötigen Anmerkungen kein Raum. So sind die „Untersuchungen" gleichsam der kritische Apparat zu Zobels Jubiläumsschrift. Wie schon eine Gruppe von Darstellungen der Reformation in der sächsischen Oberlausitz, welche ebenfalls 1917 unter Leitung von Rosenkranz erschienen (vgl. Mitteilungen 46, 159), weisen auch sie nach, daß die Reformation sich erst später durchsetzte, als man früher allgemein annahm; namentlich leugnet Zobel angesichts der vielen katholischen Überbleibsel und der behutsamen Formulierung seiner Beschlüsse die ausschlaggebende Bedeutung des „Priesterkonvents" vom 27. April 1525. Sehr dankenswert sind in Zobels Untersuchungen die vielen statistischen Angaben, welche uns nicht bloß auf eine zuverlässigere Grundlage stellen und sich außer auf die Stadt auch auf die vielen von ihr abhängigen, teilweise weit entlegenen Pfarreien erstrecken, sondern uns auch interessante Einblicke in das Wirtschaftsleben eröffnen. Von allgemeinerem Interesse ist Zobels Beschäftigung mit Letzels Auftreten in Görlitz.

Die Arbeit von v. Muralt steht unter dem herrschenden Gedanken W. Köhlers, daß die Badener Disputation von 1526[16]) das schweizerische Gegenstück zum Wormser Reichstag sei, und will diese Ansicht teils aus ihren Vorverhandlungen, teils aus ihrem Verlaufe beweisen. Bei der Schilderung der ersteren geht er von den drei zwinglifeindlichen Gruppen, der stadtzüricher, der innenschweizerischen und der von Faber und Eck geführten außenschweizerischen, aus und betrachtet dann ihre wechselseitige Beeinflussung. Dabei verknüpft er namentlich die Motive des Regensburger Fürstentags von 1524 mit denen der Disputation. Persönlicher Träger dieses Zusammenhangs ist ihm Eck, den Muralt als Haupturheber der Regensburger Beschlüsse und als rührigsten Bahnbrecher für die Disputation ansieht. Auf die sorgfältige Zergliederung der Vorbereitungsmaßregeln, besonders auch auf die eingehende Analyse der literarischen Polemiken, gründet er, mit einer genauen Quellenkritik beginnend, eine ebenso minutiöse Darstellung der Disputation selbst. Mit ihrer Hilfe bestätigt er zunächst die Ansicht Köhlers, daß der Abendmahls-

[16]) Quellen und Abhandlungen zur schweizerischen Reformationsgeschichte, herausgegeben vom Zwingliverein in Zürich unter Redaktion von Walter Köhler und Oskar Farner. 3. Bd.: Muralt, Leonh. v.: Die Badener Disputation. XI, 161 S. Leipzig, Verlag von M. Heinsius Nachf. 1926.

Digitized by Google

streit zwischen Lutheranern und Reformierten mit der Disputation beginnt. Wichtiger sind Muralt jedoch die Aktionen der Tagsatzung infolge der Disputation. Sie beweisen für ihn, daß der am Ende der offiziellen Akten abgedruckte Beschluß, die Zwinglianer mit dem Bann zu belegen, von den katholischen Orten nicht sofort nach der Disputation erfolgte, sondern eigenmächtig, und ohne daß eine Tagsatzung ihn faßte, in die Akten eingefügt wurde. Es ist bezeichnend, daß dieser Beschluß sich inhaltlich, teilweise sogar wörtlich an das Regensburger Edikt anlehnte.

In der Zeitschrift für schweizerische Geschichte[17]), welche seit einigen Jahren von der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz herausgegeben wird und heute an der Spitze aller schweizerischen historischen Zeitschriften steht, erschien aus dem Nachlasse Eduard Bählers ein ausführlicher Artikel „Der Kampf zwischen Staatskirchentum und Theokratie in der welschbernischen Kirche im 16. Jahrhundert". Wie andere Aufsätze Bählers bildet auch dieser einen Baustein zur Biographie des jüngeren Haller, des langjährigen Dekans der Berner Kirche, welcher in den verwickelten Kämpfen eine wichtige und vermittelnde Rolle spielte. Es handelt sich um den Wettbewerb zwischen der Berner Regierung und Calvin. Beide wünschten die erst kurz vorher Bern unterworfenen französisch-sprachlichen Landschaften in der Nähe des Genfer Sees entscheidend zu beeinflussen. Hierbei spielten ebensosehr politische wie dogmatische und kirchenorganisatorische Gegensätze. In Bern war die lutherfreundliche Richtung Sulzers durch die Reformierten gestürzt worden, und letztere witterten in Calvin und dessen Anhängern wegen der Abendmahlslehre Glaubenszusammenhänge mit den Lutheranern. Einen großen Anstoß gewährte ferner die Prädestinationslehre, welche die Calvinisten schroff hervorkehrten, die Zwinglianer möglichst umgingen. Weiter beanstandeten die Berner, deren Kirchenwesen unter strenger Staatsaufsicht stand, daß Calvin der Geistlichkeit die Kirchenzucht und darüber hinaus eine maßgebende Bedeutung auch auf kirchenpolitischem Gebiete vorbehielt. Endlich suchten viele Genfer Gegner Calvins auf Berner Gebiet Zuflucht, und beide Parteien spielten infolgedessen auch auf letzteres ihre Auseinandersetzungen hinüber. Es ist also ein ziemlich buntes Bild, welches sich in Bählers Aufsatz vor unseren Augen entrollt und die rastlose Tätigkeit Hallers vergegenwärtigt; denn zu den sachlichen Gegensätzen trat verschärfend

[17]) Zeitschrift für schweizerische Geschichte. 5. Jahrgang (1925) 512 S. 6. Jahrgang (1926). 544 S. Zürich, Gebr. Leemann & Co.

Digitized by Google

das zügellose Temperament vieler beteiligter Personen. — Der 6. Jahrgang bringt einen ausführlichen Aufsatz von Heinrich Dreyfuß, „Die Entwicklung eines politischen Gemeinsinns in der schweizerischen Eidgenossenschaft und der Politiker Ulrich Zwingli". Der Verfasser knüpft an die Bestrebungen Walter Köhlers an, abweichend von Mörikofer und Stähelin nicht bloß die Tatsachen in Zwinglis Biographie festzustellen, sondern ihn innerhalb seines geschichtlichen und zeitgenössischen Rahmens zu begreifen. Aber während Köhler Zwingli in den universalen geistesgeschichtlichen Zusammenhang einordnet, kümmert sich Dreyfuß um seine Beziehungen zu Land und Volk. Hierbei ergeben sich ihm wichtige grundsätzliche neue Motive. Die bisherige Methode betrachtete Zwingli fast ganz unter allgemeinen theoretischen Gesichtspunkten und einzelne Vorgänge oder Meinungsäußerungen als Schulbeispiele der letzteren. Wer dagegen den Reformator stärker an die geschaffenen unabänderlichen Voraussetzungen bindet, sieht in ihm den Praktiker, welcher sich anpassen muß oder auch durch bestimmte Erfahrungen sich allmählich entwickelt, dessen Handlungen und Ansichten im einzelnen Falle weniger nach natürlichen einheitlichen Grundgedanken, als nach den Erfordernissen des Tages zu beurteilen sind. Aber auch abgesehen von dieser prinzipiellen Seite ist Dreyfuß' Abhandlung reich an neuen anregenden Gedanken. Er geht von den allgemeinen deutschen Reichszuständen gegen Ende des Mittelalters aus und fragt, wie und warum sich in der Schweiz ein politischer Gemeinsinn anders entwickeln mußte wie in anderen Teilen des Reichs. Den Unterschied findet er vor allem darin, daß die Eidgenossenschaft zwar mit den deutschen Bürgergemeinden Gemeinsinn und Einigkeit teilte, aber höhere politische Aufgaben zu erfüllen hatte und den Schweizer nötigte, sich nicht bloß als Bürger seiner Stadt zu fühlen. Hieraus entstand Zwinglis „politisch-ethische Hingabe an die Eidgenossenschaft", hieraus erklärt sich seine Stellungnahme zu einzelnen Tagesfragen, z. B. dem Reislaufen, und hieraus entsprang vor allem überhaupt erst sein Bedürfnis, sich um diese politischen Dinge zu kümmern und sich selbst in entlegenen Gebieten wie dem Militärwesen Kenntnisse anzueignen. Dadurch wirkte Zwingli aber auch außerhalb der Schweiz anders wie innerhalb derselben. Dort wurde seine theologische Eigenart von den politischen Bedingungen isoliert und blieb in dieser Trennung für die Nachwelt allein maßgebend. In der Schweiz dagegen lebte er auch als politischer Erzieher fort, weil seine Zeitgenossen und Nachfolger den gleichen staatlichen Beweggründen unterworfen waren. Mit dieser kurzen Skizze ist

Digitized by Google

der wertvolle Aufsatz noch nicht erschöpfend gekennzeichnet. Seine Bedeutung wächst besonders auch durch die aus Dreyfuß' umfassendem Wissen entspringenden Parallelen. So vergleicht er z. B. die Zustände in der Schweiz und in den Dithmarschen, oder er zeigt, wie die Gedanken, welche den Politiker Zwingli leiteten, schon in der vorreformatorischen Schweizer Literatur keimten.

Eine außerordentlich wichtige Beigabe der Zeitschrift ist die von Helen Wild alljährlich zusammengestellte Bibliographie der Schweizer Geschichte.[18]) Sie überragt an Umfang und Bedeutung die meisten Bibliographien, welche in provinzial- und ortsgeschichtlichen Zeitschriften erscheinen. Denn sie erstreckt sich auf die ganze Schweiz, berücksichtigt die entlegensten Zeitungen und alle Wissensgebiete. Dabei ist sie nicht nur äußerst sorgfältig gearbeitet, sondern technisch ausgezeichnet eingerichtet. Beginnend mit den Quellen und Bearbeitungen zur gesamtschweizerischen Geschichte, die sie nach Zeitabschnitten geordnet, verzeichnet sie dann die Neuveröffentlichungen vor allem über einzelne Personen und Orte, alphabetisch gegliedert und zuletzt über besondere Zweige der Geistesgeschichte. Durch zahlreiche Verweisungen ist dafür gesorgt, daß Schriften, die unter verschiedene Rubriken fallen würden, dem Nachschlagenden nicht entgehen.

Aus den vielen provinzial- und ortsgeschichtlichen Zeitschriften nenne ich hier nur den Artikel von Paul Meyer über den „Bürgermeister Jakob Meyer zun Hirzen 1473—1541" in der Basler Zeitschrift.[19]) Hatte schon Rud. Wackernagel in seiner Geschichte Basels Meyers Wirken gestreift, so konnte dies dort nicht erschöpfend behandelt werden, weil das Werk bekanntlich 1528 abschließt. Deshalb ist die neue, hauptsächlich die späteren Jahre betreffende Skizze zu begrüßen. Sie entbehrt aller Anmerkungen und ist von Haus aus offenbar ein anschaulicher Vortrag. Im Vordergrunde steht für den Verfasser die lavierende und ireniſch-gemäßigte Tendenz des Bürgermeisters, welcher er die Schlichtung oder wenigstens Milderung mancher heftiger Gegensätze zuschreibt. Doch tritt infolge Meyers außergewöhnlicher biographischer Fähigkeiten auch manche andere Persönlichkeit des damaligen Basel deutlicher hervor. Z. B. werden wir uns weit mehr als durch Hagenbachs Doppelbiographie des Unterschieds zwischen Oekolampads und Myconius' Wirken bewußt.

Gustav Wolf.

---

[18]) Wild, Helen, Bibliographie der Schweizer Geschichte (Beilage der Zeitschrift mit besonderer Seitenzählung; letzter Jahrgang [1926] 194 S.).

[19]) 23, 97—142 (1925).

Digitized by Google

Zur Literatur des Weltkrieges.

IX.

Die Verwendung von chemischen Kampfmitteln in großem Stil ist „eine der eigenartigsten Neuerscheinungen des Weltkrieges". Zum ersten Male ist diese außerordentlich schwierige Materie von dem Hauptmann Herm. Geyer im 4. Bande des von M. Schwarte herausgegebenen Werkes „Der große Krieg" behandelt worden.

Über seine Darstellung weit hinaus greift das Buch von A. Hanslian und Fr. Bergendorff[1]) und füllt damit eine empfindliche Lücke in der kriegsgeschichtlichen Literatur aus. Sein vielseitiger Inhalt und die anregende Form seiner auch dem Laien verständlichen Darstellung sichern ihm die Teilnahme aller beteiligten Kreise. Die den Historiker besonders interessierenden Momente treten klar zu Tage. Von besonderer Bedeutung ist der Nachweis, daß die deutsche Heerführung nicht der Urheber des Gaskrieges gewesen ist. Was sich noch heute darüber in der Presse des ehemals feindlichen Auslandes und der Neutralen findet, besteht aus unbeweisbaren Verdächtigungen und Verleumdungen.

Zugrunde gelegt ist dem Buche das bisher in den alliierten, neutralen und den Ländern der MM. veröffentlichte gegenständliche Material, soweit es der sachkundigen Prüfung standzuhalten vermochte. Von amtlichen Unterlagen konnten nur die amerikanischen Dokumente und ein Teil der englischen verwendet werden. Die übrigen am Kriege beteiligten Mächte haben noch keine Nachrichten zur Geschichte des chemischen Krieges der Öffentlichkeit übermittelt. Aber auch so ist das Buch, „vom rein sachlichen Gesichtspunkte aus" verfaßt, eine wertvolle Gabe.

Einer fesselnden Einleitung, in der der Begriff „chemischer Gaskampf" definiert und das Wesen des Gaskampfes klar gelegt wird, folgt die Schilderung des Gasangriffes, seiner Entstehung und Entwicklung und der Technik des Gasangriffs. Im Anschluß daran werden die „Gasschutzmittel" und die „allgemeinen Gasabwehrmaßnahmen" behandelt. Das dritte Kapitel beschäftigt sich mit der „künstlichen Nebel- oder Rauchschirm- und der Giftraucherzeugung". Ein sehr beachtenswertes Schlußwort verbreitet sich über „die Entwicklung

[1]) Der chemische Krieg. Gasangriff, Gasabwehr und Raucherzeugung. Mit 55 Abbildungen auf Tafeln und 3 Karten. 226 S. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1926. — Geb. 13,50 RM.

Digitized by Google

des chemischen Kampfmittels in der Nachkriegszeit und seine Bedeutung für die Zukunft". „Das chemische Kampfmittel", so heißt es hier, „ist gekommen, um zu bleiben. Mit dieser Tatsache wird sich die Welt abfinden müssen. Rein sachlich beurteilt, liegt kein Grund vor, die chemische Kriegführung als unritterlicher oder gar als grausamer im Vergleich zu anderen, modernen Kampfesarten anzusprechen, wohl aber gibt sie den wissenschaftlich und technisch höher entwickelten Nationen eine überlegene Waffe in die Hand und wird demzufolge nur einem Volke mit Höchstleistung auf diesen Gebieten Weltgeltung oder gar Weltherrschaft verleihen."

Eine Reihe instruktiver Abbildungen, drei farbige Karten, ein Verzeichnis der benutzten Literatur und ein sorgfältiges Sachregister bilden dankenswerte Beigaben. —

In einem von dem Verlage geschmackvoll ausgestatteten Werke gibt der um die Entwicklung der deutschen Luftschiffahrt hochverdiente Major v. Parseval[2]) erwünschten Aufschluß über den Grafen Zeppelin, seine Jugend, seine Dienstzeit als Offizier und seine schöpferische, bahnbrechende Tätigkeit auf dem Gebiete des Luftschiffbaues. Das zweite Kapitel behandelt das Parseval-Luftschiff, das dritte beschäftigt sich mit den übrigen Luftschiffsystemen (Siemens-Schuckert, Schütte-Lanz usw.), das vierte ist der Tätigkeit der Luftschiffe im Weltkriege gewidmet, während Gegenstand der übrigen Abschnitte „die Nachkriegszeit" ist und die „technischen Ergebnisse des Krieges und Ausblicke in die Zukunft".

Uns interessiert vornehmlich der fesselnde vierte Abschnitt. Wir erfahren hier u. a., daß Deutschland bei Kriegsausbruch 10 Zeppelin-Schiffe besaß, 2 Schütte-Lanz- und 2 Parseval-Schiffe. Im ganzen wurden während des Krieges 94 Luftschiffe gebaut. Große Hoffnungen knüpften sich an sie. Auch die Heeresverwaltung überschätzte anfangs ihre Verwendungsmöglichkeit im Kriege. „Man erwartete von ihnen große Aufklärungsfahrten tief ins feindliche Land hinein, ferner Bombenangriffe auf feindliche Hauptstädte und Festungen mit ‚sichtbaren' Erfolgen." Und mußte doch bald erkennen, daß die Tätigkeit der sehr empfindlichen Schiffe, namentlich an der Westfront, unter der Wirkung des feindlichen Abwehrfeuers und der Jagdflugzeuge mit ihrer Brandmunition eine ziemlich beschränkte war.

---

[2]) Graf Zeppelin und die deutsche Luftschiffahrt. Mit 20 Abbildungen. VI und 148 S. Berlin-Grunewald, Herm. Klemm A.-G., o. J.

Digitized by Google

Die Schilderung einer „Angriffsfahrt im Westen" und der Schicksale des „Afrika-Luftschiffes" gibt eine ergreifende Vorstellung von den Aufregungen und Gefahren eines solchen Unternehmens.

Im Jahre 1917 gab die Heeresleitung die Luftschiffahrt ganz auf. Die Verluste standen in keinem Verhältnis zu den erzielten Erfolgen. Soweit die Luftschiffe noch brauchbar waren, wurden sie der Marine übereignet. Ihr leisteten sie anfangs vorzügliche Dienste, bis die Verlustziffer auch hier eine bedenkliche Höhe erreichte. Immerhin muß daran erinnert werden, daß die Abwehr der Luftschiffangriffe auf England dort einen solchen Aufwand von Material und Menschen erforderte, daß man sich kaum eine Vorstellung davon machen kann. „Und alle diese Mittel gingen für den Angriff an der Westfront verloren."

Nach den Feststellungen des Verfassers sind Luftschiffe mit Wasserstoff-Füllung für kriegerische Operationen nicht brauchbar ... „Auch zur See ist die Rolle der Luftschiffe heute ausgespielt." Trotzdem „gilt für die Luftschiffahrt das Motto: Semper altius!" —

Den „vaterländischen Ehrenbüchern": „Im Felde unbesiegt", herausgegeben von General v. Dickuth-Harrach, und: „Auf See unbesiegt", herausgegeben von Admiral v. Mantey, reiht sich ein neuer Band „In der Luft unbesiegt" würdig an. Fünfzig Beiträge, von dem Major Neumann[3]) verständnisvoll gesammelt, füllen das stattliche Buch, das von Ludendorff mit einem kurzen, kraftvollen Vorwort eingeleitet wird. An dem Inhalt sind die namhaftesten Vertreter aller Luftwaffen, aller Kampfesarten beteiligt, und alle Kriegsschauplätze in West und Ost, in Tirol und Italien, auf der Sinaihalbinsel, in Ägypten, im Irak und in Palästina haben hier Berücksichtigung gefunden.

Geschildert werden die Tätigkeit der Schlacht- und Nachtflieger, der Jagd-, Artillerie- und Marineflieger, der Beobachter in den Fesselballons, die Zeppelinflüge nach Paris und London, im Gebiet der Nord- und Ostsee. Kurz, ein buntfarbiges, abwechselungsreiches, spannendes, ja atemberaubendes Bild offenbart sich in dem Buche, ein wahres Heldenlied auf deutschen Mannesmut und jegliche Mannestugend. Aber bei aller Abenteuerlichkeit, die hier ihren beredten Ausdruck findet, immerhin eine bemerkenswerte Geschichts-

[3]) In der Luft unbesiegt. Erlebnisse im Weltkriege, erzählt von Luftkämpfern. Herausgegeben von Georg P. Neumann. Mit 6 Bildnissen. 316 S. München, J. E. Lehmanns Verlag, o. J. Geb. 5 RM.

Digitized by Google

quelle, an der der Darsteller des Weltkrieges nicht achtlos vorübergehen darf. —

Von den im Auftrage des Reichsarchivs und auf Grund seines wertvollen Materials bearbeiteten „Schlachten des Weltkrieges" liegt ein neuer Band vor. Sein militärischer Teil hat in der Person des Generalleutnants Dieterich,[4]) eines Mitkämpfers, einen Bearbeiter gefunden, dessen Sachkunde unbestreitbar ist und dessen Gestaltungskraft volle Anerkennung verdient. So ist es ihm gelungen, der schier endlosen, in der Natur des behandelten Gegenstandes liegenden Schwierigkeiten restlos Herr zu werden und eine Reihe innerlich zusammenhängender, wohlgelungener plastischer, die Schrift von Landfried (Mitt. a. d. h. Lit. 1923, S. 76 f.) erheblich ergänzender Bilder zu formen, die uns zuverlässig unterrichten über den Zusammenbruch der mazedonischen Front im September und Oktober 1918 und die schrecklichen Folgen dieses Ereignisses. Wir bewundern die beispiellose Hingabe der deutschen Heeresteile an ihre schwere soldatische Pflicht und ihren unerschütterlichen Heldenmut trotz furchtbarster, wochenlang dauernder Strapazen und unaufhörlicher Gefechte mit dem nachdringenden tapferen Feinde und den fanatisierten Bewohnern des unwirtlichen Landes. Höchstes Lob verdient aber auch die militärische Oberleitung der Generale v. Scholtz, v. Steuben, Surén, Dieterich, Posseldt, v. Reuter usw., dieser „starken Pflicht- und Willensmenschen", deren Wesen der bulgarischen Gedanken- und Gefühlswelt unfaßbar erschien. Ihrer vorbildlichen Umsicht und Entschlossenheit ist es zu danken, daß die deutsche Truppe fest in der Hand ihrer Führer blieb und bis zum letzten Augenblick ihren Gefechtswert behielt.

Sehr lehrreich ist das Einleitungskapitel. Es deckt die tieferen Ursachen des bulgarischen Zusammenbruches auf, die ungeheuren Mißstände in der Verwaltung, die gewissenlosen Hetzereien in der Heimat, die die deutsche Kriegsleitung für alle Rückschläge verantwortlich machte, die orientalische Gleichgültigkeit der unteren Führung, vor allem die seit dem Sommer 1917 sich bedenklich steigernde Mißstimmung gegen unsere politische Leitung. „Die in Deutschland ständig wachsende Stimmung für einen Frieden ohne Gebiets-

[4]) Weltkriegsende an der mazedonischen Front. Mit 8 Karten, 21 Bildern, 1 Anlage. (Schlachten des Weltkrieges. In Einzeldarstellungen bearbeitet und herausgegeben im Auftrage des Reichsarchivs, Bd. 11). 187 S. Oldenburg i. O.-Berlin, Gerhard Stalling, 1926. — Geb. in HL. 5 RM.

Digitized by Google

erwerbung" wirkte auf Bulgarien „geradezu niederschmetternd". Man nannte das „eine Begünstigung der Feinde auf Kosten des Bundesgenossen". Die Rückwirkung solcher Stimmungen auf „die Fortführung des gemeinsamen Kampfes" blieb nicht aus. „Die allgemeine politische Lage" wurde überdies von der Entente sehr geschickt benutzt, um Bulgarien zum Abfall von Deutschland zu bewegen. Dazu kamen die Folgen des Mißlingens der deutschen Angriffsoperationen in Frankreich im Juli 1918. „Man hatte in Bulgarien alle Hoffnung auf einen deutschen Sieg gesetzt." Damit war es nun endgültig vorbei. Stumpfheit und Mutlosigkeit griffen mehr und mehr um sich. Unter solchen Umständen vollzog sich die Katastrophe an der mazedonischen Front und ihr Rückzug. Der Anfang vom Ende.

Die beigefügten Karten veranschaulichen ihrerseits klar und deutlich die letzten kriegerischen Vorgänge auf mazedonischem und serbischem Boden. —

„Auf Grund eigener Anschauung und der Tagebücher wie Sonderberichte fast sämtlicher Verbände" des IV. RKs. entwirft Friedrich Wolters[5]) eine geradezu vorbildliche Schilderung von dessen ersten kriegerischen Taten im serbischen Feldzuge von 1915. Die durchsichtige Klarheit seiner Schreibweise, die umsichtige, wegsichere, stets das Wesentliche treffende Darstellung mit ihren fesselnden geschichtlichen Rückblicken hebt das Ganze auf eine Höhe, die ähnliche Darbietungen von anderer Seite weit überragt.

Aus dem vielgestaltigen Inhalt des anziehenden Buches seien als besonders beachtenswert und lehrreich hervorgehoben die Abschnitte über die Kriegslage im September 1915 und das Verhältnis der Mittelmächte zu den Balkanstaaten, die manches Neue bietenden, von guter Beobachtung zeugenden Mitteilungen über die Bevölkerung der Donauinseln und Südungarns, über die „Vorstellungen von dem serbischen Gegner", vor allem die präzisen, übersichtlichen, bildhaft treuen Schilderungen der kriegerischen Ereignisse, des überaus schwierigen Donauüberganges und der schweren Kämpfe mit den Elementen und dem kühnen, entschlossenen Feinde im unteren Morava-Mlavatal bis zum Angriff auf das Stublič-Massiv und dem Durchbruch nach Süden.

Zu bedauern bleibt nur, daß der kundige Verfasser sein spannendes Buch damit abbricht. Gern hätten wir noch von den weiteren

[5]) Der Donauübergang und der Einbruch in Serbien durch das IV. Reservekorps im Herbst 1915. 114 S. Breslau, Ferdinand Hirt, 1926. — Geb. 5 RM.

Digitized by Google

Schicksalen der tapferen Truppe gehört, besonders von ihrem siegreichen, aber strapazenreichen Vordringen bis zum historischen Amselfeld und in das südliche Mazedonien.

An Nachrichten über den serbischen Feldzug von 1915/16 herrscht wahrlich kein Überfluß. Um so dankbarer müssen wir für jede Schrift sein, die uns authentische Kunde bringt von den Vorgängen auf dem südlichen Kriegsschauplatz, und die zugleich, wie die vorliegende, kriegsgeschichtlichen Quellenwert beanspruchen darf. —

Nach einem verlorenen Kriege sucht die kochende Volksseele gern nach einem Sündenbock, um ihn für das z. T. selbstverschuldete Leid verantwortlich zu machen. 1866 war es der unglückliche Benedek, der rücksichtslos der öffentlichen Meinung geopfert wurde. Erst lange Jahre nach seinem Tode erstand ihm in Heinrich Friedjung ein ebenso tapferer wie erfolgreicher Retter. Für das Unglück Frankreichs im Jahre 1870 fand man in der Person des „Verräters" Bazaine den Schuldigen. Der Verlust des Weltkrieges ward dem deutschen Kaiser, vornehmlich aber Ludendorff, in die Schuhe geschoben. Besonders erleuchtete Geister glaubten die tiefere und letzte Ursache unseres Unglücks in dem deutschen Generalstabe und dem Grafen Schlieffen, seinem langjährigen Chef, erkannt zu haben. „Die Friedensschulung des Generalstabes" sei „auf ein falsches Ziel, die Vernichtung der Gegner, eingestellt gewesen. Das einseitige Festhalten am Schlieffenschen Gedanken" habe zur Überspannung unserer Kraft geführt und damit „unsere schließliche Niederlage verschuldet" usw.

Es ist und bleibt das unbestreitbare Verdienst des Oberstleutnants Förster, überzeugend dargetan zu haben, daß es nicht Schs. großer Gedanke gewesen ist, der im Weltkriege versagt hat. Nachdem er zu dessen Beginn „nur unzulänglich in die Tat umgesetzt worden", war er „dann lange Zeit gänzlich aufgegeben" (Falkenhayn), bis er „nach seiner späten Wiedergeburt" unter unendlich gesteigerten Schwierigkeiten seiner Vollendung nahe gebracht" wurde. „Ihn voll zu verwirklichen, ist der operativen Form aus Kräftemangel auch dann nicht mehr gelungen."

Die gedanken- und lehrreichen, meist auf bisher unbekanntem Material beruhenden Studien Försters*) über das schwerwiegende Problem liegen in zweiter Auflage vor.

*) Graf Schlieffen und der Weltkrieg. 2. neubearbeitete Auflage. Mit 12 Kartenskizzen. 305 S. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1925. — In Ganzl. 12 RM.

Digitized by Google

Diese hat unter gewissenhafter Benutzung der inzwischen erschienenen in- und ausländischen Kriegsliteratur in der Mehrzahl ihrer Abschnitte eine erhebliche Ergänzung und Erweiterung, zum Teil auch Berichtigung erfahren. Neu hinzugekommen ist erfreulicherweise im ersten Teil das 3. Kapitel. Es ist besonders deshalb mit Dank zu begrüßen, weil hier „die strategische Grundfrage des Mehrfrontenkrieges scharf", klar und übersichtlich herausgearbeitet ist. Dagegen ist die vorliegende neue Fassung, „bei voller Wahrung" ihrer Grundtendenz, ihres ursprünglichen „polemischen Charakters entkleidet worden". Auch damit wird man durchaus einverstanden sein können. Die Stimmen der z. T. hysterischen Schreibtischstrategen sind ja restlos verstummt.

Von dem jüngeren Moltke und seiner Verwässerung des „Schlieffenschen Operationsplanes für den Kampf im Westen" führt uns F. zu Falkenhayn, mit dessen Wesensart und „Kriegführung mit beschränkten Zielen" und demgemäß auch mit beschränkten Erfolgen wir bekannt gemacht werden.

Aufmerksame Beachtung verdient schließlich der dritte Teil des gediegenen Werkes. Zum ersten Male werden hier in eindrucksvollen Ausführungen der „Feldherr Ludendorff", die „Entstehung und Entwicklung des Durchbruchsgedankens" und der „Verlauf der großen Schlacht in Frankreich vom 31. März bis 4. April 1918" an der Hand der Schlieffenschen Leitgedanken gemessen und mit maßvollem, aber sicherem und bestimmtem Urteil gewürdigt. Bei dieser Sachlage darf die vorliegende Auflage auf vollen Beifall rechnen. Sie ist grundlegend für das Verständnis des operativen Verlaufs des Weltkrieges.

Die beigefügten Kartenskizzen sind klar und übersichtlich. Sehr erwünscht wäre ein Orts- und Personenregister.

In Verbindung mit den Ausführungen Fs. gewinnt Erich Bleichs tiefschürfende kritische Betrachtung über „Schlieffen und Falkenhayn" („Mitt. aus d. h. Lit." 1927, 1 ff.) eine erhöhte Bedeutung. —

Der niederländische Oberst van den Belt[7]) bringt seine eindringenden Betrachtungen über den Weltkrieg zum Abschluß. Ihre Bedeutung liegt hauptsächlich in dem Umstande, daß hier ein begabter höherer Offizier des neutralen Auslandes bei vollkommener Be-

[7]) Das Ende des Ringens. Die Jahre des Krieges 1917 und 1918. Mit einer Karte. VIII, 129 S. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1926. — 5 RM.

Digitized by Google

herrschung der weitschichtigen Kriegsliteratur es unternimmt, von höherer Warte aus die entscheidenden Kampfhandlungen mit kritischen Blicken zu durchdringen und daraus mit gesundem militärischen Urteil die entsprechenden Folgerungen zu ziehen.

Einleitend bemerkt B., daß die OHL. es nicht verstanden habe, die günstige Lage, die sich ihr im Jahre 1917 bot, angesichts der „Revolution im Osten", der „Meutereien im Westen", von denen sie allerdings keine Kenntnis hatte, der „großen Anfangserfolge zur See" durch einen „die Entscheidung suchenden Schlag im Westen" noch in diesem Jahre auszunutzen.

Dann schildert B. die Frühjahrs- und Sommer-Offensive der Entente (1917), die an der „beweglichen Verteidigung" der Deutschen scheiterte. Es folgen die 10. Entlastungsoffensive am Isonzo, die Kampfhandlungen an der griechischen Nordgrenze, die Kämpfe in Vorderasien, die deutschen Angriffe und der U-Krieg. Nie zeigte sich deutlicher die Größe der kriegerischen Leistung Deutschlands. Die verzweifelten Anstrengungen der Entente einschließlich ihrer Hilfsvölker „hatten nicht ausgereicht, um seinen titanischen Lebenswillen zu zerbrechen". Die „Brussilow-Offensive" flutete über die österreichischen Stellungen hinweg, zerschellte aber an der Schlagkraft der zu Hilfe geeilten schwachen deutschen Divisionen, während Mackensen in der Moldau die Angriffe der russisch-rumänischen Truppen abwies. Die elfte Isonzoschlacht brachte den Italienern nur geringen Gewinn. Und bei Verdun hielten sich die Deutschen gegen starke französische Angriffe und drangen im Osten an Riga vorbei bis an das Meer vor.

Aus den Sommerereignissen des Jahres 1917 zieht B. den Schluß, daß die „abwartende Haltung", die AL. und OHL. den Russen gegenüber eingenommen hatten, verfehlt war. Diese Versäumnis habe sich schwer gerächt. „Statt die Truppen im Westen verstärken zu können, um im Artois die Engländer im Gegenstoß tödlich zu treffen, mußten im Gegenteil Truppen von der Westfront nach dem Osten gebracht werden und alsbald auch nach dem Süden. Daß aber die Unterstützung des Bundesgenossen gegen Italien nur dazu dienen sollte, ihn auf den Beinen zu halten, war nur halbe Arbeit. Um die Entscheidung herbeizuführen, die im Westen gesucht werden mußte, war es notwendig, die Italiener gründlich zu schlagen. . . . „Einige Divisionen mehr konnten das voraussichtlich besorgen. Und diese wären im Osten jetzt doch wohl freizumachen gewesen." Mit dieser Auffassung nähert sich der Verfasser dem

Digitized by Google

österreichischen, namentlich von dem General Krauß vertretenen Standpunkt.

Den Friedenshoffnungen von 1917 ist ein interessantes Kapitel gewidmet, das sich durch die Erinnerungen des Prinzen Max von Baden und Festers Buch wohl noch wesentlich vertiefen lassen würde.

Am Jahresschluß war die militärische Lage derart, daß, „wollten die MM. sich nicht dem Vernichtungswillen des Gegners unterwerfen", die Entscheidung des Krieges von dem deutschen Heere erstrebt werden „mußte". Die Frage aber war, — ob es damals noch auf einen Sieg hoffen durfte. B. verneint sie. Es war „zu spät" geworden für den Sieg mit den Waffen. Die entscheidende Stimme hatten fortan die „amerikanischen Armeen".

Trotzdem entschloß sich die OHL. „aus Pflichttreue" zur Verwirklichung einer „Riesenaufgabe", deren Vorbereitung „nach jeder Richtung hin und auf allen Gebieten als eine mustergültige Leistung" in Anspruch genommen wird. Die Entscheidung, die im Jahre 1917 nicht gelungen war, mußte im Frühjahr 1918 gesucht werden, bevor die amerikanische Hauptmacht eingreifen konnte. Nur der „Durchbruch" mit anschließendem Bewegungskrieg konnte zum Ziele führen. „Die Entscheidung mußte in einer einzigen wuchtigen Operation an einer Stelle erstrebt werden. Ein Ringen, das lange Zeit in Anspruch nahm, vermochte das deutsche Volk und Heer nicht mehr durchzuführen."

Nach B. hat die OHL. nicht die günstigste Stelle für den entscheidenden Stoß gewählt. War die Küste nicht zu erreichen, war auch der Krieg von den MM. nicht mehr zu gewinnen. Nachdrücklich hebt B. weiter hervor, daß die „OHL. an einem sehr gefährlichen Optimismus krankte" und daß es ihr „an politischer Intuition fehlte". Und „die Staatskunst tat nichts, die Seele des Heeres im Verzweiflungskampf zu kräftigen".

Erst die schweren Verluste im Sommer 1918 und das Versagen ganzer Divisionen gegenüber dem „Tankschrecken" brachte der OHL. „die bittere Erkenntnis, daß der Krieg verloren war, und sie gab ihn verloren, ehe es unbedingt notwendig war". Dadurch, daß sie die ganze Lage nicht mehr übersah, wurde sie mitschuldig an der Katastrophe.

In ähnlichem Sinne spricht sich der Verfasser auch über den Waffenstillstand aus, über Frieden und den Nachkrieg. —

Digitized by Google

An der Hand der ersten Bände des vom Reichsarchiv bearbeiteten und herausgegebenen Werkes über den Weltkrieg nimmt Kronprinz Wilhelm[8]) zu den dort behandelten hauptsächlichsten Problemen des Marnefeldzuges Stellung und unterzieht sie einer eindringenden, sachlichen, zum Teil feinsinnigen Kritik und würdigt sie mit hellem Blick und verständigem Gradsinn, aber auch mit vorsichtigem, maßvollem Urteil. Eingehend beleuchtet er namentlich die operativen Führerentschlüsse, ihre Entstehung, Durchführung oder Wandlung und ihre Auswirkung bei Freund und Feind und erweitert und vertieft so in erfreulicher Weise das Verständnis für die unwägbare Bedeutung der moralischen Faktoren in der Kriegführung.

Behandelt werden in fünf Abschnitten: „Der operative Gedanke der Verfolgungsoperation", „Die Verfolgung bis zum 1. September", „Die Verfolgung bis zum 5. September", „Die Marneschlacht", „Die französische Führung". Die eindrucksvollen Erwägungen gipfeln in dem Ergebnis: „Nicht die Materialwirkung hat die ‚partie remise', in die der Bewegungskrieg im Herbst 1914 in Frankreich auslief, erzwungen, sondern das Fehlen überragender Führungskunst. Weder auf deutscher noch auf französisch-englischer Seite lenkte eine geniale Feldherrnhand die Bewegungen der Heere zum Ziel der Vernichtung des Feindes. So rangen sich die Kräfte mehr oder minder kunstlos und mechanisch miteinander ab. Die natürliche Folge des dadurch hervorgerufenen Ermattungszustandes war dann der Stellungskrieg . . ."

Während der Führer der 2. Armee hinsichtlich seines Rückzugsentschlusses trotz mancher, noch bestehender strittiger Fragen nicht unwesentlich entlastet wird — eine ganze, eine große Führernatur war der schwerblütige Bülow jedenfalls nicht —, wirkte sich, wie der Verfasser bemerkt, in dem jüngeren Moltke „ein Schicksal unerbittlich und folgerichtig" aus.

Bei dieser Gelegenheit sei hier auch kurz seiner Ernennung zum Generalstabschef gedacht. Sie wird bekanntlich dem Kaiser zum schweren Vorwurf gemacht. Daß sie „ein Mißgriff" gewesen, daß der Kaiser, der im Frieden glaubte, „eine gute Wahl getroffen zu haben", sich im Kriege überzeugen mußte, „wie sehr er sich getäuscht" habe, gibt der Kronprinz ohne weiteres zu. Im übrigen aber verweist er „ins Reich der Fabel" alle jene gern berichteten und gern

[8]) Der Marnefeldzug 1914. 94 S. Berlin, Dob-Verlag, G. m. b. H., 1926. — Kart. 2 RM.

Digitized by Google

geglaubten Erzählungen, „als ob der Kaiser sich zugetraut habe, im Kriege sein eigener Generalstabschef sein zu können, das bißchen Friedensarbeit würde Moltke schon leisten, oder als ob er gleich seinem Großvater durchaus einen „Moltke" an seiner Seite hätte haben wollen. Der Kaiser hat ihn vielmehr gewählt, weil er festes Vertrauen zu dem Charakter dieses ihm persönlich nahestehenden Freundes hatte . . ., der Rückgrat zeigte und durchaus kein „Höfling" war . . . Es trifft auch nicht zu, daß Moltke, wie allgemein angenommen wird, den Kaiser gebeten habe, ihn nicht mit dem Amte zu betrauen, weil er sich selbst dazu nicht für befähigt hielt, sondern er stellte nur sehr vernünftige „Bedingungen", durch die er sich von vornherein Sicherheiten für erfolgreiches Wirken schaffen wollte" . . . —

Die Schlacht bei Tannenberg ist bereits in zahlreichen Schriften erschöpfend behandelt worden. Aber die Frage nach dem „Sieger von Tannenberg" wirbelt gelegentlich immer noch Staub auf und wird „je nach Parteirichtung" mit diesem oder jenem Namen beantwortet. In die Diskussion darüber hat schließlich auch der inzwischen verewigte General Hoffmann*) mit einer bedeutsamen Schrift eingegriffen. Ihr wird man um so mehr Beachtung schenken müssen, als der Verfasser dem OK. der 8. Armee angehörte und daher über die Entstehung der entscheidenden Maßnahmen Ludendorffs genau unterrichtet war. In der Tat lüftet H., allerdings nicht ohne gelegentliche Seitenhiebe auf den „nervösen" Chef, an mehr als einer Stelle den Schleier, der über den internen Vorgängen in den Kreisen des AOKs. liegt, und weiß von mancherlei Friktionen, Widersprüchen und Widerständen bei einzelnen Kommandostellen zu berichten, besonders auch von den z. T. bereits bekannten Differenzen zwischen Ludendorff und dem verdienten General v. François. Überraschend und beachtenswert ist auch seine Mitteilung (S. 7 f.), daß, wenn die 8. Armee nach dem „Rezept" gehandelt hätte, das Schlieffen für die Operationen in Ostpreußen eindringlich empfohlen hatte, „voraussichtlich die gegen Ostpreußen vorgehenden beiden russischen Armeen in zwei energischen Schlägen" hätten vernichtet werden können. Aber General v. Prittwitz und sein Chef waren bekanntlich Gegner Schlieffens und huldigten anderen operativen Anschauungen. — Daß die Einkreisung der 2. russischen (Warschauer Armee auch auf der Ostseite durch den selbständigen Entschluß des Generals Otto v. Below herbeigeführt worden, wie H.

*) Tannenberg, wie es wirklich war. Mit 2 Originalkarten. 94 S. Berlin, Verlag für Kulturpolitik, 1926.

Digitized by Google

feststellt, wissen wir bereits aus der Schrift des Oberstleutnants v. Giehrl (S. Mitt. aus d. H. Lit. 1923 S. 76). Weniger genau waren wir bisher über die Bedeutung des Durchbruchs bei Usdau unterrichtet. H. bezeichnet ihn als das die Schlacht „entscheidende Ereignis" und mißt sein Verdienst dem selbständigen Eingreifen des Generals v. François zu. Mit vollem Recht. Im übrigen kommt die vorliegende Darstellung zu dem nicht gerade überwältigenden Resultat: „Tannenberg ist nicht das Werk eines einzelnen Mannes. Es ist das Ergebnis der ausgezeichneten Schulung und Erziehung unserer Führer und der unvergleichlichen Leistungen des deutschen Soldaten" . . . „Der Entschluß zur Schlacht wurde gefaßt unter dem Befehl und der Verantwortung des Generaloberst v. Prittwitz, die logische und unbeirrbare Durchführung des Entschlusses, die zu dem großen Siege führte, erfolgte unter dem Befehl und der Verantwortung des Generaloberst v. Hindenburg." (S. 90, 94.)

Sie beiden, dem Text beigefügten Karten sind nach Inhalt und Ausführung gänzlich unzureichend. —

Ein ansprechendes, wohlgelungenes Lebensbild des Generaloberſten Max Freiherrn v. Hausen, des rühmlichst bekannten Führers der 3. Armee in den ersten Wochen des Weltkrieges, verdanken wir Artur Brabant.[10]) Der Arbeit liegen vor allem zugrunde Briefe, Kriegstagebücher, Aufzeichnungen und Ausarbeitungen des Generaloberſten, besonders sein letztes, jetzt im sächsischen Hauptstaatsarchiv aufbewahrtes Manuskript: „Meine Erlebnisse und Erfahrungen als Oberbefehlshaber der dritten Armee im Bewegungskriege 1914." Es stellt eine bedeutsame Erweiterung der bereits von Kircheisen im Jahre 1920 herausgegebenen „Erinnerungen (d. Frhrn. v. H.) an den Marnefeldzug" dar (2. verm. Aufl. 1922). Auch das 1919 erschienene Werk von Baumgarten-Crusius „Die Marneschlacht" gleicht in den Grundzügen dem abschließenden Ms. Im Hinblick darauf verzichtet der Verfasser auf eine Darstellung der Einmarschkämpfe und des Siegeszuges der 3. Armee bis zur Marneschlacht. Ob mit Recht oder Unrecht, mag dahingestellt bleiben.

B. will in der vorliegenden Lebensgeschichte den deutschen „Mann und Soldaten schildern und die Ereignisse zeigen, wie er sie sah". Das glaubt er „am besten in der Wiedergabe der Briefe an

[10]) Generaloberst Max Frhr. von Hausen. Ein deutscher Soldat. Mit 2 Skizzen Hs., 12 Abbildungen und einer Handschriftprobe. Nach seinen Tagebüchern, Aufzeichnungen und Briefen. 352 S. Dresden, Verlag der Buchdruckerei der Wilhelm und Bertha v. Baensch-Stiftung, 1926.

Digitized by Google

seine Gattin tun zu können". Unter dem frischen Eindruck der Ereignisse niedergeschrieben, anschaulich und wahrhaftig, schildern sie in seltener, die eigene Person völlig in den Hintergrund drängender Natürlichkeit und Wärme die Tagesereignisse und Erlebnisse. Sie „offenbaren die rastlose Arbeit des Heerführers, seine jeweilige Stimmung, den Jubel über die Siege, die Fürsorge für seine Soldaten, den Geist, aus dem er handelte", schließlich das Verhängnis, das über ihn hereinbrach. So wurden sie zu Zeugnissen, die geschichtliche Vorgänge nicht nur einwandfrei überliefern, die sogar selbst Geschichte sind. So ersetzen sie gewissermaßen die Darstellung. Aber doch eben nur gewissermaßen! Denn es dürfte manchen Leser geben, dem diese Methode nicht völlig einleuchtet, der die zahlreichen wertvollen Dokumente lieber als Ganzes in einem Anhang vereinigt sehen würde.

Trotzdem folgen wir gern der kundigen und sicheren Führung des Verfassers und begleiten seinen Helden auf seiner langen, ehrenvollen militärischen Laufbahn bis zu dem Tage, da er, von ansteckender Krankheit befallen, das Kommando über die sächsische Armee, die er von Sieg zu Sieg geführt, niederlegen mußte und den Rest seiner Tage, abgesehen von einer Reise an die mazedonische und rumänische Front, geistiger Arbeit und humanitären Bestrebungen zugunsten der Kriegsverletzten widmete —, da ihn am 19. März 1922 der Allbezwinger zur großen Armee abberief.

Wertvoll sind die mitgeteilten „Gespräche", die H. am 1. März 1909 „mit dem Kaiser" in Berlin hatte. Der Kaiser äußerte sich „sehr offen" über König Friedrich August von Sachsen, über Fürst Bülow und dessen Haltung in den schwarzen Novembertagen von 1908 und über die deutsche Russen- und Türkenpolitik. Der Inhalt bietet mancherlei neue Kunde. Andererseits bestätigt er, was wir bisher nur geahnt oder bereits aus anderen, weniger lauteren Quellen bekannt geworden war. —

Die treffliche Schlieffen-Biographie aus der Feder des Ober-Generalarztes Dr. Roths,[11]) des vertrauten Freundes des Feldmarschalls, liegt bereits in 3. und 4., um zwei Druckbogen vermehrter Auflage vor.

Das Charakterbild Schlieffens, des Mannes, der „das Selbst und das Ich nicht kannte", der weit „erhaben war über alles, was

[11]) Schlieffen. Mit einem Bildnis und zwei Übersichtsskizzen. 3. und 4. Auflage. VII und 124 S. Berlin, Vossische Buchhandlung, 1926.

Digitized by Google

an die eigene Person kettet", ist um zahlreiche reizvolle Züge bereichert und vertieft worden. Namentlich hat Generalleutnant v. Esch interessante persönliche Erinnerungen an Schlieffens gesegnetes Leben und Schaffen beigesteuert.

Neues Licht fällt auch auf die militärischen Probleme. Um ihre Aufhellung hat sich besonders General Wilhelm von Hahnke verdient gemacht. Als Schlieffens Schwiegersohn und sein langjähriger erster Adjutant hatte er sich des „vollsten Vertrauens des genialen Generalstabschef" zu erfreuen. „Kaum ein anderer Offizier hat so tiefen Einblick in Schlieffens gewaltige Gedankenwelt gehabt."

Wirkungsvoll eingeleitet wird die Schrift durch ein gehaltvolles Vorwort.

Georg Schuster.

Digitized by Google

Neuere Monographien zur jüdischen Geschichte.

I.

In letzter Zeit ist das Gebiet der jüdischen Geschichte durch eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten nach vielen Seiten hin erforscht worden. Von Dubnow's Weltgeschichte des jüdischen Volkes ist seit der letzten Besprechung (MHL. 1927, 117 ff.) Bd. V und VI erschienen. Der V. Band[1]) führt die Geschichte des Mittelalters zu Ende. Er teilt die früher erwähnten unbestreitbaren Vorzüge und wenigen Mängel der früheren Bücher. Die Einteilung in „Hegemonien" muß hier noch mehr, als früher, zu seltsamen Trennungen und Zusammenziehungen führen. Wie man von einer französisch-spanischen Hegemonie bis 1306 und von einer spanisch-deutschen Hegemonie bis 1492 sprechen kann, ist kaum verständlich. Das Buch behandelt die trübsten Erscheinungen des ausgehenden Mittelalters, Kammerknechtschaft, Ritualmordlüge, Judenschuldentilgungen, Judenabzeichen. Für Deutschland sind die unerfreulichen Kapitel 20—26 und 43—48 von Interesse. Ganz andere Bilder entrollt der VI. Band.[2]) Langsam zeigt sich ein allmählicher Aufstieg, die ersten Blüten einer freundlicheren Gesinnung werden sichtbar. Aus Spanien und den meisten Gegenden Deutschlands sind die Juden vertrieben. Türkei, Palästina, Polen und Holland öffnen ihnen die Pforten. Die Not des dreißigjährigen Krieges bricht über die letzten deutschen Gemeinden herein, aber schon ist eine neue Siedlung in Hamburg entstanden, die von spanischen Flüchtlingen begründet ist. Beide Bände verwerten sehr sorgfältig die neueste Literatur, soweit sie irgendwie in Betracht kommt.

Einen lehrreichen Überblick über das gesamte Gebiet der jüdischen Geschichte gewährt Ismar Elbogen.[3]) Menschen und Ereignisse, welche entscheidende Wendungen im jüdischen Schicksal herbeigeführt haben, sprechen selbst aus den Quellen zu uns oder werden in historischen Bearbeitungen uns nahe geführt. Der Fernstehende gewinnt gerade aus dieser gediegenen Arbeit, in der die Männer der Geschichte selber sprechen, einen Überblick über die jüdische Geschichte.

---

[1]) Berlin. Jüdischer Verlag 1927. 527 S.

[2]) Ebenda 1927. 499 S.

[3]) Gestalten und Momente aus der jüdischen Geschichte. 320 S. Berlin. Der Heine-Bund, 1927.

Digitized by Google

Die älteste Judensiedlung in Europa ist zum Gegenstand einer Reisestudie von Ermanno Loevinson gemacht worden.[4]) Keine Gemeinde Europas ist älter als die Judensiedlung in der urbs aeterna, keine birgt mehr Erinnerungen als sie. Ihre Katakomben, ihre Kunstwerke in Kirchen und Palästen, ihre Stätten jüdischer Geschichte und Kunst werden hier in einem Reisehandbuch nach Art des Baedecker in moderner übersichtlicher Form gezeigt.

Die meisten anderen Neuerscheinungen gelten den Juden in Deutschland oder einzelnen deutschen Territorien und Städten. Von Caro[5]) ist der 1. Band, der das frühere und hohe Mittelalter behandelt, in zweiter Auflage erschienen. Leider muß diese 2. Auflage als überflüssig bezeichnet werden. Sie erschien wahrscheinlich als notwendig, weil die 1. Auflage vergriffen und die Nachfrage lebhaft war. Wenn man sich nun schon zur neuen Auflage entschloß, dann hätte man wenigstens die in den sechzehn seit der 1. Auflage vergangenen Jahren reichlich erschienene Literatur verwerten sollen. Statt dessen ist nichts erschienen als ein wörtlicher Neudruck der 1. Auflage. Schon der posthum (1920) erschienene 2. Band hatte die Neuerscheinungen nicht berücksichtigt. Trotz der inzwischen erschienenen Kritiken verfällt die 2. Auflage des 1. Bandes in den gleichen Fehler.

Die Verwertung der umfangreichen Responsenliteratur und ihre Ausmünzung für die Erkenntnis des kulturellen und wirtschaftlichen Lebens der Juden im Mittelalter habe ich an anderer Stelle (Jüdisches Wochenblatt, Frankfurt a. M., 1927 Nr. 31) als wünschenswert bezeichnet. Dieser Wunsch wird jetzt für einen Teil des Gebietes durch die Arbeit von H. J. Zimmels[6]) erfüllt. Wenn hier auch nicht alle einschlägige Literatur bis in die neueste Zeit verwertet wird, so gibt das Buch doch einen dankenswerten Einblick in die inneren Verhältnisse der mittelalterlichen Judengemeinden Deutschlands und ihre soziale und wirtschaftliche Struktur.

Zur Geschichte der alten Prager Judengemeinde liegen zwei Werke vor. Die Prager Loge hat im Selbstverlag ein umfangreiches

---

[4]) Roma Israelitica. Wanderungen eines Juden durch die Kunststätten Roms. Frankfurt a. M., J. Kauffmann, 1927.

[5]) Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Juden im Mittelalter und der Neuzeit. 514 S. Leipzig, Gustav Fock, 1924.

[6]) Beiträge zur Geschichte der Juden in Deutschland im 13. Jahrhundert, insbesondere auf Grund der Gutachten des R. Meïr, Rothenburg. Frankfurt a. M. J. Kauffmann. 1927.

Digitized by Google

Werk herausgegeben.[7]) Eine kleine Ergänzung bildet das Schriftchen von Tobias Jakobovits.[8]) Noch fehlt es an einer abgeschlossenen Geschichte der alten Prager Gemeinde, weil die Voraussetzung hierzu, ein gründliches Urkundenbuch, nach dem Muster des Frankfurter Urkundenbuches, fehlt. Um die empfindliche Lücke wenigstens etwas auszufüllen, haben sich auf Anregung der Prager Loge im Orden Bnei Briß fünf Prager Gelehrte zusammengetan und die interessantesten Epochen der Prager Judengeschichte streng wissenschaftlich behandelt. Samuel Steinherz, ordentlicher Professor an der deutschen Universität in Prag, der Herausgeber des Werkes, behandelt die Einwanderung der Juden in Böhmen (S. 7—57). Das erste glaubhafte Zeugnis weist auf die zweite Hälfte des 9. Jahrhunderts hin. Wahrscheinlich hat die älteste Siedlung doppelten Ursprung, ist von Juden aus Deutschland und aus dem Osten (Ungarn, Ostrom) begründet worden. Wie in Deutschland war die Lage der Juden bis zu den Kreuzzügen günstig. Die folgende Arbeit von Anton Blaschka wendet sich unter Überspringung des hohen Mittelalters der jüdischen Gemeinde dem Ausgang des Mittelalters zu (S. 58—87). Auch hier ist die Lage die gleiche wie in Deutschland: Abgeschlossenheit im Ghetto, überaus starker Steuerdruck, zwangsweise Beschränkung auf wenige Erwerbszweige, und trotzdem geistige Leistungen. Diese lernen wir bei S. H. Lieben: „Der hebräische Buchdruck in Prag im 16. Jahrhundert" kennen (S. 88—106 und acht Bilder). Prag ist hiernach die erste Stadt Mitteleuropas gewesen, in der hebräisch gedruckt wurde (1512). In Italien freilich sind hebräische Bücher noch 40 Jahre früher gedruckt worden. Das darf uns nicht verwundern, denn der Druck hebräischer Bücher gilt als „heilige Arbeit", die Drucker und Setzer nennen sich „Arbeiter, die sich mit der heiligen Arbeit beschäftigen" (S. 89). Der Anhang bringt ausgezeichnete Wiedergabe hebräischer Buchdrucke und Abbildungen. Käthe Spiegel schildert die Juden zur Zeit des dreißigjährigen Krieges (S. 107—186), ihre Leiden durch die Kriegeswirren von der Schlacht am Weißen Berge bis zu ihrer Verteidigung der Prager Kleinseite gegen die Schweden, aber auch die inneren Gemeindeverhältnisse, die scharfumrissenen Persönlichkeiten des Hofjuden Jakob Bassewi (Edler von Treuenberg) (S. 138 ff.) und des Mischnakommentators Jomtow Liepmann ha Levi Heller

[7]) „Die Juden in Prag. Bilder aus ihrer tausendjährigen Geschichte." 248 S. und 8 Bilderbeilagen. Prag 1927.

[8]) Entstehungsgeschichte der Bibliothek der israelitischen Kultusgemeinde in Prag. Prag, Verlag der israelitischen Kultusgemeinde, 1927.

Digitized by Google

(S. 143 ff.). Den Abschluß des Werkes bildet „die Ausweisung der Juden aus Prag im Jahre 1744" von J. Bergl (S. 187—248). Weil Friedrich der Große bei der Einnahme Prags die Judenstadt nicht niederbrannte, bezichtigten die Österreicher die Juden des Einverständnisses mit den Preußen und vertrieben sie nach Rückgewinnung der Stadt. Als wertvolle Ergänzung dieses umfassenden Werkes und als Antrieb zu weiteren Studien wird die Schrift von Jakobovits, die in die Zeiten eines David Oppenheimer zurückgeht, besonders von Bibliographen mit lebhafter Freude begrüßt werden.

„Die Geschichte des jüdischen Volkes seit der Zerstörung Jerusalems" von F. Hemann (1908) war, was nicht verschwiegen werden kann, als ausgesprochene Missionsschrift erschienen. Die jetzt erschienene zweite Auflage[9]) bemüht sich, von allen tendenziösen, einer wissenschaftlichen Erforschung abträglichen Entgleisungen (z. B. Hemans scharfe Angriffe gegen Grätz S. 8) fernzubleiben und sorgsam die Wahrheit zu erforschen. Wertvoll ist besonders die Fortführung bis auf unsere Tage, die Schilderung der im politischen Leben stehenden Persönlichkeiten (Walther Rathenau, Hugo Preuß), der inneren religiösen Kämpfe, des Antisemitismus und seiner Abwehr. Hier fußt Harling vor allem auf Dubnow, den er bei aller Anerkennung von Grätz doch weit höher schätzt, wie denn überhaupt nach seiner Ansicht „der Zionismus naturgemäß befruchtend auf die jüdische Geschichtschreibung gewirkt hat".

Zwei Werke behandeln die Geschichte der Juden in Baden; das erste ist von Erwin Manuel Dreifuß.[10]) Wir wissen, daß die Juden erst allmählich ihren jüdischen Vornamen bürgerliche deutsche Namen hinzufügen und daß diese Entwicklung im 18. und 19. Jahrhundert mit der fortschreitenden Anpassung an die Umwelt allmählich sich vollzieht. Während aber in Galizien die gute Absicht Kaiser Josephs II. durch böswillige Kommissare in ihr Gegenteil verkehrt wird und den Juden durch lächerlich wirkende Namen (Groberkloß, Scheingesicht, Löffelstiel usw.) der Fluch der Minderwertigkeit für dauernde Zeiten aufgeprägt wird, vollzieht sich diese Entwicklung in den anderen Gegenden in angenehmeren Formen. Teils werden die Namen der Väter als Familiennamen der Söhne benutzt (Abraham,

---

[9]) Gekürzt und bis auf die Gegenwart fortgeführt von O. von Harling. 444 S. Calwer Vereinsbuchhandlung, Stuttgart 1927.

[10]) „Die Familiennamen der Juden unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse in Baden zu Anfang des 19. Jahrhunderts." Frankfurt a. M., J. Kauffmann, 1927.

Digitized by Google

Sohn des Isak heißt entweder Abraham Isak oder Abraham Isaksohn), teils werden Zusammensetzungen mit Tier- und Pflanzennamen gewählt (Löwenthal, Rosenstein); schließlich werden die Heimatsorte oder Landschaften als Namen benutzt (Gundelfinger, Eschelbacher, Oppenheimer, Mannheimer oder Mannheim, Sachs, Preuß, Heß, Kassel). Die letzte Erscheinung wird besonders in Süddeutschland beobachtet. Im Badischen sind uns so Hinweise auf Ortschaften erhalten, in denen einstmals Juden weilten; in einzelnen Fällen weilen auch heute noch die Träger von Ortsnamen in den betreffenden Orten (z. B. Breisacher in Breisach). Dreifuß' Buch ist ein wertvoller Beitrag zur Kulturgeschichte der Emanzipationszeit und fördert zugleich durch die Erklärung von mehr als 800 Namen die Familienforschung. — Eine Spezialgeschichte der Juden in Baden von Rosenthal (Konkordia-Verlag, Bühl i. B.) ist im Erscheinen begriffen, sie ist als Ergänzung von Adolf Lewins Geschichte der Badner Israeliten (Karlsruhe 1909) zu begrüßen und soll später eingehend gewürdigt werden.

Die „Geschichte der Juden in Straßburg" ist von A. Glaser[11]) bearbeitet worden. Sie beschränkt sich durchaus auf die Stadt Straßburg und ist gerade dadurch um so wertvoller, als die ältere Arbeit von Carl Theodor Weiß (Bonn, Hanstein) das Fürstbistum Straßburg, besonders die jetzt badischen Teile, behandelt.

Zur Feier des 50jährigen Bestehens der Synagoge in Heilbronn gibt Oskar Meyer eine „Geschichte der Juden in Heilbronn" (Heilbronn 1927) heraus, die den Rahmen einer Festschrift weit übersteigt und als gute, geschichtliche Quellen verwertende Darstellung bezeichnet werden darf. Die Heilbronner Gemeinde besteht schon vor 1300, zeigt im wesentlichen das gleiche Bild wie alle mittelalterlichen Gemeinden. In der Neuzeit wohnen erst seit 1831 Juden in Heilbronn.

Zur Geschichte der Juden in Thüringen und Sachsen sind eine Reihe Einzelstudien erschienen. Referent hat mit dem zweiten Band der Juden im thüringisch-sächsischen Gebiet während des Mittelalters[12]) seine Forschungen auf diesem Gebiet abgeschlossen und ferner zwei Einzelunterfuchungen: „Jüdische Gelehrte in Sachsen-Thüringen" (Breslau 1925, Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums) und „Der Judenmeister Lipmann-Mühlhausen" (Mühlhausen i. Thür. 1927, Mühlhäuser Blätter, 27. Jahrgang) herausgegeben. Außerdem sind Arbeiten zur Geschichte der Juden in Hal-

[11]) Band I, Frankfurt a. M., J. Kauffmann 1927.
[12]) Halle a. S. 1927, Gebauer-Schwetschke.

Digitized by Google

berstadt, Nordhausen und Sondershausen erschienen. Max Köhler hat als 3. Band der von Rudolf Häpke herausgegebenen Studien zur Geschichte der Wirtschaft und Geisteskultur die Geschichte der Juden in Halberstadt und Umgebung bis zur Emanzipation bearbeitet.[13]) Zwar ist schon 1866 eine Geschichte der israelitischen Gemeinde Halberstadt von Auerbach erschienen, doch ist die Neubearbeitung dankbar zu begrüßen, weil Auerbachs Schrift nicht nach modernen wissenschaftlichen Prinzipien gearbeitet und längst veraltet ist. Köhler behandelt außerdem besonders das 17. und 18. Jahrhundert und bevorzugt die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, während Auerbach das Religiöse und Literarhistorische in den Vordergrund gestellt hatte. Köhler geht, ausgerüstet mit allem Werkzeug der modernen wissenschaftlichen Schule, an sein Werk und entwirft unter Benutzung alles erreichbaren archivalischen und gedruckten Materials in peinlichster wissenschaftlicher Akribie ein Bild des alten Halberstadt. All diese Vorzüge fehlen leider Heinrich Sterns Buch.[14]) Stern erklärt freilich selber, daß eine zusammenhängende Geschichte der Nordhäuser Juden nicht geschrieben werden könne (S. 8). Seine Arbeit erscheint als Geburtstagsgeschenk zur Jahrtausendfeier der freien Reichsstadt Nordhausen und kann nur als Festschrift, nicht als wissenschaftliche Arbeit gewertet werden. Stern erwähnt nicht, daß eine solche schon vor langer Zeit von Förstemann (in den „Neuen Mitteilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen" XI, 272 ff.) geschrieben worden ist. Stern bezieht sich auf Karl Meyer, der nach seiner Meinung zum ersten Male die Geschichte der Juden in Nordhausen nach den urkundlichen Quellen eingehend aufgezeichnet hat, er selber dringt aber nicht zu diesen Quellen vor und kennt auch nicht die einschlägige Literatur. So führt er z. B. die Entstehung der Kammerknechtschaft auf ein Privileg Friedrich Barbarossas von 1157 zurück und kennt offenbar nicht die vorangehenden Forschungen von Scherer, Redlich, Caro und besonders nicht die grundlegenden Untersuchungen Täublers (Mitteilungen des Gesamtarchivs der deutschen Juden IV, 1913), der ihre Entstehung erst 1236 unter Friedrich II. nachweist. Leider läßt sich ein besseres Urteil auch über das folgende Buch nicht fällen.[15]) Der Vorsteher der Gemeinde Rudolf David

[13]) Berlin W. 1927, Karl Curtius.

[14]) „Geschichte der Juden in Nordhausen." Nordhausen 1927. Selbstverlag.

[15]) „Die Geschichte der Synagogengemeinde Sondershausen." Sondershausen 1927.

Digitized by Google

hat es zur Erinnerung an die Wiederkehr der hundertjährigen Tempelweihe zusammengestellt. Trotzdem Archivalien wenigstens aus neuerer Zeit benutzt worden sind, kann auch hier nur der Fleiß des Laien anerkannt werden. Ähnlich ist es mit der Geschichte der jüdischen Gemeinde zu Guttstadt von Felix Halpern.[16]) Die kleine ostpreußische Gemeinde Guttstadt ist kaum 100 Jahre alt, ihre Seelenzahl hat niemals mehr als 200 betragen. Wenn man über eine so winzige Gemeinde 45 Seiten Geschichte schreibt, so bedarf es nicht nur vieler Liebe und großen Fleißes, um sämtliches erreichbare Material zusammenzutragen und zu verwerten, sondern man erliegt auch leicht der Versuchung, das Material allzu sehr auszuschlachten und das Kleine groß zu sehen. Das kleine Objekt lohnt die aufgewandte Mühe nicht.

Schließlich sei auf das im Erscheinen begriffene Jüdische Lexikon hingewiesen, dessen erster Band A—C[17]) erschienen ist. Dieser jüdische Brockhaus bietet auf allen Gebieten des jüdischen Wissens eine Fülle Aufklärung und Belehrung, für den Historiker im besonderen sind die Artikel: Anhalt, Augsburg, Berlin, Böhmen, Brandenburg, Braunschweig, Breslau und viele andere von Wert.

Elbing. Siegbert Neufeld.

Meißner, Bruno: Könige Babyloniens und Assyriens. Charakterbilder aus der altorientalischen Geschichte. 8°. 314 S. Leipzig, Quelle & Meyer, o. J. (1926). Geb. Mk. 12.—

Es war ein guter Gedanke des Verlages, den Birtschen Charakterbildern aus der griechischen und römischen Geschichte solche aus der altorientalischen folgen zu lassen. Nach Kittels Buch „Gestalten und Gedanken in Israel" legt nun der Assyriologe an der Berliner Universität aus der babylonisch-assyrischen Geschichte eine Reihe von Bildern vor, doch so, daß durch verbindenden Text eine zusammenhängende Geschichte des Zwischenstromlandes und seiner Nachbargebiete hergestellt wird. Der Ruf des Verfassers bürgt dafür, daß nur gesicherte Ergebnisse der Forschung dargeboten werden und daß auch die altorientalische Kultur zu ihrem Rechte kommt. Hat er doch erst jüngst durch sein zweibändiges Werk über Babylonien und Assyrien (in der Kulturgeschichtlichen Bibliothek des Winterschen Verlages in

[16]) Guttstadt, Selbstverlag, 1927.
[17]) Jüdischer Verlag, Berlin, 1927.

Digitized by Google

Heidelberg) bewiesen, daß er gerade für die Darstellung der kulturellen Errungenschaften die erforderlichen Eigenschaften besitzt. So möchte ich denn auch die Abschnitte seines Buches, die der Gesetzgebung, der Technik, dem Bauwesen, der Kunst gewidmet sind, als die wertvollsten und gelungensten bezeichnen.

Damit berühren wir eine Schwäche des Buches, die jedoch nicht in einem Versagen des Verfassers begründet ist, sondern in der Überlieferung. Wir besitzen über die Geschichte Babyloniens und Assyriens nur offizielle Berichte der Könige, die dazu bestimmt waren, der Nachwelt ihren Ruhm zu verkünden. Sie sind deshalb mit allen Mängeln behaftet, die für solche amtliche Kundgebungen bezeichnend sind, und zwar in um so höherem Maße, als sie, zum großen Teil an den Wänden der Paläste angebracht, durch ihre prahlerischen Übertreibungen auf die Untertanen und Gäste des Königs wirken sollten. Eine historische Literatur haben weder die Babylonier noch die Assyrer hervorgebracht. Sind diese Berichte also schon zur Feststellung der historischen Ereignisse mit größter Vorsicht zu benutzen (vgl. z. B. S. 140, 202), so sind sie völlig ungeeignet, für ein Charakterbild des betreffenden Herrschers herangezogen zu werden. Und doch verfügt Meißner kaum über anderes Material. Nur durch Rückschlüsse von Kulturtaten, wie etwa dem Erlaß von Gesetzen, Bauten, Sorge für den Gartenbau, auf den Charakter des Königs kann er sich helfen. Und dies hat er denn auch in reichem Maße und mit großem Geschick getan. Deshalb werden auch nur die Persönlichkeiten solcher Herrscher zu Gebilden von Fleisch und Blut, von denen uns solche Taten berichtet werden. Dazu rechne ich vor allem Hammurapi, Assurbanipal, Nebukadnezar. Hierzu treten die großen Eroberer wie Sargon I, Tiglatpileser III., Sargon II., Asarhaddon, deren Kriegszüge und Eroberungen sich weit über die sonst als Großtaten gepriesenen ewigen Plünderungszüge und Katzbalgereien mit den Nachbarn erheben.

Die Bindung an solche Quellen und der Wunsch, einen Überblick über die gesamte geschichtliche Entwicklung Mesopotamiens von den ältesten Zeiten bis auf die Eroberung durch die Perser zu geben, machen die Lektüre der historischen Stücke trotz starker Sichtung des Materials durch den Verfasser zu einer nicht leichten Aufgabe. Man gewinnt infolge der steten Wiederholung derselben Völker- und Landschaftsnamen keinen Überblick über die geschichtliche Entwicklung und kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als bewege sich alles im Kreise. Nur die Taten der großen Eroberer, die bis zum Mittelmeer, nach Kleinasien, in das Innere Armeniens oder auf die medische Hochebene

Digitized by Google

vorstießen, bleiben im Gedächtnis haften. Vielleicht wäre doch weniger mehr gewesen. Wenn der Verfasser auf eine möglichst lückenlose Berichterstattung verzichtet und nur die Herrscher behandelt hätte, von denen sich wirklich Erwähnenswertes berichten läßt, so wäre sicher die Darstellung lichtvoller und der Gewinn für den Leser größer geworden. Ist doch das Buch überdies dem Plan dieser Charakterbilder entsprechend für den weiten Kreis aller Gebildeten bestimmt!

Allerdings wäre auch dann die Erkenntnis nicht aus der Welt geschafft worden, die sich durch die vorliegende Fassung besonders stark aufdrängt, daß diese Semiten nicht fähig waren, einen lebensfähigen Großstaat zu errichten. Dazu gehört mehr, als kriegerische Tüchtigkeit, bis zur Bestialität gesteigerte Grausamkeit in der Bestrafung von Rebellen, rücksichtslose Vernichtung der Eigenart ganzer Völker durch Verpflanzung in fremde Gegenden. Wahre staatsmännische Tugenden haben nur ganz wenige dieser orientalischen Herrscher besessen.

Doch alle diese Beanstandungen sind nur in ganz geringem Maße gegen den Verfasser gerichtet. Was der Boden an Tontafeln literarischen oder kulturgeschichtlichen Charakters und an Baureſten uns bewahrt hat, das hat Meißner, wie schon kurz angedeutet, in meisterhafter Weise zu einer eindrucksvollen Schilderung babylonischer Kultur zu verwerten verstanden. Die großartige Gesetzgebung Hammurapis, die bereits um 2000 v. Chr. eine bedeutende Kultur erkennen läßt, die umsichtige Förderung der Kanal- und Deichbauten, die dieses jetzt durch die Mißwirtschaft der Türken zur Wüste gewordene Land in einen üppigen Garten verwandelten, die babylonische und assyrische Kunst mit ihren prachtvollen Fayencen und monumentalen Tiergestalten, der hohe Stand der astronomischen und technischen Kenntnisse, dies alles erweckt in uns eine hohe Vorstellung von der Begabung dieses Volkes und zeigt zugleich, auf welchem Gebiete seine Bedeutung für die Entwicklung der Menschheit liegt.

Auf Einzelheiten möchte ich an dieser Stelle nicht eingehen. Nur zwei Angaben Meißners seien bestritten: die Gleichung Midas-Mita von Muski ist recht unwahrscheinlich (S. 178), und die Schlacht bei Elteke erscheint mir eher ein ägyptischer als ein assyrischer Sieg gewesen zu sein (S. 196). Beide Parteien schrieben sich den Sieg zu, aber Sanherib hat doch sehr bald den Rückzug nach Norden angetreten.

Zum Schluß sei die ebenso vornehme wie geschmackvolle Ausstattung des Buches rühmend hervorgehoben; sie macht die Lektüre für das Auge zu einem Genuß. Fritz Geyer.

Digitized by Google

Geffcken, Johannes: Griechische Literaturgeschichte. Erster Band: Von den Anfängen bis auf die Sophistenzeit. (Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaft, herausgegeben von J. Geffcken. IV 1.) Mit einem Sonderband: Anmerkungen. Gr.-8°. XII und 328 S.; VII und 317 S. Heidelberg, Winter, 1926. Mk. 30.—; geb. Mk. 35.—.

Wenn ein so bedeutender und vielseitiger Gelehrter wie der Rostocker Philologe eine griechische Literaturgeschichte vorlegt, die auf drei Bände berechnet ist, so wird man mit großen Erwartungen an das Buch herangehen. Und diese Erwartungen werden nicht enttäuscht. Zwar hat Geffcken uns nicht die Literaturgeschichte beschert, die eine großzügige Geschichte des griechischen Geistes mit absoluter Vollständigkeit vereinigt, sondern er verzichtet bewußt auf die Vollständigkeit. Doch bemüht er sich, und wie wir sehen werden, mit bestem Erfolge, eine hellenische Geistesgeschichte zu geben, ohne die literarische Form zu vernachlässigen. Dabei hofft er, eine Anzahl der so zahlreichen Probleme in der griechischen Literaturgeschichte neu zu beleuchten, ohne eine anspruchsvolle „Problemgeschichte" geben zu wollen.

Gerade den Problemen gegenüber bewährt Geffcken Eigenschaften, die für jeden Historiker wünschenswert sind, für den Literaturhistoriker aber unentbehrlich: wohltuende Zurückhaltung gegenüber zu kühnen Hypothesen und besonnene Prüfung aller äußeren und inneren Zeugnisse. Nirgends tritt diese Besonnenheit mehr zutage als in der Behandlung der Homerfrage. Trotzdem er die zahlreichen Widersprüche, Risse und Gegensätze in Sprache und Aufbau nicht verkennt und auch starke zeitliche Unterschiede zugeben zu müssen glaubt, stellt er doch fest, daß eine bindende Einheit zuletzt nicht zu verkennen, ein letzter alle Risse und Hemmnisse irgendwie überbrückender Plan vorhanden, eine unvergleichliche, bewußte Kunstführung doch wahrnehmbar ist (S. 32). Und sein Urteil über die Ilias faßt er in dem schönen Wort zusammen, daß niemals dem dichtenden Menschengeiste etwas Gleiches gelungen ist, daß kein Dichter außer Homer eine solche Ruhe der Betrachtung mit so restloser innerer Hingebung an das Objekt vereinigt (S. 34). Dasselbe gilt ihm auch für die Odyssee; hier ist die künstlerische Durcharbeitung, die Erzählungstechnik, die Enheit der Komposition noch von weit größerer Vollendung (S. 37). Auch die Analyse der Gedichte wird in hohem Maße den Ansprüchen gerecht, die man an die Betrachtung eines Meisterwerkes stellen muß, kommt aber doch in Einzelheiten der nörgelnden, alles besser wissenden Kritik zu weit entgegen. Über die nachhomerische Epik werden wir dann zu Hesiod und der Orphik geführt. Mit Recht schließt sich Geffcken

Digitized by Google

in der Charakteristik Hesiods eng an Ed. Meyer (Kleine Schriften II. 15 ff.) an und lehnt auch Beeinflussung durch orientalische Gedanken ab, wie sie jüngst Reitzenstein (Studien zum antiken Synkretismus, Leipzig 1926, S. 38 ff.) nachweisen zu können glaubte.

Als besonders gelungen möchte ich dann die Darstellung der ionischen Philosophie bezeichnen, wenn er es auch ausdrücklich ablehnt (Anmerkungen S. 111), einen Abriß der älteren Philosophiegeschichte geben zu wollen. Unsers Erachtens ist noch nirgends auf so engem Raum so vorbildlich gezeigt worden, welche Probleme diese Denker bewegten und welche Entdeckungen und Problemstellungen wir ihnen verdanken. Nachdem der letzte und größte Lyriker, Pindaros, mit warmer Anteilnahme behandelt worden ist, erreicht die Darstellung den Höhepunkt, die attische Periode, die im Drama und in der Geschichtschreibung unvergängliche Werke geschaffen hat. Bei der Behandlung der Tragödie werden die früheren Stücke des Euripides vor die späteren und letzten Tragödien des Sophokles gestellt und dadurch die widerspruchsvolle Persönlichkeit des letzten Tragikers dem Verständnis näher gebracht. Der Abschnitt über die Prosa-Literatur umfaßt auch Hippokrates und seine Schule, Sophistik und Rhetorik, d. h. Antiphon und Andokides.

Kann man so dem Text von Gefficens Literaturgeschichte nachrühmen, daß er nicht nur Literaturgeschichte im landläufigen Sinne gibt, sondern darüber hinaus sich zu einer hellenischen Geistesgeschichte auswächst, so verdient auch der Gedanke, dem Textband einen beinahe ebenso starken Anmerkungsband beizugeben, den uneingeschränkten Beifall aller, die mit einzelnen Erscheinungen sich eingehender beschäftigen müssen, also vor allem Historiker. Die Anmerkungen bringen nicht nur die antiken Zeugnisse, auf denen sich die Darstellung aufbaut, sondern unterrichten über die Probleme, die moderne Forschung, die Ausgaben mit aller Ausführlichkeit; es fehlt kaum ein wichtiger Aufsatz. Besonders dankenswert ist auch die Übersicht über die Geschichte der Homerfrage (S. 43—65). Fritz Geyer.

Scriptores Historiae Augustae. Vol. I u. II ed. Ernestus Hohl. [Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana.] Leipzig, B. G. Teubner, 1927. XV u. 305; 304 S. Geh. je Mk. 10,—.

Unter den Quellen der römischen Kaisergeschichte haben immer die Biographien eine Rolle gespielt, die der codex Palatinus 899 (P) als vitae diversorum principum et tyrannorum a divo Hadriano

Digitized by Google

usque ad Numerianum diversis conpositi betitelt und die seit Casaubonus gemeiniglich als Historia Augusta bezeichnet werden. Freilich hat Hermann Dessau mit seinem berühmt gewordenen Aufsatz im Hermes XXIV (1889) „Über Zeit und Persönlichkeit der Scriptores Historiae Augustae" den Quellenwert dieser Biographien erschüttert, aber dafür zugleich der „Scriptores-Forschung" die Bahn frei gemacht, die seither eines der Hauptprobleme althistorischer Forschung gebildet hat. Doch blieb diese Forschung nicht selten dadurch behindert, daß sie mit einem Text arbeiten mußte, der einmal ohne die Einsicht in das Fälscherverfahren des Verfassers und zum anderen auf Grund unrichtiger textgeschichtlicher Voraussetzungen gearbeitet war. Hermann Peter hatte die 2. Auflage seiner Ausgabe 1884 erscheinen lassen und hatte dabei seinen Text auf zwei von ihm gleichbewertete Handschriften aufgebaut, einen Bambergensis (B) und den genannten Palatinus (P). Indes hatte schon Mommsen und nach ihm Dessau erwiesen, daß B aus dem im 9. Jahrhundert entstandenen P abgeschrieben ist. Ernst Hohl, der zuerst 1911 mit seiner vortrefflichen Tübinger Dissertation „Vopiscus und die Biographie des Kaisers Tacitus" sich dem Problem der Historia Augusta zugewandt hat, einer Aufgabe, der auch weiterhin ein gut Teil seiner erfolgreichen Forschertätigkeit gewidmet war, hat schon 1913 auch zur Textgeschichte der Scriptores in der Klio XIII das Wort ergriffen und erwiesen, daß neben der von P abhängigen Handschriftengruppe die von Peter als Σ bezeichnete Gruppe selbständigen Wert habe. Eine Hypothese, die Miß Ballou in „The manuscript tradition of the Historia Augusta, Leipzig und Berlin 1914" aufgestellt hatte, wonach sich Σ erst um das Jahr 1470 aus P heraus mit Benützung der in P eingetragenen Noten gebildet habe, hat Hohl mit Fug und Recht in der Klio XV (1918) 78 ff. (vgl. auch Gnomon II 546 ff.) zurückgewiesen und mit guten Gründen ad absurdum geführt. Gestützt auf seine textgeschichtlichen Ergebnisse hatte dann Hohl sich daran gemacht, den langgehegten Wunsch der Forschung nach einer neuen kritischen Ausgabe der Scriptores zu erfüllen. Der Krieg und die Inflation haben die Vollendung leider lange verzögert. Doch, was lange währt, wird endlich gut; das darf Hohl für seine Ausgabe in Anspruch nehmen. Seine entsagungsvolle Arbeit hat zu einem vollen Erfolg geführt. Hohl darf für seinen Text das Lob beanspruchen, das eine Meisterleistung verdient. Er hat jetzt die Grundlage gelegt, auf der die künftige Forschung an dem Problem der Historia Augusta mit größerer Sicherheit, als dies seither möglich war, weiterarbeiten kann. W. Enßlin.

Digitized by Google

Festschrift, Alexander Cartellieri zum sechzigsten Geburtstag dargebracht von Freunden und Schülern. VIII, 180 S. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger G. m. b. H., 1927. Preis geh. Mk. 10.—.

Die Sitte, zu den Festtagen der Forscher ihnen Jubiläumsgaben darzubieten, hat sich nun durchaus wieder eingebürgert. Abgesehen von der Freude, die sie den damit Bedachten verursachen, haben sie ja wohl auch den Vorteil, mancherlei Sonderforschungen die Publikationsmöglichkeit zu verschaffen, die sonst schwerer ans Tageslicht kämen. Andererseits vereinigen sie in bunter Fülle Arbeiten aus den verschiedenen Wissensgebieten, die oft, dort nicht vermutet, dem Spezialforscher später vielleicht entgehen werden. Durch die Mannigfaltigkeit des Stoffes aber stellen sie auch den Referenten vor eine besonders schwere Aufgabe, weil er ja naturgemäß nicht auf allen Gebieten gleichmäßig zu Hause sein kann.

Dies vorausgeschickt sei im folgenden versucht, einen Überblick über die Aufsätze der Cartellieri-Festschrift zu geben.

Den Reigen eröffnet Otto Cartellieri mit einem Aufsatze über: Pero Tafur, ein spanischer Weltreisender des 15. Jahrhunderts. Da in deutscher Sprache bisher nur ein Absatz über die Erlebnisse dieses Reisenden bekannt war, ist die Wiedergabe der gesamten Reise des spanischen Edelmannes besonders zu begrüßen. Zwar gibt C. keine wörtliche Übersetzung, aber an der Hand seines Berichtes kann man sich doch ein völliges Bild von der Persönlichkeit Tafurs und dem Vielerlei, das er gesehen hatte, machen.

Robert Holtzmann nimmt noch einmal „zu den Marbacher Annalen" Stellung. Bekanntlich entfesselte die Frage nach der Abfassung dieser Annalen einen Streit zwischen Hermann Bloch und Johannes Haller. Ausgehend von einer Stelle zum Jahre 1196, in der es heißt: „Auf dem (Würzburger) Hoftag wollte der Kaiser eine neue und unerhörte Ordnung für das Römische Reich mit den Fürsten festsetzen, daß im Römischen Reich, wie in Frankreich und anderen Reichen, die Könige sich nach Erbrecht folgen sollten; dazu gaben die Fürsten, die anwesend waren, ihre Zustimmung und bestätigten es durch ihre Siegel", zeigt Holtzmann folgendes: Der Verfasser dieser Stelle kann nicht gleichzeitige Zustände im Auge gehabt haben. Sie paßt dagegen aufs beste in die dreißiger Jahre des 13. Jahrhunderts, in die Zeit König Ludwigs IX. Auf Grund der Beobachtung an dieser Stelle und einigen anderen kommt H. zu dem Resultat, daß wir „eine gute gleichzeitige Quelle nicht in ihrer Urgestalt, sondern nur in

Digitized by Google

einer späteren Verarbeitung haben. Das ist nicht genügend beachtet worden. Man hat bisher auf allen Seiten zu vertrauensvoll geglaubt, daß uns die Straßburger Reichsannalen ganz oder doch fast ganz unverändert in den Marbacher Annalen erhalten seien. In Wahrheit ist dem nicht so. Die Straßburger Reichsannalen gehören zu den Quellen der Marbacher Annalen, sie sind nach Gebühr stark benutzt, aber doch keineswegs einfach abgeschrieben worden, sondern eben verarbeitet worden, wie das ähnlich auch von den anderen Quellen des Werkes gilt".

Walther Judeich rollt das Verhältnis von Plautianus und Severus auf. Er zeigt, daß das Schicksal Plautians ein neues Beispiel für die immer wiederkehrende Tragödie eines übermächtigen und dann jäh gestürzten Ministers darstellt. Eine unmittelbare Schuld kann J. bei ihm nicht nachweisen. Caracalla hat ihn beseitigt, und Septimius Severus hat den Sohn offenbar nicht bloßstellen wollen. Albert Leitzmann teilt einen „Empfehlungsbrief Wilhelm von Humboldts an Schiller für Friedrich von Gentz" mit. An ihm ist einmal interessant, wie fein dieser Brief auf die Seele Schillers abgestimmt war, und auf der anderen Seite bemerkenswert, wie damals (1801) Humboldt über Gentz dachte. 1810 hat er allerdings sein Urteil erheblich nach der schlechteren Seite verändert.

„Eine Visitation der Universität Jena vom Jahre 1696" schildert Georg Mentz. Ein verschollenes Stück deutscher Kleinstaaterei taucht damit vor unseren Augen wieder auf. Diese Universität Jena machte den verschiedenen thüringischen Erhalterstaaten außerordentlich viel zu schaffen, und die von Zeit zu Zeit angeordneten Visitationen konnten an den bestehenden Zuständen wenig ändern. Manch eigenartige Professorengestalt wird hier wieder lebendig, so etwa der Historiker Schubart mit seinen stachlichen Reden.

In das Gebiet der geschichtlichen Medizin führt Theodor Meyer-Steineg in seinem Aufsatz: Die Behandlung der Schußverletzungen und ihre Verbesserungen durch Ambroise Paré in dem Feldzuge Franz I. gegen Karl V. (1536—1544). Man liest nicht ohne Erschütterung, was jene Menschen durchzumachen hatten, die beim Aufkommen der Feuerwaffen in die Hände der damaligen Ärzte gerieten. Man war nämlich der Meinung, daß, um die angeblich vergiftende Wirkung des Schießpulvers auszugleichen, man die Wunden ausbrennen müßte. So starben die meisten unter fürchterlichen Qualen. Hier wird nun gezeigt, wie Paré eigentlich durch

Digitized by Google

Mangel an Behandlungsmitteln der alten Methode fast zufällig zu der neuen Form der konservierenden Wundbehandlung übergeht.

Mit dem Aufsatz von Ludwig Schemann „Die Rasse in den Geisteswissenschaften", ist eine wissenschaftliche Auseinandersetzung wohl kaum möglich. Vielleicht dürfte den Historiker nur die Behauptung interessieren, daß die französische Revolution von 1789 ein Rassenkampf gewesen sei: „Die Auflehnung der nichtgermanischen gegen die im Adel vertretenen vorwiegend germanischen Elemente." Man wundert sich, daß in einer Zeit, in der die wirtschaftsgeschichtliche Forschung mit aller Entschiedenheit die ökonomische Bedingtheit gerade dieser Revolution hat zeigen können, eine derartige Behauptung überhaupt aufgestellt werden kann. Bei aller Anerkennung der Tatsache, daß die Rasse gewiß auf das Denken und Handeln des Menschen einen entscheidenden Einfluß ausübt, sollte man sich doch, wenn man sich nicht geradezu lächerlich machen will, vor der Behauptung hüten, daß die übrigen Rassen den Germanen nicht zu koordinieren, sondern zu subordinieren seien.

„Das Urteil Dantes über die von Papst Clemens V. an Kaiser Heinrich VII. verübte Täuschung" untersucht Friedrich Schneider. Nach sorgsamer Abwägung aller in Frage kommender Verhältnisse kommt Sch. zu dem Resultat, daß die Geschichtsschreibung dem Urteil Dantes über diesen Papst sich anschließen muß.

Die Frage, inwieweit „eigenes Diktat des Herrschers in Briefen der sizilischen Kanzlei des 13. Jahrhunderts" vorliegt, untersucht Eduard Sthamer. Dem Resultat dieser Arbeit kommt insofern eine ganz besondere Bedeutung zu, weil man heute in romantischer Übertreibung allzusehr geneigt ist, aus den Herrschergestalten jener Tage Übermenschen zu machen. In nüchterner Untersuchung der Quellen kommt Sth. auf Grund der ihm so wohlvertrauten Register der Anjous in Neapel zu dem Ergebnis, daß eine beschränkte Möglichkeit wohl zugegeben werden muß, daß der „Herrscher gelegentlich selbst ganze Briefe oder Teile, die ihm wichtig erschienen, selbst formuliert und diktiert hat", aber „in der Regel werden tatsächlich die Herrscher die Erzeugnisse ihrer Kanzleien gar nicht zu Gesicht bekommen haben, so daß ein persönlicher Anteil an ihrer Abfassung, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht angenommen werden kann".

Mit der Frage „Was ist Kulturgeschichte?" beschäftigt sich Armin Tille. Sie muß „stets Zusammenfassung von Einzelerscheinungen

Digitized by Google

und deren Beleuchtung unter dem Gesichtspunkt der gegenseitigen Beeinflussung und dadurch bedingten Veränderung sein".

Den Beschluß macht Friedrich Zucker mit einer „Griechischen Urkunde oberägyptischer Herkunft aus einem Erbstreit vom Jahre 226 v. Chr.", der er eine Tafel dieser Urkunde beigibt. Sie gibt einen Einblick in die eigenartigen Erbschaftsverhältnisse jener Zeit, in der der Älteste immer zwei Erbschaftsanteile erhielt.

Willy Cohn.

Gregorovius, Ferdinand: Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Neue vollständige Ausgabe, mit 240 Lichtdrucken nach alten Vorlagen, einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Fritz Schillmann. 2 Bände, XXIII, 1524 und 1545 S. 8°. Dresden o. J. (1926), Verlag Wolfgang Jeß.

Fedor Schneider hat sein im vorigen Jahr hier angezeigtes Rombuch (vgl. Mitteilungen N. F. 14, 198) mit der Feststellung eröffnet, daß das Mittelalter wieder Mode werde. Das scheint in der Tat der Fall zu sein; denn wie könnte sonst ein Verleger es wagen, das große Lebenswerk von Ferdinand Gregorovius einem weiteren Leserkreis in höchst ansprechender Form vorzulegen? Dieser Entschluß ist auch noch aus einem anderen Grunde zu begrüßen: Nicht alle neueren Erscheinungen, die dem auf die Vergangenheit und besonders auf das Mittelalter gerichteten Wissensdrang unserer gebildeten Kreise genügen wollen, können den vollen Beifall des Historikers finden. Wird man aber heute von einem gebildeten Laien gefragt, welches Buch über mittelalterliche Geschichte zur Lektüre besonders zu empfehlen sei, so gerät man als Historiker einigermaßen in Verlegenheit. Werke wie Raumers Hohenstaufen oder allenfalls noch Giesebrechts Kaiserzeit, die vielfach noch in Büchereien unserer Väter und Großväter zu finden sind als Zeichen, daß sie dem Bedürfnis ihrer Zeit genügten, besitzen wir nicht. Das einzige neuere Buch, das als eine große historiographische Leistung bezeichnet werden darf, Haucks Kirchengeschichte Deutschlands, ist eben wegen seines Themas nicht jedermanns Sache und sicher kein Ersatz für die deutsche Geschichte des Mittelalters, die die Nation mit Recht von ihren Historikern erwarten darf. Und so verfällt man doch immer wieder auf das Buch, das neben Rankes Werken, neben Mommsens römischer und Treitschkes deutscher Geschichte zu den hervorragendsten Leistungen der deutschen Historiographie des 19. Jahrhunderts gehört: Gregorovius' Rom.

Digitized by Google

Gregorovius ist nicht eigentlich Gelehrter gewesen, sondern es erst geworden; lange dachte er daran, Dichter zu werden, und eine Biographie, die sein Verleger Cotta ihn zum 100. Geburtstag schreiben ließ (Johannes Hönig, Ferdinand Gregorovius, der Geschichtsschreiber der Stadt Rom, Stuttgart 1921), hat ihn auch vorzugweise von dieser literarischen Seite zu fassen gesucht. Sicherlich verdankt Gregorovius seinen literarischen Erfolg dieser künstlerischen Grundveranlagung. Wir besitzen Selbstzeugnisse von ihm genug, aus denen hervorgeht, daß er die Idee zu seiner Geschichte der Stadt Rom empfangen hat wie nur je ein Dichter den Gedanken zu seinem Werk, daß er sie als ein Kunstwerk, als ein „römisches Epos" angesehen wissen wollte, daß er wie ein wahrer Künstler mit der Gestaltung des Stoffes gerungen hat (vgl. das schöne Selbstzeugnis, das Schillmann S. XIV des Vorworts ganz mitteilt). Und doch ist das Werk ein gelehrtes Werk, und eben die harmonische Vereinigung von Wissenschaft und Kunst erhebt es auf jene einsame Stufe höchster Vollendung, auf der es den Platz nur mit wenigen anderen historiographischen Erzeugnissen teilt. Mag die wissenschaftliche Erkenntnis im einzelnen fortschreiten, mag manches anders und deutlicher sichtbar werden, mag sogar auch die Grundauffassung, von der aus wir das Mittelalter erfassen — und jede Geschichtsbetrachtung ist zeitlich bedingt — sich ändern: ein Werk auf dieser Höhe wird davon gar nicht berührt. Aber: so sehr weit sind wir in der Wissenschaft — wenigstens in der Stadtgeschichte Roms — gar nicht über Gregorovius hinausgekommen. Die Aufnahme, die die Geschichte der Stadt Rom bei ihrem Erscheinen in der zünftigen Kritik gefunden hat, war kühl. Vielleicht, weil Gregorovius selbst nicht zur „Zunft" gehörte und diese Spätfrucht der Romantik nicht so recht in die Zeit der auf ihren Gipfelpunkt angelangten kritischen Geschichtsforschung passen wollte. Und doch ist die Geschichte Roms durch Gregorovius auf einem festen Fundament kritischer und namentlich auch archivalischer Forschung errichtet wie nur wenige Werke ähnlicher Art. Wer je das Buch zu wissenschaftlichen Zwecken benutzt hat, der erstaunt, welche Fülle von Einzeltatsachen Gregorovius den römischen Archiven entnommen hat. Auch die Tatsache, daß das Vatikanische Archiv zu seiner Zeit noch nicht allgemein zugänglich war, hat der archivalischen Fundierung des Buches kaum geschadet; die etwas überschwenglichen Hoffnungen, die man auf die unbekannten Schätze des Papstarchivs gesetzt hatte, haben sich wenigstens für die ältere Zeit der römischen Stadtgeschichte, etwa vor 1300, nicht erfüllt, und für das spätere Mittelalter ist man auch jetzt, nach

Digitized by Google

bald 50 Jahren, nicht sehr tief in die Massen der päpstlichen Register eingedrungen, für die stadtrömische Geschichte weniger denn für andere, und vor allem in keiner Weise systematisch. Die für die Stadtgeschichte wichtigen Kirchenarchive und die großen Sammlungen der alten römischen Aristokratenfamilien hat Gregorovius fast alle gekannt und benutzt; und damit hat er das Quellenmaterial beherrscht, das auch heute noch die Grundlage für die römische Stadtgeschichte ist. Und deshalb ist für jeden, der sich mit der Geschichte der ewigen Roma beschäftigt, auch heute noch Gregorovius' Werk schlechthin Grundlage und Ausgangspunkt.

Die vorliegende Neuausgabe wendet sich — wie eingangs bemerkt: mit Recht — an ein weiteres Lesepublikum. Fritz Schillmann, der im selben Verlag 1925 die Wanderjahre Gregorovius', jene klassischen Schilderungen italienischer Landschaften, herausgegeben hat, hat auch sein großes Lebenswerk betreut. Er hat die Anmerkungen Gregorovius' zum größten Teil gestrichen, vor allem seine Verweise auf Quellen, und daran hat er gut getan; denn gerade in der Quellenedition ist seit Gregorovius viel geleistet worden, so daß seine Zitate doch zum größten Teil nicht mehr stimmen und den Unkundigen doch nur irreleiten. (Trotz aller fleißiger, von Ausländern geleisteter Arbeit besitzen wir noch keine Sammlung der älteren Urkunden zur Stadtgeschichte Roms, obwohl der Plan von italienischer Seite schon vor bald 30 Jahren aufgestellt worden ist.) An deren Stelle hat Schillmann Hinweise auf die neueste Literatur über einzelne Fragen gegeben und damit auch dem wissenschaftlichen Benutzer den Weg zu den Quellen erschlossen. Der ganze Anmerkungsapparat ist mit Seiten- und Zeilenverweisen am Schluß der Bände angebracht. Ferner hat der Herausgeber eine feinsinnige, das Wesen der Gregoroviusschen Geschichtsschreibung treffend erfassende Einleitung dem Werk vorausgeschickt und aus der Fülle des überlieferten Abbildungsmaterials an Handschriftenminiaturen, Plänen und Stichen eine höchst instruktive Auswahl getroffen, die vor dem Leser das alte Stadtbild erstehen lassen, wie es noch Gregorovius kannte vor der modernen Übertünchung durch die terza Roma. Die Zusammendrängung der ursprünglich acht Bände der Originalausgabe auf zwei Bände ist ermöglicht worden und durch Verwendung von Dünndruckpapier. Allerdings sind auch diese beiden Bände von je über 1500 Seiten recht dick ausgefallen. Der in derselben Ausstattung herausgebrachte Band der Wanderjahre gefällt mir nach Format und Umfang besser, und ich möchte annehmen, daß die Geschichte Roms auf drei Bände verteilt,

Digitized by Google

in dem etwas kleineren Format der Wanderjahre, sich noch schöner und angenehmer präsentiert hätte als in den zwei etwas schweren Bänden. Aber davon abgesehen ist die neue Ausgabe auch typographisch und buchtechnisch eine Glanzleistung, die dem Verlag zur Ehre gereicht.

Walther Holtzmann.

Cohn, Dr. Willy: Die Geschichte der sizilischen Flotte unter der Regierung Friedrichs II. (1197 bis 1250). Gr. 8°. 153 S. Breslau, Priebatschs Verlagsbuchhandlung, 1926. Mk. 10,—.

Mit der vorliegenden Arbeit bringt der Verfasser eine wesentliche Ergänzung seiner früheren Schriften über die sizilische Flotte, so daß nunmehr deren Geschichte von 1060 bis 1154 und von 1197 bis 1266 in geschlossenen Darstellungen vorliegt.

Im ersten Hauptabschnitt schildert Cohn die äußere Geschichte der Flotte unter Friedrich II., der unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Deutschland und nach Erwerbung der Kaiserkrone an den Wiederaufbau der unter der vormundschaftlichen Regierung völlig verfallenen Flotte ging. Als wichtigste Ergebnisse der Darstellung dürften festzustellen sein: Friedrich führte die Arbeit als Fachmann auf dem Gebiete des Seewesens durch, baute die Flotte durchaus in das System seines Beamtenstaates ein und blieb immer ihr eigentlicher Herr. So bedeutete sie einen wichtigen Machtfaktor in seiner Hand, den er mit Erfolg für die Zwecke seiner Politik verwandte und mittels dessen er imstande war, die seegewaltigen Venezianer und Genuesen in Schach zu halten. Daher vermochte er auch den sizilischen Handel, der zur Zeit der Vormundschaft eine Beute Genuas und Pisas geworden war, für sich zurückzugewinnen. Bis zum Tode des Kaisers behauptete die Flotte ihre Stellung.

Der zweite Hauptteil bringt eine Fülle von Einzelheiten über die innere Geschichte der Flotte und damit wertvolle Aufklärung über die Organisation und deren Leiter, z. B. über Einrichtung und Bedeutung des Admiralats, über die Inhaber dieses Amtes, wie Heinrich von Malta und Nicolinus Spinola, über Offiziere und Mannschaften, über die Grundlage der Flottenpolitik, Häfen und Werften, Schiffstypen und ihre Verwendungsmöglichkeiten u. v. a.

Cohn hat mit diesem Buche das fesselnde Bild des genialen Staufers vervollständigt, zugleich eine wenig beachtete Seite mittelalterlicher Politik in helles Licht gerückt. Es steht zu wünschen,

Digitized by Google

daß er die noch vorhandene Lücke von 1154 bis 1197 ausfüllt und damit das Bild der Entwicklung einer mittelalterlichen Flotte vervollständigt, die anders als eine moderne Flotte in ihrem Bestande und damit in ihrer Verwendungsfähigkeit einem schnellen Wechsel unterworfen ist. Friedrich Wilhelm Taube.

Grundmann, Herbert, Studien über Joachim von Floris. (Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance, herausgegeben von Walter Götz, Band 32.) 8°. IV und 212 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1927.

Um eine Äußerlichkeit vorwegzunehmen: die Namensform, die Verfasser seinem Helden im Titel und an manchen Stellen des Buches beilegt, ist nicht richtig. Die Quellen nennen das Kloster, in dem Joachim Abt war, monasterium Floris (Genetiv), ihn selbst den abbas de Flore (Ablativ) usw.; im Deutschen hätte dafür, wenn man die lateinische Form beibehalten will, der Nominativ Flos einzutreten (wie wir z. B. sagen Marius von Aventicum, nicht von Aventici). Die Bildung: Joachim von Floris ist also falsch, wenn auch frühere Autoren sie gebrauchten. Warum nicht: Joachim von Fiore? Der Mann ist nach seinem italienischen Ortsnamen bekannt genug, und wir sagen doch auch Franz von Assisi und nicht Franz von Assisium.

Aber lassen wir diesen Schönheitsfehler beiseite: es ist hocherfreulich, daß die Gedankenwelt dieses kalabresischen Denkers einen deutschen Bearbeiter gefunden hat. Grundmann verspricht (S. 5 A. 5), „in absehbarer Zeit eine kritische Ausgabe der Concordia und einiger anderer echter Schriften vorlegen zu können". Das ist ein Unternehmen, das allen Beifall verdient; denn so hoch Joachims Wirken in ihren Folgen für das Geistesleben des späteren Mittelalters gelegentlich eingeschätzt wurde, so merkwürdig wenig wußten wir im Grunde von seinen Gedanken. Das Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, die Stellung Joachims im Geistesleben des Mittelalters zu bestimmen, sein Eigentum zu sondern von dem, was besonders im 13. Jahrhundert als joachimisch galt, und vor allem sein Verhältnis zu dem von ihm vorgefundenen Gedankengut, also hauptsächlich zu der katholischen Lehre zu bestimmen, für die immer wieder die Theologie Augustins als Kronzeuge angerufen wird. Ob die Ergebnisse nicht etwa durch spätere Erkenntnisse nach tieferem Eindringen in die joachimischen Schriften durch den Verfasser selbst modifiziert werden, bleibt abzuwarten. Einstweilen sucht er die Authentizität der Sätze

Digitized by Google

und Gedanken, die er für Joachim in Anspruch nimmt, dadurch zu beweisen, daß er so weit wie irgend möglich zur Kontrolle das Protokoll der Untersuchungskommission heranzieht, die 1255 in päpstlichem Auftrag die Lehren des Abtes untersuchte.

Die Arbeit zerfällt, nach einer Einleitung, die die zu erörternden Probleme abgrenzt, in vier Abschnitte. Im ersten (S. 18—55): „Die Formen der Exegese und der Geschichtstypologie" werden die Denkformen untersucht, in denen Joachim arbeitete. Sein Ausgangspunkt ist das Studium der Bibel, das Bemühen, die heiligen Schriften richtig zu verstehen. Zwei Wege hierzu fand Joachim vor: die Allegorie, die schon seit alters der gebräuchlichste Weg der Bibelexegese war, und die Typologie, ebenfalls in der patristischen Zeit vorgebildet, aber zuerst und allein von Joachim konsequent durchgebildet. Wenn die frühere Typologie bei der Gleichsetzung von Personen, Tatsachen usw. aus dem alten und neuen Testament stehengeblieben war, so ging Joachim darüber hinaus, indem er auch die Entwicklung der neuen Zeit seit Christi Geburt bis auf seine Zeit in die Betrachtung einbezog. Dieser maßgebende Unterschied führte ihn dann zu seiner Drei-Zeitenlehre, über die im zweiten Kapitel (S. 56—118): „Weltende und Zukunftszeit" gehandelt wird.

Der fundamentale Unterschied von Joachims Lehre gegen Frühere ist, daß er nach der ersten Ära ante legem und der zweiten sub lege noch eine dritte diesseitige Ära sub gratia annahm, die von der älteren Theologie in das transzendente Jenseits, die Zeit nach dem Weltende verlegt wurde. Die Abweichung von der katholischen Lehre lag darin, daß die Möglichkeit eines vollkommenen Lebens noch im Diesseits „unter den Auspizien des heiligen Geistes" vorausgesagt wurde, was der Einmaligkeit und Endgültigkeit des Katholizismus widersprach. Neu ist vor allem auch die historische Betrachtung der christlichen Religion, die in eine große Entwicklung hineingestellt wird. Der Gedanke, die bestehenden Verhältnisse fanatisch anzugreifen, lag Joachim fern; er ordnete sie im Gegenteil als eine historische, notwendigerweise zu überschreitende Stufe in sein evolutionistisches System ein. Wie das kommende, irdische, dritte Zeitalter im einzelnen aussehen wird, darüber unterrichtet der dritte Abschnitt (S. 119—156): „Das christliche Ideal im Jenseits und Diesseits", in dem Grundmann Joachims Grundbegriffe perfectio, contemplatio, libertas und spiritus bespricht, Begriffe, die seit alters in der Theologie lebendig waren, nun aber von Joachim eine ungeheure Steigerung erfahren und so in die kommende Weltzeit projiziert wurden. Nur vor der letzten

Digitized by Google

Konſequenz, einer näheren Erklärung des Geiſtbegriffs, iſt Joachim zurückgeſchreckt; Grundmann zeigt, wie er damit gerungen hat, wie ihm aber ſchließlich doch die Erkenntnis, noch nicht zu der neuen Zeitepoche zu gehören, in der alles Wiſſen ſeiner Zeit überholt ſein würde, abgehalten hat, die letzte Tür aufzuſtoßen.

Das Bild, das wir ſo von dem kalabreſiſchen Abt gewinnen, hat nichts mehr gemein mit dem eines ſonderbaren Schwärmers und Propheten. So befremdend uns auch ſein Denkverfahren ſcheinen mag: zu ſeiner Zeit war es dies nicht, und wie ſeine konſequente Anwendung auf die Betrachtung des geſamten Geſchichtsverlaufs neu war, ſo zeigen auch die Ergebniſſe dieſer Denkoperationen eine durchaus originale und — trotz mancher Zugeſtändniſſe an die damalige Zeit und ihre Anſchauungen — in ſich geſchloſſene Leiſtung. Der letzte Abſchnitt (S. 157—192): „Das Fortleben der Joachimſchen Ideen", zeigt, daß die geiſtesgeſchichtliche Linie, in der Joachims Gedanken liegen, weniger in den nach ihm benannten italieniſchen Sekten des 13. Jahrhunderts, noch weniger in dem ſpiritualiſtiſchen Zweig des Franziskanerordens zu ſuchen iſt, als vielmehr in der franzöſiſchen Sekte der Amalrikaner und der Bewegung des „freien Geiſtes" in Deutſchland im 14. Jahrhundert, daß ſchließlich auch Cola di Rienzo Berührungen mit joachimiſchen Gedankengängen aufweiſt, wenn ſie auch bei ihm mit ganz anderem (politiſchen) Inhalt erfüllt ſind.

Zwei Exkurſe über die in deutſchen Bibliotheken vorhandenen Drucke joachimiſcher und pſeudojoachimiſcher Schriften und über die Typologie in der Kunſt beſchließen das Buch. Es iſt auch formal recht gewandt geſchrieben und ſicherlich eine wertvolle Bereicherung unſerer Literatur über die mittelalterliche Philoſophie. Wir wünſchen, den Verfaſſer noch weiter ſo erfolgreich auf dieſem dankbaren Gebiet tätig zu ſehen.

Berlin-Lichterfelde. W. Holtzmann.

Gmelin, Hermann. Perſonendarſtellungen bei den florentiniſchen Geſchichtſchreibern der Renaiſſance. (Beiträge zur Kulturgeſchichte des Mittelalters und der Renaiſſance, herausgegeben von Walter Goetz. Band 31.) 8°. 94 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1927.

Das Charakteriſtikum der italieniſchen Renaiſſance, die Hochſchätzung der Perſönlichkeit, hat auch in der Geſchichtsſchreibung durch die ſtärkere Berückſichtigung der Einzelcharaktere ihren Niederſchlag gefunden. Verfaſſer unterſucht die Perſonendarſtellungen bei den drei

Digitized by Google

wichtigsten florentinischen Historikern der Renaissance, Niccolo Machiavelli, Francesco Guicciardini und Benedetto Varchi, mit dem Bestreben, die Unterschiede in ihren Persönlichkeitsschilderungen zu erfassen und aus ihrer gesamtgeistigen Physiognomie, nicht nur aus ihrer Auffassung von der Aufgabe des Geschichtsschreibers her zu erklären. Es ergibt sich dabei, daß Machiavelli ausschließlich politisch gerichtet ist; er hat nur Interesse für den handelnden Menschen, das Wollen seiner Personen ist ihm wichtiger als Eigenschaften, „der Mensch wird dynamisch gesehen und entscheidend für die Beurteilung ist die Leistung". Stilistisch prägt sich diese Betrachtungsweise in der epigrammatischen Kürze von Machiavellis Charakteristiken aus.

Guicciardini ist nicht zu einer „einheitlichen Anschauung des Menschen" gelangt; er hat ein gewisses Maß sittlicher Forderungen, die das Erbteil einer florentisch-bürgerlichen Herkunft waren, nie überwunden. Daneben hat er aber als handelnder Staatsmann eine tiefe politische Einsicht erworben, die ihn zu eingehender politischer und psychologischer Analyse der Persönlichkeiten befähigte. Seine Schilderungen, mehr in der Form eines Plädoyers gegeben, schrecken meist vor einer geschlossenen und bestimmten Gesamtauffassung zurück und geben dafür mehr ein Bild der öffentlichen Meinung von den betreffenden Personen.

Varchi gehört schon einer neuen, mehr humanistisch als politisch gerichteten Periode an, deren Persönlichkeitsideal in den geistigen Leistungen und Fähigkeiten der Personen liegt. Dementsprechend sind seine Schilderungen auch mehr ästhetisch gefärbt; er ist der lebendigste und eindrucksvollste Personendarsteller, dessen Charakteristiken geschlossen, aber allerdings auch von einem bestimmten Ideal her gesehen sind. Der rechte Ertrag wird aus der Arbeit Gmelins erst zu ziehen sein, wenn auch die Geschichtsschreibung anderer geistiger Zentren Italiens in ähnlicher Weise durchgearbeitet sind; aber auch so bleibt diese literarhistorische Studie ein hübscher Beitrag zur Geschichte der neueren Historiographie.

Berlin-Lichterfelde. W. Holtzmann.

Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode: Anton Graf zu Stolberg-Wernigerode, ein Freund und Ratgeber König Friedrich Wilhelms IV. X und 140 S. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1926.

Eine den Durchschnitt beträchtlich überragende, 1921 aus Erich Marcks' Münchener Seminar hervorgegangene, nachträglich umge-

Digitized by Google

arbeitete Dissertation. Freilich strömten die Quellen des fürstlichen Archivs Wenigerode, des Hausarchivs der Hohenzollern, des Geheimen Staatsarchivs in Berlin und aus Privatbesitz reichlich. Der Verfasser hat daraus ein fesselndes rundes Ganze zu schaffen gewußt. Kluge Beschränkung bewahrt den Leser vor Ermüdung.

„Es konnte" — heißt es im Vorwort — „nicht die Aufgabe sein, Stolberg in dem politischen Leben seiner Zeit einen bestimmten Platz zuzuweisen. Dazu war seine staatsmännische Leistung nicht einschneidend genug, seine Stellung im öffentlichen Leben nicht immer so klar umrissen, daß sich ihre Bedeutung bis ins einzelne bestimmen ließe. Ein allgemeineres Interesse rechtfertigen in erster Linie die Beziehungen des Grafen Anton zu einer so problematischen Persönlichkeit, wie es Friedrich Wilhelm IV. war. Von dem Beginn seiner politischen Laufbahn an (1831) betrachtete sich Stolberg als treuen Vasallen des preußischen Königs, im Kampfe stellte er sich ritterlich auf die Seite seines Königs, gerade deshalb mußte er besonders bitter die Enttäuschung empfinden, als König Friedrich Wilhelm IV. vor der letzten Konsequenz seiner Doktrin zurückwich. Diese Freundschaft sollte vor allem in die geistige Sphäre der Zeit hereingestellt werden, alles übrige blieb mehr notwendiger Rahmen und Hintergrund."

Von den äußeren Schicksalen des 1785 geborenen, 1802 in die preußische Armee eingetretenen, gleich nach Waterloo als Oberstleutnant verabschiedeten jüngeren Sohnes des Grafen Christian Friedrich zu Stolberg-Wernigerode erfahren wir nur wenig. Was Graf Anton seit 1827 als Landrat in Landeshut, als Regierungspräsident in Düsseldorf, als Oberpräsident Sachsens in Magdeburg bis 1840 leistete, wird ganz summarisch zusammengefaßt, ebenso seine Tätigkeit als Wirklicher Geheimer Rat mit Sitz und Stimme im Staatsministerium und als Chef der Forst- und Domänenverwaltung in den ersten 8 Jahren der Regierung Friedrich Wilhelms IV. und als Oberstkämmerer und Minister des königlichen Hauses von 1851 bis zu seinem am 11. Februar 1854 erfolgten Tode. Antons geistige Entwicklung, seine Gedankenwelt steht durchaus im Vordergrund der Betrachtung.

Von Haus aus zu positiver Frömmigkeit erzogen, wie der preußische Kronprinz in und nach den Freiheitskriegen von der neupietistischen Erweckungsbewegung erfaßt, Männern wie Ludwig Goßner und Ignaz Lindl nahegekommen, teilte Anton Stolberg mit Friedrich Wilhelm IV. die christlich-germanische Staats- und Gesellschaftsauffassung, näherte, seit 1815 mit ihm Briefe wechselnd, sich ihm innerlich von Jahr zu Jahr mehr, wurde 1840 vollends sein Freund

Digitized by Google

und Berater. Hoffnungsvoll blickte er noch auf zum König, als andere bereits an ihm zu zweifeln begannen, und beschwor seinen Freund Cuny, „keinem der umlaufenden finsteren Gerüchte Glauben zu schenken, sondern der religiösen wahrhaft freisinnigen Richtung des Königs zu vertrauen. Der König will und wird gehen (das ist sein eigener Ausdruck). Er wird als souveräner König ohne Charte gehen und die Bedürfnisse seiner Zeit erkennen und das halten, was er ausgesprochen in den unvergeßlichen Reden zu Königsberg und Berlin". Einen vereinigten Landtag hielt Stolberg nicht für ratsam. Als Friedrich Wilhelm IV. darauf beharrte, gab Stolberg nach und machte im März 1846 den Prinzen Wilhelm in ernsten, eindringlichen Worten auf die Gefahr eines weiteren Widerstrebens aufmerksam: „wird nicht die Unfolgsamkeit sanktioniert sein?"

Ihm schien es weniger darauf anzukommen, daß politische Freiheiten gewährt, als daß wirtschaftliche Nöte gemildert wurden. Auch persönliche Opfer sollte der patriarchalische König zu diesem Zweck bringen. Das erwerbe ihm am ehesten Liebe und Vertrauen. Die Revolution wollte er 1848 unterdrücken. Das Versagen seines Herrn drückte ihn, wie eine Aufzeichnung seines Sohnes (S. 57) bezeugt, tief nieder. Mit den andern Ministern unterzeichnete er zwar gehorsam die Edikte des 17. März, bat aber dann, wie sie, um seinen Abschied. Die Krise des Gottesgnadentums war gekommen. Stolberg sah den König den Platz, auf den ihn der Höchste gestellt hatte, eigenmächtig verlassen, sah ihn die Verantwortung für Fehler, die er begangen, auf andere abwälzen, — er konnte dazu nicht schweigen, mußte Friedrich Wilhelms eigener Mahnung (17. Mai 1844) eingedenk bleiben: „Wer mein Freund sein will, muß mir schriftlich oder mündlich am besten, wenn wir allein oder unter Freunden sind, rücksichtslos seine Überzeugung sagen, sie sei für oder gegen mich oder meine Regierung. Öffentlich aber muß er auf meine und meiner Regierung Seite sich stellen." Rücksichtslos hat der den Kampf mit der Revolution für Pflicht und Notwendigkeit haltende Stolberg dem königlichen Freunde, im Herzen ihm auch weiterhin verbunden, seine wahre Meinung geschrieben. Selten dürfte ein preußischer König so freimütige Worte vernommen haben wie diese: „Die Partei der Revolution hat schon wieder die heiligsten empfindlichsten Seiten der Nation verletzt, ohne daß der König energisch eingriff." „O, mein heißgeliebter gnädiger König, beten Sie um Selbsterkenntnis und dann um göttliche Kraft, damit E. M. im Namen des Herrn nicht zu spät den richtigen Zeitpunkt erkennen, um dann unverrückt in der Kraft des Herrn mit

Digitized by Google

eiserner Konsequenz vorschreitend und ausdauernd durch die Gewalt der Waffen einen Boden gewinnen, auf welchem Sie ohne Halbheit die dauernde Ordnung der Dinge auf dem betretenen Wege einer konstitutionellen Monarchie herstellen oder für das Heil Ihres von Gott Ihnen anvertrauten Reiches zu sterben vermögen." Eventuell empfahl er, Berlin zu verlassen und sich nach Colberg zu begeben.

Die Antworten Friedrich Wilhelms IV. sind in den Beilagen wörtlich abgedruckt. Er blieb trotz seines dynastischen Ehrgeizes ein Schwächling und hoffte auf das Eingreifen Gottes. „Wir saufen jetzt die Hefen der Wiener Congreß Sünden aus, und sie sind schon herbe und bitter. Wendet der HErr aber die Trübsal, so geschieht's menschlicher Fürsicht nach durch Befestigung eines neuen, besseren vor ihm gültigen Zustandes. Ich stehe vom Gebet täglich gestärkt und freudig gemacht auf, denn meine Zuversicht zu Ihm hat neue Nahrung erhalten, die den Blick auf die eigene Sündhaftigkeit nur trüben, aber nie erschüttern kann" (14. Mai 1848). „Die Revolution will und werde ich mit den Waffen in der Hand bekriegen, sobald Gott ihre Stunde schlagen läßt" (Anfang Juni 1848). „In der 1. Schlacht um die mir von Gott anvertrauten Güter anno 50 im Jan. bin ich geschlagen. Vielleicht werde ich es auch in der 2. im Jan. 52. Nach Lützen und Bautzen folgten aber Culm, Leipzig, Paris. Und ich gebe das nicht auf, was Gott meinen Händen anvertraut hat" (19. Januar 1852).

Eine ganz eigenartige Vereinigung germanischer und preußischer Treuverhältnisse nennt der Verfasser mit Recht diese Freundschaft seines Ahnherrn und des Romantikers auf dem Throne.

Paul Haake.

Corvin, Otto von: Ein Leben voller Abenteuer. Herausgegeben und eingeleitet von Hermann Wendel. 2 Bde. 8°. 949 S. Frankfurter Societätsdruckerei G. m. b. H., Abteilung Buchverlag; Frankfurt a. M.; 1924.

Corvins Erinnerungen erschienen 1861; in dritter Auflage, vom Verfasser selbst teils verkürzt, teils ergänzt, 1880. Auf diesen beiden Ausgaben beruht die vorliegende, welche „auf das berühmte wissenschaftliche Beiwerk um so eher verzichtet, als Philologen zu Berufszwecken doch auf die erste und dritte Auflage zurückgreifen müssen." (S. 12: der Herausgeber am Schlusse seines „Geleitwortes").

Historisch nicht ohne Wert sind die Schilderungen des fünften Abschnittes (S. 411—634): Die Revolution. Corvin war General-

Digitized by Google

ſtabschef der deutſchen Legion, welche, unter Herweghs Teilhaberſchaft im März 1848 in Paris zuſammengeſtellt, über Straßburg nach Baden vorſtoßend im Gefecht von Niederdoſſenbach zerſprengt wurde. Er war 1849 der Verteidiger Raſtatts, das er dann freilich übergeben mußte; ſelbſt durch ſechsjährige Zuchthaushaft 1849—1855 büßend (6. Abſchnitt: S. 637—729), was ihn allein ſchon vor dem Vorwurf ſchützen ſollte, er hätte die Feſtung verräteriſcherweiſe übergeben. Er ſelbſt führt (in dem Vorwort zur erſten Auflage, S. 13—22) noch außerdem nicht weniger als elf andere Tatſachen auf, welche das „Widerſinnige" jener Beſchuldigung erweiſen. Überhaupt dient dieſes Vorwort der Abrechnung mit den „Demokraten", die „ihre Mißgeſchicke ſtets für die Folge eines Verrates einzelner auszugeben" pflegten (S. 18).

Jedenfalls hat Corvin ſein Leben in England und (1861—67) in Amerika (hier unter anderem als Kriegsberichterſtatter im Kampf der Nord- und Südſtaaten) neu auferbauen müſſen (7. Abſchnitt: S. 731—922). Der achte Abſchnitt, nur das Schlußkapitel enthaltend, berichtet über die Jahre 1867—80: zum Jahre 1870 über eine Begegnung mit Bismarck (S. 939/40).

Die erſten drei Abſchnitte (Das elterliche Haus; Das Kadettenhaus; Leutnantsleben) geben gute Schilderungen und veranſchaulichen manche Seiten des Lebens der Reſtaurationszeit, freilich durchaus im Sinne eines liberalen Hiſtorikers, als den ſich Corvin, im Hinblick auf ſeine „Illuſtrierte Weltgeſchichte für das Volk" bezeichnet, vermutlich ohne den darin liegenden Widerſpruch zu empfinden. Wie er ja auch aus dem preußiſchen Leutnant zum liberalen Literaten geworden, ohne ſich der daraus ergebenden Diſſonanzen recht bewußt zu werden. Der Herausgeber wird ſchon recht haben, wenn er (S. 12) meint, Corvin „hatte als Patengeſchenk des Schickſals wohl mehr Leichtſinn und Selbſtgefälligkeit als Tiefe und Gründlichkeit mitbekommen". Man darf ihn weder mit dem ein Jahrzehnt älteren Franz von Gaudy noch mit dem gleichaltrigen in ähnlicher Lage befindlichen Freunde Friedrich von Sallet vergleichen, von dem ſich S. 270 ff. ein vortrefflicher Brief findet, noch mit ſovielen der Schriftſteller und Dichter, die Corvin ſelbſt im 4. Abſchnitt (S. 267—407: „Schriftſtellerleben") unter der Bezeichnung „Literatenbildergalerie" launig und geiſtreich, freilich zumeiſt etwas äußerlich charakteriſiert. Corvin iſt im Grunde nüchterner Utilitariſt und Praktiker; er hat kaum je aus innerem Drange geſchrieben, ſondern um Geld zu verdienen; und ſofern er es aus zureichendem Grunde tat, ſo geſchah es, um die Leute aufzuklären, um

Digitized by Google

z. B. ihre „von Jugend auf eingesogenen irrigen Ansichten über die Vergangenheit" zu berichtigen. Und das traut sich ein Mann zu, der Weltgeschichte, man weiß nicht, wo und wie getrieben, aber liberal geschrieben hat. Offenbar genügte dazu der gesunde Menschenverstand, mit dem er die Sache betrachtete und den er für seine Domäne zu halten geneigt ist. („Dieser gesunde Menschenverstand ist seitdem mein einziger Führer durch das Leben gewesen": S. 369)

Erich Bleich.

Becker, Otto: Bismarck und die Einkreisung Deutschlands. Zweiter Teil. Das französisch-russische Bündnis. 8°. XX, 316 S. Berlin, Carl Heymanns Verlag, 1925.

„Bei der erzählenden Behandlung großer Begebenheiten hat der Geschichtschreiber in der eigentlichen Darstellung dem Leser, wenn irgend möglich, Analysen zu ersparen und sein Streben auf die Einheitlichkeit, Harmonie und Anschaulichkeit des Ganzen zu richten. Er hat zu erzählen, wie es gekommen ist, und nicht, wie er selbst über das Geschehene zur Klarheit zu gelangen sucht. Neuerdings macht sich eine überhebliche Geringschätzung für das „nur erzählen" geltend, die es für geistreicher hält, den Leser quer und krumm die verschlungenen Pfade analytischen Virtuosentums einherzuführen. Die Fähigkeit, zu analysieren und zu spalten, ist aber nicht immer verbunden mit einer inneren aufbauenden Kraft, mit der Gabe des Zusammenschauens und dem Vermögen, anschaulich zu gestalten. Allerdings vermag die Geschichtschreibung in der Analyse ebenso Großes zu leisten wie in der erzählenden Synthese. Jede von beiden aber hat ihre besonderen Gesetze. Was der einen zur Tugend gereicht, kann in der anderen zur Sünde werden. Die auf Einheit und lebensnahe Klarheit des Ganzen gerichtete Erzählung vermag ihre Absicht nur durch entsagungsvolle Strenge der Führung und Schlichtheit als Mittel zur Klarheit zu erreichen. An der gesuchten geistreichelnden Kompliziertheit erkennt man sicher die Grenzen der inneren Fruchtbarkeit. Die Wahrheit ist immer schlicht und echt."

So lesen wir in Otto Beckers Vorwort mit unverkennbarer Anspielung auf die Historiographie eines früheren Berliner, jetzt in Königsberg wirkenden, aus Friedrich Meineckes Schule hervorgegangenen Kollegen. Es paßt gut zu den Ausführungen Max Lenzens in dieser Zeitschrift (54. Band S. 136) am Schlusse seines Nachrufes auf Richard Sternfeld. Historie soll die Kunst des Erzählens

Digitized by Google

sein. Zu einem anschaulichen Bilde gestalte der Geschichtschreiber, was er forschend als gewiß erkannt hat.

Beckers zweiter Teil ist wie der erste eine sehr erfreuliche Leistung. Aufgebaut auf breiter solider Grundlage unter Heranziehung auch noch unbekannten Materials, in die große Publikation nicht mit aufgenommener Akten des deutschen Auswärtigen Amtes, österreichischer Relationen und Instruktionen im Wiener Staatsarchiv und der inzwischen veröffentlichten Memoiren des deutschen Botschafters in Petersburg, Generals von Schweinitz. Ruhig und klar fließt die Darstellung dahin. Besonnen wird alles geprüft, individuelle Schuld und der Zwang der allgemeinen Verhältnisse fein abgewogen, Persönliches taktvoll nur soweit berührt, wie es unbedingt erforderlich ist.

Über die Wendung 1890 urteilt Becker im wesentlichen ebenso wie Max Lenz, Deutschland im Kreis der Großmächte 1871—1914, und ich in meinen Aufsätzen „Der neue Kurs" (Zeitschrift für Politik, 15. Band, S. 320—347) und „Die deutsche Außenpolitik 1890—1898" (Forschung zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, 37. Band, S. 77—123). „Wer in der weiten, großzügigen und großherzigen Gedankenwelt der auswärtigen Politik Bismarcks gelebt hat, prallt peinlich berührt zurück von der Enge, Kleinlichkeit und Gezwungenheit der Auffassungen und Anschauungen, mit denen seine Epigonen die Beziehungen der europäischen Staaten zu verstehen suchten. Soweit bei allen diesen Argumentationen nicht wie bei Holstein persönliche Ranküne oder wie bei seinen Mitarbeitern Mangel an Mut, ihm zu widersprechen, mitspielten, blieben ihre Blicke an den formalen Bestimmungen und Abmachungen des Bismarckschen Bündnissystems haften und konnten nicht tiefer sehen bis zu den verschiedenen Lebensbedürfnissen der Staaten. Sie hielten die Bismarckschen Verträge für widerspruchsvoll und unaufrichtig, die doch nur der Verschiedenartigkeit der Lebensbedürfnisse der einzelnen Staaten und der daraus erwachsenen Verschiedenartigkeit ihrer Aufgaben angepaßt waren. Sie erklärten Bismarcks Politik für zu kompliziert. In Wirklichkeit war sie von einer ebenso genialen Einfachheit wie praktischen Großzügigkeit. So gewundener, unnatürlich komplizierter und widerspruchsvoller Gedankengänge, mit denen jetzt die Gegner der Bismarckschen Politik die Nichterneuerung des Vertrages verfochten, wäre Bismarcks Sinn für das Nächstliegende, Wesentliche und Notwendige niemals fähig gewesen. Die Politik seiner Epigonen, die eine einfache sein sollte, erregte im Auslande alsbald das größte Mißtrauen, als wäre sie der Gipfel der Verschlagenheit."

Digitized by Google

Becker wird im Recht sein, wenn er (S. 103, Anm. 2) behauptet: „Wir dürfen sagen, daß bei Fortsetzung der russischen Vertragspolitik Bismarcks die Abneigung des Zaren gegen die französischen Republikaner hingereicht hätte, das französisch-russische Bündnis zu verhindern." „Die Wege, die die russische Politik die nächste Zeit einschlug, liefern einen fast zwingenden Beweis, daß der Rückversicherungsvertrag noch viele Jahre ohne große Schwierigkeiten weiterbestehen und das Zustandekommen des Zweibundes mit Bestimmtheit noch länger als ein Jahrzehnt verhindern konnte" (S. 140/1). „Das ganze Verhalten der russischen Regierung gegenüber den französischen Vorschlägen zeigt, daß sie mit ihrer Annäherung an Frankreich kriegerische Absichten nicht verfolgte, sondern nur ihren Schutz gegen etwaige Angriffsabsichten des Dreibundes, namentlich Deutschlands im Auge hatte" (S. 115). Mit Wien suchte man sich in Petersburg jetzt vielmehr besser zu stellen, nach dem Wahlsieg der Jungtschechen im März 1891 hoffend, daß eine slawische Majorität im Wiener Reichsrat mit einem slawischen Ministerium die Grundlage für eine Annäherung Rußlands und Österreichs schaffen und zersetzend auf das deutsch-österreichische Bündnis wirken könnte. Und wenn auch die österreichischen Staatsmänner den russischen, auf Abtrennung von Deutschland gerichteten Lockrufen nicht folgten, — „es werden" (schrieb Graf Wolkenstein, der österreichische Botschafter in Petersburg, am 12. Februara 1893) „greifbarere Erscheinungen vorliegen müssen, bevor wir irgendwelche ernste Kombinationen an dieselben knüpfen können" —, so nahm doch das Mißtrauen gegen die Wilhelmstraße am Ballplatz von Jahr zu Jahr zu. „Es ist" — sagt Becker S. 178 — „als Tatsache ausgesprochen worden, daß Kalnoky nur durch den Tod Alexanders III. im Oktober 1894 davon abgehalten worden sei, ‚seine geplante Drehung zu Rußland durchzuführen'. Durch den Tod des Zaren sei ihm der Stützpunkt für diese Wendung genommen. Hierfür läßt sich ein dokumentarischer Beweis nicht erbringen. Soviel aber geht aus den unveröffentlichten Akten des Wiener Archivs aufs klarste hervor, daß am Ende des Jahres 1894 auf österreichischer Seite das Vertrauen zur Zielsicherheit der deutschen auswärtigen Politik so tief wie nur möglich gesunken war." „Man legte dem Bündnisse mit Deutschland nicht mehr den gleichen Wert bei wie zu Bismarcks Zeiten, da es bei den Mißerfolgen des Neuen Kurses der Doppelmonarchie nicht mehr genügend Sicherheit gewährte" (S. 176).

Digitized by Google

Wilhelm II., Caprivi, Marschall, Holstein hofften nach Bismarcks Sturz, England in engere Beziehungen zu Deutschland zu bringen. Wie weit sich die letzteren durch den Toast, den der Kaiser am 22. März auf die deutsch-britische Waffenbrüderschaft von Waterloo ausbrachte, und vielleicht noch andere impulsive Äußerungen des jungen Monarchen in diese Richtung drängen ließen, wie weit rein sachliche Erwägungen sie dazu bestimmten, — das englische Angebot Helgolands hat ihnen die Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages vollends erleichtert —, wird von Becker nicht erörtert, ist auch heute noch nicht sicher festzustellen. Auf keinen Fall hatten die Männer des Neuen Kurses ein Recht, sich auf Bismarck zu berufen, weil auch er 1889 Helgoland zu erwerben wünschte und Salisbury ein Bündnis vorschlug. „Bismarck wollte England ebensowenig wie die Türkei in das Bündnis der Mittelmächte aufnehmen, da Deutschland seine Entschließungen über Krieg und Frieden mit Rußland nicht von England oder der Türkei abhängig machen dürfe. Auch ein Sonderbündnis Deutschlands mit England wollte er nur gegen Frankreich, nicht aber gegen Rußland schließen". Machte das Anschwellen des Panslawismus dort gute Nachbarschaft mit Deutschland unmöglich, dann freilich dachte auch Bismarck an einen Systemwechsel in Bulgarien, in Konstantinopel, für den äußersten Fall sogar in Polen an ein antirussisches Bündnis mit England. „Die Kursveränderung seiner Nachfolger in den Fragen des nahen Ostens stellte dagegen ein unklares, zielloses, widerstrebendes Abgleiten aus der bisherigen Richtung dar." „Für den Fall, daß England ganz bestimmte vertragsmäßige Verpflichtungen auf sich nehmen oder gar den Krieg beginnen würde, waren Caprivi und Marschall zu einem Bündnisse mit England bereit, das sich nicht nur gegen Frankreich, sondern auch gegen Rußland richten sollte." „Caprivi verfolgte, offenbar unter Holsteins Einfluß, zwei Ziele zu gleicher Zeit. Er hielt fest an seinem bisherigen Ziele, Englands Beitritt zum Dreibunde durch schriftlichen, auch künftige Kabinette bindenden Vertrag. Gleichzeitig aber proklamierte er als Deutschlands Ziel das Abrücken Rußlands von Frankreich. Bismarck hat klar erkannt, daß beides zugleich nicht möglich sei, und deshalb den Beitritt Englands zum Dreibunde abgelehnt. Da Caprivi nicht die Voraussetzungen erkannte, die jedes seiner beiden Ziele erforderte, konnte er auch keines von beiden erreichen." „Es erweckte ein peinliches Gefühl zu verfolgen, wie sehr damals die Männer der Wilhelmstraße mit ihren spitzfindigen Erwägungen und juristischen

Digitized by Google

Argumenten an gesundem politischen Instinkte und staatsmännischer Einsicht hinter dem Grafen Kalnoky zurückstanden."

Mit der Ausarbeitung des 3. Teils will Becker noch etwas anhalten. Da jetzt England seine Akten zur Vorgeschichte des Weltkrieges zu veröffentlichen beginnt, mit gutem Recht. Paul Haake.

Ritter, Gerhard: Bismarcks Verhältnis zu England und die Politik des „Neuen Kurses". Einzelschriften zur Politik und Geschichte, herausgegeben von Dr. Hans Roeseler. 7. Schrift. 8°. 71 S. Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, 1924.

Diese vortreffliche Erweiterung eines 1924 im Archiv für Politik und Geschichte erschienenen Aufsatzes legt im Gegensatz zu F. Rachfahls Auffassung, Bismarck habe zeitlebens nach einem Bündnis mit den Briten gestrebt, das Schwergewicht auf die vom Kanzler immer wieder ausgesprochene Überzeugung, es sei äußerst schwierig, wenn nicht unmöglich, mit einer Macht zu festen, tragbaren Allianzen zu kommen, deren Regierung von wechselnden parlamentarischen Mehrheiten abhängig sei. England hielt sich von allen Händeln der kontinentalen Politik so fern als irgend möglich. Bismarck blieb nichts übrig als die Anlehnung an Rußland, „es sei denn, daß es ihm gelang, die Selbstisolierung Englands zu durchbrechen, den Inselstaat als lebendig wirkende Gegenkraft in die Dynamik der europäischen Mächte wieder einzuschalten. Alles, was man als englische Bündnispolitik Bismarcks bezeichnet hat, stellt einfach diesen Versuch dar". „Ein wahres Verhältnis zu England, eine platonische Freundschaft gleichsam, war ihm jederzeit im höchsten Maße erwünscht, um damit Rußland zu schrecken und etwaige Herrengelüste dieses mächtigen Nachbarn und Bundesgenossen im Zaum zu halten. Eine förmliche und unmittelbare Allianz dagegen, selbst wenn er auf ihre Zuverlässigkeit hätte bauen dürfen, konnte er so lange nicht brauchen, als ein endgültiger Bruch mit Rußland noch nicht unvermeidlich, das Zustandekommen eines französisch-russischen Zweibundes noch nicht entschieden war. Bis dahin hätte der Abschluß einer solchen Allianz mehr Gefahr als Nutzen bedeutet. Denn wozu hätte Deutschland die vertragliche Bindung an England nötig gehabt, solange es freie Hand auf dem Kontinent besaß, d. h. solange die Gefahr eines doppelten Flankendrucks von Osten und Westen noch nicht aktuell geworden war? Wir brauchten das englische Bündnis nicht, aber England brauchte uns, und zwar um so mehr, je stärker es im nahen oder fernen

Digitized by Google

Orient, in Asien oder in Afrika mit den anderen europäischen Großmächten zusammenstieß. Darauf baute die Bismarcksche Politik der 80er Jahre. Sie ist die nicht genug zu bewundernde technische Höchstleistung seiner Staatskunst gewesen."

Am 21. Juni 1889 schrieb Bismarck: „Wir brauchen England, wenn der Friede noch etwas erhalten werden soll." Die Lage hatte sich inzwischen stark zum Nachteil Deutschlands verschoben. Im Januar 1889 ließ der Kanzler Salisbury ein gegenseitiges Defensivbündnis anbieten. Das freundschaftliche Verhältnis zu Rußland sollte das alte bleiben. Frankreich allein war der Feind, vor dem es galt auf der Hut zu sein. Es sollte eingekreist werden. (Vergleiche meine Ausführungen im 36. Bande der Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, S. 98—124.)

Ritter wirft dann einen Blick auf die Englandpolitik des neuen Kurses. Auch er meint: „Die Preisgabe jeder förmlichen Bindung Rußlands wurde für die fernere Gestaltung der deutschen Bündnispolitik schlechthin zum Verhängnis." „Indem unsere Politik den Hebel aus der Hand gab, mit dem wir Rußland in der von uns gewünschten Richtung bewegen konnten, verlor sie zugleich ihr stärkstes Druckmittel im diplomatischen Verkehr mit England. Wir selber legten den Grund zu jener veränderten europäischen Konstellation, in der es in Englands Belieben stand, ob es uns zu Feinden haben wollte oder nicht, in der es freie Hand gewann zwischen den beiden Mächtegruppen des Kontinents." „Bei gutem Willen der deutschen Diplomatie hätte sich irgendein Weg finden müssen, um Rußland zu beruhigen und Herrn von Giers die Möglichkeit zu geben, seine deutschfreundliche Politik auch weiterhin gegen die französisch-panslawistischen Bestrebungen durchzusetzen, ohne daß wir uns damit vor den Bundesgenossen zu kompromittieren brauchten." Wir stimmen dem zu.

Mit einer scharfen Kritik Holsteins und der von ihm 1895 inspirierten Annäherung an Rußland-Frankreich schließt Ritter. Daß das Krügertelegramm auf das persönliche Schuldkonto des Kaisers zu setzen ist, wie ich 1925 in den Velhagen & Klasingschen Monatsheften zeigte, wußte Ritter bei der Niederschrift seines Essais noch nicht. Er klingt aus in einer kurzen Erörterung der deutsch-englischen Bündnisverhandlungen von 1901. Die Briten ließen sich nur für eine Allianz gewinnen, wenn Deutschland Österreich preisgab. Bülow und Holstein lehnten das ab. „Nicht daß die Berliner Diplomatie es unterließ, sich England an den Hals zu werfen, wird uns bedenklich stimmen, sondern daß sie fortfuhr, nach alten, überlieferten Methoden kontinen-

Digitized by Google

tale Bündnispolitik zu treiben, statt neue, eigene, schöpferische Gedanken zu entwickeln." Bis zuletzt vorsichtig abwägend, entläßt so Ritter den Leser in nachdenklicher Stimmung. Erst wenn auch die englischen Akten zur Vorgeschichte des Weltkrieges, die jetzt zu erscheinen beginnen, vorliegen werden, wird es vielleicht möglich sein, den Zipfel des Gewandes der durch die Geschichte schreitenden Gottheit zu erfassen und tieferen Einblick in diese Zusammenhänge zu gewinnen.

Paul Haake.

Aus dem Briefwechsel des Generalfeldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee. Erster Band: Die Berliner Jahre 1886—1891. Herausgegeben von Heinrich Otto Meisner. 8°. XXVIII und 446 S. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Berlin und Leipzig 1928.

Eine interessante und wertvolle Ergänzung zu den auch von Meisner herausgegebenen Denkwürdigkeiten Waldersees. 275 Briefe machen den Inhalt dieses 1. Bandes aus. Unter den Absendern befinden sich Moltke, Blumenthal, Albedyll, Verdy du Vernois, die Militärattachés Engelbrecht, Deines, Graf Schmettau, Frhr. v. d. Goltz, Müller, Generalkonsul v. Rechenberg, Philipp Eulenburg, Graf Münster, Holstein, Kiderlen, Miquel, Stöcker, Großherzog Friedrich von Baden, Kaiserin Auguste Viktoria, ihr Gatte, Waldersee selbst und andere. Auch Herbert Bismarck, sein Bruder Wilhelm und ihr Vater kommen je einmal zum Worte.

Werden auch viele Themata von ihnen besprochen, — am häufigsten umkreisen ihre Gedanken doch die Frage der Ratsamkeit eines Präventivkrieges. Wie ein Leitmotiv durchklingt dies Wort den ganzen ersten Band. Schon am 23. September 1886 schrieb Freiherr Colmar von der Goltz aus Konstantinopel an Waldersee: „Nötig wird ein zweiter französischer Krieg ja doch wohl werden, und je früher er unternommen wird, desto besser." Auch Moltke meinte im November, es wäre für Deutschland das Vorteilhafteste, könnte es von der jetzigen Überlegenheit baldmöglichst Gebrauch machen, fügte aber hinzu: „Wenn der leitende Staatsmann der Ansicht ist, daß für einen solchen Gebrauch die politischen Verhältnisse nicht günstig sind, dann hat die Heeresleitung vorläufig keine andere Aufgabe, als mit den gebotenen Mitteln still und nachhaltig an der Vervollkommnung der Armee zu arbeiten, um sie für den Entscheidungsmoment kriegstüchtig zu erhalten . . . Die Heeresleitung ist nur der Arm des politischen Gedankens." Damit wollte sich der General Freiherr von Loë nicht

Digitized by Google

bescheiden; er politisierte am 6. April 1887 also: „Die Annexion von Elsaß-Lothringen einerseits, unsere Orientpolitik seit dem russisch-türkischen Kriege andererseits haben für uns eine Zwickmühle zwischen Frankreich und Rußland geschaffen, welche, je länger, um so unbequemer wird, und aus welcher wir um jeden Preis heraus müssen. Mit jedem Tage wächst die militärische Macht beider Länder und ihre gegenseitige Attraktionskraft, während unsere Unentschlossenheit Rußlands Unverschämtheit stärkt und unsere möglichen Alliierten — Österreich, England, Italien, die Türkei, die Balkanstaaten — verwirrt und entmutigt. Um aus der Zwickmühle herauszukommen, müssen wir im Westen eine aktive, energische Politik treiben, ohne daß wir äußerlich als die Friedensstörer erscheinen, d. h. wir müssen den dermaligen russischen Heißhunger und Wutkoller, über Bulgarien herzufallen, steigern und erhitzen; wir müssen, indem wir nur für die Aufrechterhaltung der Verträge eintreten und die Friedensrolle aufrecht erhalten, die Explosion am Balkan zu schüren, Österreich, Italien, die Türkei — womöglich England — dort zu verbinden suchen, Rußland in einen Krieg an seiner Südgrenze verwickeln, und wenn der Tanz im Gange ist, den Fürsten Alexander von Bulgarien auf den Schild heben. Dann ist die militärische Situation für uns eine hervorragend günstige: Rußland wird in einen Krieg verwickelt, welcher ihm verbietet, Frankreich zu Hilfe zu kommen, und dann können wir mit Boulanger, falls er Lust haben sollte, abrechnen."

Als nach der Wahl des Koburgers zum Fürsten von Bulgarien der österreichisch-russische Gegensatz sich mehr und mehr verschärfte, wurden die Militärs noch nervöser. Waldersee, durch die Truppenbewegungen an der Ostgrenze beunruhigt, schrieb am 16. November 1887 an den Warschauer Generalkonsul Frh. von Rechenberg: „Glauben Sie mir, Rußland ist in voller Vorbereitung eines Krieges, der im Frühjahr ausbrechen soll! Ich denke mir, daß wir gut tun, die Melodie ‚noch ist Polen nicht verloren' in Musik zu setzen." Und ähnlich Loë elf Tage später. Der Wiener Militärattaché Major von Deines beantragte eine Erweiterung des deutsch-österreichischen Bündnisses: „Ich möchte ganz gehorsamst glauben, daß man einer Revision das casus foederis, der im direkten Widerspruch zu den militärischen Interessen steht, näher treten sollte. Will man den Frieden durchaus erhalten, so wird das eher gelingen, wenn wir und Österreich unter allen Umständen zusammen schlagen." (3. Dezember 1887). Bismarck sagte nein, aber überzeugen konnte er

Digitized by Google

die Militärs nicht, Verdy du Vernois' Brief vom 16. Februar 1888 beweist es und Waldersees Wettern am 18. April: „Ich halte für zweifellos, daß sich der Krieg entwickeln muß und beklage tief unser Verhalten, mit dem ich schon seit dem Herbst nicht einverstanden bin. So wie die Sache jetzt läuft, geben wir einen Trumpf nach dem andern aus der Hand."

Waldersee setzte die größten Hoffnungen auf den Prinzen Wilhelm und richtete Verdy auf mit den Worten: „Sind wir erst so weit, daß die Kanonen donnern, so verschwinden die Herren von der Phrase, und die ordentlichen Leute kommen auf die Bühne, und bin ich sehr zuversichtlich, daß wir unsere Sache gut machen werden. Halte Dir daher auch guten Humor, alter Freund! Unsere Zeit kommt bald." Einer äußerlichen Versöhnung mit Bismarck nach dem Tode Kaiser Friedrichs folgte rasch neue Entfremdung. Auch Loës Antipathien, des vaterlandstreuen Katholiken, der nicht Reichsfeind gescholten werden wollte, wuchsen von Woche zu Woche. Erkannten beide im März 1889 Bismarcks Ansehen im Auslande noch als einen wertvollen Aktivposten an, so begannen sie seit dem Mai offenbar die Kugel ins Rollen zu bringen und auf seinen Sturz hinzuarbeiten. Am 29. Mai 1889 schrieb Waldersee an Rechenberg: „Mit den Russen kommen wir nach meiner festen Überzeugung bald auf den richtigen Weg, denn sehr langsam allerdings, aber nach meiner Ansicht konsequent, macht sich der Kanzler klarer, daß mit den Leuten nichts mehr auf gütlichem Wege zu machen ist. Es wird ihm dies recht sauer und ist er auch noch nicht so weit, es auszusprechen; er fühlt es aber. S. M. hat sein Urteil schon seit geraumer Zeit abgeschlossen, und werden wir die noch vor uns liegende freie Zeit eifrig benutzen. Eine große Hilfe darin ist der neue Kriegsminister (Verdy), wir sind völlig einig und halten fest zusammen, und ist es dem Kaiser angenehm. Allmählich gewinnt der Kaiser mehr an Sicherheit und geht unverkennbar, aber doch auch folgerecht die gewaltige Stellung des Kanzlers zurück. Der Fürst fühlt sich nicht mehr frisch genug zu fechten und gibt resigniert dem Kaiser in den meisten Fragen nach." Holstein, Morgenluft witternd, hieb in dieselbe Kerbe — vergleiche die Nachschrift zu seinem Brief an Waldersee vom 2. Juli 1889: „Gerade auf die Art wird S. M. allmählich eine Stellung gegenüber S. D. (Bismarck) gewinnen; rücksichtsvoll, nichts brüskieren, aber zähe. S. M. hat schon Terrain gewonnen in den letzten Zeiten."

Der Großherzog von Baden, Miquel und andere begannen sich gleichfalls schon im Sommer 1889 vom Kanzler mehr und mehr ab-

Digitized by Google

zuwenden. Am 30. Januar 1890 aber erklärte der General von Stosch, ein Freund Miquels, Bismarck geradezu für einen Hemmschuh in Deutschlands und Preußens Entwicklung: „Die Kriegerkaste hat von jeher die Welt regiert. Bei der großen Macht des Kanzlers muß dieser des Kaisers Leuten entstammen, d. h. Militär sein. Sie (Waldersee) sind der Mann der Nachfolge." Als es Caprivi geworden war, gab Oberstleutnant von Deines seiner Befriedigung Ausdruck in den Worten: „Viele Menschen, besonders auch die Mehrzahl unserer Diplomaten, sehen der Welt Untergang nahen. Die kennen eben nur den auswärtigen Bismarck, der ja — so wie er war — nicht ersetzt werden wird, der aber auch nicht mehr nötig ist; er hat die Bahn frei gemacht, und um die Händel der ganzen Welt brauchen wir uns ja nicht zu kümmern. Im Innern aber war doch manches recht faul und das Cliquenwesen doch sehr ausgebildet."

Ein Krieg, Ausgangs der 80er oder Anfangs der 90er Jahre herbeigeführt, wäre wohl von Deutschland gewonnen worden. Dennoch wird der Historiker sich auf Bismarcks Standpunkt stellen müssen, der auch bei weiterer Annäherung Frankreichs und Rußlands das Spiel noch nicht verloren geben zu brauchen meinte. Erst seine Nachfolger verloren es. Waldersees und seiner Freunde Briefe, des Freiherrn von Loë's „Broschüren" vor allem, bleiben doch, auch wenn ihre Verfasser mit Prophetenaugen in die Zukunft schauten, wie sie Loë selbst charakterisiert hat, „dilettantische Spaziergänge" in der inneren und äußeren Politik.

Paul Haake.

Sturzo, Don Luigi: Italien und der Fascismus. 8°. 284 S. Köln, Gildeverlag, 1926.

Don Sturzo ist der Führer der erst 1919 gegründeten katholisch-demokratischen Partei Italiens, die etwa dem deutschen Zentrum oder den österreichischen Christlich-Sozialen entspricht. Seine Partei, die „Populari", besteht als Organisation in Italien heute nicht mehr, da der Fascismus alle nicht fascistischen politischen Organisationen rücksichtslos vernichtet und die Führer außer Landes vertrieben hat. Das Buch Don Sturzos gehört der Literaturgattung der politischen Publizistik an; es ist für uns deshalb von besonderem Interesse, da der Fascismus in seiner neuesten Entwicklung jede kritische Meinungsäußerung im Lande selbst ohne Ausnahme verhindert und die oppositionelle Presse vernichtet hat. Wir sind daher für die Kenntnis der Kritik des Fascismus und seiner Taten fast ausschließlich auf die Emigrantenpresse, vor allem auf den bis vor kurzem in Paris erscheinen-

Digitized by Google

den Corriere degli Italiani angewiesen. Gehen diese Fragen zunächst und in erster Linie die Tagespolitik an, so bietet das Buch Don Sturzos aber darüber hinaus Aufschlüsse, die auch für den Historiker, der den Fascismus als historische Erscheinung betrachtet, von Wert und Interesse sind. Nur darf man bei seiner Beurteilung nicht außer acht lassen, daß diese Kritik des Fascismus vom gegnerischen Parteistandpunkt aus geschrieben ist und daß sie eine auf das Ausland berechnete Aufklärungsschrift ist.

Der eigentlichen Kritik des Fascismus schickt Sturzo eine hier vorwiegend interessierende Vorgeschichte voraus, in der er sich Rechenschaft ablegt über die Momente, die dem fascistischen Experiment zum Erfolg verholfen haben. Die Hauptursache sieht er in der „Krisis der politischen Klasse", wie er die Erscheinung nennt. Sie besteht darin, daß die seit der Gründung des neuen Königreichs herrschenden Parteien trotz liberalen Namens in konservativer Grundeinstellung verharrten, begünstigt durch ein Censuswahlrecht, und gestützt auf eine übermächtige, zentralistische Bürokratie es versäumte, sich im Gegensatz zu oder in Assimilation mit den neu emporkommenden Kräften ideell zu erneuern. Diese neu emporkommenden Kräfte sind die Arbeiterpartei, die Organisation der Industrie und die sozial-katholische Richtung, wozu nach dem Krieg noch der Fascismus kam. Schon vor dem Krieg hat sich diese Krisis der herrschenden Klasse angebahnt; Schritt für Schritt haben die ungesetzlichen Gewalten die Regierung zur Kapitulation gezwungen, erst der Nationalismus, der Italiens Eintritt in den Krieg erzwang und unter D'Annunzio das Fiumeabenteuer inszenierte, dann der Sozialismus in der Besetzung der Fabriken 1920 und schließlich der Fascismus. Die Frage ist, weshalb gerade der Fascismus sich endgültig durchsetzte. Die Antwort darauf ist in der Uneinigkeit des Sozialismus zu suchen, der wegen seiner antikirchlichen Haltung schon zu Beginn des Jahrhunderts von der Regierung begünstigt und in einen Revisionismus hineingetrieben wurde, der schließlich, als nach dem Krieg die bolschewistische Welle nach Italien hinüberschlug, seine Tatkraft lähmte und die Partei zersetzte. Die christlich-soziale Partei der Populari, deren Haupt Sturzo war, war doch wohl zu jung, um in dem Wirrwarr der Nachkriegsjahre eine entscheidende Rolle zu spielen. Die alte Klasse hat sich selbst das Grab geschaufelt, indem Giolitti die Fascisten 1920 gegen die bolschewistische Gefahr mobil machte. Nach Sturzos Ansicht war das schon deshalb ein Fehler, weil der Höhepunkt der bolschewistischen Gefahr nach der Besetzung der Fabriken durch die Arbeiter und nach der darauffol-

Digitized by Google

genden Einigung mit der Regierung schon überschritten und die Bolschewistenfurcht im Winter 1920 nur eine Massensuggestion war. Jedenfalls erstarkte der Fascismus bei seinen von den Regierungen Giolitti und Facta gebilligten Terrorakten in Oberitalien und erwarb sich dadurch die Unterstützung der konservativen, vor allem der kapitalistischen Kreise im Industriegebiet der Lombardei und Piemonts. So kam es zum Handstreich auf Rom und zur Errichtung der fascistischen Diktatur. Zunächst machte allerdings Mussolini noch den Versuch einer Koalitionsregierung, und in den ersten 1½ Jahren der fascistischen Herrschaft hätte noch die Möglichkeit einer Umbiegung des Fascismus in gesetzliche Formen bestanden; daß dies nicht gelang, das liegt doch wohl an der mangelnden Einsicht der Oppositionsführer in die Gefährlichkeit und die Dauer der fascistischen Maßnahmen, an der inneren Uneinigkeit und an dem Mangel einer Persönlichkeit, die es an demagogischer Wirkung und Tatkraft mit Mussolini hätte aufnehmen können. So ging auch der Matteottimord vorüber, ohne etwas anderes als einen taktischen Zusammenschluß der Opposition herbeizuführen, den sogenannten Aventin, und auch dieser hat nur dazu gedient, die Gegensätze klarer herauszuarbeiten und die Erkenntnis zu vertiefen, daß eine Rückkehr der alten herrschenden Klasse unmöglich ist. Heute ist die Lage so, daß Italien in Fascisten und Antifascisten zerfällt, von denen die zweiten nicht nur politisch völlig entrechtet sind, sondern auch in ihren Meinungsäußerungen aufs schärfste verfolgt werden. „Der Instinkt der Selbsterhaltung treibt den Fascismus zur Errichtung eines Gewaltsystems, das der ausschließliche und einzige Ausdruck des Landes sein soll. Das führt zur Unterdrückung seines Gegners um jeden Preis" (S. 207). Don Sturzo ist der Meinung, daß der Fascismus eine vorübergehende Ausnahmeerscheinung ist, ebenso wie der Bolschewismus in Rußland, daß er sich den liberaldemokratischen Tendenzen der Zeit auf die Dauer nicht widersetzen könne. In der Tat scheint das Freiheitsprinzip, das die Antifascisten auf ihre Fahnen geschrieben haben, der gefährlichste Konkurrent der fascistischen Ideologie zu sein. Recht interessant ist es, daß Sturzo den angelsächsischen Völkern eine große Bedeutung in der künftigen Entwicklung Italiens zuweist, wenn sie nämlich ihre strengen Prohibitionsgesetze gegen die Einwanderung aufheben und so für den jährlich steigenden Bevölkerungsüberschuß eine Auswanderungsmöglichkeit erschließen. Doch das sind schon Dinge, die völlig in das Gebiet der Publizistik gehören. — Das Buch ist für jeden deutschen Freund und Kenner Italiens eine lehrreiche Lektüre und geeignet, mit den

Digitized by Google

auch in Deutschland verbreiteten, von der faszistischen Propaganda geflissentlich geförderten Vorstellungen von den großen Errungenschaften des neuen Regimes etwas aufzuräumen. Es geht nicht an, dieses Land und seine Regierung nur nach der Pünktlichkeit der Schnellzüge, nach dem mehr oder minder großen Straßenschmutz oder nach dem Vorhandensein oder Fehlen von Bettlern und ähnlichen Dingen zu beurteilen, die dem Vergnügungsreisenden in die Augen fallen; wer länger im heutigen Italien gelebt hat, wird die weniger günstigen Seiten, die Don Sturzo in seinem Bild hervortreten läßt, nur zu berechtigt finden; er wird aber auch bei der Leidenschaft, mit der gerade in Italien politische Fragen erörtert werden, dem ruhigen, akademischen Ton des Buches seine Bewunderung nicht versagen können.

Walther Holtzmann.

Schulte, Aloys: Tausend Jahre deutscher Geschichte und deutscher Kultur am Rhein. Im Auftrage des Provinzialausschusses der Rheinprovinz bearbeitet von M. Braubach, P. Clemen, W. Poethen, Al. Schultze, Frz. Steinbach, Alex. Wirminghaus, herausgegeben von A. Sch. Mit 31 Tafeln, 4 Karten und 1 Stammtafel. Gr. 8°. VIII, 527 S. Düsseldorf, Schwann. 1925. Geb. Mk 16.—

Unter den zahlreichen Festschriften, die die Jahrtausendfeier der Rheinlande hervorgerufen hat, nimmt der vorliegende stattliche Band einen Ehrenplatz ein; er erhebt sich weit über das Niveau einer Gelegenheitsschrift. Der Provinzialausschuß der Rheinprovinz konnte ja auch keinen geeigneteren Herausgeber wählen als den mit der Geschichte seiner engeren Heimat so innig vertrauten Historiker der Bonner Universität. Den Löwenanteil des Buches hat er beigesteuert: von 90 Abschnitten sind nicht weniger als 64 aus seiner Feder. Von seinen Mitarbeitern hat der Provinzialkonservator, P. Clemen, die rheinische Kunst, W. Poethen die Dichtung, Al. Wirminghaus die Wirtschaftsgeschichte seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, Frz. Steinbach die Agrarverhältnisse, und M. Braubach neben einem Abschnitt über Beethoven die Zeit der Franzosenherrschaft zur Darstellung gebracht. Mit Ausnahme der Zeit von 1789—1813 hat also Schulte die gesamte geschichtliche Entwicklung, mit Einschluß des Wirtschaftslebens bis an die Schwelle des 19. Jahrhunderts, gezeichnet. Damit ist die Gefahr solcher Sammelwerke vermieden: vor unseren Augen ersteht das Bild eines Meisters, nicht ein Mosaikbild, bei dem auch höchste Kunst die feinen Fugen nicht beseitigen kann.

Digitized by Google

Es ist stets mißlich, die Geschichte und Kultur eines Landesteiles darzustellen, der nicht durch natürliche Grenzen oder durch eine auf geschichtliche Ursachen zurückzuführende längere Entfremdung eine Sonderart entwickelt hat wie etwa Schlesien, Schleswig-Holstein, Ostpreußen. Beim Rheinland, das ja seit Karl dem Großen stets in engsten Beziehungen zum übrigen Deutschland gestanden hat, liegt die Sache doch anders. Es ist im Mittelalter das Herz Deutschlands, von dem höhere Kultur und Gesittung in die östlichen und nördlichen Gebiete strömte, in dem auch lange Zeit der politische Mittelpunkt des Deutschen Reiches lag. Beweis dafür ist schon, daß von den sieben Kurfürsten vier am Rhein saßen. Als es dann durch die kleinstaatliche Zersplitterung in politische Ohnmacht verfiel und gegen die auf dem östlichen Kolonialboden emporstrebenden Staaten zurücktreten mußte, hat es doch durch die städtische Entwicklung, durch seine Lage an der großen nordsüdlichen Handelsstraße und vor allem durch seine Mittlerstellung zwischen Deutschland und Frankreich eine bedeutsame Rolle gespielt und eine Sonderstellung eingenommen. Zwar wird man die ganze Bedeutung des Rheinlandes erst erkennen, wenn man auch die oberrheinische Tiefebene in die Betrachtung hineinzieht, aber Schulte hebt mit Recht hervor, daß Hunsrück und Taunus doch eine wichtige Trennungslinie bilden, so daß die gesonderte Behandlung der nördlichen Rheinlande berechtigt erscheint.

Das Werk beginnt mit den Ereignissen des Jahres 925 und schafft durch die Schilderung der geographischen Bedingungen, des Volkes und der kulturellen Zustände die Grundlage für die Darstellung der weiteren Entwicklung. Diese wird stets in die gesamtdeutsche hineingestellt, und es ist von hohem Interesse, die mittelalterliche Kaiserzeit, die Zeit der Vorherrschaft der Kurfürsten, Reformation und Gegenreformation, Absolutismus und Aufklärung in ihren Beziehungen zum Rheinland zu betrachten, Wirkung und Gegenwirkung zu verfolgen und gegeneinander abzuschätzen. Besonders wertvoll und aufschlußreich sind die Abschnitte über die soziale und wirtschaftliche Gliederung sowie über die allmähliche Ausbildung der Territorien und ihr Verhältnis zu Reichsgut und Reichsregiment. Die Tatsache, daß die drei wichtigsten Erzbistümer im Rheinland lagen, hat bei dem großen Einfluß der Erzbischöfe auf die Reichsregierung und auf die Wahl der Könige zur Zurückdrängung der Reichsinteressen und zur Aufsaugung des Reichsguts erheblich beigetragen. Zugleich ist dadurch das Aufkommen einer starken Territorialgewalt verhindert und die Bildung einer Unzahl kleiner Herrschaften befördert worden. Schulte hebt auch

Digitized by Google

hervor, wie das wirtschaftliche Leben durch die Kleinstaaterei eingeschnürt und der Verkehr auf dem Rhein, der großen Lebensader des Landes, durch die zahllosen Zollstellen rücksichtslos unterbunden wurde. Ganz hat sich die verhängnisvolle Wirkung dieser Auflösung der Staatsgewalt erst im Zeitalter des Absolutismus und der Aufklärung gezeigt, als die Reichslande zu politischer Bedeutungslosigkeit herabsanken und ein Zerrbild staatlichen Lebens darboten. Damals erst sind auch für Handel und Gewerbe traurige Zeiten gekommen, ein wirtschaftlicher Tiefstand ist für die Mitte des 18. Jahrhunderts festzustellen, der seine Gründe neben dem Zurückgehen des Nord- und Ostseehandels infolge der Entdeckung Amerikas und der ewigen Kriege und Unruhen namentlich auch in den Niederlanden doch auch in den trostlosen politischen Zuständen hatte, was bei Schulte (S. 305 ff.) nicht scharf genug hervortritt. Doch hebt er demgegenüber mit Recht die Befruchtung der Wirtschaft durch die infolge der religiösen Bedrückung aus den westlichen Monarchien ausgewanderten Protestanten hervor. Als Beispiel der wirtschaftlichen Depression führt Schulte die traurige Lage Kölns Ende des 18. Jahrhunderts an, das nur noch gegen 50 000 Einwohner hatte, von denen nicht wenige vom Bettel lebten.

Das 19. Jahrhundert brachte dann den wirtschaftlichen Aufschwung unter der gerechten und sparsamen preußischen Regierung, die nicht nur Ruhe und Ordnung im Lande herstellte, sondern auch durch Beseitigung der Zollschranken im Innern, Bau von Kunststraßen, Unterstützung der Industrie und des Handels Betriebsamkeit und Wagemut weckte. Die Segnungen einer geordneten Verwaltung, die die Rheinländer jetzt empfanden, haben allmählich auch die Abneigung gegen das ihnen zunächst unsympathische Preußentum überwunden. So konnten die großen Erfindungen der Technik in vollem Umfange ausgenutzt werden. Schulte entwirft ein lebendiges Bild der preußischen Verwaltung nach 1815 und zeigt ihren segensreichen Einfluß auf allen Gebieten auf (S. 327 ff.). Die Entwicklung der Wirtschaft im besonderen zeichnet A. Wirminghaus in den letzten Kapiteln (S. 463—523).

Die in die Darstellung der politischen Geschichte eingeschobenen Abschnitte über die rheinische Kunst und das rheinische Geistesleben sind vorzüglich geeignet, den großen Anteil der Rheinlande an der deutschen Kunst und Dichtung hervortreten zu lassen. So wird das Buch seine Bestimmung, weite Kreise über die Bedeutung der rheinischen Geschichte und Kultur aufzuklären, gewiß in reichem Maße erfüllen.

Digitized by Google

Schade nur, daß der Verlag für dieses wertvolle Werk kein besseres Papier gewählt hat; die beigegebenen Bildtafeln entsprechen dagegen im allgemeinen gerechten Ansprüchen. Fritz Geyer.

Pfitzner, Dr. Jos.: Das Erwachen der Sudetendeutschen im Spiegel ihres Schrifttums bis zum Jahre 1848. 8°. 411 S. Augsburg, Johannes Stauda-Verlag, 1926. Geh. Mk. 15,—; geb. Mk. 17,—.

Der Verfasser geht von den allgemeinen Grundlagen und Voraussetzungen der nationalen Bewegung in Österreich aus, deren Apostel die Romantik geweckt hat. Österreich erhielt den Charakter des typischen Völkerstaates, in dem die deutschen Stämme die undankbare Aufgabe hatten, Herz und Kitt zu sein. Das Ziel des Josephinismus, eine straffe Reichseinheit herzustellen, wurde nicht erreicht, und das Metternichsche System begnügte sich mit der Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung des Staates.

In Böhmen entfremdete sich das tschechische Volk mehr und mehr der unnationalen Dynastie. Auf akademischem Boden wurde den Deutschen zuerst Gewalt gezeigt, auf ihm reifte die tschechische Wiedergeburt der Hussitenzeit. Durch den angreifenden Nationalismus der Tschechen nach dem Hussitenkriege wurden tiefe Lücken in die Reihen der Deutschen gerissen; aber es rückte reichlicher Ersatz ein, als eine Siedlungswelle, die das deutsche Volk im 16. Jahrhundert ergriff, deutsche Bürger und Bauern über die Sudetenberge trieb. Der eisige Wind der Gegenreformation und des habsburgischen Absolutismus fuhr Deutschen und Tschechen in gleicher Weise ins Gesicht. Der spanisch-jesuitische Glaubensgeist ließ die nationalen Belange zurückstellen. Kaum war aber 1609 der Majestätsbrief abgerungen, da schlug der nationale Haß ungeschwächt aus der Tschechen Brust, und es kam 1615 zu dem Beschluß, die deutsche Sprache zurückzudrängen. 1620 ging jedoch die tschechische Hoffnung in Trümmer. Am Ende des 18. Jahrhunderts hatten die Tschechen die Führung in Böhmen fast ganz an die Deutschen verloren. Die tschechische Sprache galt als tot, als Bauernsprache. Aber tschechische Gelehrte brachten sie bald wieder zur Geltung. Dazu kam, daß unter Metternich das altdeutsche Streben geächtet, das altslawische geduldet wurde.

Pfitzner schildert das nationale Erwachen der Deutschen im Spiegel der sudetendeutschen Literatur. Eine lange Reihe deutscher Dichter und Denker werden uns in ihren Werken und Zielen vorgeführt, besonders eingehend die Stimmenführer Deutschböhmens Ebert,

Digitized by Google

Stifter, Meißner und Hartmann. Wir sehen die enge Verbindung zwischen ihnen und dem deutschen Mutterlande, wobei Leipzig und Wien als sudetendeutsche Vorposten gelten können. In dem Kampfe zwischen Tschechen und Deutschen dienten diese Österreich und dachten an sich selbst zuletzt, jene setzen auf ihr Eigenleben alles und hatten damit die innere Front den Deutschen voraus. Die Bewegung von 1848 brachte die bedeutungsvolle Lehre, daß nur ein Weg im Sudetenraume zu nationalem Frieden führt: die restlose völkische Selbsterhaltung.

Wer sich eingehender mit der neueren Geschichte des Sudetendeutschtums beschäftigen will, wird Pfitzners Buch, dessen Benutzung ein ausführliches Personen- und Ortsnamen-Verzeichnis erleichtert, zu Rate ziehen müssen.

Gumlich.

Kurze Anzeigen.

Gumplowitz, Ludwig: Geschichte der Staatstheorien. Mit einem Vorwort von Gottfr. Salomon. XL und 564 S. Innsbruck, Wagner, 1926. Brosch. Mk. 12.—, geb. Mk. 15.—.

Das vorliegende Buch bildet den Eröffnungsband einer in sechs Bänden geplanten Auswahl der Werke des namhaften österreichischen Soziologen († 1909); es ist der unveränderte Wiederabdruck der einzigen 1905 erschienenen Auflage und bezeichnet einen Standpunkt in der Geschichte der Staatstheorie, von dem sich die dem Mystischen und Magischen zusteuernde geisteswissenschaftliche Modeströmung von heute so weit wie möglich entfernt hat. Als Vertreter eines anthropologischen Naturalismus in der politischen Theorie ist G. am lehrreichsten im letzten Drittel des Werkes, von da an, wo er mit der „Naturlehre des Staates" ihm selbst geistesverwandte Richtungen schildert und sich mit ihnen auseinandersetzt. Geistreich ist er durchweg; aber eine einheitliche Entwicklungslinie, wie man sie seiner eigenen Lehre nach finden müßte, sucht man in den Kapiteln von Hammurabi bis Hegel vergeblich. — Salomons Einleitung kennzeichnet die Stellung von Gumplowicz' Soziologie zu den Lehren seiner Zeitgenossen; insbesondere wendet er sich gegen das Mißverständnis, das der Titel seines bekanntesten Werkes „Der Rassenkampf" nahelegt: für G. sei Rasse nicht ein biologisches, sondern ein historisches Produkt gewesen.

Wilhelm Herse.

Digitized by Google

Stern, Jaques: Der Universalgedanke im Recht. 75 S. Berlin, Philoverlag, 1926.

Verf. tritt in dieser sympathischen Schrift, der erweiterten Wiedergabe eines in der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin gehaltenen Vortrags, für eine von dem Gedanken der Einheit des Menschengeschlechts ausgehende „Kulturgeschichte des Rechts" ein. Ihre Methode habe die der allgemeinen Kulturgeschichte, die genetische, zu sein. Die Stoffauswahl sei zu treffen unter dem Gesichtspunkt: „Was ist an universal-bildenden Elementen im Laufe der Entwicklung in den jeweils geltenden Rechten hervorgetreten?" Die Aufgaben dieser jetzt zu begründenden Wissenschaft werden besonnen gegen die der Rechtsphilosophie und der vergleichenden Rechtswissenschaft abgegrenzt. Wilhelm Herse.

Natorp, Paul: Kant über Krieg und Frieden. Ein geschichtsphilosophischer Essay. 56 S. Erlangen 1924. Philos. Akademie.

Das Ergebnis der Schrift ist folgendes: 1. Kant hat sich nicht erst als Greis mit der Frage über Krieg und Frieden beschäftigt oder die Stellung zu ihr gefunden (S. 22). Das Problem ist für ihn von Anfang an ein kosmisches (S. 10). Alles Werden, alle Entwicklung, alles Leben ist ihm Krieg (S. 15, 20). 2. Kant hat aus dem Zwang der bitteren Not und aus der menschlichen Selbstsucht die Notwendigkeit eines künftigen Friedens abgeleitet. Von einer Erziehung zum Frieden verspricht er sich so gut wie keinen Erfolg (S. 24). 3. Für Kant ist außerdem die Überwindung des Krieges eine Rechtsforderung; denn Recht ist Friede (S. 35). — Der Verf. schließt: Kant hätte besser vom Prophezeien abgesehen, seinen philosophischen Chiliasmus ganz verabschiedet, sich an die Wirklichkeit gehalten, in der Ehrsucht, Herrschsucht und sonstige Leidenschaften den Krieg stets zeitigen werden. Helfen könne nur die Heimkehr zu unserem wahren Selbst (S. 55). Durch zahlreiche Stellen aus Kants Werken belegt der Verf. seine Auffassung. Sange.

Hagen, Benno v.: Platon als ethischer Erzieher. (Friedrich Manns Pädagogisches Magazin Heft 1070). 8°. 108 S. Langensalza, Beyer & Söhne, 1926.

Unter den 5 Überschriften: Das männlichste Buch der Weltgeschichte; Die Achtung vor den Gesetzen des Staates; Echte und

Digitized by Google

falsche Frömmigkeit; Die Voranstellung des Geistigen; Das Bekenntnis zur Metaphysik, werden Auszüge aus Platos Apologie, Kriton, Eutophron, Phädon und Politeia gegeben. Für Primaner und zur schnellen Orientierung sehr geeignete Schrift. Sange.

Camenzius, Clara: Die antike und moderne Auffassung vom Naturgeschehen mit besonderer Berücksichtigung der mittelalterlichen Impetustheorie. Friedrich Manns Pädagogisches Magazin Heft 1067. 84 S. Langensalza, Beyer & Söhne, 1926.

Ausführlich werden behandelt Aristoteles, Copernikus, Kepler und Galilei. — Auseinandersetzung mit Pierre Duhem (Études sur Leonard de Vinci 1906/13), der Keplers und Galileis Entdeckungen bereits bei den Scholastikern finden will (S. 30). — Ergebnis dieser Kritik ist, daß die Scholastik, trotz aller Bemühungen, von Aristoteles loszukommen, doch in der Mystik des Mittelalters befangen bleibt (S. 49). Die Impetustheorie, d. h. die Auffassung, daß allen Dingen eine, sei es ewige, sei es entstehende und vergehende Lebenskraft innewohnt (S. 40), kann nicht als die Grundlage der modernen Mechanik angesehen werden (S. 53). Die Darstellung lehnt sich eng an Poggendorff, Geschichte der Physik 1879, an. Sange.

Leser, Univ.-Prof. Dr. Hermann: Das pädagogische Problem in der Geistesgeschichte der Neuzeit. R. Oldenburg. 1. Bd. 8°. VIII, 592 München.

Das Werk Lesers ist auf drei Bände bemessen; der vorliegende erste „Renaissanze und Aufklärung im Problem der Bildung" ist eine denkbar gründliche, dabei geläufig lesbare Aufzeigung der Entstehung und Entwicklung pädagogischer Ideen und Bestrebungen, sozusagen eine historische Physiologie der Pädagogik des Abendlandes. Es handelt sich für den Verfasser, wie er selbst sagt, „darum, wie in den verschiedenen Höhenlagen des neuzeitlichen Denkens das Ganze des pädagogischen Problems verschieden ausgemessen worden ist." Leser zeigt in weit ausholender und tiefgreifender Darstellung, wie von der Renaissanze angefangen durch Reformation, Aufklärung und deren Überwindung hindurch sich eine „Emanzipation geistiger Gebiete rein menschlicher Art" allmählich durchsetzt, wie „das Individuum als Weltinstanz" sein pädagogisches Eigenwesen erweist.

Wer als ein Weltweiser, als allgemeiner Menschenfreund an Lesers ersten Band herangeht, der wird Freude daran haben, zu ver-

Digitized by Google

folgen, wie hier einmal „das" pädagogische Problem geistesgeschichtlich entwickelt wird. Wer als praktischer Erzieher die täglich ihm zugewiesenen Probleme zu lösen hat, der würde von Leser aus einen allzuweiten Weg zu gehen haben. Wer als grundsätzlicher Christ in diese Welt schaut, den wird die Tendenz des Werkes auf eine Unterordnung des nur Christlichen unter das rein Menschliche — zu recht eifriger Weiterarbeit im Weinberge des Herrn anregen. Alles in allem, es war notwendig, daß dieses Buch erschien. Noch notwendiger ist, daß es gelesen, daß es, wie sein Verfasser wünscht, studiert wird. Joh. Friedrich Schneider.

T. Livius' Römische Geschichte (Ab urbe condita libri) in Auswahl. (Buch I, XXI, XXII nebst Abschnitten aus anderen Büchern). Unter Berücksichtigung der achten, von Dr. A. Zingerle besorgten Auflage in gänzlich neuer Bearbeitung für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Mauriz Schuster. Mit 3 Karten, 4 Schlachtplänen und 2 Abbildungen. 9. Auflage. 8°. VI, 408 S. Wien, Hölder-Pichler-Tempsky A.-G., 1924. Mk. 5,—.

Die Auswahl aus dem Gesamtbestande der Liviusbücher trifft mit XXI, XXII (Hannibalischer Krieg 218—216) sicher, mit I (Königszeit) wohl auch das Richtige. Die Auswahl aus einzelnen Büchern erstreckt sich zur Ergänzung von XXI und XXII vornehmlich auf XXX (Scipio, Zama, Friedensschluß) sowie zur Ausfüllung der Lücke zwischen I und XXI auf die anderen Bücher der ersten Dekade, darunter zu mehr als zwei Dritteilen auf II und III (Volkstribunat, Dezemvirn). Gar nicht berücksichtigt ist das IX. Buch, obwohl es die meisterhafte Erzählung von der Schmach des caudinischen Joches bietet und weiterhin die Betrachtungen eines Römers, dessen Herz von freudigem Stolz geschwellt ist angesichts der dennoch geglückten Niederringung des furchtbaren Gegners und der die Frage, ob ein Papirius und Fabius Maximus jenem großen Zeitgenossen Alexander erfolgreich gestanden hätten, nicht bloß aufwirft, sondern zugunsten Roms zu beantworten wagt.

Sehr reich und gut gearbeitet sind die, Anfang und Schluß bildenden Beigaben: die Schlachtpläne und Landkarten (S. 409 ff.); das Verzeichnis zur Erd- und Völkerkunde (S. 330—349), ein tüchtiger Kommentar; der Anhang (S. 350—398). Dieser handelt vom Heerwesen der Römer, vom Heere Hannibals, von der Gefechtsweise der Römer und Karthager sowie von der Zeichendeutung oder Weissagungskunst bei den Römern. Diesen dem Stand der neuesten Er-

Digitized by Google

kenntnisse entsprechenden sachlichen Ausführungen folgt der philologische Apparat in Gestalt abweichender Lesarten (S. 399—408). Die Einleitung (S. 6—25) dient der Einführung in die Entwicklung der römischen Geschichtsschreibung und der Schilderung von Livius' Leben und Schaffen. Bleich.

Seeger, Hans-Joachim: Westfalens Handel und Gewerbe vom 9. bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts. Mit 3 Kartenskizzen. (= Studien zur Geschichte der Wirtschaft und Geisteskultur, herausgegeben von R. Häpke, Bd. 1.) 8°. VI, 163 S. Berlin, Karl Curtius, 1926.

Diese fleißige und tüchtige Schrift fördert nicht nur die Erkenntnis einer wichtigen Seite der Kulturentwicklung in der Heimatprovinz des Verfassers, sondern auch die mittelalterliche Wirtschaftsgeschichte. Zu Erfolgen führte namentlich die Verbindung des kritisch geprüften, sehr zerstreuten Quellenmaterials mit den Ergebnissen der modernen geographischen Betrachtungsweise. In Einzelheiten bedarf die Studie Seegers allerdings noch mancherlei Ergänzungen und Berichtigungen. Man findet solche in einer ausführlichen Besprechung des Inhalts dieses Buches durch den Referenten (Hist. Zschr. Bd. 136 S. 374—376) und namentlich in der eingehenden Rezension, die Philippi in der Zschr. d. Ver. f. Lübeckische Gesch. 1927 S. 235 bis 240 veröffentlicht hat. Carl Koehne.

Bühler, Johannes: Die Sächsischen und Salischen Kaiser. Nach zeitgenössischen Quellen. Mit 16 Bildertafeln und einer Karte. 8°. 477 S. (= Deutsche Vergangenheit.) Leipzig, Insel-Verlag, 1924.

Bühler, Johannes: Ordensritter und Kirchenfürsten. Nach zeitgenössischen Quellen. Mit 16 Bildertafeln und einer Karte. 8°. 474 S. (= Deutsche Vergangenheit.) Leipzig, Insel-Verlag, 1927.

Diese beiden sehr beachtenswerten Veröffentlichungen Bühlers sind von dem gleichen Gedenken getragen: das deutsche Mittelalter durch seine Quellen und Denkmäler an den heranzubringen, der es ernstlich studierend erfassen will; denn nur wirkliche Liebhaber der Geschichte und der deutschen Vergangenheit kann Bühler als Leser seiner wissenschaftlich wohl gegründeten Darbietungen im Auge ge-

Digitized by Google

habt haben. Ihnen dient er aber auch in jeder Weise, indem er die Texte zusammenstellt, zu ihrem Verständnis hinführt und sie in Anmerkungen erläutert.

Die Texte stehen im Mittelpunkt. In dem ersten der oben aufgeführten Bände füllen sie die Seiten 77—400; sie sind nach den Regierungszeiten der Kaiser zumeist chronologisch geordnet: auf Otto I. entfallen 43 Seiten (101—143), auf Heinrich IV., und zwar nur für die Zeit bis 1085, sogar 93 Seiten (230—323). Besondere Zusammenstellungen gelten den Streitschriften aus der Zeit Heinrichs IV. (S. 323 bis 336) und den Anfängen der Kreuzzüge nebst Judenverfolgungen (336—346); einen zusammenfassenden Überblick und eine Darstellung seiner letzten Jahre gibt „Das Leben Kaiser Heinrichs des Vierten" (S. 346—370). Die sehr notwendige, sehr zweckmäßige, weil vortrefflich an die Quellenstellen heranführende Einleitung (S. 9—73) behandelt vor allem: Herrscher und Volk, Heer und Finanzen, Regierungsorgane, Italien- und Kirchenpolitik der deutschen Kaiser; sie schließt mit der Charakteristik der einzelnen Herrscher. Diese Einleitung wie die Texte, werden von lehrreichen Anmerkungen gefolgt (S. 401—441), während S. 442—448 den Nachweis der Texte und S. 449/50 ein Literaturverzeichnis bringt. Das genaue Personen- und Sachverzeichnis, Bemerkungen zu den Bildtafeln und Inhaltsübersicht machen den Schluß.

In ähnlicher Anlage und Einrichtung präsentiert sich auch der zweite der oben aufgeführten Bände, nur daß die Texte in drei Gruppen geordnet sind: S. 48—238 (Die Deutsch-Ordensritter und der Ordensstaat Preußen); S. 245—328 (Deutsche Kirchenfürsten unter den Sächsischen und Salischen Kaisern); S. 335—409 (Kirchenfürsten unter den Hohenstaufen und im späteren Mittelalter). Die Anmerkungen füllen die Seiten 410—452.

Beide Bände sind gediegen und geschmackvoll ausgestattet. Sie werden dem Geschichtslehrer vortreffliche Dienste leisten und gehören unbedingt in die Schülerbücherei jeder höheren Lehranstalt. Bleich.

Storbeck, Dr. Ludwig: Quellenkunde zur altmärkischen Geschichte. 8°. 68 S. Stendal, Robert Vehse, o. J.

Es ist eine Sammlung von nicht immer belegten Quellenstellen, vielfach untermischt mit Stücken aus geschichtlichen Darstellungen, manchmal auch von anscheinend eigenen Darlegungen des Herausgebers. Bleich.

Digitized by Google

Hüttebräuker, Lotte: Das Erbe Heinrichs des Löwen. Die territorialen Grundlagen des Herzogtums Braunschweig-Lüneburg von 1235. Studien und Vorarbeiten zum Historischen Atlas Niedersachsens. Heft 9. XVI, 99 S. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1927. Mk. 13.—.

Durch eine sorgsame Untersuchung der in Frage kommenden Gebiete legt die Verfasserin sowohl textlich als auch karthographisch die Gebiete fest, die die Grundlagen für das Jahr 1235 zu Mainz geschaffene Fahnenlehen, das Herzogtum Braunschweig-Lüneburg, ausmacht. Man ist nun an Hand dieser überaus fleißigen und mühsamen Arbeit in der Lage festzustellen, was Heinrich der Löwe im einzelnen bei seinem Sturz verloren, was er dann bei seiner Unterwerfung unter Friedrich Barbarossa im November 1181 wiedererhalten hat und was seine Nachkommen bewahrt haben. Es ergibt sich, daß die Welfen auch nach 1180 eine fürstenmäßige Stellung einnahmen. Später haben sie neue Besitzungen nicht dazu erworben, aber Braunschweig-Lüneburg war immerhin ein stattliches Gebiet, das allerdings nicht fest abgegrenzt und in sich geschlossen war, aber die Möglichkeit dazu für spätere Zeiten bot. Willy Cohn.

Kohlrausch, Robert: Herrschaft und Untergang der Hohenstaufen in Italien. Deutsche Volkheit. 79 S. Jena. Eugen Diederichs, 1926. Mk. 2.—.

Der Historiker wird es freudig begrüßen, daß offenbar das Interesse des gebildeten Leserpublikums sich in zunehmendem Umfange dem Mittelalter zuwendet. Als Beweis dafür kann auch das vorliegende Bändchen der rasch zur Beliebtheit gekommenen Sammlung: Deutsche Volkheit, gelten. Es erhebt keinen Anspruch auf wissenschaftliche Forschungsergebnisse, faßt aber in anmutiger Weise die Persönlichkeiten der sizilischen Staufer zusammen. Das Literaturverzeichnis allerdings ist eine bunte Zusammenstellung von Alterem und Neuerem, ohne daß gerade die neueste Literatur ausreichend berücksichtigt wird. Es stört, daß seitenlang Quellen in Übersetzung angeführt werden, ohne daß immer klar ersichtlich wird, woher die Stellen stammen. Ein ausgezeichnetes Abbildungsmaterial ist dem wohlfeilen Bändchen beigegeben, das sicher manchem nach dem Süden Reisenden die Möglichkeit schneller Orientierung bietet. Willy Cohn.

Digitized by Google

Du Moulin-Eckart, Richard: Vom alten Germanien zum neuen Reich. Zwei Jahrtausende deutscher Geschichte. Mit 304 Abbildungen im Text und 17 Kunstbeilagen. 8°. XII, 504 S. Stuttgart, Berlin, Leipzig: Union Deutsche Verlagsgesellschaft, 1926.

Verf. stellt die deutsche Geschichte in altbewährter Art dar, indem er das Auf und Ab der Zeitläufe, Geschehnisse und Zustände vornehmlich in Würdigung des Anteils führender Männer und typischer Persönlichkeiten schildert. Der Text ist mit Wärme und fesselnd geschrieben; und dieser Reiz der Darstellung wird durch die große Anzahl vortrefflicher Abbildungen verstärkt. Für das Vorwalten eigener, nicht ganz ausgeglichener Anschauungen sprechen beredt genug einige Titelüberschriften, die den Persönlichkeitsgedanken schicksalhaft wenden: Unter dem Gestirne Karls des Großen — Napoleons — Bismarcks. Sonst sind nur folgende historische Helden im Inhaltsverzeichnis angeführt: Lothar III. und Konrad III.; der Rotbart; Ludwig der Bayer; der letzte Ritter; der Große Kurfürst; Friedrich der Große. Das letzte Kapitel (1888—1919) ist „Hoffnung, Wahn, Enttäuschung" überschrieben.

Wir möchten das durchaus vornehm ausgestattete Buch ganz besonders als Geschenkwerk für die Jugend empfehlen.

Bleich.

Korff, Heinrich: Biographia Catholica. Verzeichnis von Werken über Jesus Christus sowie über Heilige, Selige, Ordensleute, ehrwürdige und fromme Personen, Konvertiten, Meister der christlichen Kunst, hervorragende und verdiente katholische Männer und Frauen. 1870—1926. Lex.-8°. VIII S. u. 280 Sp. Freiburg im Breisgau, Herder, 1927. Mk. 6,50; in Leinwand Mk. 7,75. Mit Schreibpapier durchschossen, in Halbleder Mk. 11,—.

Ein zweifellos sehr praktisches Nachschlage- und Auskunftsbuch. Ob es dem Ideal der Vollständigkeit einigermaßen nahekommt? Wir haben bei den Künstlern nachgesucht. Molière kommt vor, Corneille und Racine fehlen. Correggio, Tintoretto, Tizian sind vorhanden; Rubens wird vermißt. Mozart, Beethoven, Bruckner finden sich; Schubert sucht man vergebens. Nach welchem Prinzip die Auswahl der Werke über die betr. Personen getroffen worden ist, haben wir nicht ergründet; eine vollzählige Angabe ist nicht überall erreicht. —

Digitized by Google

Das Werk von G. Grützmacher über Hieronymus ist 1908 bis zum Tode des H. fortgeführt worden und besteht aus drei Bänden, von denen die beiden letzten in Berlin bei Trowitzsch u. S. erschienen sind. Korff nennt nur den ersten Band. Lasson.

Meschler, Moritz, S. J.: Das Exerzitienbuch des hl. Ignatius von Loyola. Erklärt und in Betrachtungen vorgelegt. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Walter Sierp S. J. Dritter Teil: Ausführung der Betrachtungen. Zweite Hälfte. (Exerzitien-Bibliothek. Erläuterungen der Exerzitien und Aszese des hl. Ignatius von Loyola. Herausgegeben von deutschen Jesuiten. Dritter Band.) 12°. XXX u. 486 S. Freiburg i. Br., Herder, 1926. Gebunden in Leinwand Mk. 8,—.

Um die Eigenart der römisch-katholischen Moral kennenzulernen, ist ein Einblick in dies Büchlein sehr geeignet. Von der evangelischen Ethik, die ihren Ausgangspunkt bei dem einheitlichen Ganzen des durch den Geist erneuerten und wiedergeborenen Christen nimmt, ist diese Moral mit ihrer Aufzählung der einzelnen Tugenden und ihrem Haften an den einzelnen Leistungen freilich sehr verschieden. Lasson.

Löscher, Dr. jur. Hermann: Ursprung und Aufhebung der Kircheninspektion. 112 S. Leipzig, Arthur Roßberg, 1927. Mk. 5,60.

Ein interessantes Kapitel aus der Geschichte des lutherischen Kirchenrechtes in Sachsen und anderen mitteldeutschen Ländern. Die Kircheninspektion stellt eine kirchliche Mittelbehörde dar, gebildet aus dem Superintendenten einerseits und dem Amtshauptmann oder Stadtrat oder beiden andererseits. Der Verf. weist den Ursprung dieser Behörde aus der Einrichtung der Kirchenvisitationen nach, durch die der Vertreter der göttlichen Gewalt, der Superintendent in den Tätigkeitskreis der staatlichen hineingezogen wurde. Eine förmliche Einsetzung dieser Behörde hat nie stattgefunden; sie ist durch Gewohnheitsrecht entstanden und hat bis zu der im Jahre 1926 vollzogenen Trennung von Kirche und Staat bestanden. Die Geschichte ihres allmählichen Werdens wird ebenso eingehend besprochen, wie die Fragen, die bei der Trennung von Kirche und Staat entstanden, z. B. die Frage der Ablösung, sorgfältig dargestellt werden. Lasson.

Digitized by Google

Das Deutsche Weißbuch über die Schuld am Kriege mit der Denkschrift der Deutschen Viererkommission zum Schuldbericht der Alliierten und Assoziierten Mächte vom 29. März 1919. Im Auftrage des Auswärtigen Amtes. 8°. VII, 230 S. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H., Berlin W. 8, 1927. In Pappe Mk. 10.—.

Die wortgetreue zweite Ausgabe des im Jahre 1919 veröffentlichten Weißbuchs „Materialien, betreffend die Friedensverhandlungen", Teil 6. Hans F. Helmolt.

Bühler, O., Die Reichsverfassung vom 11. August 1919. Mit Einleitung, Erläuterungen und Gesamtbeurteilung nebst einem Anhang enthaltend den Wortlaut der Geschäftsordnungen für den Reichstag und für die Reichsregierung. (= Aus Natur und Geisteswelt, 1004. Band.) 8°. 194 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1927. Geb. RM. 3.—.

Diese vortreffliche, gründlich und klar erläuternde Ausgabe der Verfassungsurkunde liegt nunmehr in zweiter Auflage vor.

Auf den Schluß des Werkchens (S. 138—164): „Zusammenfassung der Grundgedanken und Beurteilung der neuen Reichsverfassung sowie der Verfassungspraxis seit 1919" sei besonders hingewiesen. Es sind sehr erwägenswerte Auslassungen eines kundigen und gerecht denkenden Mannes, zumal über die Auswirkungen des parlamentarischen Regiments. Die deutsche Republik erweist sich als Formaldemokratie, darf aber als „Parteistaat" bezeichnet werden.

Bleich.

Hofer, Johannes: Der heilige Klemens Maria Hofbauer. Ein Lebensbild. Mit einem Titelbild. 2. u. 3. verbesserte und vermehrte Auflage. 3.—5. Tausend. 8°. XIX, 457 S. Freiburg i. B., Herder & Co., 1923.

Das Leben Hofbauers fällt in die Jahre 1751—1820; dessen gründliche und anziehende Schilderung, wie sie Hofer uns bietet, läßt uns demnach tiefe Blicke in bedeutsame geschichtliche Abläufe, vor allem in solche religiöser Entwicklung tun. Hofbauer muß als Begründer eines „transalpinen Zweiges der Redemptoristen", jenes von dem Neapolitaner Alfons von Liguori gestifteten Ordens, angesehen werden, und sein Wirken in Warschau 1787—1802 ebenso wie das in Wien 1808—1820, geschildert im zweiten und vierten Teil des Buches (S. 55—151, S. 231—435), ist besonderer Beachtung wert. Zumal die Wiener Wirksamkeit zeigt Hofbauer in engster Fühlung mit der

Digitized by Google

religiösen Bewegung, ja hineingerissen in den starken Strom katholischer Regeneration, im innigsten Verkehr mit Friedrich Schlegel und Adam Müller: Hofbauer kämpft gegen die Aufklärung, oder besser, die Aufklärer bekämpfen ihn, wie sie ja wohl mußten zu einer Zeit, von der einer aus dem Hofbauer-Kreise behauptet, „es habe damals in Wien sowohl im gesellschaftlichen Leben wie auf der Kanzel zum Anstand gehört, jede Erwähnung des geoffenbarten Glaubens zu vermeiden" (S. 356). Denn ein Mann, der so selbstverständlich auf stärkstem und reinstem Glauben fußte, mußte den Aufklärern lästig erscheinen. Und daß er auf die Gläubigen als Glaubensheld und Heiliger wirkte, bekunden doch Zacharias Werners Worte über ihn (S. 354): „Es gibt keinen anderen, es gibt keinen zweiten; aus dem Munde dieses Mannes spricht der Heilige Geist." Bleich.

Karl Maria von Weber. (=Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten. Ausgew. u. hrsg. v. O. Hellinghaus. 7. Bd.) Seine Persönlichkeit in seinen Briefen und Tagebüchern und Aufzeichnungen seiner Zeitgenossen. Herausgegeben von Prof. Dr. O. Hellinghaus. Mit einem Titelbild. 8°. XXV. 204 S. Freiburg i. B., Herder & Co., o. J. [1924].

Es handelt sich hier, wie es in solchen Biographien nicht anders sein kann, um den Menschen, nicht um den Künstler, den graziösen Klavierkomponisten, den Tondichter. Letzterem gerecht zu werden, müßte man sich an die großen Schöpfungen, wie Freischütz oder Oberon, Preziosa oder Jubelouvertüre, halten. Von diesen ist natürlich in dem vorliegenden, sehr lesenswerten Büchlein auch die Rede (denn es sind ja Hauptwerke des Meisters), aber doch nur in äußerer Beziehung; und in solchem kulturhistorischen Sinne allein hat die Geschichte schließlich mit Weber dem Musiker zu tun. Wir verbuchen seine „liebsten Kinder", die meisterhaften, vollwertigen Vertonungen Körnerscher Lieder (die mehr als Lieder, die Taten waren und mit Recht als „Leier und Schwert" zusammengefaßt wurden); die Kantate „zur Feier der Vernichtung der Feindes im Juni 1815": „Kampf und Sieg" (nach v. d. Pfordten auch „eine vaterländische Tat; es stehen sehr wenige Werke zur Auswahl, wenn es gilt, deutsches Heldentum in Tönen zu feiern".) Wir weisen auf die lebhaft geschilderten Kunstreisen, auf die reiche musikalische Tätigkeit in Prag und Dresden, auf die starken künstlerischen Verbindungen mit Berlin und mit London hin, wo Weber den Tod fand; endlich auf die vielfältigen regen Beziehungen, in denen dieser große Meister, dieser gute, bescheidene und

Digitized by Google

liebenswürdige Mensch zu den Größen seiner Zeit und seiner Kunst, zu seinen Freunden und Nächsten stand. Bleich.

Schneefuß, Walther: Italienische Geschichte. (= Sammlung Göschen, Bd. 949.) Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig, 1927. 128 S. Preis geb. Mk. 1.50.

Der Verfasser gibt einen Überblick von der germanischen Zeit bis zur Gegenwart. Im Literaturverzeichnis fällt auf, daß manches recht Veraltete angeführt ist, wie etwa das Werk des Grafen Adolf Schack „Geschichte der Normannen in Italien", während Moderneres, wie die Werke von Chalandon, Caspar usw. fehlen. Die Darstellung beschränkt sich in der Hauptsache auf die politischen Zusammenhänge und wird so eine starke Anhäufung von Tatsachen. Es scheint bedenklich, daß beim Investiturstreit (S. 27) immer noch von einem „dreitägigen Harren Heinrichs IV. vor der Burg im Büßerhemd" gesprochen wird. In der Frage des Oberkommandos der Flotte Friedrichs II. im Jahre 1241 kommt der Referent in seinem Buche: Die Geschichte der sizilischen Flotte unter der Regierung Friedrichs II. (Breslau 1926), S. 48, zu einem anderen Resultat als der Verfasser S. 38, der weiter König Enzio für den Oberbefehlshaber hält.

Daß man von einer Anschlußbewegung des Schweizer Kantons Tessin an Italien sprechen kann, dürfte wohl nicht richtig sein. Eher scheint gerade dieser Kanton heute zu einem Sammelpunkt der Kreise zu werden, die, italienischen Stammes, mit dem faschistischen Italien nicht übereinstimmen.

Mit Recht äußert sich der Verf. in einem wissenschaftlichen Buche zu den politischen Problemen des gegenwärtigen Italiens nur vorsichtig, deutet aber die Schwierigkeiten an, die das herrschende Regime zu überwinden hat. Im ganzen ist das Büchlein ein brauchbarer Führer, das im Sinne der Sammlung Göschen vor allem denen willkommen sein wird, die nicht eigentlich Fachhistoriker sind und sich zum praktischen Zweck über die Geschichte Italiens informieren wollen.

Willi Cohn.

Hürlimann, Martin: Die Aufklärung in Zürich. Die Entwicklung des Züricher Protestantismus im 18. Jahrhundert. Mit 8 Bildnissen. 243 S. Leipzig, Körner, 1924.

Das vorliegende Buch ist eine dankenswerte Ergänzung zu Kernles bedeutsamem zweibändigen Werk „Der schweizerische Protestantismus im 18. Jahrhundert". H. bietet sogar, was das größere

Digitized by Google

Werk vermissen läßt, einen sehr unterrichtenden Blick auf die politisch-wirtschaftlichen Voraussetzungen für die Eigenart der Züricher Aufklärung (S. 84 ff.). Diese selbst wird geschildert in ihrer doppelten Entwicklung: auf der einen Seite nehmen Religion und Kirche eine immer stärkere rationalistische Färbung an, auf der andern wird die Bedeutung der geistlichen Mächte im Leben Zürichs immer mehr hinter die der weltlichen Bildung zurückgedrängt. Geniale Persönlichkeiten fehlen; die Führung haben die Inhaber des höchsten geistlichen Amtes eines Antistes. Der letzte, reinste Vertreter der Aufklärung, Antistes Heß (1795—1826), ist gewählt im Kampf gegen Lavater, der vergebens sein neues Gefühlschristentum zum Sturm auf den Rationalismus führt. In der maßvollen Form, in welcher Heß den Rationalismus vertritt, herrscht er bis tief ins 19. Jahrhundert hinein. — Wer von der Geschichte der Dichtkunst her an H.s Schrift herantritt, wird dankbar sein, Männern, wie Bodmer und Breitinger hier in anderem, für ihre Würdigung nicht weniger wichtigem, Zusammenhang zu begegnen. Wilhelm Herse.

Just, Leo: Franz v. Lassaulx: Ein Stück rheinischer Lebens- und Bildungsgeschichte im Zeitalter der großen Revolution und Napoleons. 286 S. Bonn, Marcus & Weber, 1926. Geh. Mk. 11,40; geb. Mk. 13,—.

Franz v. Lassaulx ist 1781 in Koblenz geboren; bei Blüchers Rheinübergang floh er nach Frankreich, wo er schon 1818 starb. Als frühreifer Knabe und Jüngling und als Schwager von Görres hat er bereits 1798 unter den Zisrhenanen eine Rolle gespielt. Seine vielseitige Veranlagung verschuldete es, daß seine geistige Entwicklung mehr in die Breite als in die Tiefe ging. Görres' Wandlung vom kosmopolitischen Aufklärer zum Romantiker machte er, doch viel oberflächlicher, mit. Sein Roman „Albano Giuletto" wirkt in den von J. mitgeteilten Proben wie eine Parodie auf die Dichtung der Frühromantik. Seit er 1806 als jüngster Professor an der Rechtsschule in Koblenz angestellt, vollends seit er 1809 ihr Dekan geworden, ruht der Schwerpunkt seiner Tätigkeit in der Vermittlung des französischen Rechts an die linksrheinischen und die Rheinbunddeutschen durch Lehre und Schrift. Über die Biographie seines Helden hinaus hat J., wie der Untertitel seiner Schrift verheißt, den Abwandlungen des geistigen Lebens jener umwälzenden Epoche so feinsinnig nachgespürt, daß sein Buch für die Kenntnis der Rheinlande zwischen 1789 und 1815 noch lange unentbehrlich bleiben wird. Wilhelm Herse.

Digitized by Google

Römische Geschichte

von

Theodor Mommsen

I. Band: Bis zur Schlacht von Pydna. Mit einer Militärkarte von Italien. 13. Aufl. Geb. 13 RM.

II. Band: Von der Schlacht von Pydna bis auf Sullas Tod. 13. Aufl. Geb. 9 RM.

III. Band: Von Sullas Tode bis zur Schlacht von Thapsus. Mit Inhaltsverzeichnis zu Band I-III. 13. Aufl. Geb. 11 RM.

V. Band: Die Provinzen von Caesar bis Diocletian. Mit 10 Karten von H. Kiepert. 10. Aufl. Geb. 15 RM.

Der IV. Band ist nicht erschienen.

Geschichte der römischen Kaiserzeit

von

Hermann Dessau

I. Band: Bis zum ersten Thronwechsel. Gr.-8° (VIII u. 585 S.) 1924. Geh. 18 RM., geb. 20 RM.

II. Band, erste Hälfte: Die Kaiser von Tiberius bis Vitellius. Gr.-8°. (VIII und 400 S.) 1926. Geh. 14 RM., geb. 16 RM.

„Dessaus Kaisergeschichte ist das Werk eines hervorragenden Geschichtsschreibers, der den historischen Stoff, der ihm bis ins kleinste Detail gegenwärtig ist, völlig selbständig behandelt und mit dem sicheren Scharfblick des Meisters durchdringt. An jedem Satz ist zu erkennen, daß hier das Ergebnis jahrzehntelanger Forschungen vorliegt."

Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Bildung.

Deutsche Geschichte

von

Karl Lamprecht

Hauptwerk, vollständig in 16 Teilen. Ergänzungswerk: Zur jüngsten deutschen Vergangenheit. 3 Teile. Preis d. ganzen Werkes in 19 Teilen geh. 118 RM., geb. 175 RM.

Das bedeutende Werk ist die einzige von einem Autor allein verfaßte große deutsche Geschichte, die fertig geworden ist, und umfaßt nicht bloß die politische, die Wirtschafts-, Sozial- und Verfassungsgeschichte, sondern auch die Kunst-, Literatur-, Musik-, Religions- und Weltanschauungsgeschichte.

Weidmannsche Buchhandlung in Berlin SW 68

Digitized by Google

Zur gefl. Beachtung! Für die Schriftleitung bestimmte Briefe und Manuskripte werden postfrei an Prof. Dr. Erich Bleich (Charlottenburg, Havelstraße 7 III), Rezensionsexemplare nur durch Vermittlung der Verlagshandlung erbeten.

Inhalt.

Seite

Vertragswerk und Verfassungswerk. Von Erich Bleich 1

Reformationsgeschichtliches in Zeitschriften und Sammelwerken. II. Von Gustav Wolf 3
Zur Literatur des Weltkrieges. IX. Von Georg Schuster 9
Neuere Monographien zur jüdischen Geschichte. Von Siegbert Neufeld 15

Meißner: Könige Babyloniens und Assyriens. (Fritz Geyer) 19
Geffcken: Griechische Literaturgeschichte. (Fritz Geyer) 19
Scriptores Historiae Augustae. (W. Enßlin) 20
Festschrift für Alexander Cartellieri zum sechzigsten Geburtstag. (Willy Cohn) 21
Gregorovius: Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. (Walther Holtzmann) 22
Cohn: Die Geschichte der sizilischen Flotte unter der Regierung Friedrichs II. (Friedrich Wilhelm Taube) 23
Grundmann: Studien über Joachim von Floris. (W. Holtzmann) 24
Gmelin: Personendarstellungen bei den florentinischen Geschichtschreibern der Renaissance. (W. Holtzmann) 25
Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode: Anton Graf zu Stolberg-Wernigerode, ein Freund und Ratgeber König Friedrich Wilhelms IV. (Paul Haake) 26
Corvin: Ein Leben voller Abenteuer. (Bleich) 27
Becker: Bismarck und die Einkreisung Deutschlands (Paul Haake) 28
Ritter: Bismarcks Verhältnis zu England und die Politik des „Neuen Kurses". (Paul Haake) 28
Aus dem Briefwechsel des Generalfeldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee. (Paul Haake) 28
Sturzo: Italien und der Facismus. (Walther Holtzmann) 29
Schulte: Tausend Jahre deutscher Geschichte und deutscher Kultur am Rhein. (Fritz Geyer) 30
Pfitzner: Das Erwachen der Sudetendeutschen im Spiegel ihres Schrifttums bis zum Jahre 1848. (Gumlich) 31

Kurze Anzeigen 32

EINFÜHRUNG
IN DAS
MITTELLATEIN
VON
KARL STRECKER

42 Seiten — Preis RM 1,60

Die Einführung ist für Leser bestimmt, die diesem Arbeitsgebiete bisher fernestanden, aber das Bedürfnis haben, zunächst eine allgemeine Vorstellung davon zu gewinnen; deshalb hat der Verfasser bei voller Wissenschaftlichkeit den Standpunkt ziemlich elementar gewählt. In knapper, aber klarer Darstellung enthält das Büchlein die wichtigsten Erscheinungen des Mittellateinischen und, was besonders wertvoll ist, die Angabe der einschlägigen Literatur. Es ist für jeden, der sich mit diesem Gebiete beschäftigen will, ein vortrefflicher Wegweiser.

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG // BERLIN SW 68

Brandenburgische Buchdruckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin-Schöneberg, Mühlenstraße 9.

Digitized by Google

Hist. Gesellschaft

Mitteilungen aus der historischen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung der Historischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben von Erich Bleich

Neue Folge ✦ Sechzehnter Band ✦ 3. Heft
Der ganzen Reihe 56. Band

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DEC 17 19

Weidmannsche Buchhandlung / Berlin
1928

Digitized by Google

GEOPOLITIK

DIE LEHRE VOM STAAT ALS LEBEWESEN

VON

PROF. DR. RICHARD HENNIG

Mit 64 Karten im Text

(VIII und 339 Seiten.) gr. 8. 1928. Geh. RM. 14.—, geb. RM. 16.—

DIE junge Wissenschaft der Geopolitik, an deren Wiege erlauchte Geister wie Herder, Ranke, Ratzel, Kjellén und auch Goethe gestanden haben, entbehrte bisher des Versuches einer systematischen Darstellung. Wertvolle, zeitgenössische Spezialarbeiten von Haushofer, Maull, Obst, Dix, W. Vogel, Lautensach, Wütschke, Fairgrieve u. a., sowie die „Zeitschrift für Geopolitik" haben den spröden Boden der Wissenschaft vom Staat als Lebewesen gelockert. Es ist daher jetzt vielleicht der Zeitpunkt gekommen, das verwickelte und noch viel umstrittene Grenzgebiet zwischen Geographie, Geschichte, Politik, Staatswissenschaft, Nationalökonomie, Strategie, Handels- und Verkehrswissenschaft, Völkerrecht, Bevölkerungs-, Kolonialpolitik und Rassenforschung nunmehr endgültig für die Wissenschaft zu erobern.

Mit vorliegendem Werke sucht der Düsseldorfer Verkehrswissenschaftler und Forscher auf dem Gebiete der historischen Geographie, Professor Dr. *Richard Hennig*, die neue Wissenschaft in ein System zu bringen, wobei auf Schritt und Tritt wichtige Schlaglichter auf politische Gegenwartsfragen fallen. Zumal Kolonialpolitiker werden darin neue Anregungen empfangen. Das Werk dürfte viel erörtert und vielleicht auch umstritten werden.

Verlag von B. G. Teubner, Leipzig u. Berlin

Digitized by Google

Geschichtsphilosophisches.

Die Geschichtsphilosophie ist in Mode gekommen. Das ist recht ungünstig für sie. Denn über einen Modeartikel will möglichst jeder mitsprechen. In Zeitungen und Zeitschriften, in Broschüren und Büchern lassen sich über die Probleme der Geschichtsphilosophie nur allzu viele hören, die noch gar nicht wissen, was eigentlich Geschichte, noch weniger aber, was Philosophie ist. Dabei kann man dann gewiß allerlei ansprechende Bemerkungen und interessante Einfälle zu hören bekommen, wenn der Verfasser ein beweglicher Geist ist, und man kann solche zufälligen Reflexionen über alles Mögliche — denn was ließe sich nicht unter dem umfassenden Sammelnamen Weltgeschichte zur Sprache bringen? — bei Gelegenheit mit Behagen lesen. Nur die Wissenschaft wird dadurch nicht gefördert, und das Streben nach gesicherter Erkenntnis geht leer aus. Obenein, so mannigfaltig und geradeswegs entgegengesetzt auch die Meinungen sein mögen, die sich zum Worte melden, so völlig gleichen sie sich darin, daß sie tief in den überlieferten Vorurteilen stecken, die schon die Mode der letzten fünfzig Jahre waren. Der Rembrandtdeutsche und Chamberlain, Darwin und Nietzsche und neuerdings Spengler haben sie inspiriert; der Einfluß des einen macht sich hier, der des anderen dort stärker bemerkbar, aber aus dem Bezirke dieser ganzen Oberflächenweisheit geht es nirgends tiefer oder höher.

Der Verfasser der ersten der vorliegenden Schriften[1]) lehnt von vornherein die Wissenschaft ab. Ihm liegt an der „Tiefendeutung magischer Offenbarung" (S. 13); er spricht gleichsam vom pythischen Dreifuß herab. Die Geschichte ist ihm ein Werk der Natur; die Natur aber faßt er mythologisch wie ein vernünftiges Wesen. Sie ähnelt bei ihm dem, was man sonst Vorsehung nennt, sie übt Gnadenwahl und schafft Sakramente. So ist man bisweilen versucht zu zitieren: So ungefähr sagt das der Pfarrer auch. Aber alles wird eben e scrinio pectoris hervorgebracht; um begriffliche Notwendigkeit ist der Verfasser nicht bemüht. Die Menschheit ist ein Mißerfolg der Natur und in ihrem Massenbestand hoffnungslos (S. 22). Die

[1]) *_*: Magie der Weltgeschichte von Alkibiades bis Lovis Corinth. 8°. 176 S. Leipzig, R. Voigtländer, 1927. Geb. 6.50 Mk

Digitized by Google

Natur entschädigt sich für diesen Mißerfolg, indem sie durch Gnadenwahl ihre Günstlinge, die großen Menschen produziert, in denen sich das wahre Wesen der Menschheit ausdrückt. Ihr letzter Erwählter war: Lovis Corinth. — Über den Geschmack soll man nicht streiten, und dem Weissager gegenüber gibt es nur entweder Glauben oder Unglauben. Die Kritik darf schweigen und beschränkt sich darauf, anzuerkennen, daß der Verfasser eine Menge von überraschenden, teils verblüffenden, teils anregenden Sentenzen zu prägen versteht, die vielen die Lektüre seines Werkes anziehend machen werden.

Die zweite Schrift[2]) steht zu der vorher angezeigten in dem unterhaltendsten Gegensatz. Dort ist alles Magie, hier alles Mechanismus. Der Verfasser weist an der europäischen Geschichte der letzten hundert Jahre die „Gesetze der staatlichen Gewichtslage" nach, die er glaubt ermittelt zu haben. Am Schlusse seiner Arbeit zählt er sie in 75 kurzen Regeln auf. Es handelt sich für ihn vor allem um die außenpolitischen Beziehungen der verschiedenen Staaten zueinander; er bringt aber deren innenpolitische Verhältnisse in genaue Beziehung zu jenen. Es ist an der Schrift also durchaus anzuerkennen, daß dem Verfasser Geschichte in erster Linie Staatengeschichte ist, daß er in der Politik das Schicksal der Völker sich vollziehen sieht. So begegnet man in seinen Ausführungen vielen guten und treffenden Bemerkungen, vielen einsichtsvollen und gerechten Urteilen. Aber die vom Verfasser vertretene Gesamtauffassung ist doch zu äußerlich. Von dem Volksgeiste, von den führenden Männern als Faktoren der Geschichte läßt sich hier gar nicht reden: vermehrt sich das Gewicht eines Staates stärker, als es zur Gewichtslage der übrigen paßt, dann wird er besiegt; nimmt in ihm die „Dezentralisation", d. h. die innere Parteiung, stärker zu, so schwingt er sich außenpolitisch entsprechend empor, bis sich die anderen Staaten ebenso dezentralisieren und dann wieder ihm überlegen werden usw. Das wird allmählich recht monoton und, wenn diese Art der Betrachtung auch uns in unserer gegenwärtigen schandhaften Lage den Trost bringt, daß es nicht immer so bleiben wird, so ist doch dieser Geist der Geschichte, der sich in dem gleichförmigen Auf und Ab von Wellenberg und Wellental erschöpft, der Geist der Langeweile.

---

[2]) Schulte-Vaerting, Hermann: Die Gesetzmäßigkeit im historischen Geschehen und die letzten hundert Jahre europäischer Geschichte. VI, 168 S. Heidelberg, Carl Winter, 1924. Brosch. 3,50 Mk.

Digitized by Google

Cornelius[3]) will eine „Weltgeschichte der Lebensstile" (S. 2) liefern. Er will „die ewige Erneuerung der Völker aus dem religiösen Erlebnisse darstellen" und „aus dessen periodischen Wandlungen die Form der Weltgeschichte ableiten" (S. VII). Er glaubt, den Rhythmus in der Gestaltung jedes einzelnen Lebensstiles in folgender Abfolge erkennen zu müssen: Naiver oder einstimmiger, grenzbewußter, gesteigerter, persönlicher, zerfallender oder erstarrter Stil (S. 52—56). Am Schlusse stellt er noch einen neuen Rhythmus in der Aufeinanderfolge der verschiedenen Kulturen auf, die er in drei Gruppen zusammenfaßt, die beruhenden, die übersinnlichen und die dynamischen Kulturen (S. 360 f.). „Die Empfindungsweise aller Kulturen, die dem Auge der Geschichte noch sichtbar sind," wird in diesem Buche, wie der Verfasser sich ausdrückt, „flüchtig durchwandert" (S. 361). Das ergibt eine Reihe von Bildern, die zur populären Mitteilung kulturgeschichtlicher Tatsachen ganz wohl geeignet sind. Den ernsthafter Nachdenkenden aber muß das umfangreiche Werk von vornherein enttäuschen, weil es den Anfang nicht von dem Menschen als Geistwesen, sondern von einem imaginären „affenartigen Geschöpfe" (S. 4) nimmt, das durch irgendeinen glücklichen Zufall von den andern Tieren sich zu trennen angefangen und allmählich sich Vernunft und Geist akquiriert hat. Der fürchterliche Denkfehler, der in diesem Ansatze steckt, verhindert dann natürlich den Verfasser, die Geschichte der Menschheit irgendwie als einen begrifflich notwendigen Zusammenhang, als einen vernünftigen Prozeß aufzufassen, und damit verliert die Weltgeschichte jeden Wert. Verfasser lehnt energisch den Gedanken des Fortschritts ab (S. 7), obwohl er von Völkern redet, „die zu höherer Entwicklung berufen" sind (S. 13). Er definiert die Religion folgendermaßen: „Religion ist nichts anderes als ein Versuch, den Menschen durch Bilder und Gleichnisse dies Erlebnis (nämlich „das Grunderlebnis einer Kultur") nahezubringen." Dadurch ist das oben angegebene Ziel, die ewige Erneuerung der Völker aus dem religiösen Erlebnisse darzustellen, glatt zunichte gemacht. Familie, Staat, Gebieten und Gehorchen, Gesetz und Gewissen, — woher sie stammen, was sie für das Individuum eigentlich bedeuten, läßt sich bei dem naturalistischen Ausgangspunkte des Verfassers natürlich nicht sagen; sie sind plötzlich da und werden nach ihren äußeren Erscheinungsformen be-

[3]) Cornelius: Die Weltgeschichte und ihr Rhythmus. XII, 391 S. München, E. Reinhardt, 1925. Mk. 8,—.

Digitized by Google

schrieben. So bleibt auch die Schilderung des Lebensstiles jedesmal auf die Oberfläche beschränkt, weil das ihm zugrunde liegende und ihn durchdringende Prinzip nicht nach seiner inneren Notwendigkeit und konkreten Geistigkeit entwickelt wird. Je weiter die Geschichte fortschreitet, je mehr entschwindet auch dem Verfasser das rhythmische Schema für den Ablauf des einzelnen Lebensstils, und es bleibt nichts als eine Art Kulturgeschichte im Umriß übrig, die aber gerade den wahrhaft tragenden Kräften der Menschheitskultur, dem Glauben und dem Denken, der Religion, insbesondere dem Christentum, und der Philosophie nahezu hilflos gegenübersteht. — Übrigens sei uns noch eine Bemerkung für den Buchhandel gestattet. Das Werk von Cornelius umfaßt 24 sehr vornehm auf gutem Papier gedruckte Bogen in stattlichem Oktavformat und ist mit 12 Lichtdrucktafeln ausgestattet. Nach dem üblichen Preise der Bücher im heutigen Deutschland würde es mindestens 12 bis 14 Mk. kosten müssen; es wird aber zu 8 Mk. in den Handel gebracht. Wenn der Verlag von Ernst Reinhardt das kann, warum können es die anderen deutschen Verlage nicht? Warum müssen die hohen Bücherpreise dazu mitwirken, daß in Deutschland das Bildungsniveau fortschreitend sinkt?

Bei Hermann Schneiders Werke[4]) stehen wir auf sehr viel festerem Boden als beim vorigen. Der Verfasser entwirft von den Kulturen der geschichtlichen Völker sehr eingehende und gründliche Darstellungen. Er läßt sich von dem Grundgedanken der Entwicklung leiten und gibt am Schlusse jeder von ihm dargestellten Kultur in einer Zusammenfassung das an, wodurch diese Kultur die ihr vorangegangenen überschreitet und dem Ziele der allseitigen Ausbildung des Menschheitsideals näherkommt. Es ist im Grunde der Hegelsche Gedanke, der die Geschichte als den Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit auffaßt. Zu bedauern bleibt auch hier, daß der Verfasser mit den Tiermenschen anfängt, von denen er meint, daß es sie viele Jahrtausende, ja Jahrhunderttausende vor dem Eiszeitalter gegeben habe. Warum dann plötzlich am Ausgange der Eiszeit aus dem Tiermenschen der Kulturmensch wird, bleibt unbegreiflich, und seine folgende Entwicklung erscheint als etwas ganz Zufälliges. Der Begriff der Entwicklung fordert eben, daß, was am Ende als ihr Ziel steht, am Anfang schon als Ausgangspunkt gegeben ist. Die Ge-

[4]) Die Kulturleistungen der Menschheit. Erster Band: Die Völker des Altertums. 1. Abteilung. Lex. 8°. XI, 273 S. Leipzig, J. J. Weber, 1927. Mk. 11,50.

Digitized by Google

schichte des Menschen bleibt unverständlich, wenn nicht der Mensch an sich, seinem Begriffe nach ihren Ausgangspunkt bildet, der Mensch, der prinzipiell vom Tier unterschieden ist, das staatenbildende, sittliche, religiöse, künstlerisch schaffende, denkende Geistwesen, die selbstbewußte Persönlichkeit. Von der Evolutionstheorie, wie sie dem „naturwissenschaftlichen Zeitalter" angemessen gewesen sein mag, könnten wir uns nun doch endlich wieder freimachen. Es würde dann auch in der Kulturgeschichte das Gewicht wieder mehr auf die grundlegenden Momente der geistig sittlichen Kultur fallen; bei der heutigen Betrachtungsweise stehen die „Leistungen" obenan, und die schöpferischen Geister treten zurück; so kommt das Goethewort immer zu kurz, höchstes Glück der Erdenkinder sei nur die Persönlichkeit. Darum verfehlt der Verfasser den entscheidenden Einschnitt in der Geschichte der Menschheit, daß nämlich mit der Mittelmeerkultur das Bewußtsein der freien Persönlichkeit sich durchringt, und kann vollends der Erscheinung Jesu Christi nicht gerecht werden. Immerhin läßt sich aus seinem Buche sehr viel lernen. Wir würden die Stufenreihe der Kulturen mehrfach anders ordnen als der Verfasser, aber seine Darstellung ist inhaltreich und anregend. Man darf der Fortsetzung seines Werkes mit günstigen Erwartungen entgegensehen. Lasson.

Neue Bismarckliteratur.

Emil Ludwig: in hoc signo vinces — so sagten und sagen sich wohl noch weiterhin Zehntausende von Verehrern und Verehrerinnen der Ludwigschen Muse, die sich anschicken, einem der Ihrigen oder sich selbst ein Werk über den Gründer des Deutschen Reiches zu dedicieren.[1]) Blendender Stil! Fesselnde Darstellung! Bewundernswerte Belesenheit! Wer wäre ihm darin über? Keine Spur von trockener Gelehrsamkeit! Und bringt sein Buch nicht erst die volle Wahrheit ans Licht, die den sogenannten Bismarckforschern verborgen blieb, wenn sie nicht absichtlich von ihnen unterdrückt wurde?

Die äußere Anziehungskraft des Ludwigschen Stils wird niemand leugnen. Seine Phantasie sprudelt schier unerschöpflich. Plastisch, bildhaft werden Handelnde und Leidende vor den Leser hingestellt. Zum Greifen nahe ziehen sie an seinen Augen vorüber.

[1]) Emil Ludwig: Bismarck. Geschichte eines Kämpfers. 8°. 694 S. Berlin, Ernst Rowohlt Verlag, 1926.

Digitized by Google

Der Theaterdirektor des Faust-Vorspiels muß seine Freude an diesem gelehrigen Meisterschüler haben. Auch an seiner Kunst, die Menschen zu täuschen. Denn seine Zitierwut entspringt nicht ehrlichem Bedürfnis, den Leser soweit wie möglich in den Stand zu setzen, selbst zu urteilen, sondern sie ist ein schlaugewähltes Mittel, ihn zu bluffen. Durch die unzähligen wörtlichen Anführungen sollen die Gimpel, die nicht nachprüfen, ob Ludwig richtig zitiert, zutraulich gemacht und ins Garn gelockt werden. Und Ehrgeizige gewarnt werden. Denn die Geschichte eines irrenden Kämpfers enthüllt ihnen dieses fast 700 Seiten füllende Buch. Als Motto starren sie Bismarcks eigene Worte an: „Das irdisch Imponierende steht immer in Verwandtschaft mit dem gefallenen Engel, der schön ist, aber ohne Frieden, groß in seinen Plänen und Anstrengungen, aber ohne Gelingen, stolz und traurig."

„An die Achtzig mußte Bismarck werden, bevor er das deutsche Volk eroberte. Volksfeind als Abgeordneter, Volksbekämpfer als preußischer Minister, Reichstagsfeind als Kanzler, in seinem Haus, auf seinen Gütern immer nur von seiner Klasse umgeben, außer aller Fühlung mit dem Bürgertum, auch mit dem Geistigen, fremd allen Lehrern und Professoren, allen Gewerben und Künsten: so hat er sechzig Jahre lang nur mit Politikern oder Adligen gelebt und höchstens in den beiden Kriegen oder als Herr auf seinem Hofe von diesem Volke einen Hauch verspürt, für dessen Gedeihen als Nation er doch ein Menschenalter arbeitete." „König und Ritter, das war das Fundament des Staates, und wenn man dem Volke das gleiche Wahlrecht gab, so war das ein unwilliges Zugeständnis an den Geist einer dunkel heranrollenden Zeit. Das Parlament zu schwächen, immer unter die Königsgewalt zu ducken, war der Grundgedanke dieses Staatengründers gewesen, dann seine Praxis durch die Jahrzehnte." „Bis 1890 das Unmögliche geschah." „Nun erkannte der alte Bismarck den Fehler in seiner Rechnung und ging aus den gleichen Motiven eingeborener Leidenschaft zum Volke über, die ihn früher beim Königtum festgehalten hatten." „Befriedigung gewann sein Herz nicht. Enttäuscht steht in erzwungener Entsagung der reisige Alte und sucht, wenn er es überdenkt, vergebens nach Stunden hohen Glücksgefühls durch die Tat. Keine Vollendung, kein Ruhm noch Glanz hat ihn berauscht, kein Sieg, kaum die Rache. Gefährdet durch die Torheit, berannt vom Leichtsinn seiner Erben sieht er sein Werk ins neue Jahrhundert schwanken, geschwächt, was er baute, in Frage gestellt, worauf er sich verschwor, und zwischen alledem sein

Digitized by Google

eigenes Staatsdenken erschüttert, der König nicht mehr oberste Macht, das Volk nicht mehr verächtlich. So steht er, aus der Bahn gerissen, aufgewühlt, im Helldunkel seiner Sphäre und findet die Fragen seiner nihilistischen Jugend noch immer ohne Antwort auf dem Wege, den er als Knabe ritt, den er als Greis durchfährt, schweigend, mitten im Walde." „Nach dreißig Jahren stehen die Deutschen an seiner Gruft und senken die Fahne. So einfach und stark ist sein Werk gewesen, daß es die Prophetie des Meisters überdauert hat. Deutschland lebt. Die Fürsten haben es in der Not verlassen. Aber das Volk, das er zu spät erkannte, hat ausgehalten und Bismarcks Werk gerettet."

Die subjektive Einstellung Emil Ludwigs springt in die Augen. Daß er ein Zerrbild zeichnet, unterliegt keinem Zweifel. Ist's vorbedachter Wille?

Er mag glauben, was er auf S. 366/7 schreibt: „Wie Bismarck bis ins kleinste zu jeder Handlung jedes historischen oder miterlebenden Menschen persönliche Motive findet, so ist er selbst allein durch Ehrgeiz und Machtwillen in die politische Arena gelockt, in den Staatsdienst getrieben, zur Staatsmacht gehoben worden: nie hat ihn Demut vor Gott wie Luther, Hilfsbereitschaft für den König wie Roon, Pflicht gegen Deutschland wie Stein angetrieben zu tun, was dieser dämonische Mensch durchaus nicht lassen konnte. Wie er sich als Republikaner bekennt, so war er mit seinen revolutionären Gefühlen der Mann, in Motleys Lande geboren, die Präsidentschaft anzustreben. Seine Nation, seine Klasse, seine Familie wollte sein Selbstgefühl stark, hochgeehrt an der Spitze sehen; daß er dazu diese schwäbische Familie (die Hohenzollern) brauchte, deren Ahnen tüchtiger oder glücklicher waren als die Bismarcks, daß er sich Menschen unterwerfen mußte, die er an Geist und Temperament, durch Leidenschaft und durch Genie überragte, das war ihm nur durch die Autosuggestion seines Glaubens möglich, die jener gekrönten Familie Gottes Gnade zuerkannte." Aber gibt solche Überzeugung Emil Ludwig das Recht, Bismarcks der Kronprinzessin gegebene Antwort: „Zum Republikaner bin ich persönlich verdorben" und andere Zeugnisse seines Monarchismus, seines Gottesglaubens, seiner in einer glücklichen Ehe gegründeten Lebensfreude geringzuschätzen und mit einem Federstrich abzutun? Gibt sie ihm das Recht, aus dem 1838 an die Kusine gerichteten Brief, den Ludwig S. 40—42 wörtlich zitiert, alles das wegzulassen, was dafür spricht, daß der 23jährige damals bereits sich seinem Staate verpflichtet fühlte, und zu be-

Digitized by Google

haupten: „Wie souverän schiebt er das Motiv der Vaterlandsliebe beiseite!"?

Ein noch stärkeres Stück ist die Zitierung der „Gedanken und Erinnerungen" über 1848 und der Zusatz Emil Ludwigs auf S. 109: „In strengeren Formen, rascher und ohne Kriege, so sagt Bismarck selber, war zu erreichen, was er in langen Waffengängen errang." In dem politischen Testament des Gestürzten heißt es vielmehr: „Eine auf dem Straßenpflaster erkämpfte Errungenschaft wäre von anderer Art und von minderer Tragweite gewesen als die später auf dem Schlachtfeld gewonnene. Es ist vielleicht für unsere Zukunft besser gewesen, daß wir die Irrwege in der Wüste innerer Kämpfe von 1848 bis 1866 wie die Juden, bevor sie das gelobte Land erreichten, noch haben durchmachen müssen. Die Kriege von 1866 und 1870 wären uns doch schwerlich erspart worden, nachdem unsere 1848 zusammengebrochenen Nachbarn in Anlehnung an Paris, Wien und anderswo sich wieder ermutigt und gekräftigt haben würden." Glaube, wer da mag, bei solcher Quellenbenutzung noch an bona fides! Ehrlicher Unwille wird besser am Platze sein und tiefe Trauer über die Beschränktheit und Gutgläubigkeit so vieler Volksgenossen, die Ludwigs Buch wie eine Offenbarung aus der Hand legen, in den Franzosen von 1870 nun friedliebende Engel sehen und die Emser Depesche mit dem Meister demokratischer Geschichtsklitterung „ein in einer Gesellschafts- und Staatsform begründetes Verbrechen" nennen, „die zwei oder drei Männern ermöglichte, Kriege zu entzünden, ohne ihre Völker zu befragen". Wird es in diesen Köpfen noch einmal tagen oder wenigstens in denen ihrer Enkel?

Arbeiten und nicht verzweifeln! Noch bekreuzen sich ja nicht alle Deutsche mit Emil Ludwig vor dem großen „Menschenverächter" und, wie er einmal sagt, „Menschenfresser". Sie stehen nicht wie er „betroffen vor diesem Leben, das immer Kampf, zuweilen Sieg, stets Leidenschaft, niemals Zufriedenheit, meist Klugheit, manchmal Irrtum, doch noch in der Verblendung genial gewesen ist". Sie teilen nicht seine Auffassung von Bismarcks problematischer Natur, schränken Ludwigs These zum mindesten mit Wilhelm Schüßler dahin ein: „Aus dem Zusammenprall zweier Welten ist Bismarck hervorgegangen, in dem wir das väterliche und das mütterliche Element immer verfolgen können. Diese Gegensätze sind es, die ihn — wie man vielleicht überspitzend gesagt hat — zur „problematischen Natur" gemacht haben, nur daß er nicht wie manche falsche Genies an dem inneren Zwiespalt zerbrach, sondern daß er als echter Genius sie zu

Digitized by Google

eherner Einheit zusammenfaßte und sich so zu monumentaler Größe erhob." Sie lächeln über die Selbstgefälligkeit des sich als „Künstler" vorstellenden Gegners akademischer Manier, des Bismarck nicht nur hinter Luther, Roon und Stein, sondern auch hinter Windthorst zurückstellenden „Psychographen", der eine geistige Großtat vollbracht zu haben meint, indem er Bismarcks Aufstieg und Sturz aus Stolz, Mut und Haß, den drei Grundelementen seines Charakters, ableitet. Ein Irrtum ist auch der aus Bismarcks Unterschrift unter der Adresse des vereinigten Landtags vom 2. April 1849 gezogene Schluß: „So hat Bismarck die verhaßte Paulskirche als die Stimme des deutschen Volkes anerkannt und seinem König Annahme dieser Krone aus dem Straßenpflaster angeraten, nur weil er glaubte, der König wollte sie haben". (Siehe darüber W. Mommsen Hist. Z., 138. Band, S. 616.)

Wirklich gerecht geworden sind dem genialen Staatsmann und seinem Werk Wilhelm Schüßler[2]) und Arnold Oskar Meyer[3]). Ersterer hat das Hauptgewicht auf die Darstellung derjenigen Probleme gelegt, die auch für die Gegenwart von lebendigster Bedeutung sind; unvoreingenommen wird Bismarcks Stellung Katholiken, Demokraten und Sozialisten gegenüber, zum sozialen Problem, zum Parlamentarismus, zur Wirtschaft und Gesellschaft geprüft und seine Außenpolitik gewürdigt. Meyers Skizze ist kürzer und schlichter gehalten und reicht nach Form und Inhalt an das geist- und schwungvollere Werk des Rostocker Historikers nicht ganz heran.

Reine Luft atmet auch, wer aus der Ludwigschen Dunsthöhle entflieht bei der Lektüre des Buches „Otto von Bismarck Deutscher Staat". Ausgewählte Dokumente eingeleitet von Hans Rothfels[4]). Dieser Beitrag zu der von Arno Duch begründeten Sammlung „Der deutsche Staatsgedanke", speziell zu der ersten Reihe „Führer und Denker", gibt ein Mosaik wichtiger in den Kern der Bismarckschen Staatsanschauung gut einführender Quellenzeugnisse. Sie sind in sechs Kapitel gegliedert: Persönliche Grundlagen, Der Staat als Macht unter Mächten, Staat und Nation, Staat und Kirche, Der Staat und die Parteien, Staat und Gesellschaft. Eine längere Einleitung faßt, was der große Realist über den Staat als permanentidentische Persönlichkeit, wie er einmal an Boetticher schrieb, dachte, im Systematisieren vielleicht ein wenig zu weit gehend, die Bedeutung

[2]) Bismarck. 8°. 177 S. Leipzig, Verlag Quelle & Meyer, 1925.

[3]) Bismarck. 8°. 95 S. Bielefeld und Leipzig, 1925 (= Velhagen & Klasings Volksbücher Nr. 15).

[4]) München, Drei Masken-Verlag, 1925. 8°. XL VII, 436 S.

Digitized by Google

der Idee des christlichen Staates für Bismarck etwas überschätzend, anschaulich zusammen. „Gewiß" — meint Rothfels — „hat sich Bismarck in seinen ersten Reden zum christlichen Staatsgedanken feuriger und ausschließlicher bekannt, als es der Auffassung des gereiften und der revolutionären Ära entwachsenen Staatsmannes entsprach. Aber das Fundament blieb das gleiche. Nicht nur die preußische Monarchie mit ihrem Begriff des Gottesgnadentums sah Bismarck im religiösen Bereich verwurzelt, sondern der Staat überhaupt fügte sich ihm als eigentümlicher Zweckzusammenhang in den göttlichen Weltplan. Hier liegt der tiefste Wurzelpunkt seiner Verwandtschaft mit Ranke, seiner Anschauung vom Unwillkürlichen des geschichtlichen Prozesses, vom „Mantel Gottes" in den Ereignissen." „Aus religiöser Ehrfurcht fand er die Kraft, der Staatswirklichkeit ins Auge zu sehen und wiederum gerade aus der Ehrfurcht vor der Autonomie des Staates, aus der rückhaltlosen Anerkennung des Widerspruchs, der zwischen der Moral der Bergpredigt und den Erfordernissen des politischen Bezirkes nun einmal besteht, schöpfte er ein Gefühl überlegener Sittlichkeit. „Wer mich einen gewissenlosen Menschen schilt," hat er einem besorgten Glaubensgenossen gegenüber betont, „soll sein Gewissen auf diesem Kampfplatz erst selbst einmal versuchen." Es ist somit eine besondere, durchaus religiöse Auffassung des Amtes, eine protestantische Berufsethik, die Bismarck vertritt: Der Staat, als eine stellvertretende Gewalt, darf und muß um seines überragenden Zweckes willen von dem, der ihn führt, Opfer auch in den innerlichsten Beziehungen fordern. ‚Ich bin', so konnte der Kanzler im Abgeordnetenhaus sagen, ‚ein den Gesamtbedürfnissen und Forderungen des Staates gegenüber disziplinierter und sich unterordnender Staatsmann.'" Mit Recht betont Rothfels die historisch-politische Überlegenheit Bismarcks über die große hemmungslose Individualität eines Napoleon. „Das Gefühl, „auf der Bresche zu stehen" und „anschlagsmäßig verbraucht zu werden", hielt dem titanischen Drang in Bismarck allezeit die Wage." Langjähriges Studium der Sozialpolitik des Kanzlers ermöglichte Rothfels, uns auch einige noch nicht bekannte Aktenstücke zu präsentieren. Am 4. April 1872 schrieb Bismarck an Kaiser Wilhelm: „Die sogenannte Internationale ist nur eine, wenn auch augenblicklich die hervorragendste von den Formen, in welchen eine die ganze zivilisierte Welt durchziehende Krankheit zur Erscheinung kommt. Diese Krankheit hat ihre Ursache darin, daß die besitzlosen Klassen in dem Maße, als ihr Selbstgefühl und ihre Ansprüche am Lebens-

Digitized by Google

genuß allmählich steigen, sich auf Kosten der besitzenden Klassen die Mittel zur Befriedigung dieser Ansprüche zu verschaffen streben. Auf eine Heilung dieser Krankheit durch repressive Mittel wird man verzichten müssen; dieselbe kann nur das sehr langsame Werk teils der fortschreitenden Bildung und Erfahrung, teils einer Reihe, die verschiedensten Gebiete des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens berührender legislativer und administrativer Maßregeln sein, welche darauf gerichtet sind, die Hindernisse tunlichst zu beseitigen, die der Erwerbsfähigkeit der besitzlosen Klassen im Wege stehen. Solange dieser Heilungsprozeß nicht vollzogen ist, wird es allerdings Aufgabe der Regierungen sein, die Gesellschaft gegen den Versuch eines gewaltsamen Angriffs auf den Bestand des Besitzes zu schützen. Mit bloß polizeilichen Mitteln ist diese Aufgabe nach meiner Überzeugung nicht zu lösen. Es handelt sich nicht um die Fernhaltung fremder Emissäre, denn die Krankheit ist bei uns selbst vorhanden und überträgt sich ohne fremde Vermittlung. Es handelt sich vielmehr darum, jede Vorbereitung zu einem gewaltsamen Angriff nicht bloß überwachen und entdecken, sondern vor allen Dingen bestrafen zu können, und zu diesem Zwecke bedarf er geeigneter Gesetze." Am 20. Juli 1887 äußerte Bismarck zu einem Vorschlage des Ministers von Puttkamer, bei der Verlängerung des Sozialistengesetzes eine Änderung dahin vorzunehmen, daß Agitatoren aus dem Reichsgebiet ausgewiesen werden könnten: „Die vorgeschlagene Maßregel erscheint mir an sich als ein logisches Ergebnis des Verhaltens der Männer, welche unseren staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen prinzipiell die Anerkennung versagen und den Umsturz als ihre politische Aufgabe ansehen und offen bezeichnen. Gegen derartige Bestrebungen kann sich der Staat versichern und schützen, wenn er die mit seiner Lebensbedingung unverträglichen Elemente ausscheidet. Wer den Staat und sein Recht negiert, entsagt damit dem Anspruch auf den Schutz desselben, dessen Vorbedingung die Anerkennung der staatlichen Autorität bildet. Für den Staat gilt der alte Satz der Deichverbände: „Wer nicht will deichen, der muß weichen." Wer der Gesamtheit seiner Mitbürger den Frieden und den Gehorsam versagt, den trifft Bann und Acht als logische Folge seiner Staatsfeindschaft."

„Man spürt ein Rauschen überm Haupt und ein Wehen an der Wange hin, so oft seine Gestalt den Gedanken vorübergeht," schrieb einst Alfred Dove an Gustav Freytag. Die Stimme des Gewaltigen zu vernehmen, mit ihm selbst Zwiesprache zu halten, bleibt immer ein

Digitized by Google

hoher Genuß. Man verschafft ihn sich jetzt am besten, indem man zu der monumentalen Edition greift, die 1924 zu erscheinen begonnen hat: Bismarck, Die gesammelten Werke[5]). Der junge Fürst Bismarck, Erich Brandenburg, Paul Kehr, Max Lenz, Erich Marcks, Friedrich Meinecke und Hermann Oncken stehen an der Spitze dieses großen Unternehmens, das alles zusammenfassen will, was als Werk Bismarcks im literarischen Sinne aufzufassen ist. Acht Quartbände von vornehmer Schlichtheit, auf gutem Papier gedruckt, in Leder gebunden, ein jeder zum Preise von 30 Mk. käuflich, liegen bereits fertig vor uns: drei Bände politische Schriften, bis zur Übernahme des Ministerpräsidiums bearbeitet von Herman v. Petersdorff, die von 1862 bis 1866 als 4. und 5. von Friedrich Thimme, Bd. 7 bis 9 Gespräche, herausgegeben von Willy Andreas, letztere, die sich über das ganze Leben Bismarcks erstrecken, besonders reizvoll, darunter viele bisher noch nicht bekannte, am anziehendsten wohl die aus den Tagebüchern der Freifrau v. Spitzemberg und die von Professor Wilhelm Kahl aufgezeichnete Unterredung mit ihm und anderen Bonner Professoren vom 27. Mai 1897, von der Kahl rückblickend urteilte: „Empörend und beschämend ist Eugen Richters Ausspruch, Bismarck leide an marasmus senilis. Nur blindeste Parteileidenschaft kann sich so vergreifen. Das Bild des Lebens war jugendliches Feuer, Schärfe der Gedanken, vollendete Präsenz des geschichtlichen Wissens, unvergleichliche Plastik des Ausdrucks. Ich habe darin keinen Unterschied zwischen dem Siebziger und Achtundsiebziger gemerkt." Die politischen Schriften, Gesandtschaftsberichte usw. gelangen zu einem großen Teile jetzt erst in ihrem richtigen Wortlaut und vollständiger zu unserer Kenntnis als durch Heinrich v. Poschingers und Louis Raschdaus Veröffentlichungen.

Unter den von Petersdorff und Thimme ans Licht gezogenen nova verdient hervorgehoben zu werden Bismarcks im September 1853 in Norderney für den Prinzen von Preußen ausgearbeitete Denkschrift über die Bestrebungen, in den östlichen Provinzen eine neue Gemeindeordnung einzuführen (Bd. I Nr. 416), ein gleich darauf folgendes Schreiben an Friedrich Wilhelm IV. vom 21. September 1853 (I, 416), ein anderes an Minister v. Schleinitz vom 31. Dezember 1858 (II, 451), der von Bismarck verbesserte Erlaß an den preußischen Gesandten in Wien vom 3. Dezember 1862 (IV, 10), ein zweiter vom 3. März 1863 (IV, 47) über die eventuelle Wiederherstellung eines selbständigen Polens. Dem Grafen v. Bernstorff in London wurde

[5]) Otto Stollberg & Co., Verlag für Politik und Wirtschaft, Berlin.

Digitized by Google

am 17. Februar 1863 kund und zu wissen getan: „Die Herstellung eines unabhängigen polnischen Staates zwischen Schlesien und Ostpreußen" mit der konsequenten Begehrlichkeit nach Posen und nach der für ein selbständiges Polen unentbehrlichen Weichselmündung würde eine permanente Drohung gegen Preußen bilden und einen der äußersten militärischen Leistung, zu welcher das neue Polen befähigt wäre, gleichkommenden Teil der preußischen Armee dauernd neutralisieren. Befriedigen könnten wir die Ansprüche, welche dieser neue Nachbar auf unsere Kosten erheben würde, niemals. Sie würden außer Posen und Danzig sich demnächst auf Schlesien und Ostpreußen richten, und die Landkarten, in welchen die Träume der polnischen Insurrektion ihren Ausdruck finden, bezeichnen Pommern bis an die Oder als polnische Provinz" (IV, 39). „Ein souveräner polnischer Staat mit eigener Armee würde ein französisches Lager an der Weichsel vorstellen, in welchem sich 100 000 bis 150 000 Mann guter Truppen befänden, bereit, uns im Rücken anzugreifen, wenn wir in den Fall kämen, uns gegen Westen verteidigen zu müssen" (IV, 81).

Die Friedrichsruher Ausgabe soll ein Denkmal sein, das Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung dem Reichsgründer errichtet. Mögen die „Gesammelten Werke Bismarcks", von Jahr zu Jahr stärker anschwellend, die Blicke aller Deutschen immer wieder auf den Mann richten, dessen Persönlichkeit und Leistung, wie es in dem Geleitwort zum 1. Bd. heißt, Unvergängliches an Größe und Kraft für alle Zeit bedeuten!

Wer, abgestoßen von Emil Ludwigs parteipolitischer Geschichtsklitterung, aus dem Born reiner, ernster historischer Forschung trinken will, dem sei von der Spezialliteratur der letzten Jahre an erster Stelle das Buch eines auch philosophisch gut durchgebildeten Schülers von Erich Marcks[9]) empfohlen. In drei Teilen: „Die Grundlagen", „Die politische Struktur der Geschichtsauffassung Bismarcks", „Die Geschichte als praktische Lehrmeisterin für Bismarcks Politik" gliedert Wolff, sich im wesentlichen auf die Zeit von 1847 bis 1871 beschränkend, den von Maria Fehling unzureichend bearbeiteten Stoff; ein guter Kenner der geistesgeschichtlichen Entwicklung des 19. Jahrhunderts, zeichnet er den Geistesverwandten Rankes auf breitem zeitgeschichtlichen Hintergrund; wie es sich einem so unphilosophischen Manne gegenüber geziemt, hütet er sich wohl, Bis-

[9]) Wolff, Helmuth: Geschichtsauffassung und Politik in Bismarcks Bewußtsein. 8°. 218 S. München und Berlin, R. Oldenbruch, 1926.

Digitized by Google

hoher Genuß. Man verschafft ihn sich jetzt am besten, indem man zu der monumentalen Edition greift, die 1924 zu erscheinen begonnen hat: Bismarck, Die gesammelten Werke[5]). Der junge Fürst Bismarck, Erich Brandenburg, Paul Kehr, Max Lenz, Erich Marcks, Friedrich Meinecke und Hermann Oncken stehen an der Spitze dieses großen Unternehmens, das alles zusammenfassen will, was als Werk Bismarcks im literarischen Sinne aufzufassen ist. Acht Quartbände von vornehmer Schlichtheit, auf gutem Papier gedruckt, in Leder gebunden, ein jeder zum Preise von 30 Mk. käuflich, liegen bereits fertig vor uns: drei Bände politische Schriften, bis zur Übernahme des Ministerpräsidiums bearbeitet von Herman v. Petersdorff, die von 1862 bis 1866 als 4. und 5. von Friedrich Thimme, Bd. 7 bis 9 Gespräche, herausgegeben von Willy Andreas, letztere, die sich über das ganze Leben Bismarcks erstrecken, besonders reizvoll, darunter viele bisher noch nicht bekannte, am anziehendsten wohl die aus den Tagebüchern der Freifrau v. Spitzemberg und die von Professor Wilhelm Kahl aufgezeichnete Unterredung mit ihm und anderen Bonner Professoren vom 27. Mai 1897, von der Kahl rückblickend urteilte: „Empörend und beschämend ist Eugen Richters Ausspruch, Bismarck leide an marasmus senilis. Nur blindeste Parteileidenschaft kann sich so vergreifen. Das Bild des Lebens war jugendliches Feuer, Schärfe der Gedanken, vollendete Präsenz des geschichtlichen Wissens, unvergleichliche Plastik des Ausdrucks. Ich habe darin keinen Unterschied zwischen dem Siebziger und Achtundsiebziger gemerkt." Die politischen Schriften, Gesandtschaftsberichte usw. gelangen zu einem großen Teile jetzt erst in ihrem richtigen Wortlaut und vollständiger zu unserer Kenntnis als durch Heinrich v. Poschingers und Louis Raschdaus Veröffentlichungen.

Unter den von Petersdorff und Thimme ans Licht gezogenen nova verdient hervorgehoben zu werden Bismarcks im September 1853 in Norderney für den Prinzen von Preußen ausgearbeitete Denkschrift über die Bestrebungen, in den östlichen Provinzen eine neue Gemeindeordnung einzuführen (Bd. I Nr. 416), ein gleich darauf folgendes Schreiben an Friedrich Wilhelm IV. vom 21. September 1853 (I, 416), ein anderes an Minister v. Schleinitz vom 31. Dezember 1858 (II, 451), der von Bismarck verbesserte Erlaß an den preußischen Gesandten in Wien vom 3. Dezember 1862 (IV, 10), ein zweiter vom 3. März 1863 (IV, 47) über die eventuelle Wiederherstellung eines selbständigen Polens. Dem Grafen v. Bernstorff in London wurde

[5]) Otto Stollberg & Co., Verlag für Politik und Wirtschaft, Berlin.

Digitized by Google

am 17. Februar 1863 kund und zu wissen getan: „Die Herstellung eines unabhängigen polnischen Staates zwischen Schlesien und Ostpreußen" mit der konsequenten Begehrlichkeit nach Posen und nach der für ein selbständiges Polen unentbehrlichen Weichselmündung würde eine permanente Drohung gegen Preußen bilden und einen der äußersten militärischen Leistung, zu welcher das neue Polen befähigt wäre, gleichkommenden Teil der preußischen Armee dauernd neutralisieren. Befriedigen könnten wir die Ansprüche, welche dieser neue Nachbar auf unsere Kosten erheben würde, niemals. Sie würden außer Posen und Danzig sich demnächst auf Schlesien und Ostpreußen richten, und die Landkarten, in welchen die Träume der polnischen Insurrektion ihren Ausdruck finden, bezeichnen Pommern bis an die Oder als polnische Provinz" (IV, 39). „Ein souveräner polnischer Staat mit eigener Armee würde ein französisches Lager an der Weichsel vorstellen, in welchem sich 100 000 bis 150 000 Mann guter Truppen befänden, bereit, uns im Rücken anzugreifen, wenn wir in den Fall kämen, uns gegen Westen verteidigen zu müssen" (IV, 81).

Die Friedrichsruher Ausgabe soll ein Denkmal sein, das Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung dem Reichsgründer errichtet. Mögen die „Gesammelten Werke Bismarcks", von Jahr zu Jahr stärker anschwellend, die Blicke aller Deutschen immer wieder auf den Mann richten, dessen Persönlichkeit und Leistung, wie es in dem Geleitwort zum 1. Bd. heißt, Unvergängliches an Größe und Kraft für alle Zeit bedeuten!

Wer, abgestoßen von Emil Ludwigs parteipolitischer Geschichtsklitterung, aus dem Born reiner, ernster historischer Forschung trinken will, dem sei von der Spezialliteratur der letzten Jahre an erster Stelle das Buch eines auch philosophisch gut durchgebildeten Schülers von Erich Marcks[9]) empfohlen. In drei Teilen: „Die Grundlagen", „Die politische Struktur der Geschichtsauffassung Bismarcks", „Die Geschichte als praktische Lehrmeisterin für Bismarcks Politik" gliedert Wolff, sich im wesentlichen auf die Zeit von 1847 bis 1871 beschränkend, den von Maria Fehling unzureichend bearbeiteten Stoff; ein guter Kenner der geistesgeschichtlichen Entwicklung des 19. Jahrhunderts, zeichnet er den Geistesverwandten Rankes auf breitem zeitgeschichtlichen Hintergrund; wie es sich einem so unphilosophischen Manne gegenüber geziemt, hütet er sich wohl, Bis-

[9]) Wolff, Helmuth: Geschichtsauffassung und Politik in Bismarcks Bewußtsein. 8°. 218 S. München und Berlin, R. Oldenbruch, 1926.

Digitized by Google

hoher Genuß. Man verschafft ihn sich jetzt am besten, indem man zu der monumentalen Edition greift, die 1924 zu erscheinen begonnen hat: Bismarck, Die gesammelten Werke[5]). Der junge Fürst Bismarck, Erich Brandenburg, Paul Kehr, Max Lenz, Erich Marcks, Friedrich Meinecke und Hermann Oncken stehen an der Spitze dieses großen Unternehmens, das alles zusammenfassen will, was als Werk Bismarcks im literarischen Sinne aufzufassen ist. Acht Quartbände von vornehmer Schlichtheit, auf gutem Papier gedruckt, in Leder gebunden, ein jeder zum Preise von 30 Mk. käuflich, liegen bereits fertig vor uns: drei Bände politische Schriften, bis zur Übernahme des Ministerpräsidiums bearbeitet von Herman v. Petersdorff, die von 1862 bis 1866 als 4. und 5. von Friedrich Thimme, Bd. 7 bis 9 Gespräche, herausgegeben von Willy Andreas, letztere, die sich über das ganze Leben Bismarcks erstrecken, besonders reizvoll, darunter viele bisher noch nicht bekannte, am anziehendsten wohl die aus den Tagebüchern der Freifrau v. Spitzemberg und die von Professor Wilhelm Kahl aufgezeichnete Unterredung mit ihm und anderen Bonner Professoren vom 27. Mai 1897, von der Kahl rückblickend urteilte: „Empörend und beschämend ist Eugen Richters Ausspruch, Bismarck leide an marasmus senilis. Nur blindeste Parteileidenschaft kann sich so vergreifen. Das Bild des Lebens war jugendliches Feuer, Schärfe der Gedanken, vollendete Präsenz des geschichtlichen Wissens, unvergleichliche Plastik des Ausdrucks. Ich habe darin keinen Unterschied zwischen dem Siebziger und Achtundsiebziger gemerkt." Die politischen Schriften, Gesandtschaftsberichte usw. gelangen zu einem großen Teile jetzt erst in ihrem richtigen Wortlaut und vollständiger zu unserer Kenntnis als durch Heinrich v. Poschingers und Louis Raschdaus Veröffentlichungen.

Unter den von Petersdorff und Thimme ans Licht gezogenen nova verdient hervorgehoben zu werden Bismarcks im September 1853 in Norderney für den Prinzen von Preußen ausgearbeitete Denkschrift über die Bestrebungen, in den östlichen Provinzen eine neue Gemeindeordnung einzuführen (Bd. I Nr. 416), ein gleich darauf folgendes Schreiben an Friedrich Wilhelm IV. vom 21. September 1853 (I, 416), ein anderes an Minister v. Schleinitz vom 31. Dezember 1858 (II, 451), der von Bismarck verbesserte Erlaß an den preußischen Gesandten in Wien vom 3. Dezember 1862 (IV, 10), ein zweiter vom 3. März 1863 (IV, 47) über die eventuelle Wiederherstellung eines selbständigen Polens. Dem Grafen v. Bernstorff in London wurde

[5]) Otto Stollberg & Co., Verlag für Politik und Wirtschaft, Berlin.

Digitized by Google

am 17. Februar 1863 kund und zu wissen getan: „Die Herstellung eines unabhängigen polnischen Staates zwischen Schlesien und Ostpreußen" mit der konsequenten Begehrlichkeit nach Posen und nach der für ein selbständiges Polen unentbehrlichen Weichselmündung würde eine permanente Drohung gegen Preußen bilden und einen der äußersten militärischen Leistung, zu welcher das neue Polen befähigt wäre, gleichkommenden Teil der preußischen Armee dauernd neutralisieren. Befriedigen könnten wir die Ansprüche, welche dieser neue Nachbar auf unsere Kosten erheben würde, niemals. Sie würden außer Posen und Danzig sich demnächst auf Schlesien und Ostpreußen richten, und die Landkarten, in welchen die Träume der polnischen Insurrektion ihren Ausdruck finden, bezeichnen Pommern bis an die Oder als polnische Provinz" (IV, 39). „Ein souveräner polnischer Staat mit eigener Armee würde ein französisches Lager an der Weichsel vorstellen, in welchem sich 100 000 bis 150 000 Mann guter Truppen befänden, bereit, uns im Rücken anzugreifen, wenn wir in den Fall kämen, uns gegen Westen verteidigen zu müssen" (IV, 81).

Die Friedrichsruher Ausgabe soll ein Denkmal sein, das Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung dem Reichsgründer errichtet. Mögen die „Gesammelten Werke Bismarcks", von Jahr zu Jahr stärker anschwellend, die Blicke aller Deutschen immer wieder auf den Mann richten, dessen Persönlichkeit und Leistung, wie es in dem Geleitwort zum 1. Bd. heißt, Unvergängliches an Größe und Kraft für alle Zeit bedeuten!

Wer, abgestoßen von Emil Ludwigs parteipolitischer Geschichtsklitterung, aus dem Born reiner, ernster historischer Forschung trinken will, dem sei von der Spezialliteratur der letzten Jahre an erster Stelle das Buch eines auch philosophisch gut durchgebildeten Schülers von Erich Marcks[9]) empfohlen. In drei Teilen: „Die Grundlagen", „Die politische Struktur der Geschichtsauffassung Bismarcks", „Die Geschichte als praktische Lehrmeisterin für Bismarcks Politik" gliedert Wolff, sich im wesentlichen auf die Zeit von 1847 bis 1871 beschränkend, den von Maria Fehling unzureichend bearbeiteten Stoff; ein guter Kenner der geistesgeschichtlichen Entwicklung des 19. Jahrhunderts, zeichnet er den Geistesverwandten Rankes auf breitem zeitgeschichtlichen Hintergrund; wie es sich einem so unphilosophischen Manne gegenüber geziemt, hütet er sich wohl, Bis-

[9]) Wolff, Helmuth: Geschichtsauffassung und Politik in Bismarcks Bewußtsein. 8°. 218 S. München und Berlin, R. Oldenbruch, 1926.

Digitized by Google

marcks Anschauungen zu einem festen System zusammenzuschweißen, begnügt er sich damit, in das Zentrum seines Wesens vorzudringen, von dem her er die Geschichte ergriff, dann seine Stellungnahme zu einzelnen geschichtsphilosophischen Problemen zu bestimmen und endlich zu erfassen, wie weit der handelnde Staatsmann Lehren aus der Geschichte zog. Bismarck stand, nach seinen Äußerungen vor allem im besinnlichen Alter zu schließen, immer wieder staunend vor einer Regelmäßigkeit der Geschehnisse in der geschichtlichen Welt, die nicht das flutende Leben in das rigorose Unbedingt eherner Naturgesetze band und demnach offenbar ordnendes Gesetz war, auf dem politische Berechnung fußen konnte" (S. 215). Wolff zeigt, „wie in Bismarck ein ursprüngliches politisches Genie sich zu dem Staate Preußen hinfand, und wie sich ihm darin als dem objektiven Gebilde, dessen konstituierender Wesenszug wie in jedem anderen Staate die Macht und der Wille zur Macht ist, ein Wirkungsfeld eröffnete, zu dem sein ganzes Wesen von Natur hindrängte" (S. 105). „Er rang sich hindurch zu dem Glauben an einen persönlichen väterlichen Gott, der das Beste will, an die Fortdauer des individuellen Lebens nach dem Tode und damit an einen ewigen sinnvollen Zusammenhang, in dem die Einzelseele steht. Diese Glaubensgrundlage verlor er auch in den Zeiten nicht wieder, in denen seine Religiosität sich mehr und mehr aus der streng kirchlichen Form löste... die Machtnorm, die Mittel und Widerstände in Gestalt der jeweiligen historischen Situation und schließlich als drittes die Notwendigkeit, mit persönlicher Entschlußkraft beides in die rechte Beziehung zu setzen, das waren in der letzten Epoche der religiösen Entwicklung Bismarcks, von den ersten Jahren in Frankfurt an gerechnet bis in sein Alter, die großen politischen Wirklichkeiten, die er in irgendeiner Form seinem Glauben eingliedern mußte. Daraus haben sich wichtige Folgen auch für die letzten Grenzen seiner Geschichtsauffassung ergeben. Denn von daher erwuchs ihm sein eigentümlicher Vorsehungsbegriff, aus dem heraus erst voll verstanden werden kann, was in Bismarcks Bewußtsein als der letzte Sinn aller Geschichte gilt und warum er sich so entscheidet. Denn aus der Eigentümlichkeit seines Vorsehungsbegriffes ergibt sich zu einem bestimmenden Teile die Unmöglichkeit einer universalhistorisch-geschichtsphilosophischen Konstruktion für ihn, zum anderen aber auch die Wendung, das letzte Ziel aller Geschichte für den Menschen ohne solche Rücksichten in der Erfüllung seiner Pflicht zu suchen. Der neue Glaube Bismarcks durchflutete also erwärmend seine ganze Welt und durchleuchtete sie in eigentümlicher Weise; dabei

Digitized by Google

änderte sich in seinem Verhalten zu den irdischen Dingen an sich nichts, aber was vorher durch und durch problematisch gewesen war, diese gesamte Beurteilung des Irdischen nur und allein aus irdischen und zeitlichen Motiven heraus, die man im Kreise der Thaddens und Gerlachs kurz als Pantheismus bezeichnete und die für Bismarck doch irgendwie in der Luft gehangen hatte, verwurzelte sich nun fest im Metaphysischen. Der eigene Wille mit seinem tiefen Verständnis für den Gehalt der Macht und seinem feurigen Hindrängen zu ihr wurde so zu einer Schöpfung Gottes selbst, dessen Vaterhand segnend über allem Geschöpf und seinem Tun liegt; ebenso erhielt der gesamte Zwang der historischen Bedingungen, die ihr eigenes Gesetz dem politischen Willen entgegentrugen, für den sie andererseits doch nur Material waren, eine ebensolche Glorie als gottgewollte Realität. Alles Geschehen erscheint so, auf Gott bezogen, irgendwie sinnvoll, geschehe es selbst in vernichtenden Zusammenstößen, in denen Gewalt gegen Gewalt steht" (S. 136/7). „Bei Bismarck herrscht das lebendige Verhältnis zu einem persönlichen und väterlichen Gott in freier Verantwortung, mit dessen Willen eins zu sein ethische Pflicht ist, und alle irdische Tätigkeit, schließlich der gesamte geschichtliche Verlauf, hat darin seinen Sinn, daß der Mensch in ihm seine von Gott gegebene Aufgabe treu löse. Nicht das Erreichen irgendeines Zieles in steigendem Fortschritt innerhalb der irdischen Geschichte ist so für Bismarck der letzte Sinn, sondern die Erhebung der Persönlichkeit zum Ewigen und ihre Heiligung für ein künftiges Leben durch Pflichterfüllung" (S. 151).

Und auf diesen, wie er meint, „irrenden Kämpfer" wagt Emil Ludwig das Wort Bismarcks selbst anzuwenden, das er seinem Buche als Motto voranstellt: „Das irdisch Imponierende . . . steht immer in Verwandtschaft mit dem gefallenen Engel, der schön ist, aber ohne Frieden, groß in seinen Plänen und Anstrengungen, aber ohne Gelingen, stolz und traurig"! — Paul Haake.

Die Grundlinien der Weltgeschichte. Eine einfache Schilderung des Lebens und der Menschheit von H. G. Wells. Unter Mitwirkung von Dr. Ernest Barker, Sir H. H. Johnston, Sir E. Ray Lankester und Professor Gilbert Murray. Mit vielen Bildern und Karten von J. F. Horrabin. Nach der endgültigen (dritten), vom Autor durchgesehenen und verbesserten englischen Ausgabe

Digitized by Google

[übersetzt von Otto Mandl, Erna Redtenbacher und Helene Maria Reiff]. Berlin SW 68, Verlag für Sozialwissenschaft G. m. b. H., 1925. 8°. 670 S. Geb. Mk. 20,—.

Obwohl dies Werk nicht dem Kreise strenger Wissenschaft eingeschrieben ist, darf man aus verschiedenen Gründen über es nicht ohne weiteres zur Tagesordnung übergehen (daher diese nachträgliche, aus redaktionellen Gründen verspätete Anzeige!). Sein Urheber und spiritus rector ist der englische Romanschriftsteller Herbert George Wells, der naturwissenschaftliche Phantastik und humoristischen, besser: satirischen Realismus mit einem ausgeprägten sozialen Interesse, um nicht zu sagen: mit einem etwas problematischen Sozialismus originell zu verquicken versteht. Einen Weltgeschichtsroman nun brauchten die MHL. ganz gewiß nicht zu berücksichtigen, selbst darum nicht, weil er von einem der gelesensten Schriftsteller der Angelsachsen stamme (allerdings darf die Wucht des Ansehens alles dessen, was Wells und seine Frau seit einem Menschenalter mit wachsender Auflagenzahl vom Stapel gelassen haben, keinesfalls unterschätzt werden). Hier aber haben wir den besonderen Fall, daß sich ein durchaus moderner Dichter, vom Kriege und noch mehr vom Nachkriege derb durchschüttelt, mit heißem Atem daran machte, zur Herstellung der von ihm idealistisch ersehnten Gemeinwohlfahrt eine gemeinsame Geschichtsauffassung aufzurichten. Ein wahrhaft gigantisches Bemühen! Auch wenn man zugibt, daß sich Wells und seine Mitarbeiter auf das Ziehen der einfachsten Konturen in Zeitaltern, Rassen und Nationen absichtlich beschränkt haben, bedeutet die Bewältigung der Fülle der Gesichte durch dies Konsortium und vor allem durch Wells selber (denn von ihm datiert letzten Endes überall der Ton, der die Musik macht) eine sehr respektable Leistung. Diese „Weltgeschichte" ist durchaus nicht (wie man dies nach gewissen Mustern mutmaßen oder argwöhnen könnte) eine geistvolle Vergewaltigung des Weltgeschehens durch eine Gesellschaft von Feuilletonisten — bewahre! sie darf sich durchaus neben echten Universalhistorien als Eigengewächs sehen lassen. Selbstverständlich: rankische Objektivität ist hiervon a priori ausgeschlossen. Nur ein Beispiel. Auf S. 381 urteilt Wells wörtlich so: „Der Verfasser ist nicht der Mann, den besonderen Wert des römischen Rechtes für die Menschheit zu würdigen. Ihm scheint das bestehende Recht aufgebaut auf eine verworrene Grundlage von Herkömmlichem, willkürlichen Annahmen und Fiktionen über menschliche Beziehungen; in der Tat, es scheint ihm ein sehr unbrauchbares und veraltetes System [zu sein]; er ist überzeugt, daß eine Zeit

Digitized by Google

kommen muß, da man Theorie und Praxis des Rechtes umgestalten wird im Licht einer wohlentwickelten Wissenschaft der sozialen Psychologie, die im Einklang steht mit einer wissenschaftlichen Auffassung der menschlichen Gesellschaft als einer einzigen, sich fortlaufend entwickelnden Organisation, umgestalten wird in bestimmter Beziehung zu einem System moralischer und geistiger Erziehung. Er betrachtet unser heutiges Recht und unsere Juristen mit einem in seinem Temperamente begründeten Mangel an Wertschätzung. Daher mag es kommen, daß er Justinian vernachlässigt hat und gegen Rom, als Ganzes genommen, ungerecht erscheint." Einer derartig offenen Selbstkritik wird man — außer bei Fr. Chr. Schlosser — sonst kaum begegnen; sie entwaffnet und versöhnt und warnt zugleich.

Originell ist schon die ganze Anordnung. Disponiert ist der Riesenstoff so, daß er sich annähernd in Kapiteln, die je noch keine hundert Seiten stark sind, auf acht Bücher verteilt; eine Ausnahme davon macht nur das letzte, das die „Großmächte" seit dem Tode Kaiser Karls V. bis zum Jahre 1922 schildert und zweihundert Seiten umfaßt. Im ersten Buche (25 Seiten) wird die „Entstehung unserer Welt" erzählt (Gesteinskunde, natürliche Zuchtwahl und Veränderung der Arten, Leben und Klima, Zeitalter der Reptile und der Säugetiere; alles mit lustigen Bildern gezieret, ganz im Geiste des seligen orbis pictus). Buch zwei (40 Seiten) bringt die Entstehung des Menschen" (Heidelberg, Neandertal, Cromagnon; Neolithikum; Rassen und Sprachen). Die „Morgendämmerung der Geschichte" in Mesopotamien, Ägypten, Indien und China bis in die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends ist dem dritten Buche (43 Seiten) vorbehalten; hier beginnen auch die eingeschalteten Kartenskizzen endlich auf festerer Grundlage zu stehen. Die Anfänge von Seefahrt und Handel, Schrift und Priestertum, Sklaverei und Klassen-Kaste fallen in diesen Abschnitt, den letzten, der noch ohne Namen einzelner Persönlichkeiten auskommt. Nun erst, mit Seite 131, treten wir aus der Vorhalle in den Tempel der eigentlichen Historie. Buch vier (86 Seiten) vereinigt in sich Judäa, Griechenland und Indien bis hinab zum Jahre 300 v. Chr. Hebräer und Arier, Griechen und Perser (es überrascht einen, hier wieder der in deutschen Werken längst aufgegebenen Schreibweise Darius, Scythen, Phaedo, Pergamum usf. zu begegnen) werden hier behandelt; Alexander und Alexandreia bilden den Abschluß dieses an feinen Bemerkungen besonders reichen Abschnitts. Das fünfte Buch (60 Seiten) ist Rom gewidmet von der Gründung bis auf Theoderich den Großen. Dann

Digitized by Google

erst — man kann eben auch in einer einheitlich konzipierten, nicht geographisch, sondern chronologisch angeordneten „Weltgeschichte" nicht alles Gleichzeitige gleichzeitig erzählen — unterrichtet Buch sechs (91 Seiten) über Christentum und Islam (bis etwa 1400 n. Chr.). Ein positiver Christ wird diese Seiten nicht gerade mit Erbauung lesen; aber auch er wird, wenn er vorurteilslos genug ist, zugeben, daß die Achtung des Gentleman vor dem Glauben des anderen nirgends fehlt. Neben Mohammed finden Zoroaster und Mani ebenso Berücksichtigung, wie etwa die überlebte Formel von der „Erstarrung Chinas" auf ihr wahres Maß zurückgeführt wird. Meinetwegen mag es ein eigenwilliger Universalhistoriograph mit der Einordnung halten, wie er will. Da es jedoch zahlreiche Benutzer geben dürfte, die diese „Grundlinien" nicht hintereinander weglesen, sondern mehr zur gelegentlichen Orientierung heranziehen wollen, so war die Beigabe eines zuverlässigen Sach- und Namenregisters eine gebieterische Notwendigkeit; das Inhaltsverzeichnis reicht hierfür nicht aus. Das Zusammenballen heterogener Stoffe zu einem Kapitel rächt sich, wie gleich aus der Betitelung des siebenten Buches (56 Seiten) erhellt: „Die mongolischen Reiche und die neuen [sic!] Reiche." Auch der Unterkitel „Verkehrswege zu Land und Verkehrswege zur See" hilft nicht darüber hinweg, daß hier versucht ward, die Zeit zwischen 1200 und 1550 zu einer inneren Einheit zusammenzufassen, die ihr nicht zukommt. Charakteristisch für dies krampfhafte Mühen, nichtzusammengehörige Dinge künstlich miteinander zu verklammern, ist die Unterabteilung XXXIV, überschrieben: „Die Wiedergeburt der westlichen Zivilisationen (die Landwege weichen den Seewegen)"; sie zerfällt in folgende dreizehn Gruppen: „Christentum und Volkserziehung. Europa beginnt selbständig zu denken. Die große Pestseuche und das Aufdämmern des Kommunismus. Wie das Papier den menschlichen Geist befreite. Der Protestantismus der Fürsten und der Protestantismus der Völker. Das Wiedererwachen der Wissenschaft. Das neue Wachstum der europäischen Städte. Amerika tritt in die Geschichte ein (von Mexiko und Peru war jedoch schon auf S. 94 f. die Rede). Was Machiavelli von der Welt dachte. Die Schweizer Republik (von 1245 bis zum Roten Kreuz auf sechzig Zeilen!). Das Leben Kaiser Karls V. Protestanten von Fürsten Gnaden. Die geistige Gegenströmung." Hier, wie an anderen Beispielen, die ich nicht häufen möchte, erfaßt man die Geschmacksgrenzen, die einem derartigen Versuche, die Gesamtgeschichte zu meistern, unbedingt und unerbittlich gesetzt sind. Das gesamte Ge-

Digitized by Google

schehen seit etwa 1550 ist schließlich zusammengefaßt im achten Buche „Das Zeitalter der Großmächte". Es liefert mit jedem Schritte, den wir der Gegenwart entgegenschreiten, mehr Reibungsflächen und Angriffspunkte; das ist bei der Subjektivität der ganzen Anlage von vornherein klar. Wells ist Pazifist reinsten Wassers, also keineswegs blind gegen den heimischen Imperialismus. Das wiederholte Versagen des Völkerbundes nach dem ungeheuerlichen Friedensdiktate von 1919/20 wird gebührend angeprangert. Die Seiten 618—629 sind eine einzige Anklage. Wir wollen das keineswegs geringschätzen: das ziemlich schonungslose Verdikt von Wells wird so manchem Briten und Probriten die Augen öffnen. Daneben aber findet sich manches Schiefe, dem die deutschen Herausgeber und Übersetzer (bedauerliche Austriazismen — nur mehr, neuerdings — fallen auf) ab ovo hätten Widerstand leisten und durch einen redaktionellen Zusatz die Giftzähne ausbrechen sollen. Auf S. 597 ist die Rede von Sarajewo. „Das ergab einen willkommenen Vorwand," meint Wells, „die Armeen in Bewegung zu setzen. Jetzt oder nie, sagte der Deutsche Kaiser." Kronzeuge: Kautsky! So durfte gerade über diese wichtige Peripetie nicht geschrieben werden.

Ungetrübt ist also die Freude an dem Wellsschen Werke keineswegs. Aber der Genuß überwiegt. Darum soll ihm auch an dieser Stelle die verdiente Anerkennung nicht vorenthalten werden.

Hans F. Helmolt.

Versu, Ph.: Kulturen und Religionen. 8°. 398 S. Berlin, Union Deutsche Verlagsgesellschaft, o. J.

Die verschiedenen Kulturen und Religionen werden nicht etwa nur charakterisiert und mosaikartig nebeneinandergereiht, sondern der Verfasser ist bestrebt, ein Bild der inneren Entwicklung der Religionen und Kulturen zu zeigen und nachzuweisen, daß sie nur verschiedene Erscheinungsformen desselben Geistes sind. Zur Verdeutlichung dieses Grundgedankens stellt er wiederholt zusammenfassende Übersichten über die religiöse und kulturelle Weltlage eines Jahrhunderts an. Es ist bisher kaum in einem, für einen weiteren Leserkreis berechneten Buche des gleichen Themas — meist überwuchert in diesen das Kulturelle das Religiöse — die Wertbestimmtheit der Kultur durch die Religion so klar herausgearbeitet worden wie hier, und der Beweis ist erbracht, daß keine Kultur der religiösen Basis entbehren kann, wenn nicht Unkultur eintreten soll.

Die Aufgabe, die sich der Verfasser gesteckt hat, ist sehr um-

Digitized by Google

fassend, und bei den geringen Vorarbeiten auf diesem Gebiet war sie nicht leicht zu lösen. Es ist daher natürlich, daß dem Buche noch Mängel anhaften, auf deren Beseitigung bei einer neuen Auflage zu achten wäre. Sehr störend beim Lesen wirkt, daß der Verfasser Literaturnachweise in den fortlaufenden Text einfügt. Sie gehören in Anmerkungen, der Text des Buches müßte überdies noch stark zugunsten des Hauptgesichtspunktes gekürzt werden. Literaturhistorische Ausführungen, z. B. die über Walther von der Vogelweide, wirken in der gebotenen Ausführlichkeit ablenkend. Querschnitte, die nichts als Namen enthalten, die vielen unbekannt sind (z. B. 261/2), sind wertlos. Auch hiervon wird sehr viel künftig in Anmerkungen zu verweisen sein.

Der Verfasser hat seinen Stoff (S. 1—290) rein äußerlich zeitlich gegliedert (Vorgeschichtliche Zeit; von 4000 bis 1000 v. Chr.; im 1. Jahrhundert, im 3. und 4. Jahrhundert n. Chr., 5. bis 17. Jahrhundert n. Chr., 17. bis 20. Jahrhundert n. Chr.). Zweckmäßiger wird es sein, an der alten Einteilung, die aus dem Wesen der Religion abgeleitet ist, festzuhalten: Naturreligion, bestimmte und absolute Religion. Wie wertvoll solche Gliederung ist, zeigt Rosenkranz (Die Naturreligion; Iserlohn 1861). Bei dem Abschnitt: Die Probleme (S. 291—350) verfährt der Verfasser auch ähnlich, muß aber vieles wiederholen, was er im ersten Abschnitt gebracht hat. Ob nicht dieser problematische Teil künftig zum Haupt- und umfangreichsten Teile auszugestalten wäre, und ob nicht der Abschnitt: Die psychologische Erklärung der Entwicklung (S. 351—64) besser als Einführung dem Buche voranzustellen wäre? Zweckmäßiger würde wohl auch der Titel Religionen und Kulturen heißen. Jene sind das Bestimmende. — Hoffentlich stattet der Verlag die zweite Auflage mit besseren Bildabzügen aus. Sange.

Kern, Otto: Die Religion der Griechen. I. Band: Von den Anfängen bis Hesiod. Gr. 8°. VIII und 307 S. Berlin, Weidmann, 1926. Mk. 11,—.

Es ist eine Freude, sich in dieses Buch zu versenken: Begeisterung für griechisches Denken und Fühlen, Besonnenheit im Urteilen, eine klare und edle Sprache treten dem Leser von der ersten Seite an wohltuend entgegen. Das Werk ist die reife Frucht eines langen Gelehrtenlebens; immer wieder zog es Kern zur Beschäftigung mit der griechischen Religion, und dieser Beschäftigung verdanken wir schon neben kleineren Schriften so wertvolle Gaben wie seinen „Or-

Digitized by Google

pheus" (1920) und seine „Orphicorum fragmenta" (1922). Was meines Erachtens die besondere Stärke des vorliegenden Buches ausmacht, ist die vorurteilslose Stellung Kerns seinem Thema gegenüber. Er tritt nicht mit der Absicht an das Thema heran, die griechische Götterwelt in ein bestimmtes Schema einzuzwängen, sondern aus den zahllosen Spuren griechischer Götterverehrung, aus den Angaben der urkundlichen und literarischen Quellen, aus den Versen der Dichter sucht er vor unseren Augen die Anfänge und die erste Entwicklung der Religion der Griechen zu zeichnen.

So lernen wir nach den Anfängen religiösen Lebens in der Aigais, dem Fetisch- und Tierkult, die dunklen Mächte der Erde kennen, deren Verehrung wohl zum größten Teil der vorgriechischen Bevölkerung angehört hat und von den eingewanderten Griechen übernommen wurde. Die ungeheure Bedeutung dieser chthonischen Gottheiten für das griechische Fühlen tritt uns anschaulich entgegen. Mit Recht hält Kern auch den Übergang zum Anthropomorphismus schon für vorgriechisch; zum Beweise dafür weist er auf die Verehrung der Großen Mutter, auf die Mysterien und den Phalloskult hin. Verknüpfung zweier Schichten der Religion können wir noch in den Gebräuchen der „Heiligen Hochzeit" *(ἱερὸς γάμος)* erfassen. Wie bodenständig die meisten Kulte sind, wie wichtig daher für ihre Erkenntnis der Kultort ist, wird mit Nachdruck betont (S. 74 ff.). Zahllose Gottheiten sind stets an den Ort gebunden geblieben wie die Baum- und Berggötter, die Najaden und Flußgötter. Sehr ansprechend wird auch die Poseidonreligion, deren älteste Form wir in Arkadien erkennen können, auf die Verehrung der Flüsse zurückgeführt; wenn Poseidon zuerst als Pferd gedacht wurde, so erinnert das an den Vergleich der Wellen mit springenden Pferden. Ob allerdings die Verwandlungsgabe der Meeresgötter an ihre frühere Tiergestalt gemahnt, erscheint mir doch fraglich (S. 92). „Es hat lange gedauert, bis der Grieche seine Götter im Himmel suchte" (S. 93), und so versteht man die energische Ablehnung der Belochschen Darstellung der griechischen Religion; der Kultus der Gestirne ist orientalische Einfuhr. Fein wird auf die Einsamkeit der ältesten Kultplätze und auf die Wahl schöner Gegenden hingewiesen. — Im nächsten Kapitel „Götter und Heilige" (S. 101 ff.) betont Kern, daß jede Gottheit ursprünglich eine *volle* Gottheit war und erst später auf bestimmte Berufe beschränkt wurde. Dies gilt auch besonders für Artemis, in der Kern eine echte, große Göttin sieht, genau wie in Apollon und Pan. Daneben gab es Sondergötter, die man am besten

Digitized by Google

als Heilige bezeichnen kann. Dagegen stammen die namenlosen Götter, z. B. die Dioskuren, aus uralter Zeit, die noch keine Namen für die Götter kannte (S. 125 ff.). Die Mysterien sind nach Kern alle ungriechisch; sie gehören der vorgriechischen chthonischen Volksreligion an. Das Schweigegebot erklärt sich daraus, daß es sich hier um die Religion eines unterdrückten Volkes handelt, die von den Herren verfolgt wird; ebenso die nächtlichen Feiern. In das Dunkel der Erde weist jedes Mysterion, während die olympische Herrenreligion ursprünglich jeden chthonischen Kult ablehnte. Auch stand sie im scharfen Gegensatz gegen den Glauben an ein Jenseits und gegen jede Erlösung, was doch bei den Mysterien das Kernstück bildete. Für vorgriechischen Ursprung sprechen auch die unverstandenen Formeln bei den Opfern, und die Anonymität der Götter in Eleusis und Samothrake zeugt gleichfalls für hohes Alter. Ganz vorzüglich ist der Abschnitt über den Kultus (S. 148 ff.). Doch den Höhepunkt des Buches bildet die Darstellung des Sieges der olympischen Zeusreligion (S. 180 ff.). Sie wurde von den thessalischen Herren geschaffen und trat von hier ihren Siegeszug durch die griechische Welt an. Daher wurde der Olymp der Götterberg, der Sitz des Zeus (S. 183 Anm. 3 ist noch das vorzügliche Werk von Kurz, Le Mont Olympe, Paris 1923, hinzuzufügen); und überall verschmolz nun Zeus mit den vorgriechischen Göttern der Bergspitzen. Er wurde mit einem Hofstaat umgeben, und in langen Kämpfen, deren Nachklang Kern in der Titanomachie sieht, eroberte die Zeusreligion sich Griechenland. Homer ist dann mehrere Jahrhunderte später ihr Herold geworden, so daß man nur „cum grano salis" von einer homerischen Religion sprechen kann. Aber gewaltig war die Bedeutung der religiösen Dichtung für den Sieg der Religion. — Nach einer Darstellung der Götterwanderungen (S. 210 ff.) gibt Kern eine vortreffliche Würdigung der ersten Individualität unter den griechischen Dichtern, des Hesiod (S. 244 ff.). Mit Recht lehnt er die Versuche Reitzensteins, orientalische Einflüsse bei Hesiod festzustellen (Studien zum antiken Synkretismus 38 ff.), ab und sucht den Dichter ganz aus seiner Zeit und Persönlichkeit heraus zu verstehen, wie dies schon Ed. Meyer in einem glänzenden Aufsatz getan hatte (jetzt Kleine Schriften II 15 ff.). Den Abschluß bildet eine Betrachtung über die „Eusebeia" (S. 273 ff.). Kern weist darauf hin, daß die Menschen ursprünglich nur den Zorn der Götter fürchten; die Furcht vor ihrem Neide ist erst eine Folge des Anthropomorphismus. Die Eusebeia ist in erster Linie Befolgung der rituellen Vorschriften,

Digitized by Google

Versuch der Überredung durch reiche Opfer. Erst bei Hesiod tritt der sittliche Gedanke hervor, erst er verlangt δίκη; so nimmt die sittliche Wertung des Göttlichen ihren Anfang. — Wir scheiden mit Dank von dem trefflichen Werke und wünschen dem Verfasser Kraft und Freudigkeit, es in dem vorgesehenen Umfange zu vollenden.

Fritz Geyer.

Kahrstedt, Ulrich: Syrische Territorien in hellenistischer Zeit. (Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philol.-histor. Kl. Neue Folge XIX 2.) 8°. 156 S. Mit 6 Karten auf 3 Tafeln. Berlin, Weidmann, 1926. Mk. 18,—.

Ähnlich wie Kleinasien war und ist Syrien ein Durchgangsland, das, zwischen den ältesten Kulturländern liegend, ihre Beziehungen zueinander beherrschte und dadurch sowie durch die Küstenlage ein steter Zankapfel zwischen ihnen war. Von Osten, Süden und Norden drangen aber zugleich mit den Heeren der Assyrer, Ägypter und Hettiter auch die fremden Kulturen in das Land ein, und die Bevölkerung wurde durch Einwanderung von Süden und Osten her, durch Festsetzung fremder Stämme an der Küste (Philister) und gewaltsame Verpflanzung ganzer Volksstämme (Juden und Samariter) ebenso buntscheckig, wie die Kultur international war. Auch die großen phönikischen Handelsstädte haben weder kulturell noch politisch sich eine selbständige Stellung erringen können. Zur Ruhe kam das Land erst, als alle Kulturländer des Ostens unter der Herrschaft des Perserkönigs vereinigt waren, zugleich eine Zeit höchster wirtschaftlicher Blüte für die phönikischen Städte. Als dann aber nach dem Tode des großen Alexander das Weltreich in Stücke zerbrach, begann auch sofort wieder eine Zeit ewiger Kämpfe für das schwergeprüfte Land. Die Verhältnisse gestalteten sich ähnlich wie im 2. Jahrtausend v. Chr.: Die Seleukiden und Ptolemäer machten sich die Herrschaft über Syrien streitig, und erst die Besetzung des Landes durch die Römer machte den Kämpfen ein Ende. Dazu kamen in der Zeit der allmählichen Auflösung des Seleukidenreiches Streitigkeiten im Innern des Landes und das immer stärker eintretende Vordringen arabischer Stämme aus der Wüste im Osten und Süden.

Zugleich entbrannte hier so scharf wie sonst nirgends der Kampf zwischen dem hellenischen und orientalischen Geiste und schuf auch auf kulturellem Gebiete eine Stimmung, die das Verhältnis der Bewohner zueinander nur noch feindlicher gestalten mußte. Zahlreiche Veteranen hatten die Seleukiden namentlich in Nordsyrien an-

Digitized by Google

gesiedelt, der Zustrom aus der griechischen Heimat war begünstigt worden, und so waren zahlreiche griechische Siedlungen entstanden, die im 2. und 1. Jahrhundert v. Chr. so gut wie selbständig wurden und zusammen mit einheimischen und arabischen Dynasten, den phönikischen Städten, dem Staat der Hasmonäer in Judäa die syrische Karte beinahe so bunt machten wie eine Karte Deutschlands im 18. Jahrhundert.

Diese Territorien in ihrer Entwicklung zu erfassen und gegeneinander abzugrenzen, dazu die sich ständig verschiebende Grenze zwischen Ägypten und dem Seleukidenreiche wenigstens für einige Entscheidungsjahre möglichst genau festzustellen, ist die schwierige Aufgabe, die sich Kahrstedt gestellt hat.

Zunächst sucht er in einem einleitenden Kapitel die Satrapien des Perserreiches auf syrischem Boden in ihrer Ausdehnung zu bestimmen, um dann nacheinander die seleukidisch-ptolemäische Grenze im 3. Jahrhundert, die Unterteile der Satrapie „Jenseits des Stromes", das ptolemäische Koilesyrien, die Einteilung des seleukidischen Syrien bis 150 v. Chr., Judäa und seine Nachbarn, die Zersetzung des Seleukidenreiches, die nachseleukidische Gliederung und schließlich Syrien bei Ptolemaios und Plinius zu untersuchen.

Bei dem außerordentlichen Reichtum an Einzelheiten und dem sehr schwierigen Gange der Untersuchung können nur einige wenige Punkte herausgehoben werden. Kahrstedt will die beiden persischen Satrapien bei Herodot Babylonien (Assyrien) und Syrien („Jenseits des Stromes") nicht durch den Euphrat getrennt sein lassen, sondern läßt Assyrien sich bis an das westliche Meer erstrecken und teilt ihm auf diese Weise Nordsyrien zu; meines Erachtens reichen dazu die Quellenstellen nicht aus. Auch die Gleichordnung der drei bei Xenophon anab. VII 8, 25 überlieferten Namen „Phönikien und Arabien", „Syrien und Assyrien" und „Babylonien" erscheint willkürlich, und der Versuch, diese drei Satrapien mit Hilfe anderer Quellen, wie des Skylax und der Münzen des Satrapen Mazaios, gegeneinander abzugrenzen und „Phönikien und Arabien" gleich „Jenseits des Stromes" oder „Koilesyrien", wie Skylax (§ 104) sagt, zu setzen, ist nicht einwandfrei gelungen. Von besonderem Interesse ist, um dies gleich hier hervorzuheben, der Nachweis, daß Koilesyrien, dessen Name mit dem griechischen „κοίλη" nichts zu tun hat, erst nach der Auflösung der alten Satrapie, die ganz Mittel- und Südsyrien umfaßte, 163 v. Chr. allmählich auf das Gebiet zwischen Libanon und der Wüste beschränkt wurde und man erst seitdem anfing, unter

Digitized by Google

dem Namen das „hohle" Syrien zu verstehen (vgl. S. 58 ff., 94 f.). — Sehr zweifelhaft ist die Vermutung Kahrstedts, unter μεριδάρχης den Chef der Selbstverwaltung zu verstehen; wo im politischen Leben μέρος begegnet, sei es im Böotischen Bunde (Busolt, Griech. Staatsk. 271. 1416) oder bei der Teilung Makedoniens (vgl. meinen Artikel Makedonia in der Real-Enzyklop. von Pauly-Wissowa), bezeichnet es eine Unterabteilung des Staates. Auch die von Kahrstedt angezogenen Stellen können in diesem Sinne erklärt werden. — Wertvoll sind die Ausführungen Kahrstedts über die Emanzipation der Städte in dem sinkenden Seleukidenreiche (S. 74 ff.); wenn auch seine Behauptung, daß die Parteinahme der doch stets als verbündet geltenden griechischen Stadtgemeinden vorher nichts bedeute, anfechtbar erscheint, so ist doch klar, daß ihre Bedeutung immer mehr steigt und sie ihre Selbständigkeit immer stärker betonen. Im Zusammenhange damit gewannen die Titel αὐτόνομος und ἄσυλος an Wert als Bezeichnung der nominellen Unabhängigkeit. Doch geht es wohl zu weit, die Städte nur noch als „föderiert" zu betrachten. Jedenfalls aber dehnte sich das städtische Gebiet immer weiter aus, eine Entwicklung, die von Pompeius abgeschlossen wird. Im Anhang kommt K. auf die Seleukidenära zurück; er bekämpft Kolbes Ansatz (Beiträge zur syrischen und jüdischen Geschichte). Meines Erachtens aber ist Kolbes Beweisführung geschlossen und einleuchtend (vgl. Hermes LXII 225 ff.).

Fritz Geyer.

Stein, Arthur: Die römische Ritterschaft. 8°. 503 S. (= Münchener Beiträge zur antiken Rechtsgeschichte, 10. Heft.) München, C. H. Beck, 1927.

Wie Verfasser in der Vorrede erklärt, hat ihn die Beschäftigung mit der Menge von einzelnen, meist unbedeutenden Mitgliedern der römischen Gesellschaft darauf gebracht, die Wandlungen zu untersuchen, die der römische Ritterstand im Laufe der Kaiserzeit durchgemacht hat. Ein einleitendes und ein abschließendes Kapitel behandeln Ursprung und Verschwinden des Ritterstandes.

In der staatsrechtlichen Auffassung schließt Verfasser sich an Mommsen an. Obgleich der Ausdruck eques im streng rechtlichen Sinne für die gracchischen Gesetze nicht sicher bezeugt ist, bedeutet doch die von C. Gracchus getroffene Bestimmung, nach der über Repetunden nur Bürger richten durften, die ein Vermögen von mindestens 400 000 Sesterzen hatten, dabei aber weder zum Senat gehörten

Digitized by Google

noch mit Senatoren oder Magistraten nahe verwandt waren, die rechtliche Abgrenzung einer vom Amtsadel verschiedenen Oberschicht.

Vorrechte, durch die die Ritter sich von der übrigen Bürgerschaft, der Plebs im späteren Sinne, absonderten, waren der Goldring, die Proedrie im Theater und der angustus clavus. Durch Verleihung des ius annulorum aureorum konnte ein Magistrat mit Imperium einen Bürger, dem etwas an der Qualifikation fehlte (vor allem die freie Geburt), in den Ritterstand aufnehmen.

An dies Recht knüpfte Augustus an, dessen Neugestaltung des Standes das zweite Kapitel behandelt. Seit Augustus waren equites durch Geburt nur die Söhne der Senatoren (später clarissimi pueri genannt), bevor sie durch Bekleidung eines Amtes in den Senat eintraten. Alle anderen erhielten den equus publicus vom princeps. Er erteilte diese Auszeichnung vor allem den Anwärtern für die zahlreichen Stellen in Heer und Beamtentum, die den Rittern vorbehalten waren, aber auch wohlhabenden Geschäftsleuten sowie angesehenen Bürgern der Kolonien und Municipien. Ebenso stand es, wie Verfasser in Kapitel II nachweist, nur dem Kaiser zu, einem Ritter oder Sohn eines Ritters den latus clavus zu verleihen und ihn dadurch zur Bekleidung senatorischer Ämter zu qualifizieren oder einen älteren Ritter in eine höhere Rangklasse des Senats aufzunehmen (adlectio), während der Senat nur berechtigt war, die ornamenta eines Amtes zu vergeben, also Titel und Rang ohne Kompetenzen. Wenn man sich mit Stein klarmacht, daß der princeps allein die Anwärter für die zahlreichen ritterlichen Stellen und die Mitglieder der municipalen Oberschicht aussuchte, und daß er es in der Hand hatte, sich im Senat durch Berufung von Rittern jederzeit eine Mehrheit zu bilden, so zweifelt man vielleicht, ob Mommsen mit Recht von einer Teilung der Herrschaft zwischen Kaiser und Senat sprach, aber man versteht es nicht, wie andere zu der Ansicht kommen konnten, es sei Augustus mit der Wiederherstellung der Republik ernst gewesen. Die von Mommsen abweichenden Anschauungen über den ordo equester der Kaiserzeit, die Herzog, Willems und Soltau geäußert haben, widerlegt Verfasser mit einleuchtenden Gründen.

Seine Hauptarbeit und seine wertvollsten Ergebnisse sind in den Kapiteln 3 bis 6 enthalten, die die Ergänzung des Ritterstandes, den Aufstieg in den Senatorenstand, die Heimatszugehörigkeit der Ritterschaft, endlich die soziale, wirtschaftliche und politische Stellung des Ritterstandes darstellen.

Digitized by Google

Das Material, das vor allem in den Inschriften steckt, hat Stein emsig zusammengetragen und sorgfältig verarbeitet. Daß es nicht leicht ist, in der Fülle der Einzelheiten die Übersicht zu bewahren, ist ihm selbst bewußt gewesen. Vielleicht hätte er dem Leser das Studium seiner reichhaltigen und ergiebigen Forschung erleichtert, wenn er streckenweise auf den Fluß der Darstellung verzichtet und das Material in Form von Tabellen zusammengestellt hätte. Als Rahmen dazu würden die Betrachtungen, in denen die Gesamtergebnisse hervorgehoben werden, noch mehr zur Geltung kommen.

Obgleich der Ritterstand rechtlich nicht erblich war, kamen natürlich in erster Linie Rittersöhne für das Ritterpferd in Betracht. Aber dieser Ersatz reichte entfernt nicht aus, den Abgang durch Tod oder Aufsteigen in den Senat zu decken. Trotzdem blieb den Freigelassenen, auch wenn sie reich waren oder einflußreiche Stellen bekleideten, während des ersten und zweiten Jahrhunderts das Ritterpferd im allgemeinen versagt. Doch auch die Kaiser, die die Stände scharf absonderten, haben einzelne Freigelassene zu Rittern gemacht, Claudius und Commodus viele. Ganz willkürlich verfuhr Elagabal, dagegen streng nach Angabe der Vita Severus Alexander. Unter den späteren Kaisern wird die Schranke mehr und mehr durchbrochen.

Ansehnlicher Herkunft waren die Peregrinen, die zugleich mit dem Bürgerrecht oder bald nach Verleihung des Bürgerrechts an sie oder ihren Eltern das Ritterpferd erhielten. Abgesehen von den germanischen Häuptlingen, die wie Arminius im römischen Heere dienten, waren das im ersten Jahrhundert nur wenige. Mehr und mehr aber wurden Angehörige entlegenerer Reichsteile, die sicher überwiegend peregriner Herkunft waren, zu Rittern gemacht.

Nur selten scheinen Subalternbeamte das Ritterpferd bekommen zu haben. Um so zahlreicher sind die, die im Heeresdienst aus der Schicht der Unteroffiziere in die der höheren, den Rittern vorbehaltenen Stellen aufrückten, auch die angesehenen Bürger der Munizipien, die der Kaiser durch Verleihung des equus publicus in den niederen Reichsadel aufnahm und so zum Staatsdienst qualifizierte. Ursprünglich wurde in eine Stellung von Ritterrang nur befördert, wer sich in den niederen, vor allem als Centurio, bewährt hatte. In Ausnahmezeiten aber rückten einzelne Begünstigte schneller auf, so schon 69, dann wieder nach dem Tode des Commodus, vollends unter Elagabal, in der Zeit der Auflösung dauernd. In einzelnen Fällen sind auch Angehörige des senatorischen Adels frei-

Digitized by Google

willig oder gezwungen, z. B. durch Verarmung, in den ordo equester übergetreten.

Weit häufiger natürlich sind Ritter in den Senat aufgestiegen. Diese Bewegung behandelt das vierte Kapitel.

Wohl kam es vor, daß ein Ritter die Beförderung in den Senat ablehnte oder abzulehnen versuchte; im allgemeinen aber wurden die Lücken im Senat von der Oberschicht des Ritterstandes ausgefüllt. Nur selten wurden Ritter der tieferen Rangklassen in den Senat berufen, noch seltener Angehörige der Plebs, vor allem Freigelassene. Das geschah häufig erst im dritten Jahrhundert. Von je her aber war es üblich, daß Söhne von Rittern schon in ihrer Jugend den latus clavus erhielten oder von Senatoren adoptiert wurden, oder daß ritterliche und senatorische Familien miteinander verschwägert wurden.

Mit dem Aufstieg aus niederen Volksschichten in Ritterstand und Senat war das Eindringen nichtrömischer Elemente in die bevorzugten Stände verbunden. Davon handelt das fünfte Kapitel, dessen Ergebnisse S. 413 ff. zusammengestellt werden. Von etwa 120 Rittern, die aus dem ersten Jahrhundert bekannt sind, stammte weit mehr als die Hälfte aus Italien, im zweiten von etwa 80, deren Heimat bekannt ist, kaum 30, im dritten von annähernd 50 kaum 12. Aus dem Osten stammte im ersten Jahrhundert weniger als ein Drittel, im zweiten schon mehr als die Hälfte, im dritten mehr als zwei Drittel. Da die Ritterschaft das seminarium des Senates war, trat auch im Senat mehr und mehr Italien hinter den Provinzen, später auch der Westen hinter dem Osten zurück.

In allen diesen Übersichten erscheint der Ritterstand vor allem als Vorstufe des Senatorenstandes. Wer von den Reichsbürgern, später auch von den Untertanen geeignet schien, eine höhere Stelle im Heere oder in der Verwaltung einzunehmen, erhielt das Ritterpferd, um später in den Senat aufzurücken oder wenigstens seinen Nachkommen den Weg in den Senat zu bahnen. Je ansehnlicher aber die ritterlichen Ämter und die munizipale Bourgeoisie wurden, desto bedeutender wurde die soziale, wirtschaftliche und politische Stellung des Ritterstandes, die im sechsten Kapitel dargestellt wird. Von je her war der praefectus praetorio der erste nach dem Kaiser gewesen, und mancher Inhaber dieser Stelle wurde wie Sejan in den hohen Adel erhoben. Dazu kamen seit Hadrian die hohen Ämter der Reichsverwaltung. Da bedeutete die Aufnahme in den Senat

Digitized by Google

für einen einflußreichen Offizier oder Beamten von Ritterrang oft eine ehrenvolle Kaltstellung.

Diese Steigerung der ritterlichen Macht schien ihren Gipfel zu erreichen, als Gallienus die Senatoren von der Führung des Heeres ausschloß, so daß nur noch Ritter Legionen zu kommandieren hatten. Aber dieser scheinbare Triumph bedeutete, wie das siebente Kapitel zeigt, tatsächlich den Untergang des Ritterstandes. Zwar führten jetzt ritterliche praefecti statt der senatorischen Legaten die Legionen und drängten in den Provinzen mit ihrem militärischen Kommando die auf die Zivilgewalt beschränkten senatorischen Statthalter zurück. Aber diese Offiziere bildeten nur noch scheinbar und bald auch nicht mehr scheinbar einen Stand. Denn seit man aus der Masse der Soldaten in die höchsten Stellen aufrücken konnte, war es nebensächlich, auf welcher Stufe dieser Leiter man das Ritterpferd erhielt. So bleiben vom Ritterstande in der Neuordnung nur bedeutungslose Ehrenrechte für eine Schicht der stadtrömischen Gesellschaft und die Bezeichnung vir perfectissimus, die aber jetzt ein Prädikat zahlreicher Subalternbeamter war.

Der ordo equester, wie ihn Augustus geschaffen hatte, war ein vorzügliches Mittel gewesen, die Tüchtigsten aus allen Schichten der Bevölkerung auszulesen, den Aufgaben der Führung anzupassen und sie allmählich emporzuheben. Diesen langsamen Aufstieg verschmähten die brutalen Elemente, die im 3. Jahrhundert emporstrebten. Der schnelle und gewaltsame Aufstieg bedeutete den Untergang des Ritterstandes, aber auch die Auflösung des römischen Reiches und den Verfall der römischen Bildung. Friedrich Lauer.

Dopsch, Alfons: Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung aus der Zeit von Caesar bis auf Karl den Großen. 2. veränderte und erweiterte Auflage. 2 Bände. 8°. XVI und 418 S.; XVI und 615 S. Wien, L. W. Seidel & Sohn, 1923/24. Geb. Mk. 34.—.

Als die erste Auflage dieses grundlegenden und die herrschenden Ansichten umstürzenden Werkes erschien (vgl. „Mitteilungen" 1923 S. 93 ff.), da erweckte es mehr Widerspruch als Zustimmung. Eine Reihe der bedeutendsten Wirtschaftsautoritäten, wie H. Aubin, G. v. Below, C. Brinkmann, hielten an der alten Auffassung fest und lehnten die Behauptungen von Dopsch als zu weitgehend ab. Nur die Vertreter der Archaeologie, auf deren Forschungen er in erster Linie fußte, stimmten ihm größtenteils zu. Wenn man das Für und

Digitized by Google

Wider gegeneinander abwägt, so muß man doch Dopsch zugeben, daß die Ergebnisse der „Wissenschaft vom Spaten" gerade der letzten Zeit in weitem Umfange die schon von anderen Gelehrten wie z. B. Rostowzew und Geffcken vertretene Anschauung eines allmählichen Übergangs vom Altertum zum Mittelalter bestätigt haben. Meines Erachtens läßt sich die Katastrophentheorie angesichts der Ausgrabungen, die das Fortbestehen der römischen Siedlungen in West- und Süddeutschland wie in den Alpenländern während der Übergangszeit nachgewiesen haben, nicht mehr aufrecht erhalten. Auch lehnt Dopsch mit Recht die Lehre vom Agrarkommunismus der alten Germanen als auf falscher Interpretation des Caesar und Tacitus beruhend ab. Dasselbe gilt von der germanischen Markgenossenschaft, da klare Zeugnisse das Vorhandensein von Grundherrschaften beweisen und bereits für die Urzeit soziale Abstufungen erkennen lassen.

Für die Landnahme der Germanen im 5. und 6. Jahrhundert haben die neusten Bodenfunde nirgends eine allgemeine Enteignung und Verknechtung der alten Bevölkerung wahrscheinlich gemacht, und auch für das fränkische Gebiet ergeben sie Zusammenhang mit der römischen Siedlung und Aufteilung des Bodens zu Sondereigentum. Von einer Kulturzäsur zwischen der spätrömischen und frühmittelalterlichen Zeit wird man also kaum noch sprechen dürfen.

Der zweite Band sucht in breiter, wohl fundierter Darstellung für alle Gebiete des wirtschaftlichen und sozialen Lebens den Nachweis zu erbringen, daß die Anschauungen von der Kontinuität der Kultur nicht zu dem von den Germanen errichteten staatlichen und wirtschaftlichen Neubau in Widerspruch stehen. Was Dopsch in diesem zweiten Bande über den politischen Aufbau, die Neugestaltung der Gesellschaft, die Kirche, die Entstehung des Lehnswesens, die Entwicklung des Städtewesens, Gewerbe und Handel, Münzwesen und Geldwirtschaft ausführt, mag in mancher Einzelheit den Zusammenhang zwischen den Verhältnissen der spätrömischen und frühmittelalterlichen Zeit zu stark betonen, das Gesamtbild scheint uns doch der Wirklichkeit näher zu kommen als das bisherige Bild. Dopsch hat doch wohl Recht, wenn er daran erinnert, daß die ältere Richtung der Wirtschaftsgeschichte wesentlich von Juristen und Verfassungshistorikern vertreten werde, die der archäologischen Forschung ferne stehen. Wenn G. v. Below (in der Historischen Zeitschrift Bd. 135 S. 456 ff.) auch der zweiten Auflage vorwirft, daß sie den Zusammenhang zwischen Altertum und Mittelalter übertreibt, eine Identität annimmt, wo sich nur Berührungen finden, und fordert,

Digitized by Google

daß man tiefer graben müsse, um das Problem zu lösen, so ist dieser Vorwurf doch zu allgemein. Gewiß sind von einigen Forschern (wie Cl. Freiherrn v. Schwerin in der Zeitschr. für die ges. Staatswissensch. Bd. 80 S. 699 ff. und von Ulr. Stutz in der Zeitschr. der Savignystift. Germ. Abt. Bd. 46 S. 331 ff.) begründete Ausstellungen erhoben worden, aber man wird Dopsch doch das Verdienst zuerkennen müssen, daß er durch sein Werk der Forschung neue Anregungen gegeben und doch auch in weitem Umfange mit veralteten Anschauungen aufgeräumt hat. Ob seine Darstellung in allen Punkten der Nachprüfung stand hält, ist eine andere Frage, die zu entscheiden Aufgabe der Einzelforschung ist.

Fritz Geyer.

Gregorii Nysseni Opera. Volum. VIII. Fascic. II. Epistulae, ed Georgius Pasquali. LXXXIII, 94 S. Berlin, Weidmann, 1925.

Über die Schwierigkeiten, die sich der Vollendung dieser Ausgabe in den Weg gestellt haben, berichtet der Herausgeber S. LXXVIII der Prolegomena in einer förmlichen kleinen historia calamitatum mearum. Man darf ihn und die Wissenschaft beglückwünschen, daß endlich die Arbeit hat vollbracht werden können, und wird sich der Tatsache freuen, daß Hingabe an die strenge Wissenschaft allen Spaltungen zwischen den Staaten zum Trotze hier den Italiener mit seinen deutschen Lehrern und Freunden verbunden gehalten hat zu gemeinsamem Schaffen. Pasquali ist in der Auswahl der Schriften Gregors, die als Episteln im eigentlichen Sinne zu gelten haben, der Sammlung bei Migne gefolgt mit geringen Ausnahmen: den Brief an Euagrius über die Gottheit hat er ebenso, weil er in der Mitte zwischen Brief und Epistel steht, als auch besonders, weil er vielfach dem Gregor von Nazianz zugeschrieben wird, fortgelassen und den Herausgebern der Werke des Nazianzeners zu edieren vorbehalten. Auch einen Brief an den Bischof Letoius von Melite, der Fragen der Bußdisziplin behandelt, hat er für die Herausgabe der Schriften über die Disziplin zurückgestellt. Zu den so verbliebenen 25 Briefen hat er fünf hinzugefügt, und zwar drei, früher dem Basilius und Libanius zugeschriebene, die Paul Maas als solche Gregors und des Sophisten Stagirius nachgewiesen hat, und die zwei Briefe Gregors und seines Bruders, die in den älteren Ausgaben der Bücher gegen Eunomius dort voranstanden, von Werner Jaeger aber in seine Ausgabe dieser Bücher nicht mitaufgenommen worden sind. Von der Gewissenhaftigkeit des Herausgebers zeugt die Tatsache, daß er den fünften

Digitized by Google

Brief der Sammlung, von dem er nach vollzogenem Drucke des ihn enthaltenden Bogens unverhofft eine neue Handschrift entdeckte, im Anhang in verbesserter Ausgabe noch einmal hat drucken lassen, „mehr um Gregor bemüht, als die Kosten bedenkend" (S. LXVI). — Wie hoch das Mittelalter die Briefe des Nyssseners geschätzt hat, beweist die große Menge der Handschriften, die der Herausgeber hat durchsehen müssen und zwischen denen er einen Stammbaum herzustellen versucht hat (S. LXXII). Wie viel an den Handschriften zu bessern war, ergibt sich aus den ausführlichen Prolegomenen für jeden einzelnen Brief und aus der Menge der unter dem Text angegebenen Lesarten, — wie viel an den alten Drucken, daraus, daß P. reichlich 600 verderbte Stellen der Drucke stillschweigend nach den Handschriften verbessert hat (S. LXXVIII). Es ist wohl als sicher anzunehmen, daß seine Hoffnung sich erfüllen wird, dieser sein Text der Briefe Gregors werde allmählich an die Stelle der Ausgabe von Migne treten. Lasson.

Kienast, Walther: Die deutschen Fürsten im Dienste der Westmächte bis zum Tode Philipps des Schönen von Frankreich. Bijdragen vom het instituut vor middelneuwische geschiedenis der Rijks-Universiteit te Utrecht, Bd. X. Erster Band. XXXII u. 222 S. Leipzig u. München, Duncker & Humblot, 1924. Geh. Mk. 7,50.

Kienasts Arbeit wird ein sehr wertvoller Beitrag zur Geschichte des deutschen Westlandes werden. Der bisher erschienene erste Band, der die Zeit von 1066 bis 1218 behandelt — ein zweiter soll bis 1314 führen —, zeigt im Zusammenhange mit den großen geschichtlichen Ereignissen die Einbeziehung der dem Deutschen Reiche zugehörigen Grenzterritorien in die Interessen der sich konsolidierenden und feindlich gegenübertretenden Westmächte Frankreich und England. Dank seiner hochentwickelten Finanzverwaltung befand sich zunächst das anglo-normannische Reich in Vorhand und zog vor allem die an einem kriegerischen Adel reichen Grafschaften Flandern und Hennegau in seine Dienste. Die Lage änderte sich mit der Regierung Philipps II. August, dem durch den Neubau der Kronverwaltung reiche Geldmittel zuwuchsen. Der zwischen ihm und Englands Königen Richard Löwenherz und Johann ohne Land tobende langjährige Krieg gab reichliche Gelegenheit zu Soldverträgen mit den deutschen Grenzfürsten, die weniger um des Geldes willen sich der einen oder anderen Westmacht verschrieben, als um alte Feindschaften auszufechten oder eigene territoriale Ziele zu verfolgen. Mit dem

Digitized by Google

Schwinden der deutschen Vormachtstellung und der Auflockerung des Reichsverbandes nahm die Verflechtung dieser Fürsten in die westliche Politik zu. Diese Entwicklung im 13. Jahrhundert soll der zweite Band zeigen, während ein dritter vor allem die verfassungsgeschichtlichen Folgen behandeln und die Stellung dieser Doppellehnsträger dem Reiche gegenüber zeigen soll.

Der vorliegende Band in seiner eingehenden und klaren, die allgemeine geschichtliche Entwicklung ausreichend berücksichtigenden Darstellung läßt den Wunsch nach einem baldigen Erscheinen der weiteren Bände sehr lebendig werden. Sie versprechen ein vollständiges Bild der Entwicklung zu geben, die zu den neuzeitlichen Subsidienverträgen führt. Fr. Wilh. Taube.

Bessarionis In calumniatorem libri IV, textum graecum addita vetere versione latina primum edidit L. Mohler [= Mohler, Ludwig, Kardinal Bessarion als Theologe, Humanist und Staatsmann, II. Band, (Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte, in Verbindung mit ihrem historischen Institut in Rom herausgegeben von der Görres-Gesellschaft, XXII. Band).] VIII u. 636 S. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1927.

Erfreulich rasch ist dem Mitt. 53, 143 ff. angezeigten ersten Band des großangelegten Bessarionwerkes von Ludwig Mohler der zweite Band gefolgt. Er enthält die erste Ausgabe von Bessarions Hauptwerk in griechischer Sprache; bisher kannten wir es nur aus einer lateinischen Übersetzung, deren erste Ausgabe noch zu Lebzeiten Bessarions als Erzeugnis der wahrscheinlich ältesten römischen Presse der Sweinheim und Pannartz (1469) erschien. Von dem griechischen Urtext gibt es drei verschiedene Fassungen, die Mohler jetzt in der Ausgabe etwas anders bewertet als im ersten Band S. 361 ff.; der Ausgabe des griechischen Textes ist im Paralleldruck die lateinische Übersetzung nach der alten römischen Inkunabel gegenübergestellt. Über die Edition selbst ist an dieser Stelle kein Wort weiter zu verlieren; sie wird allen Anforderungen, die man an einen modernen Herausgeber stellen darf, gerecht, läßt vor allem auch im Apparat die allmähliche Umgestaltung des Werkes klar erkennen und weist die zitierten Stellen nach. Dagegen dürften einige kurze Bemerkungen über den Inhalt des Werkes selbst und seine Stellung in der Geistesgeschichte seiner Zeit wohl am Platze sein, wobei ich mich an Mohlers Ausführungen im ersten Bande seines Werkes (S. 346 ff.) anlehnen darf.

Digitized by Google

Die Kenntnis der Werke Platons im Abendland geht auf Lionardo Bruni zurück, der die wichtigsten Dialoge zu Anfang des 15. Jahrhunderts übersetzte. Seine Übersetzungen, vielfach kritisiert, erregten doch unter den Florentiner Humanisten das Verlangen nach genauerer Kenntnis; mit Begeisterung nahm man in diesem Kreis die griechischen Theologen auf, die 1438 zum Reformkonzil nach Florenz kamen. Unter ihnen nahm auf lateinische Anregung zuerst der betagte Lehrer Bessarions, Georgios Gemistos (Plethon), das Wort in einer kurzen Abhandlung über den Unterschied zwischen Platon und Aristoteles, in der er die Überlegenheit Platons auf metaphysischem und psychologischem Gebiet vertrat. Das Werkchen löste im Orient, wo ebenso wie in der abendländischen Theologie Aristoteles der maßgebende antike Philosoph war, den Widerspruch des Georgios Trapezuntios aus, der in einem 1455 lateinisch geschriebenen und auf italienische Leser berechneten Pamphlet Comparationes philosophorum Aristotelis et Platonis Platon mit allen Mitteln herabzusetzen suchte. Dies ist der „Verleumder", gegen den das Buch Bessarions gerichtet ist. Sofort machte sich der Kardinal ans Werk; spätestens 1458 war, wie Mohler (I 360) dargelegt hat, der erste Entwurf vollendet.

Das Werk Bessarions erschöpft sich nicht in Polemik mit seinem Gegner, sondern will dem Abendland zum ersten Male die Gedankenwelt Platons, wie sie wirklich ist, erschließen. Bessarion tut das unter reichlicher Anführung von Stellen aus Platons Werken — gelegentlich ist darunter auch neuplatonisches Gedankengut, das Platon zugeschrieben wurde — und mit ständigem Hinblick auf den gefeierten Aristoteles. Das erste Buch setzt auseinander, was Plato von „den einzelnen Lehrfächern der antiken Bildung" gewußt habe, nämlich von Grammatik, Rhetorik, Logik, Naturphilosophie, Theologie und Mathematik; über alle diese Gebiete habe Platon geschrieben oder doch in seinen Schriften, wie etwa auf dem rhetorischen und logischen Gebiet, volle Meisterschaft gezeigt, in vielen stehe Aristoteles durchaus auf seinen Schultern. Das zweite Buch behandelt dann in systematischer Weise den Unterschied der philosophischen Grundgedanken Platons und Aristoteles', wobei auch ihr Verhältnis zu der christlichen Lehre berührt wird. In der Lehre vom höchsten Wesen (im Parmenides) nähere sich Platon der christlichen Lehre. Die Trinitätslehre fehle naturgemäß bei Platon; aber eine Ahnung davon sei noch eher bei ihm als bei Aristoteles festzustellen. In der Frage der Weltschöpfung sei Platon durch Trape-

Digitized by Google

zuntios mißverstanden; richtig interpretiert, führe Platon die Entstehung der Welt auf den Willen Gottes zurück und stehe auch darin der christlichen Lehre näher als Aristoteles. Was Platon von der Seele gelehrt habe (im Phaidros und Phaidon), habe Aristoteles zum guten Teil übernommen. Auch in seinen Ansichten über die göttliche Vorsehung erweise sich Platon überlegen, in denjenigen über die Prädestination berühre er sich mit Boethius, seine Naturlehre aber habe Platon selbst nur als vorläufig betrachtet. Zwischen dieses und das letzte Buch ist nun noch in der zweiten Bearbeitung ein drittes Buch eingeschoben, das nur in einer griechischen Ausgabe und in der Übersetzung erhalten ist. Es behandelt im wesentlichen die gleichen Dinge wie das zweite, nämlich Trinität, Weltschöpfung usw., verliert aber Platon dabei immer mehr aus dem Auge und weist statt dessen unter starker Heranziehung der lateinischen scholastischen Philosophie das Verhältnis des Aristoteles zur Theologie nach. Mohler hat (I 364 f.) gezeigt, daß dieses Buch, das auch formal von den übrigen stark absticht, unter starker Mitwirkung von Bessarions abendländischer Umgebung entstanden ist, offenbar in dem Bestreben, den theologischen Gehalt des Werkes zu verstärken. Das vierte Buch, das wieder in der Form den beiden ersten entspricht, beschäftigt sich mit Platons Lebensauffassung und nimmt zunächst seinen Charakter gegen die Anwürfe Trapezuntios' in Schutz. In der Liebe habe Platon „sehr wohl zwischen himmlischer und irdischer Liebe zu unterscheiden gewußt". Auch für die Staatslehre Platons, dessen Frauengemeinschaft sich mit der christlichen Lehre zwar nicht vertrage, aber in dem kommunistischen System Platons wohl begründet sei, findet Bessarion Worte der Bewunderung; er erläutert eingehend die einzelnen Einrichtungen des platonischen Staates. — Der Eindruck, den Bessarions Buch auf die italienischen Humanisten machte, war tief und der Beifall groß; es wäre nun aber erst noch zu untersuchen, wie weit gerade die platonische Staatslehre im Humanismus eine Wirkung ausgeübt hat. Es ist bekannt, daß der Eindruck von den griechischen Gelehrten in Italien mit ihrem Aussterben zu Anfang des 16. Jahrhunderts abzuebben begann, dann aber nördlich der Alpen einsetzte, wo sich unterdessen die Kenntnis des Griechischen verbreitet hatte. Thomas Morus, der bekannteste Vertreter kommunistischer Gedanken in dem nördlichen Humanismus, der sich in seiner Utopia auch mehrfach auf Platon bezieht, kannte seine Gedanken wohl aus der 1513 bei Aldus erschienenen editio princeps. Walter Holtzmann.

Digitized by Google

Bonjour, Edgar: Die Schweiz und Savoyen im spanischen Erbfolgekrieg. 8°. 149 S. Bern, Paul Haupt, 1927. Geh. Schw. Fr. 5,60.

Einleitend schildert Verfasser die traditionelle Politik Savoyens als eine Schaukelpolitik, die, durch die ewige Sorge um Erhaltung der staatlichen Selbständigkeit bedingt, das Ziel hatte, keines der rivalisierenden Nachbarreiche, insbesondere Frankreich, übermächtig werden zu lassen. Diese Sorge trieb Savoyen bald nach Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges in die Arme des Kaisers. Für Savoyen war die Haltung der Schweiz von größter Bedeutung. Ausführlich schildert Verfasser die mit den katholischen und protestantischen Kantonen geführten Verhandlungen, die ein zweifaches Ergebnis erstrebten: die Einbeziehung des savoyischen Stammlandes in die Schweizer Neutralität und den Abschluß von Verträgen zur Anwerbung Schweizer Söldner. Die eingehende Darstellung gibt einen guten Einblick in die Verhältnisse der Kantönlipolitik mit ihrer demokratischen Verfassung, deren Beherrscher und Nutznießer wenige einflußreiche Familien waren. Diese werden in einer Reihe markanter Persönlichkeiten, wie die des Schultheißen Dürler von Luzern und des Seckelmeisters Reding aufgezeigt. Die führende Rolle in den Intriguen spielten der savoyische Gesandte Mellarede, der französische Bevollmächtigte Puysieux und der als General in savoyischen Diensten stehende Schweizer Reding. Ihre Tätigkeit und insbesondere die problematische Persönlichkeit Redings, der durch seinen Übertritt zu Frankreich Verrat an seinem Herrn übte, werden ebenso wie die Bedeutung des Wallis als des wichtigsten Durchgangslandes in diesem Kriege gut gekennzeichnet. Das die Zeit bis zum Kriegsende behandelnde Schlußkapitel schildert vor allem die Tätigkeit der in die Schweiz geflüchteten Kamisarden, die an der protestantischen Geistlichkeit und an dem Landvogt von Lausanne, Sigismund Steiger, kräftige Stützen hatten.

Sieht man von einigen kleinen Unebenheiten ab, so ist das Buch als ein wertvoller Beitrag nicht nur für den spanischen Erbfolgekrieg anzusprechen, sondern auch für die Politik Savoyens, Frankreichs und der Schweiz zu Beginn des 18. Jahrhunderts.

Fr. Wilh. Taube.

Haake, Paul: August der Starke. 8°. VIII, 243 S. Berlin und Leipzig, Gebrüder Paetel (1927). Geh. M. 4,—.

Das Vorwort gibt u. a. eine Äußerung Friedrich Meineckes aus dem Jahre 1921 gegenüber dem Verfasser wieder: „Wer interessiert

Digitized by Google

sich heute noch für August den Starken?" Das ist gewiß richtig, wenn man August als historischen Helden betrachtet; und es war in solchem Sinne wohl immer die ziemlich übereinstimmende Meinung. Denn diesem Manne fehlt ja auch jeder Zug von geschichtlicher Größe; selbst seine Stärke, die ihm bezeichnenderweise den Beinamen verschaffte, erscheint mehr im Lichte des Merkwürdigen als des Heldischen. August bleibt ein Kuriosum; und als Fürst und Staatsmann, wie als Soldat oder Feldherr stellt er lediglich einen nicht gerade ansprechenden Typus dar, etwas abgewandelt allein durch einen besonders aufdringlich wirkenden sinnlichen Hang.

Trotzdem sind wir Haake für seine Gabe sehr dankbar. Bietet er uns doch, nach und unter soviel räsonnierender Geschichtsklitterung oder geschichtlichem Räsonnement, wirkliches Geschehen, Erzählung markanter Vorgänge, eingehende Schilderung von Zuständlichkeiten, interessante Notizen zur Entwicklung geistiger und künstlerischer Kultur: alles dies aufs beste quellenmäßig fundiert und archivalisch belegt. Wir erhalten den Nachweis dafür, daß dieser Wettiner, ehrgeizig, und nur ehrgeizig, allein auf äußeren Glanz und eitlen Ruhm bedacht war, daß er im Banne ausschweifendster Phantome (Kaisertum in Konstantinopel!: S. 58) lebte und dabei als Verwalter seines Landes gegenüber seinen Ständen wie als Finanzier völlig versagte, daß er in der äußeren Politik wie in der Kriegführung kläglich scheiterte. Ein krasserer Gegensatz, als er zwischen dem sparsamen, nüchternen, zielbewußten, frommen Preußenkönig (Friedrich Wilhelm I.) und diesem verschwenderischen, in Saus und Braus lebenden, oberflächlichen, politisch abenteuernden Polenkönig besteht, läßt sich kaum denken.

So begründen wir in der angenehmen Lektüre des Haakeschen Buches mit seinen gründlichen belehrenden Ausführungen unsere Kenntnis und vervollständigen unsere Anschauung jener Zeiten. Etwas störend empfinden wir nur die manchmal gar langen Sätze und Abschnitte; auch hätten wir gern den Stoff auf mehr als nur drei Kapitel verteilt und innerhalb der Kapitel strengere Sonderungen wenigstens nach innerer und äußerer Politik vorgenommen gesehen.

Erich Bleich.

Fichtes Briefwechsel, gesammelt und herausgegeben von H. Schulz. 2 Bände. 8°. V, 619 S. II, 638 S. Leipzig, Haessel, 1925.

H. Schulz' Buch: „Fichte in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen" (kurz besprochen „Mitteilungen" Bd. 51 S. 89) ist eine not-

Digitized by Google

wendige Voraussetzung oder wenigstens Ergänzung zu dem oben angezeigten Briefwechsel. Daher mag einiges zur Charakteristik Fichtes jenem Buche Entnommene hier voranstehen: „Nicht ruhig wie ein Weltweiser, sondern gleichsam zornig und kampflustig stand der kleine, breitschulterige Mann auf seinem Katheder, und ordentlich sträubten sich seine schlichten braunen Haare um das gefurchte Gesicht, das Züge von einer alten Frau und von einem Adler trug.... Kein sanftes Wort ging über seine Lippen und kein Lächeln; er schien der Welt, die seinem Ich gegenüberstand, den Krieg erklärt zu haben, und durch Herbigkeit den Mangel an Anmut und Würde zu verbergen. So erschien er mir; in seinem Hause ist er schon damals mitunter anspruchslos und heiter, ja in einem engen Kreise ausgelassen lustig beim Punsch gewesen, ohne doch je gemütlich zu sein." (Rist: Lebenserinnerungen.) — „Dieser kluge stämmige Mann mit seinen schneidenden gebietenden Zügen imponierte mir, ich kann es nicht leugnen, als ich ihn das erste Mal sah. Seine Sprache selbst hatte eine schneidende Schärfe; schon bekannt mit den Schwächen seiner Zuhörer, suchte er auf jede Weise sich ihnen verständlich zu machen. Er gab sich alle mögliche Mühe, das, was er sagte, zu beweisen; aber dennoch schien seine Rede gebietend zu sein, als wollte er durch einen Befehl, dem man unbedingten Gehorsam leisten müsse, einen jeden Zweifel entfernen." (Steffens: Was ich erlebte.) — Es ist nur zu natürlich, daß über solchen Genius sich bald die widersprechendsten Urteile bildeten. „Die Gründe für die allgemeine Unzufriedenheit mit Fichte sind nach der Verschiedenheit der Subjekte sehr verschieden. Wahrheitsliebende Männer finden seine Art zu philosophieren mehr spitzfindig als gründlich, mehr ein Spiel der Imagination als ein methodisches Verfahren des Verstandes und der Vernunft. Die Kantianer können den Gedanken nicht ertragen, daß ein Mann wie Fichte sich selbst über Kant erheben will. Theologen und Politiker halten die Fichteschen Grundsätze für die Religion und den Staat gefährlich. Andere arme Schlucker sind auf Fichtes Ruhm oder wenigstens Ruf neidisch." (Salomon Maimon an Peina, 7. November 1800.)

Der vorliegende Briefwechsel spiegelt diese Zeiturteile und ihre Rückwirkung auf Fichte wieder. In den zwei starken Bänden sind insgesamt gegen 630 Briefe von und an Fichte, Stammbuchblätter und — von Fichte nicht weiter ausgeführte — Tagebuchbruchstücke und gegen 40 Briefe von und an Johanna Fichte enthalten. Die Texte entsprechen genau den Texten der Original-Handschriften oder,

Digitized by Google

wo diese nicht mehr auffindbar, denen der sichersten Quelle. Fast ein Viertel der gesamten Briefe, gegen 150, waren bisher ungedruckt.

Von den insgesamt gegen 670 Briefen entfallen über 100 auf den Briefwechsel Fichtes mit seiner Braut und späteren Gattin Johanna Rahn, 20 Briefe schreibt er seinem Bruder Gotthelf, 11 seinen Eltern, 6 seinem Bruder Gottlob und 5 seinem Schwiegervater Hartmann Rahn. 39 Briefe wechselt Fichte mit Reinhold, 30 mit Schelling, 20 mit Lavater, 17 mit Kant, 17 mit Voigt, 12 mit Schiller, 12 mit Beyme, 12 mit Theodor v. Schön, 10 mit Cotta, 10 mit Jacobi, 10 mit J. J. Wagner, 9 mit Ernst Wagner, 8 mit Goethe, 8 mit Weißhuhn, 8 mit Fouqué, 7 mit Johs. v. Müller, 7 mit Hofrat Jung, 6 mit Hufeland, 6 mit Schütz, 6 mit Friedr. v. Schlegel, 5 mit Aug. Wilh. v. Schlegel, 5 mit Wilh. v. Wolzogen, 5 mit Niethammer, 5 mit Smidt. Ferner finden sich Briefe von oder an Hardenberg, Klopstock, Struensee, Herzog Karl August von Weimar, Hottinger, Bouterwek, Pestalozzi, Boie, Fernow u. v. a.

Von den wiedergegebenen Briefen aus dem Briefwechsel von Fichtes Gattin sind 14 mit der Gattin Schillers vor und nach dessen Tode gewechselt. 6 Briefe schreibt sie an Fichtes Bruder Gotthelf, 5 an Fichtes Eltern, 5 an Smidt, 5 an J. J. Wagner und 4 an Johs. v. Müller, ferner je 1 an Lavater, Reinhold und Fouqué.

Wir lassen mit Absicht alle diejenigen Briefe, die sich mit philosophischen Fragen beschäftigen (u. a. mit Kant I 265, 299, 305, 315, 319, 353; mit Reinhold, Jacobi), beiseite und heben nur hervor, was von allgemeinem Interesse ist. Die Einstellung Fichtes zu allen Zeitbegebenheiten ist durch seine Richtung auf das Universelle gegeben. „Ich habe durch ein, nun an die 25 Jahre lang ausschließend getriebenes metaphysisches Studium mich gewöhnt, alle Dinge im großen und ganzen anzusehen, und wenig Übung, das Detail, das ich gern anderen überlasse, zu verfolgen. Die Aufgabe meines Lebens ist mehr, eine klare Einsicht in die höchsten Prinzipien nach mir zu hinterlassen, und ich rechnete, da es bisher mit Schriften mir wenig gelungen, durch mündliche Vorträge eine Schule zu stiften. Ich hatte auch Aussicht, diesen Plan auszuführen, jetzt aber trüben und verwirren sich diese Aussichten sehr. Unterrichtet habe ich zwar von Jugend auf, noch bis neuerlich meinen Sohn, aber immer war es auf den künftigen Gelehrten gerichtet, und volksmäßigen Unterricht habe ich nie geübt." (II, 544. Mai 1810.) Leitstern in dem Kampfe mit der Welt war ihm sein Gewissen. „Hienieden ist nicht das Land der Glückseligkeit, ich weiß es jetzt: es ist nur das Land der Mühe,

Digitized by Google

und jede Freude, die uns wird, ist nur Stärkung auf eine folgende, heißere Arbeit. Wir wollen uns stärken, uns unsere Kraft mitteilen, bis unsere Geister emporschweben zu den ewigen Hütten des Friedens." (I, 148.) — „Mit der Geisterwelt kommen wir nur durch unser Gewissen in Verbindung. Zu einer Wohnung der Gottheit ist unser Verstand zu enge; für diese ist nur unser Herz ein würdiges Haus. Das sicherste Mittel, sich von einem Leben nach dem Tode zu überzeugen, ist das, sein gegenwärtiges so zu führen, daß man es wünschen darf. Wer es fühlt, daß, wenn ein Gott ist, er gnädig auf ihn herabschauen müßte, den rühren keine Gründe gegen sein Dasein, und er bedarf keiner dafür" (I, 149). Der Unterricht in der Religion als Gewissensstärkung ist ihm eine Selbstverständlichkeit. „Wollt ihr die Jugend zur Religiosität erziehen, so bringt sie zuförderst im Leben und durchs Leben selbst hinein in den Beginn dieses göttlichen Lebens. Hinterher mögt ihr ihnen dieses ihr Leben auch begreiflich machen als das, was es ist. Eher hilft der Begriff nichts, denn nur diejenige Belohnung ist wahrhaft klar, die uns unser eigenes wohlbekanntes Leben ausspricht. — Nicht in Vernachlässigung der früheren Mittel der religiösen Entwicklung, sondern in der verhältnismäßig weit größeren Entwicklung des eigennützigen Triebes in der neuen Zeit liegt die Quelle unserer Verschlechterung; daraus erst ist die Irreligiosität hervorgegangen" (II, 541/2). — Ebenso selbstverständlich ist aber Fichte, daß ein völliger Bruch mit der Vergangenheit gerade in der Erziehung stets zum Mißerfolg führen muß. „Es gibt keinen Sprung zwischen durchaus entgegengesetzten Zuständen. Was als Kraft-erwachen erscheint, ist oft nur Fieber, das sich in Prahlen und künftigen Großtaten und in einem einfältigen Vertrauen auf andere, die ebenso fertig schwatzen, äußert" (II, 502/3). In Pestalozzis Vorschlägen findet er das wahre Heilmittel für die kranke Menschheit (I, 455). — Von nachhaltiger Bedeutung ist für Fichte sein Aufenthalt in Zürich geworden, wo er durch seine Braut bald Einblicke in die verschiedensten Gesellschaftskreise gewann; die unsozialen Zustände stießen ihn ab. „Zürich ist für mich ein unausstehlicher Ort. Die Natur hat alles getan, um die Gegend zum Paradiese zu machen; aber die Bewohner dieses Paradieses sind gefallen. So eine fremdfeindselige Denkungsart, solche ausschließenden Gesinnungen, solchen steifen Bauernstolz, solche Unwissenheit mit solchen Ansprüchen vereint, und besonders solche Entfernung von den sanften Grazien des Attizismus gibt es sicher nirgends mehr" (I, 301). — Eine ähnliche Mißstimmung beherrscht ihn, als er 1807 in Königsberg weilt und über die Erhebung

Digitized by Google

seines Vaterlandes nachsinnt, damit er frei atmen, reden und denken könne und seinen Nacken nicht „unter das Joch des Treibers" beugen müsse (II, 444). Er schreibt am 18. April 1807: „Königsberg ist nicht mein Platz, auch schäme ich mich dessen nicht im mindesten, und wer mich darüber tadelt, der sey erst so gut, und lerne es so kennen, wie ich diesen Winter die hiesige Universität habe kennen lernen, und wie ich jetzt, da ich meine Wohnung in eine volkreichere Gegend verlegt, den Pöbel kennen lerne. Können Sie denken: dieser schreit noch jetzt, wenn ihm irgend eine Frechheit, z. B. der schändliche Wucher, den er in den Tagen der Not getrieben, nicht geduldet werden soll: o wenn doch die Franzosen kämen; wir wollen ihnen selber die Tore aufmachen" (II, 442). Am 28. Mai 1807: „Den Leichtsinn, die Sorglosigkeit mitten im Schiffbruch! Daneben andere, die aus dem Brande so viel zu rauben suchen als irgend möglich, ohnerachtet sie mit Augen sehen könnten, daß sie es nicht für sich rauben" (II, 451). — Zum Schluß sei noch hervorgehoben, daß Fichte die Belebung des kriegerischen Geistes der Nation besonders stark beschäftigt hat. „Es ist an keinen Frieden in Europa zu denken, ehe nicht Germanien — unter Einem Haupte vereinigt wenigstens seine Streitkräfte — in einer festen und respektgebietenden Fassung dasteht" (II, 441). Das wird der Fall sein, „wenn man dem Heere die höchste Einfachheit in der Zusammenstellung gibt, wenn der oberste Feldherr in einem Geiste des Vertrauens auf seine Heerführer seine Unternehmungen einrichtet, wenn er selbst ein kühner, kriegerischer Mann ist, der keinen anderen als den kriegerischen Geist aufkommen läßt" (11. Januar 1809; II, 524/5). Mit den wenigen Beispielen konnte nur auf einiges Wesentliche in dem Briefwechsel hingewiesen werden, der bei der Vielseitigkeit der berührten Fragen jedem Leser eine recht große Ausbeute und reichen Gewinn für seine Persönlichkeit bringt.

Sange.

Delbrück, Hans: Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte, fortgesetzt von Emil Daniels. 5. Teil, Neuzeit (Fortsetzung) 2. Buch. Oberste Heeresleitung und revolutionäre Internationale. (Der österreichisch-französische Krieg 1859.) 8°. 223 S. Berlin, Georg Stilke.

Delbrück selbst hatte sein Werk bis zur Beendigung der Befreiungskriege durchgeführt, nachdem er uns durch 23 Jahrhunderte bis dahin geleitet hat. Der Wert seiner Geschichte der Kriegskunst erscheint besonders jetzt hoch, da materialistische Geschichtsschreibung

Digitized by Google

die Bedeutung des Krieges, des Bewegers des Menschengeschlechts, als Kulturfaktor gering einschätzt gegenüber den wirtschaftlichen Belangen und ihn nur als „roh gewaltsam Handwerk" betrachtet. Für den Fortschritt in der Erkenntnis der Vergangenheit, den sein Werk bedeutet, können wir D. nicht dankbar genug sein. Er hat in das Dunkel der Überlieferung hineingeleuchtet, Wahres von Falschem geschieden und die Unhaltbarkeit mancher in treuherzigem Glauben oder aus Lässigkeit übernommener Anschauungen bewiesen. Ohne von ihrer Bedeutung eingebüßt zu haben, erscheint jetzt manche „Großtat" der Geschichte in anderem Lichte. Welche Umstände, durch Volksgewohnheiten und staatliche Einrichtungen oder durch das Auftreten eines kriegerischen Genius herbeigeführt, für Entstehen und Vergehen von Reichen, für Sieg und Niederlage maßgebend gewesen sind, ist dargelegt von der Zeit ab, seit der es leidlich gesicherte Überlieferung gibt. Der Fortsetzer des monumentalen Werkes ist nunmehr mit den beiden ersten Büchern des 5. Teils auf den Plan getreten und kündet schon durch den Titel das Erscheinen neuer Elemente in der Kriegskunst an. Das 1. Buch heißt der 1. Stellungskrieg in der Weltgeschichte (Krimkrieg), das zweite Oberste Heeresleitung und revolutionäre Internationale. Nur das 2. Buch liegt zur Besprechung vor.

Einleitende Bemerkungen über den Einfluß neuer Kriegswerkzeuge, Eisenbahnen usw. fehlen, auf sie wird gelegentlich im Laufe der Darstellung hingewiesen. Da Jahrhunderte hindurch Fortschritte in der Bewaffnung und Veränderung der Organisation nur gering oder gar nicht zu verzeichnen waren, konnte sich Delbrück darauf beschränken, einzelne Feldzüge besonders hervorzuheben und nur Charakteristisches zu betonen, bei der rapiden Entwicklung der Neuzeit dürfte fast jeder Feldzug zu behandeln sein, und so wächst sich die Geschichte der Kriegskunst unter den Händen des Fortsetzers fast zu einer Geschichte der Kriege aus.

Die Befreiung der Geister durch Luther und die französische Revolution hatte sich schließlich dahin ausgewirkt, daß fast allenthalben die hergebrachten Autoritäten erschüttert waren. Die Menschheit wußte jetzt, mit wie wenig Verstand sie regiert wurde, welcher Art die waren, vor denen sie — nach einem Satze Friedrichs des Großen — auf den Knien lag; daß die neuen Götzen unschöner waren als die alten, ahnte freilich niemand. Wie weit der Zündstoff der nationalen und sozialen Gegensätze verbreitet war, hatte 1848 gezeigt. Mit Mühe war der Brand äußerlich gelöscht, aber das Feuer

Digitized by Google

glimmte unter der Asche fort. Welchen Einfluß die auf den Umsturz gerichteten Bestrebungen auf die Führung des Krieges 1859 in Italien hatten, geht wie ein roter Faden durch das Buch. Schon die Veranlassung des Krieges steht unter dem Zeichen der Demokratie. Napoleon III., l'élu de sept millions, konnte seinen Ursprung nicht verleugnen, und trotz des Widerstandes der klerikal gesinnten Eugenie und der Generale entschloß er sich, die Waffen für die italienische Freiheit zu ergreifen. Die Aufnahme, die er beim Durchfahren des Arbeiterviertels St. Antoine in Paris fand, bewies, in welchem Grade dieser Krieg als ein demokratischer aufgefaßt wurde. Im Feldzuge selbst hat dann die Furcht vor der Revolution nicht dauernd, aber doch mehrfach die österreichische Heeresleitung beherrscht, Unsicherheit in sie hineingetragen und rechtzeitiges Heranziehen von Verstärkungen verhindert, die an anderen Stellen für nötig gehalten wurden; die Sorge vor Garibaldi — mehr vor seiner Person als vor seiner minderwertigen Truppe — hat zu zahlreichen Detachierungen Veranlassung gegeben, die bei der Entscheidung fehlten. Es ist vom Verfasser nicht ausgesprochen und kann auch nicht behauptet werden, daß die Österreicher aus diesem Grunde den Krieg verloren haben. Die Schwierigkeiten, mit denen sie im Rücken zu kämpfen zu hatten, waren nicht andere als die, welche auch sonst Krieg im feindlichen Lande bietet. Der Hauptgrund für ihre Niederlage lag in den Mängeln der Staats- und Heereseinrichtung, die fast in allen ihren Kriegen hervorgetreten sind. Mutatis mutandis war es „halt" immer dasselbe. Die Führer sind junge Erzherzoge oder, wie 1859, meist hochadlige Generale; sie genügen der selbstverständlichen soldatischen Forderung persönlicher Tapferkeit, werfen wohl gelegentlich den Generalshut in den Feind und stürmen ihm nach, sind aber sonst im allgemeinen lässig und bequem; sie leben fast dauernd in Zwiespalt mit ihren Stäben, die aus begabten, fleißige Büroarbeit leistenden, aber vielfach nur theoriesierenden Emporkömmlingen zusammengesetzt sind, 1000 Rücksichten zu nehmen haben und daher in ihren Entschlüssen unfrei sind und schwanken. Die Diplomatie greift hemmend ein. Die Zweifel an die Zuverlässigkeit des national buntscheckigen Heeres erschwert Anwendung freier Gefechtsformen, die Bewaffnung ist meist zurückgeblieben. Daß die Zweifel an die Zuverlässigkeit gerechtfertigt waren, beweist die erschreckend hohe Zahl der „Vermißten", d. h. der Gefangenen und Weggelaufenen. Die fortgesetzt mit Rückzügen endigenden Gefechte erzeugten dann in dem prächtigen Volke später den unheilvollen

Digitized by Google

Pessimismus, mit dem sie sich selbst verspotteten: „Erst kommt bei uns die Fourasch', dann die Bagasch', dann die Kleedasch' und zuletzt die Kourasch'!" Die letztere war sicher mit Unrecht an die letzte Stelle gesetzt, denn an Bravour hat es die tapfere Armee, an Ehren und Siegen reich, nicht fehlen lassen.

Das Buch ist glänzend geschrieben und hält den Leser fest von der ersten bis zur letzten Seite. Die Charaktere sind scharf ausgearbeitet. Auf französischer Seite ragt Napoleon hervor, den schon Moltke in diesem Feldzuge klug und entschlossen nennt. Auch bei D. übertrifft der „Amateur" oder „Zivilstratege" seine Generale, den einzigen Niel ausgenommen, an strategischem Weitblick. D. liebt es, aus allerneuesten Verhältnissen stammende Bezeichnungen auf weiter zurückliegende Zeiten zu übertragen; so nennt er Napoleon III. gelegentlich „gekrönten Faschisten", weil er bei seinem Staatsstreich das überständige Parlament auseinandergejagt hat. Der Scharfsinn des Philologen, der den die Folgezeit bewegenden Tendenzen auf ihren Ursprung nachgeht, läßt ihn in dem Kaiser bereits den Pazifisten erkennen, der die Sinnlosigkeit des Blutvergießens verabscheut. Wertvoll ist der Einblick, den uns Verfasser darüber verschafft, wie Führerentschlüsse entstehen, die Nachwelt als Blitze des Genies betrachtet. Forey, Mac Mahon und andere französische Generale schneiden erheblich besser ab als ihre österreichischen Kameraden, von denen Gyulai etwas vorteilhafter, der „wilde Hunne" Benedek etwas weniger gut beurteilt werden, als sonst die Meinung war.

Es ist das gute Recht des Verfassers und entspricht der stolzen Unabhängigkeit des deutschen Gelehrten, wenn er auch der kriegsgeschichtlichen Autorität eines Moltke widerspricht. Es standen ihm ja auch reichlichere Quellen zur Verfügung. In einem Falle möchte ich mich jedoch M.s Urteil zuneigen. M. lehnt einen Vorstoß der Österreicher auf Turin als Luftstoß ab, D. befürwortet ihn aus politischen und militärischen Gründen. Über die politischen will ich nicht rechten und lasse dahingestellt, ob bei österreichischer Annäherung und Besetzung der sardinischen Hauptstadt die Umtriebe der Klerikalen und Mazzinis den Sturz Cavours bewirkt hätten, und welches die weiteren Folgen gewesen wären, die militärischen scheinen mir nicht durchschlagend. Sicher hätte der Verlust des Magazins in Susa den Franzosen Verlegenheit bereitet, wie auch ihre Generale befürchteten, aber doch nur vorübergehend — Napoleon III. konnte sich auch auf Genua und Livorno basieren —, vor allem aber mußte

Digitized by Google

Turin doch durch eine Schlacht behauptet werden, für welche die Gewinnaussichten auf der Seite der Frankosarden lagen. D. meint, die theoretische Strategie bewerte den Besitz der feindlichen Hauptstadt hoch — Clausewitz nennt sie als zweites kriegerisches Ziel —, aber die Hauptstadt, auf die es ankam, war Paris und nicht Turin. Es wäre den Österreichern dort so gegangen, wie im Dezember 1914 in Belgrad, sie hätten es schleunigst wieder räumen müssen.

Bemerkenswert ist, daß nach Solferino die beiderseitigen Kriegsherren aus den Erfahrungen des Feldzuges die entgegengesetzten Schlüsse zogen: Franz Joseph empfahl die zerstreute Ordnung, Napoleon III. die geschlossene!

Verfasser „perhorresziert" nicht Fremdworte. Manchmal sind sie sehr treffend, z. B. wenn er von Gyulai sagt: „keine markante Persönlichkeit, ein Typ, Exponent eines Milieus", aber „sie effazierten sich", „en détail", „Konfiguration" liest sich wie ein Kapitel aus dem Unterricht Friedrichs des Großen an seine Generale.

Das kann aber den Genuß des Buches nicht beeinträchtigen.

Dobrzynski.

Stiewe, Friedrich: Deutschland und Europa 1890—1914. Ein Handbuch zur Vorgeschichte des Weltkrieges mit den wichtigsten Dokumenten und drei Karten. 8°. 247 S. Berlin, Verlag für Kulturpolitik, 1926.

„Überdenkt man die Ereignisse, die zum Ausbruch des Weltkrieges führten, so kommt man unwillkürlich zu dem Ergebnis, daß sie die verhängnisvollen und in ihrem ganzen Verlauf unweigerlich zwangsläufigen Folgen der vorhergehenden Geschichte gewesen sind. Das Dichterwort: „Es gibt keinen Zufall" gilt im Leben der Völker noch mehr als im Leben des einzelnen. Die Katastrophe von 1914 ist nicht plötzlich, gewissermaßen aus dem Nichts entstanden, sondern bedingt durch die Entwicklung einer ganzen Generation. Sie ist letzten Endes auch nicht das böse Werk einzelner eroberungssüchtiger oder rachgieriger Politiker und Militärs gewesen, so eifrig dieser oder jener an verantwortungsvoller Stelle unbewußt oder sogar bewußt zur Beschleunigung des allgemeinen Zusammenstoßes beigetragen hat. Denn diese einzelnen waren mehr oder weniger doch nur Kinder ihres Jahrhunderts, ohne dessen besondere Eigenart sie ihre Wünsche niemals hätten verwirklichen können. Man steckt nicht einen ganzen Kontinent in Brand, wenn der Windzug dafür nicht

Digitized by Google

günstig ist. Dieser Windzug aber war der Geist der Zeit, den man mit dem Worte „Imperialismus" gekennzeichnet hat, jener Wille nach Ausdehnung, Vergrößerung und Macht, der die europäischen Staaten seit langem beseelte. Der Kampf aller gegen alle, der sich zu Beginn des August 1914 in furchtbarem Ernst entlud, als die Volksheere gegeneinander in Bewegung gesetzt wurden, hatte eigentlich schon immer, wenn auch in etwas milderer Form, bestanden und lag wie ein schwerer Schatten, mit den Jahren dunkler und dunkler werdend, über einem rastlos vorwärtshastenden Geschlecht. Zunächst freilich spielte er sich draußen in der Ferne, in fremden Erdteilen ab, wo die führenden Länder an sich zu raffen strebten, was nur erreichbar war. Dann aber kam der Augenblick, in dem der Weltstreit unmittelbar auf Europa selbst übertragen wurde, in dem sich die Spaltung in zwei getrennte Lager unheilbar durchsetzte und die eine, stärkere Gruppe gegen die andere vorzurücken begann. Damit war die äußerste Entscheidung in greifbare Nähe gerückt. Und die Krise trat ein, als der schwächere Teil in Österreich-Ungarn versuchte, seine bedeutend verschlechterte Stellung von dem wachsenden Drucke zu befreien. Der Gegenspieler war bereits zu stark und zu erfolgreich, um das erlauben zu wollen.

Deutschlands Begehren nach Ausdehnung ging neben verhältnismäßig geringem Kolonialbesitz auf die Erschließung Kleinasiens aus, und die Bagdadbahn sollte hierfür das bahnbrechende Unternehmen werden. Aber gerade weil dieses Ziel nur auf dem Wege über eine lebensfähige Donaumonarchie und eine gesunde Türkei zu gewinnen war, mußte Deutschland für die Erhaltung und nicht für Veränderung des bestehenden Zustandes in Europa eintreten. Seine Politik war somit nicht auf Umsturz gerichtet, wie dies bei wichtigen Mitgliedern der Gegenseite der Fall war. Rußland wollte die Hegemonie im nahen Osten, die restlos nur durch Auflösung Österreich-Ungarns und Sprengung der Pforte zu erreichen war. Frankreich trachtete danach, dieses Bestreben seines östlichen Bundesgenossen auszunutzen, um zu gegebener Stunde mit dem Sieger von 1870/71 abzurechnen. Und England verspürte die zunehmende Neigung, den als Seemacht emporwachsenden Rivalen Deutschland loszuwerden, wenn er durch seine Nachbarn zu Lande bedrängt wurde. So war der Imperialismus der Entente mehr und mehr auf Angriff eingestellt. Die Kriegsziele der Ententemächte, die wenigstens für russische und französische Rechnung sehr rasch nach Beginn des schweren Ringens klar umrissen vorlagen, bestanden denn auch in militärischer und wirtschaftlicher

Digitized by Google

Vernichtung Deutschlands, in Zerschmetterung der Donaumonarchie, in Eroberung Konstantinopels durch das Zarenreich und Elsaß-Lothringens durch Frankreich."

In diesen Sätzen faßt Stieve das Ergebnis seiner, wie es sich bei dem Herausgeber der Iswolskipapiere von selbst versteht, kenntnisreichen und gewissenhaften Untersuchungen anschaulich zusammen. In sechs Kapiteln läßt er die Vorgeschichte des großen Dramas erschütternd vor den Lesern sich abrollen. Sie führen die Überschriften: Das Erbe Bismarcks, Der neue Kurs und seine Folgen, Die Entstehung der Entente, Das vereinsamte Deutschland, Das Herannahen und der Ausbruch des Weltkrieges. Aus der verwirrenden Menge der Einzelheiten hat er die großen Linien der Entwicklung möglichst deutlich herauszuschälen versucht. Eine erschöpfende Behandlung aller Vorgänge wurde, um den Charakter eines Handbuches zu wahren, nicht angestrebt. Vielleicht ein wenig zum Schaden der restlosen Erfassung des wahren Ablaufs der Dinge. Vielleicht wird seine Zwangsläufigkeit dadurch etwas zu stark betont, kommt nicht klar genug zum Ausdruck, daß die in Petersburg, Belgrad, Wien, Berlin, Paris, London usw. führenden Männer einen Ausgleich hätten herbeiführen oder zum mindesten noch mehr retardierend hätten wirken können. Wann freilich wird der Zeitpunkt kommen, wo wir hierüber völlige Gewißheit zu haben annehmen dürfen? Im ganzen erfüllt dieses Handbuch seinen Zweck vorzüglich und wird hoffentlich in immer wieder notwendig werdenden neuen Auflagen stets frisch auf den sich von Jahr zu Jahr, ja fast von Monat zu Monat ändernden Stand der Forschung gebracht werden.

Mit großem Dank ist es zu begrüßen, daß auf den letzten 90 Seiten 15 wichtige Verträge der Jahre 1873 bis 1902 in vollem Wortlaut mitgeteilt werden. Drei Karten veranschaulichen die politische Gruppierung der europäischen Staaten in den Jahren 1890, 1897 und 1914. Die Mächte der Entente sind schwarz, der Dreibund grün wiedergegeben. Soll man beim Betrachten der Karten den Weltkrieg wie ein unabwendbares Verhängnis näher und näher kommen sehen? Oder gar auch Deutschlands und Österreich-Ungarns Zusammenbruch? Eine solche Absicht wäre nicht zu billigen. Die Entwicklung hätte einen anderen Verlauf nehmen können, als sie bis 1914 nahm, und erst recht bei kluger und entschlossener Verwendung der vorhandenen Mittel im Kriege selbst.

Paul Haake.

Digitized by Google

Sternberg, Fritz: Der Imperialismus. Berlin, Malik-Verlag. 8°. 614 S.

Ohne die gründliche Arbeitsmethode oder die Sach- und Fachkenntnis des Verfassers in Zweifel ziehen oder herabsetzen zu wollen, darf man den praktischen Wert seiner volkswirtschaftlichen Bemühung insofern als fraglich hinstellen, als Sternberg einseitig nur der marxistischen Theorie das Wort redet. Hierüber erhält der Leser dankenswerterweise schon im Vorworte volle Aufklärung. Nun hat aber der Verfasser aus der nationalökonomischen Praxis der letzten sechs Jahrzehnte (seit dem Erscheinen des Marxschen „Kapitals") seine Lehren gezogen und erfahren, daß im Staate seines klassenkämpferischen Vorbildes irgend etwas faul sein müsse. Sternberg hält auch mit seiner Kritik an der marxistischen Theorie keineswegs zurück. Aber er zieht daraus leider nicht die nötigen Konsequenzen. Er glaubt vielmehr, das Marxsche „Kapital" in positiver Richtung zu ergänzen, fortzusetzen und abzurunden (zu „vollenden" — das wäre nicht in seinem Sinne gesagt). Sein „Imperialismus" ist auf der Voraussetzung aufgebaut, die im „Kapital" grundsätzlich anerkannte Theorie: es gebe gegenwärtig nur eine, eben die kapitalistische Wirtschaftsform, bedürfe einer Einschränkung und sei nur eine Marxsche Hypothese, die sich als höchst anfechtbar erwiesen habe. Darum will der Verfasser, von der marxistischen Anschauung ausgehend, die marxistische Wirtschaftstheorie bereinigen und der Wirklichkeit anpassen. Die Ausdehnung des kapitalistischen Wirtschaftssystems auf die nichtkapitalistischen Länder ist nach Sternberg, vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, das Kennzeichen des politischen Zeitalters, das man sich gewöhnt hat das imperialistische zu nennen. Die wissenschaftliche Untersuchung des Wesens des Imperialismus, seiner Ursachen und seiner Wirkungen (über Salomon und Friedjung hinaus) ist der Gegenstand dieses voluminösen Werkes. Sternberg definiert demnach Imperialismus als „Kapitalexpansion in nichtkapitalistische Territorien". Was Marx mit keinem Worte behandelt hatte: die Kapitalexpansion, die ausschlaggebende Waffe des Kapitalismus, sie steht im Vordergrunde der Sternbergschen Darlegungen. Doch verliert er sich dabei gelegentlich in gefährlich anfechtbare, ja abenteuerliche Gedankengänge. So geht er z. B. so weit, zu behaupten, daß die Landarbeiterflucht vom Kapitalismus geschürt (!) und nicht mit innerer Kolonisation zu bekämpfen sei, weil das nur eine weitere Stärkung des Imperialismus, also Kapitalexpansion, zur Folge hätte. Weil die Marxsche These, Kapitalismus

Digitized by Google

sei die alleinherrschende Wirtschaftsform, falsch ist, gibt Sternberg zu, daß sich Marx der Erkenntnis wesentlicher Zusammenhänge habe verschließen müssen. Einerseits werden also gewaltige Lücken im Marxschen System unumwunden aufgedeckt und bloßgelegt — anderseits, trotz des Unterschieds in wesentlichen Voraussetzungen, dieselben Folgerungen gezogen, die der „große Meister" Marx gepredigt hatte. Das sind methodische Mängel in Aufbau und Durchführung, wie sie auch der mit nationalökonomischen Dingen weniger Vertraute leicht erfaßt und verurteilt. Daher gibt es viele Möglichkeiten, den Verfasser sowohl von der wissenschaftlichen Kritik her als auch aus praktischer Erfahrung heraus zu widerlegen, obwohl, wie gesagt, die Sorgfalt und der Ernst Sternbergs, der einen riesigen Quellenstoff verarbeitet und umfangreiche Statistiken angelegt hat, durchaus nicht verkannt werden sollen. Aber seine unmethodische Subjektivität und marxistische Einseitigkeit geht so weit, daß er „bürgerliche" Unterlagen (die ihm sicherlich ganz gut bekannt waren) oft verschmäht, wo ihre Verwendung geradezu geboten war. Die Tendenz dieses „Imperialismus, klassenkämpferisch zu wirken, spricht eine zu vernehmliche Sprache.

Hans F. Helmolt.

Bibl, Viktor: Die Wiener Polizei. Eine kulturhistorische Studie. Mit 49 Tafeln. 8°. XI u. 387 S. Leipzig-Wien-New York, Stein Verlag 1927.

Erst vor einigen Jahren hat der angesehene Wiener Historiker in einem vielgelesenen zweibändigen Werke den Zerfall Österreichs, dieses folgenschwere politische Verhängnis des Weltkrieges, in kritischer Darstellung eingehend beleuchtet, in seinen bis an den Beginn des verflossenen Jahrhunderts zurückreichenden Ursachen, in der langsam, aber unaufhaltsam fortschreitenden Entwicklung klargelegt. Nun beschenkt er uns mit einer neuen wertvollen Gabe, die wie alle seine Arbeiten auf gründlicher Forschung fußt. Er bietet in dem vorliegenden Buche ein anschauliches, den Leser bis zum Schlusse fesselndes Bild von dem Werdegange der Wiener Polizei, ihrer jeweiligen Organisation und Betätigung. Die Darstellung beginnt mit den ersten Ansätzen im Zeitalter der letzten Babenberger und geht bis in unsere Tage. Den Stoff schöpfte er — ein genauer Kenner der österreichischen Verwaltungsgeschichte — aus Wiener Archiven und einer reichhaltigen einschlägigen Literatur älterer und neuerer Zeit. Er wußte ihn so zu formen, daß der Leser durch

Digitized by Google

den Inhalt zahlloser Polizeiordnungen, Erlässe und Verwaltungsmaßnahmen doch nicht ermüdet wird. Die abwechslungsreiche Darstellung bietet vielmehr genauen Einblick in die jeweiligen Funktionen der Polizei und wird so auch zu einem Sitten- und Kulturgemälde aus dem Leben dieser Stadt, die im Mittelalter schon einen wichtigen Handelsplatz bedeutete, Mittelpunkt der Habsburgermacht wurde und Jahrhunderte hindurch Hauptstadt des heiligen Römischen Reiches war. Ist doch die Geschichte der Polizei ein wichtiger Bereich der Kulturgeschichte. Denn ihr Begriff und Wirkungskreis hat sich allmählich über den engeren eigentlichen Bereich eines Sicherheitsdienstes hinaus so erweitert, daß sie schließlich — vor den Reformen unserer Zeit — im Dienste einer das öffentliche und private Leben bevormundenden und beherrschenden Staatswohlfahrtspflege den ganzen Komplex öffentlicher Verwaltung und Ordnung erfaßte und beeinflußte.

Das mittelalterliche Staatswesen war vorzugsweise Friedens- und Rechtsanstalt. In dieser Eigenschaft sollte es Schutz vor äußeren und inneren Feinden bieten, wirkte aber hierin mehr abwehrend als vorbeugend. Der Wohlfahrtsgedanke, die Fürsorge für die sonstigen geistigen und materiellen Interessen der Bevölkerung erwachte — wenn wir von der Gestaltung im Bergwesen absehen — zuerst in den Städten. Das enge Zusammenleben der Menschen schuf und förderte diese Ideen. So war es auch in Wien der Fall. Die Sicherheitspolizei lag hier in erster Linie in der Hand landesfürstlicher Organe (Stadtrichter und dessen Hilfskräfte, die erste schon 1340 nachweisbare Wiener Sicherheitswache). Doch war ihre Tätigkeit durch mancherlei persönliche und örtliche Freiungen, so auch durch das kirchliche Asylrecht gehemmt. Aber auch die Stadt schuf sich ihre Polizeiorgane, und die Grenzen des beiderseitigen Wirkungskreises waren, wie uns das Buch zeigt, auch nach Jahrhunderten noch schwer festzustellen. Im Zeitalter bürgerlicher Freiheit — vor Ausgang des Mittelalters — widmete sich der Wiener Stadtrat, wie dies auch in anderen Städten begegnet, in zunehmendem Maße auch verschiedenen Zweigen der Verwaltungs- und Wohlfahrtspolizei, so im Markt- und Gewerbewesen, in der Schulaufsicht und den ersten Ansätzen einer Sittenpolizei namentlich über Bettler und fahrendes Volk. Die Stadt wirkte darin vorbildlich für die spätere staatliche Verwaltung (1. Kapitel). Seit den Tagen Maximilians I. und seines Enkels Ferdinand I. wurde jedoch diese städtische Autonomie arg beschnitten, ja vernichtet. In den Vordergrund tritt nun der neue

Digitized by Google

Beamtenstaat, der Ordnungs- und Wohlfahrtsstaat. Mit Recht bezeichnet B. schon Ferdinand I. als Vater des späteren Polizeistaates. An der Hand lehrreicher Beispiele und so mancher köstlicher Episoden gewinnen wir (in den Kapiteln 2 bis 6) Einblick in die Gestaltung der Sicherheits- und Wohlfahrtspolizei bis zum Jahre 1848, wobei der Verfasser namentlich den einschlägigen Reformen Leopolds I., der theresianischen und franziszeischen Epoche auch in ihren Auswirkungen auf die Bevölkerung besondere Beachtung schenkt. Durch den schrankenlosen Ausbau einer namentlich von Josef II. ins Leben gerufenen Staatssicherheitspolizei und durch alle übrigen einschlägigen Maßnahmen im Vormärz kam es in Österreich zu arger Erstarrung, ja Versteinerung des Systems des aufgeklärten Polizeistaates, so daß schließlich nicht nur die Untertanen, sondern gewissermaßen der Staat selbst „unter Polizeiaufsicht" standen. Man folgt dem Verfasser gern in der Darlegung der Gründe, warum dieses auf finsterer Polizeigewalt fußende, reaktionäre, Österreich förmlich isolierende System durch eine kräftig und erfolgreich einsetzende Revolution im Innern so jäh zusammenbrach. Auch wird man, ihm zustimmend, die staatsmännische Größe Metternichs, des Hauptschuldigen an diesem System, etwas geringer einzuschätzen haben, als dies jüngst von anderer Seite geschah. Im letzten Kapitel bespricht B. die allmähliche Verjüngung und Ausgestaltung der Polizei von 1848 bis in unsere Tage. Zunächst unter starker Betonung des militärischen Momentes im Staate hat Franz Josef I., ein im Grunde genommen konservativer Herrscher, der aber mit offenem Blick die Forderungen seiner Zeit erfaßte, auch der Polizeiorganisation in Wien und Österreich neuen Gehalt gegeben. Als staatssicherndes Element bewährt sie sich in fortschreitendem Ausbau auch in der jungen Republik. In ihrem Wesen und Wirken aus einer Zwangseinrichtung zu einer wichtigen Wohlfahrtsinstitution im Staate gestaltet, in ihrem Personal zu einem durch vorbildliche Dienstreue, durch zielbewußtes Auftreten und Heldenmut hervorragenden Elitekorps gediehen, hat sich die Wiener Polizei auch in unseren Tagen — man denke nur an die traurigen Ereignisse des Juli 1927 — um die Hebung der Staatsautorität in Österreich wirklich verdient gemacht. Ihrem zielbewußten und weitblickenden Leiter, dem Präsidenten Johann Schober, ist das Buch gewidmet. Sein Bild eröffnet die stattliche Reihe der dem Texte beigegebenen lehrreichen Tafeln.

Man wird in dieser oder jener Frage von der Ansicht des Verfassers nicht voll überzeugt sein, man wird vielleicht die Auswirkungen

Digitized by Google

verschiedener Polizeimaßnahmen anders beurteilen, die Schilderung des argen Sittenverfalls, den auch frühere Zeiten bieten, weniger verallgemeinern und milder bewerten, man mag ferner bedauern, daß das reiche Schrifttum, welches B. seiner Darstellung zugrunde legt, nur anhangsweise (S. 361—65) beigegeben und nicht für tiefer Forschende an Ort und Stelle angemerkt und kritisch beleuchtet ist. Dies sind Einzelheiten. Um so freudiger möchte ich dem Verfasser Dank und Anerkennung dafür zollen, daß er sich einer so schwierigen Aufgabe unterzog und wie er sie vollendet hat. An diesem Buche zeigt sich aufs neue, daß die Geschichte die große Lehrmeisterin der Gegenwart ist. Mögen, aus ihm schöpfend, die Jüngeren an den Fehlern vergangener Zeiten lernen, das Gute und Bewährte aber erhalten und verständnisvoll ausbauen. Wir wollen uns dieses wertvollen Beitrags zur österreichischen Verwaltungs- und Kulturgeschichte, der so manche bisher brachliegende Frage behandelt, um so mehr freuen, als das Buch heute vermutlich überhaupt nicht mehr in dieser Vollständigkeit geschrieben werden könnte. Denn jenem verheerenden Sturm irregeführter Volksmassen auf den Wiener Justizpalast im Juli 1927 fielen auch die dort zum Teil zentralisierten staatlichen Archivalien der letzten Jahrhunderte zum Opfer.

Innsbruck. A. v. Wretschko.

Kultur- und Universalgeschichte. Walter Goetz zu seinem sechzigsten Geburtstage dargebracht von Fachgenossen, Freunden und Schülern. 8°. IV, 567 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1927. In Leinen Mk. 30,—.

Von dem weitreichenden pädagogischen Wirken und der Beliebtheit, deren sich der Nachfolger Karl Lamprechts auf dem Leipziger Stuhle für Kultur- und Universalgeschichte, Geheimrat Prof. Dr. Walter Goetz, erfreut, zeugt der zu Ehren seines sechzigsten Geburtstags ausgegebene Sammelband. Nicht weniger als zweiunddreißig Fachgenossen jeder Rang- und Altersklasse haben sich daran beteiligt. In die vier Gruppen: Mittelalter, Renaissance, Neuzeit, Geschichtsphilosophie mit Historiographie und Methodologie gut gegliedert, beut sich uns hier ein wahres Füllhorn fesselnder Festgaben dar. Wie ein Sturzbach überschüttet es uns mit einer Menge teilweise hochinteressanter Forschungsergebnisse. Ich muß mich auf eine sehr summarische Aufzählung beschränken.

Den Reigen eröffnet Wilhelm Levison mit Abdruck und Erläuterung der einzigen erhaltenen Predigt des Lupus von Ferrières

Digitized by Google

aus der Zeit um 850 bis 860. Mit der Geschichte des Porträts im Mittelalter beschäftigen sich Joachim Prochno („Das Bild des Hrabanus Maurus"; Vorläufer eines Buches über das Schreiber- und Dedikationsbild) und Sigfrid H. Steinberg („Grundlagen und Entwicklung des Porträts im deutschen Mittelalter"). „Antiasketische Äußerungen aus Deutschland im 11. und beginnenden 12. Jahrhundert" stellt Bernhard Schmeidler zusammen und dem geistlich-asketischen Gedankeninhalte jener Jahrzehnte gegenüber, einleitend gegen Lamprechts geistesgeschichtliche Ansichten polemisierend. Wegen der Schwerzugänglichkeit der Haskinsschen Veröffentlichungen machte sich Karl Hampe an einen Neudruck und eine deutsche Übersetzung des merkwürdigen Fragebogens, den Kaiser Friedrich II. wahrscheinlich im Spätherbst 1227 zu Pozzuoli seinem Hofastrologen Michael Scotus unterbreitet hat. Warum aber in aller Welt zum Schlusse die überflüssige Geschmacklosigkeit, dem Kaiser Wilhelm II. eins auszuwischen? Apologetische Bedeutung kommt dem anderthalb Bogen starken Beitrage Philipp Funks zu, betitelt „Zur Geschichte der Frömmigkeit und Mystik im Ordensland Preußen". Den „Typus des Ketzers in mittelalterlicher Anschauung" umreißt Herbert Grundmann; die unleugbare Reinheit eines ketzerischen Lebens wurde von der Kirche als teuflische Täuschung hingestellt und damit unwirksam gemacht. Manfred Stimming vergleicht Marsilius von Padua und Nikolaus von Cues miteinander als zwei politische Denker des späteren Mittelalters. — „Die Gestalt des tragischen und des komischen Tyrannen in Mittelalter und Renaissance" zeichnet Ernst Walser, dabei das Problem des Tyrannenmordes streifend. Hans Baron untersucht den Zwiespalt zwischen „Willensfreiheit und Astrologie bei Marsilio Ficino und Pico della Mirandola"; das Schwergewicht liegt in einer verdienstlichen Erläuterung der unfertigen und ungedruckten „Disputatio contra iudicium astrologorum" Ficinos. Walther Küchler führt die starken und die schwachen Seiten von Machiavellis Komödie „La Mandragola" auf ein verständiges Maß zurück; die Arbeit an ihr war für den Florentiner Meister eine Flucht aus der Wirklichkeit in die Kunst, eine spielende Entspannung und ungewollte Satire. Karl Brandis Aufsatz „Michelangelos künstlerische und religiöse Entwicklung", illustriert durch sechs Abbildungen auf drei Tafeln, darf man getrost als Clou des Sammelwerkes bezeichnen, als das Zugstück, um dessentwillen die Erwerbung des übrigen lohnt. Brandi beantwortet die Frage, ob es möglich sei, das Wesen der Religiosität

Digitized by Google

Michelangelo Buonarottis und das Wesen seiner Kunst als etwas Eigentümliches und beide zugleich als bewegte, voneinander irgendwie bestimmte oder beeinflußte Größen zu erfassen. Das auch von Lamprecht nicht gelöste Problem des Verhältnisses zwischen Persönlichkeit und Umwelt wird hier an einem hervorragenden und hierfür hervorragend geeigneten Bildhauer, Maler, Dichter und Menschen fein nachfühlend erforscht. Den Beschluß der zweiten Abteilung bildet Friedrich Blaschkes kleine Abhandlung über die Fälschung des Begriffs der Renaissance durch Stendhal (Henri Beyle), die als Anregung auf Jak. Burckhardts Renaissancelegende abgefärbt haben mag. — Als sehr ertragreich muß ich den klar aufgebauten Beitrag Johannes Kühns ansprechen; er ist überschrieben „Wer trägt die Verantwortung an der Entstehung des politischen Protestantismus?" Kühn räumt mit der Schulweisheit auf, der Protestantismus habe seinen Namen von dem Einspruche gegen den Speyerer Reichsabschied von 1529, der hervorgerufen sei durch eine scharf absolutistische Proposition Kaiser Karls V. Er weist nach, daß der hierin viel milder denkende Spanier daran unschuldig gewesen ist, da seine Vorlage erst drei Wochen nach Reichstagsschluß eintraf; die Verantwortung trägt vielmehr vor Deutschland und dem Weltgewissen allein sein Bruder und Statthalter, König Ferdinand. Allerdings hat dann der Kaiser den eigenmächtigen Fälscher gedeckt. Ein zweiter Glanzpunkt der Sammlung! Die Wolfenbütteler Bibliothek und die Helmstedter Universität als wissenschaftliche Gründungen des Herzogs Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel (1568—89) sind der Gegenstand einer Studie von Herm. Herbst. „Campanella als Chiliast und Utopist" ist der Vorwurf, den sich Alfred Doren gewählt hat. Gediegenheit atmet der Umriß, den Rudolf Kötzschke den „geschichtlichen Studien an der Universität Leipzig im 18. Jahrhundert" widmet; als ihren Führer betrachtet er mit Recht den als Forscher und als Darsteller gleichbedeutenden Joh. Jak. Mascov (1689—1761). Pestalozzis ökonomische, agrar-merkantilistische Ansichten klärt im Zusammenhang mit der Berner Baumwollindustrie-Enquete von 1785—89 Herbert Schönebaum. „Die politische Ideenwelt Adam Müllers" untersucht Alfred v. Martin; ein ideengeschichtlicher Beitrag zur schärferen Erfassung des Begriffs, Wesens und Inhalts der „Romantik". In die schönen Zeiten der Zensorenwillkür führt uns Ulrich Zeller („Der Stuttgarter Beobachter als Hochwächter, 1830—33"); „der Hochwächter" war der unmittelbare Vorläufer des „Beobachters". Die Staatsauffassung des Zaren Nikolaus I. und

Digitized by Google

seine ganze Persönlichkeit erfahren über Th. v. Bernhardi hinaus eine neue Beleuchtung durch Martin Winklers Abhandlung „Ein unbekanntes Vermächtnis Nikolajs I. aus dem Jahre 1835" (aus dem dritten Bande des „Krasnyj-Archivs" von 1923). Gegenüber mehr oder weniger willkürlichen Definitionen dessen, was man gemeinhin darunter zu verstehen habe, umzirkelt Friedrich Braun (einer der Herausgeber der vierbändigen russischen Geschichte W. Kliutschewskijs) das Wort und die Erscheinung „russische Intelligenz"; ihm ist sie eine spezifisch russische soziale Funktion. Durch leidige Fremdwörtersucht fast ungenießbar ist das, was uns Joachim Wach als Max Webers Religionssoziologie vorsetzt; außerdem krankt es an Überfütterung mit ablenkenden Anmerkungen. — Hermann Schneider läßt gegenwärtig eine großangelegte Geschichte der „Kulturleistungen der Menschheit" in Lieferungen erscheinen, die zurzeit (Januar 1928) beim Falle Karthagos (201 v. Chr.) angelangt sind — hierzu legt er die Einleitung auf knappen sechs Seiten vor; seine These ist das zweimalige Durchlaufen eines Kreises von Kulturschöpfungen a) von 2800 v. Chr. an und b) seit 1300 n. Chr. Reiner Weltanschauungsgeschichte gewidmet ist die Abhandlung von Fritz Kern: „Natur- und Gewissensgott". Seine typologischen Querschnitte schließen mit dem Satze, die Zerrissenheit unserer Weltanschauung beruhe auf dem Nebeneinander der aufklärungsfeindlichen Erlösungskultur (MA.), der erlösungsfremden Naturbeherrschungskultur (Materialismus) und dem noch zu schwachen Idealismus einzelner. „Zum Gang der europäischen Frömmigkeit" heißt ein netter Aufsatz Alfred Gieseckes. Die Beziehungen zwischen „Technik und Kultur" behandelt, unter offensichtlicher Ablehnung des Technizismus, aber sauberer Absteckung der gegenseitigen Grenzzonen, Georg Steinhausen. Die soziologische Begriffsbildung fordert Hans Freyer durch die Abhandlung „Diltheys System der Geisteswissenschaften und das Problem Geschichte und Soziologie". An und in verschiedene Wunden der Theorie der Geisteswissenschaften legt Willy Hellpach die kritische Sonde („Geschichte als Sozialpsychologie. Zugleich eine Epikrise über Kaul Lamprecht"). Was Lamprecht einst als Historiker an der Totalität der deutschen Geschichte anzustellen unternahm, das will Hellpach, der Sozialphysiopsycholog, an der seelischen Vorgeschichte des Weltkriegs unternehmen: eine interessante Voranzeige. Wenn man aber anderseits berücksichtigt, daß um 1900 Lamprecht, Ostwald und Wundt für ihre Zeit etwa dasselbe verkörperten, was zwei Generationen vorher die beiden Humboldte

Digitized by Google

und um 1700 der eine Leibniz bedeutet hatten, dann dürfte der wiederholte Vorwurf, Lamprecht habe sozusagen nicht genug geleistet, hinfällig sein: er war erst neunundfünfzig Jahre alt, als er gerade vom Zuviel dessen, was er sich zumutete, vorzeitig hinweggerafft wurde. Und vielleicht wiegen allein die Anregungen eines einzigen romantischen Genies Dutzende von pedantischen Werken soundso vieler Talente auf. Eine Lanze für die Vertiefung der „Methodologie der Wirtschaftsgeschichte" bricht, berufen hierzu wie selten einer, Alfons Dopsch. Seine eigene „Methode der historischen Kartographie" erläutert Hermann Hefele. Den schlichten Schluß bildet Hans Plischkes Beitrag „Expansionsgeschichte im Rahmen der Kulturgeschichte"; er möchte der Entdeckungsgeschichte theoretisch einen Platz erobern, der ihr praktisch in meiner „Weltgeschichte" längst mit Erfolg zugestanden ist.

Berlin-Grunewald. Hans F. Helmolt.

Festschrift für Hermann Reincke-Bloch zu seinem sechzigsten Geburtstag, überreicht von seinen Schülern. 168 S. Breslau, Trewendt & Granier Verlag, 1927. Preis 7 Mk.

Die Mecklenburger Schüler Reincke-Blochs haben sich in dieser Festschrift vereinigt, um ihrem Lehrer zum sechzigsten Geburtstag diese Gabe darzubringen. Zunächst beschäftigt sich Hans Belitz mit dem „heutigen Stand der Kulturkreislehre". Er setzt sich in seiner Untersuchung besonders mit den Ideen Spenglers, Sprangers und des Afrikaforschers Leo Frobenius auseinander. Die gegenwärtige Situation der Kulturkreislehre faßt er in die folgenden Thesen zusammen:

1. Sie ist nicht mehr Methodensynkretismus und Deduktion, sondern auf induktivem Wege an selbständigem Material gewonnene Forschungsmethode.
2. Sie hat neue Stoffe der weltgeschichtlichen Betrachtung zugeführt (neue Hilfswissenschaften): Völker- und Volkskunde, Mythenforschung; sie hat ihr den historischen Zusammenhang neuer Erdteile mit der alten weltgeschichtlichen Entwicklung erschlossen.
3. Sie gliedert sich in die Lehre von den räumlichen Kreisen der Kultur und ihrem zeitlichen Kreislauf in Lebensaltern.
4. Sie faßt die Kulturseele, das Paideuma, als einen Organismus, als eine Einheitskraft im Wirkungszusammenhang, die

Digitized by Google

selbst an den Boden gebunden und vor ihm schicksalsmäßig bedingt ist, die — immanent mit dem Menschen, mit den Völkern verbunden — ihn, sie gestaltet; also männlich zeugend und mütterlich aufnehmend zugleich ist.

5. Sie ist Weltanschauung und Arbeitshypothese zugleich, durch die in gegenseitiger Befruchtung von induktiv verarbeitbarem Stoff und deduktiv herangetragenem Weltgefühl das Goethesche All-Eins erwächst.

In das Gebiet mittelalterlicher Geschichte führt die Arbeit von Walter Neumann, „Päpstliche Reichsreformpläne im 13. Jahrhundert". Der Verfasser zeigt, daß man an der Kurie an eine Dreiteilung des Reiches gedacht hat. Die Wahl des deutschen Königs sollte nur für dieses Gebiet Rechtskraft behalten. Sizilien darf niemals wieder in die Hand des Imperators oder des römischen oder des deutschen Königs gelangen. Italien ist getrennt zu verwalten unter Wiederaufleben des lombardischen Königsgedankens. Das Kaisertum wollen diese Pläne nicht abschaffen, aber erst der Papst schafft durch Approbation und Krönung den Imperator. Daß dieser Plan nicht mehr in die Wirklichkeit umgesetzt wurde, kam daher, daß seit Rudolf von Habsburg das deutsche Königtum nicht mehr die Wege des staufischen Imperialismus ging und infolgedessen das Papsttum auch ohne diese Reform zu seinem Ziele kam, nämlich der Verhinderung der Vereinigung Deutschlands, Italiens und Siziliens.

„Ein römisch-rechtliches Erachten (Konsilium) über die Steuerpflicht der Stadt Rostock gegenüber den mecklenburgischen Herzögen aus dem Jahre (1482)" behandelt Paul Steinmann. Er druckt das Aktenstück selbst ab, nachdem er sich einleitend mit den Kämpfen zwischen den Herzögen und der Stadt Rostock um die Steuerzahlung auseinandergesetzt hat.

Die Arbeit des 1918 gefallenen Werner Behncke: „Der Erbteilungsstreit der Herzöge Heinrich V. und Albrecht VII. von Mecklenburg 1518—1525 und die Entstehung der Union der Mecklenburgischen Landstände von 1523" gibt ebenfalls Paul Steinmann heraus. Die umfangreiche Untersuchung zeigt, daß der Sieg letzten Endes bei Heinrich blieb. Die Union, die er durchsetzt, wird aber dann zu einer Niederlage des gesamten mecklenburgischen Fürstenhauses, weil sie eine Organisation der Stände veranlaßt. So hat der Zwist der mecklenburgischen Fürsten die Aufrichtung dieses Grundsteins der ständischen Verfassung herbeigeführt.

Digitized by Google

Schließlich bietet noch Endler „Beiträge zur älteren Geschichte des Rates in Neubrandenburg". Er teilt eine Ratsordnung vom 3. Oktober 1321 und ein Privileg der Gewandschneider zu Neubrandenburg vom 15. Januar 1333 in Anlagen mit.

Breslau. Willy Cohn.

Deutsche Siedlungsforschungen. Rudolf Kötzschke zum sechzigsten Geburtstage dargebracht von Freunden, Fachgenossen und Schülern (zwölf Namen). Mit 5 Karten. V, 297 S. 8°. Leipzig, B. G. Teubner, 1927. Geh. Mk. 10,—.

Es ist mir eine persönliche Freude, dies Sammelwerk anzeigen zu dürfen. Gehört doch der Leipziger Kolonisationshistoriker Rud. Kötzschke zu den bescheidensten und anständigsten Menschen, die, ohne mit einem Augenaufschlag nach oben zu liebäugeln, den selbstgewählten Weg stetig voranschreiten; daß es gerade so einer zu der nicht gerade gewöhnlichen Ehrung einer Festschrift bringt, bedeutet einen Lichtblick in unserem materialistischen Zeitalter. Und diese Aufsatzreihe ist von einer so imponierenden Geschlossenheit, daß es sich für jeden auf dem Felde der Siedlungsgeschichte Arbeitenden lohnt, das Buch zu erwerben.

Als erster umreißt Walter Uhlemann den Kreis der „Gegenwartsaufgaben vergleichender Siedlungsforschungen auf deutschem Volksboden". Im Vordergrunde steht ihm das Erkennen der Wechselwirkungen zwischen dem Volk als Ganzem und seinem Volksboden. Für die deutschen Verhältnisse handelt es sich vor allem darum, eine einheitliche Gesamtanschauung herauszuarbeiten, um (mit Ad. Helbok) zu einem Bild organischen Wachstums der verschiedensten Erscheinungen zu gelangen. Dabei stößt man zunächst auf die natürlichen Gegebenheiten; hierbei helfen Geologie, Bodenkunde (Bonitätsklassen), landwirtschaftliche Statistik, Klimakunde und Geographie überhaupt. Weiter schreitet man zur Erkenntnis des Siedelraums (Freiland, Waldland).

Damit ist aber der Kreis der heranzuziehenden Disziplinen noch nicht abgeschlossen. Noch fehlen die Vorgeschichte, die Rechts-, Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte, die Volkskunde und die Philologie (Orts- und Flurnamen, Dialekte). Als Ergebnisse erscheinen dann Angaben über die Siedlungskonstanz, die Kontinuität der Urlandschaftsbesiedlung, die zeitlichen Verhältnisse, die örtliche Lagerung, die vorgeschichtlichen Siedlungsformen; die Grenzsäume, den Transitverkehr, den Landesausbau. Zu ermitteln sind ferner die

Digitized by Google

Verbreitung der einzelnen Siedlungsformen, die Wüstungen, der Grundriß der Stadt und die Struktur der Stadtflur. Wie man sieht: eine Menge schöner Aufgaben, deren Lösung die Entwicklung des schaffenden Volkes von innen heraus beseelt. In diesem Rahmen bewegt sich die Elf der übrigen Beiträge.

Rudolf Martiny beschäftigt sich mit der Siedlungsgestaltung vom geographischen Standpunkt aus („Morphologische Siedlungsforschung"); Objekte sind ihm Haus, Gehöft, Burg, Zusammenschluß in Ortschaft, Gemeinde, Flecken, Stadt; bestimmend sind dabei Abwehr, Schutz, Raumbeherrschung, das Auf und Ab der Entfaltung. Auf Grund der von ihm als erstem durchgeführten induktiv-vergleichenden Untersuchungsmethode behandelt Friedrich Walter die „Beziehungen zwischen Bodenanbau und Siedlungsgeschichte"; daraufhin angelegte Bodenanbaukarten lassen bestimmte Boden- und Klimagebiete, die Verbreitung der Betriebsgrößen und der Rittergüter erkennen. Die Geschichte der Landnahme, Rodung und Besiedlung profitiert erheblich davon. Mehr und mehr gelangen wir aus der reinen Theorie in die Einzelpraxis. Das merkt man gleich bei Walter Frenzel, der die „vorgeschichtliche und neuzeitliche Siedlung in ihren Beziehungen und Bedingtheiten" an einem oberlausitzischen Beispiele darlegt; er gräbt persönlich, begeht die Flur, fragt die Leute aus und studiert die Sammlungen. Seine Sehnsucht ist die planmäßige Herstellung einer Luftkarte Deutschlands auf Grund von Flugzeugaufnahmen, da man von oben her die Erdoberfläche schärfer erkennt. „Die völkerkundlich-volkskundliche Forschung in ihrer Bedeutung für die Siedlungskunde; erläutert an Beispielen aus NW.-Sachsen" ist das Thema von Fritz Krause; Ausgangspunkt sind ihm gewisse Haus- und Dorftypen, ein wichtiges Ergebnis das Erfassen der Wandlung unseres Volkes aus einem Agrar- in ein Industrievolk. Den Gang und Umfang der „Ortsnamenforschung und Siedlungsgeschichte in Sachsen" schildert meisterhaft Hans Beschorner; dabei gab es die willkommene Gelegenheit, die Sonderverdienste Rudolf Kötzschkes genauer zu umzirkeln. Ein fleißiger Anhang stellt die Arbeiten über Wüstungen im Freistaate Sachsen übersichtlich nach alphabetischer Ordnung zusammen. Der Slavist Heinr. Felix Schmidt steuert „die sozialgeschichtliche Auswertung der westslavischen Ortsnamen zu ihrer Bedeutung für die Geschichte des nordostdeutschen Koloniallandes" bei; im wesentlichen ist es eine fortlaufende Kritik an slavischen Aufstellungen. Die Besiedlung eines Verwaltungsraums zu verfolgen, ist das Vorhaben

Digitized by Google

Herbert Schönebaums in dem Aufsatze „Die Bedeutung der Siedlungsvorgänge für die Entstehung des ungarischen Komitats". Ebenfalls ins Ausland führt uns Paul Johansen mit seiner Studie über „Siedlungsforschung in Estland und Lettland". Heimatliche Winde wehen wieder, wenn wir die mustergültige Abhandlung „Meißen. Ein Beitrag zur Städtegeschichte der ostdeutschen Kolonisationszeit" von Helmuth Gröger studieren. Fritz Curschmann gibt „eine Denkschrift Brenckenhoffs" heraus und erläutert sie; eine tüchtige Vorarbeit zur immer noch fehlenden Monographie über diesen famosen Gehilfen des Großen Friedrich. Den pietätvollen Beschluß bildet ein Nachruf auf den am 30. Juli 1916 gefallenen sächsischen Siedlungsforscher Alfred Hennig von Werner Radig. So rundet sich das Ganze zu einem bunten, aber durchaus harmonischen Kranze.

Hans F. Helmolt.

Die Briefe Barthold Georg Niebuhrs. Herausgegeben von Dietr. Gerhard und Will. Norvin. Im Auftrage der Literaturarchivgesellschaft zu Berlin. Mit Unterstützung der Preußischen Akademie der Wissenschaften und des Rask Örsted Fond zu Kopenhagen. Band I: 1776—1809. (= Das Literatur-Archiv. Veröffentlichungen der Literaturarchivgesellschaft in Berlin. Herausgegeben von J. Petersen. 1. Bd.). 8°. CXXXIV, 542 S. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1926. Brosch. Mk. 18.—; geb. Mk. 20.—.

Niebuhr hat als ingenium praecox schon in jungen Jahren die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, durch seine Stellung verhältnismäßig früh im öffentlichen Leben eine Rolle gespielt, ist beinahe immer ein „öffentlicher Charakter" gewesen; und als er dahingegangen war (1831), haben ihn die Nachlebenden sehr bald (1838) recht gründlich kennen lernen dürfen durch jenes dreibändige Werk, das wir Niebuhrs Freundin Dore Hensler verdanken: „Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde". Referent sagt „verdanken", weil er selbst seine genauere Kenntnis des verehrten, gelehrten Mannes, insbesondere des Menschen, vor allem aus jenen „Lebensnachrichten" gewonnen hat (abgesehen natürlich von der „besseren" Kenntnis, die erst durch das Studium der Niebuhrschen Werke selbst vermittelt wird). Immerhin entspricht die Henslersche Veröffentlichung den philologischen Anforderungen an eine Briefausgabe zugestandenermaßen nicht (s. Einführung der vorliegenden Ausgabe S. CIX—CXVII). Und so

Digitized by Google

machte die Berliner Literatur-Archivgesellschaft sich zur Pflicht, die Reihe ihrer archivalisch und philologisch gründlichst fundierten Veröffentlichungen mit der Gesamtausgabe der Niebuhrbriefe zu beginnen.

Die Ausgabe ist auf drei Bände berechnet; der erste, der uns vorliegt, erfüllt alle Forderungen neuzeitlicher, strenger Editionstechnik. Wir finden in ihm Niebuhrs Briefe aus den Jahren 1791—1809 vereinigt. Freilich nicht alle, sondern ausgewählte; und diese wiederum nicht in ihrem ganzen Umfange, sondern gekürzt; Auswahl und Kürzung aber unter dem Gesichtspunkt des allgemein Interessierenden vorgenommen. „Den Charakter einer Gesamtausgabe hoffen wir gleichwohl dadurch zu wahren, daß der Druckort aller bisher veröffentlichten Briefe im Text angegeben und am Schluß des dritten Bandes ein Verzeichnis sämtlicher im Text nicht aufgeführter ungedruckter Briefe gegeben wird". (Vorwort S. VI.) So vermögen wir an der Hand dieser philologisch genauen, fein kommentierten und historisch treuen Ausgabe, die in „Zeittafeln" und Regesten Überblicke gibt und Verbindungen herstellt, Niebuhrs Daseins bis zu jenem Jahre 1809 zu verfolgen, welches den wichtigsten Einschnitt seines Lebens bildet, insofern Niebuhr von nun an jene Wirksamkeit als schaffender Gelehrter entfaltet, die ihn der Nachwelt denn doch in erster Linie teuer gemacht hat. Gewiß hatte er im Staatsdienst Dänemarks und zumal in der schwierigen Aufbauarbeit der Preußischen Reformzeit an hervorragender Stelle gestanden, und zwar mit schön belohntem Eifer; obgleich er, von Jugend auf dem Ziel weitest ausgreifender und innerlich gerichteter Wissenschaft nachstrebend, ein Polyhistor und linguistisches Wunder nicht bloß, sondern ein klassischer Philologe ersten Ranges geworden war. Denn Niebuhr ist niemals bloß der stille Gelehrte gewesen, der sich in einer geistigen Welt zu Hause weiß, sich im Besitze umfassenden Wissens befriedigt findet und an ruhig fortschreitender Erkenntnis sein Genügen hat — dann wäre die dem Vierundzwanzigjährigen angebotene Kieler Universitätsprofessur von ihm als das Rechte ergriffen worden —, sondern es lebt in ihm unverkennbar und anscheinend unbezwingbar der stärkste Drang nach öffentlicher Betätigung, wie er sie insbesondere im preußischen Dienst als Finanzsachverständiger, Bankfachmann und diplomatischer Geschäftsträger entfalten durfte. Er wollte im öffentlichen Leben seinen Mann stehen, darin erinnert er an soviele der antiken Gelehrten und Schriftsteller; seine Wissenschaft sollte dem Leben dienen, sie sollte Anwendung finden, mindestens insoweit sie ihn selbst mit

Digitized by Google

dem besten geistigen Rüstzeug versah; und wenn er Geschichte trieb, so wollte er freilich vergangenes Leben erkennen, aber doch auch gegenwärtige Entwicklungen in vergangenem Dasein angedeutet und vorweggenommen sehen. Und allein aus dieser engen Verquickung von Wissenschaft und Leben erklärt sich, daß die Abfassung seines gelehrten Werkes dennoch den Höhepunkt seines Daseins darstellte.

Niebuhr ist durch die Stärke, die Treue und den Umfang seines Gedächtnisses sowie durch sein Sprachentalent ein psychologisches Phänomen, er ist durch seine hochentwickelte Intelligenz und seine glänzende Kombinationsgabe sowie durch seine ausgebreitete antiquarische Gelehrsamkeit ein Meister in der Philologie, und er gilt als Begründer der neueren kritischen Geschichtschreibung durch seine „Römische Geschichte", die ihn übrigens auch als vollendeten Philologen erweist und ebenso als psychologisches Phänomen, wenigstens was ihre Entstehung betrifft; denn sein „fast übermenschliches Gedächtnis, das ihn von Jugend an vor allen Zeitgenossen auszeichnete", bildete „die unentbehrliche Grundlage für die Fülle seiner zeitlich und stofflich fast grenzenlos ausgedehnten und bezeichnenderweise mit einem Minimum von Excerpten durchgeführten Arbeiten. (Zur Einführung S. LV; die Hervorhebung durch gesperrten Druck erfolgte auf Veranlassung des Referenten.)

Man wird in der „Römischen Geschichte" immer den Mittelpunkt von Niebuhrs Leben sehen dürfen, denn wie wir soeben in ihr den deutlich sichtbaren Ausdruck verschiedener Anlagen und Gaben Niebuhrs bemerklich machten, so ist sie auch geeignet, die bedeutsamste Seite des Niebuhrschen Wesens aufzudecken, seine überaus starke Beeinflussung durch das ihn umflutende Leben und die zeitgeschichtlichen Vorgänge. Wir haben schon einmal Gelegenheit genommen darauf hinzuweisen („Mitteilungen" Bd. 53 S. 147), daß Niebuhr bei aller antiquarischen Gelehrsamkeit in erster Linie Historiker und zwar ganz im Sinne des „rückwärts gewandten Propheten" ist. Wie er bedeutsame Vorgänge der römischen Geschichte in Beziehung setzt zu solchen seiner niederdeutschen Heimat, wie er, für seine Dithmarscher Agrarverhältnisse aufs regste interessiert, fast seine erste schriftstellerische Arbeit auf philologischem Gebiet der „Geschichte der römischen Staatsländereien" widmet, so scheint ihm späterhin nichts wichtiger, als die Geschichte seiner eigenen Zeit darzustellen, weil er sie als Miterlebender aufs eindringendste erkannt zu haben und auf seine Hörer am stärksten wirkend glauben durfte.

Digitized by Google

So freuen wir uns dieser einzigartigen Persönlichkeit ob ihres in mehr als einer Beziehung fast antik anmutenden Gepräges, so geben wir uns dem erneuten Studium dieser nunmehr völlig authentischen Niebuhrbriefe hin, aus denen uns das Bild eines seltenen, hochintelligenten und höchst energischen, vor allem eines wahrhaften Mannes ersteht. Wir danken dem Herausgeber Gerhard für die rastlose Arbeit, die er mit Norvin zusammen auf die exakte Gestaltung des Textes der Briefe, auf ihre Auswahl und Zusammenstellung, auf ihre Bearbeitung und Kommentierung verwandt hat; Gerhard insbesondere für die mit glücklichstem Einfühlen auf der Grundlage völliger Stoffbeherrschung vorgenomme Darstellung des geistigen Entwicklungsganges Niebuhrs, seines menschlichen und gelehrten Charakters und seiner Gesamtpersönlichkeit. Erich Bleich.

Dove, Alfred: Ausgewählte Aufsätze und Briefe. Herausgegeben von Friedr. Meinecke und Osw. Dammann. Bd. I (Aufsätze). 8°. XXXIX, 327 S. Bd. II (Briefe). 8°. XXVI, 321 S. München, F. Bruckmann, 1925. Ganzleinen Mk. 16.—.

Als Gelehrter, als Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber ist Dove nur in engeren Fachkreisen bekannt geworden und geblieben: da gilt er vor allem als neuerer Historiker mit seinem „Zeitalter Friedrichs des Großen und Josephs II.", von dem er freilich nur einen ersten Halbband herausgebracht hat (1883). Doves Anfänge gehören dem Mittelalter an (Sardinien als Gegenstand des Streites zwischen Kaisern und Päpsten, 1866). Wie seine spezifisch gelehrte Tätigkeit in Breslau, Bonn, Freiburg i. B. von journalistischer Tätigkeit ausging und von ihr durchbrochen wurde, so finden wir ihn gern mit volkstümlicher Schriftstellerei beschäftigt und den durch den Vater, den Physiker, ihm nahegebrachten Naturwissenschaften zugewandt (er hat den zweiten Band der Bruhnsschen Humboldtbiographie zu schreiben vermocht, 1872). Auch einen historischen Roman aus dem 13. Jahrhundert führt das Verzeichnis seiner Schriften auf (Bd. I, S. XXXVII). Und so darf Dove am Schluß eines an Gustav Freytag gerichteten Briefes wohl zeichnen als „Ihr allergetreuester Mediziner, Physiker, Historiker und Poet". (Bd. II S. 21.)

Dove war ein vielseitig veranlagter, ein reicher Geist, dazu ein seltenes Formtalent, ein Stilkünstler. Seine Briefe bekunden es auf jeder Seite; sie geben wertvolle Einblicke in manche Seiten des geistigen Lebens der Zeit, behandeln insbesondere gelehrte Verhältnisse und universitäre Zustände mit gesundem Blick und guter Laune. Sie

Digitized by Google

stammen aus den Jahren 1870 bis 1915, und sie sind ausgewählt unter besonderer Berücksichtigung des Inhaltes, aber auch des geistigen Ranges der Empfänger. Als meistbedachte Adressaten erscheinen: Gustav Freytag und Paul Heyse. Es folgen gemäß der Zahl der an sie gerichteten Briefe: Friedrich Althoff, Heinrich von Treitschke, Friedrich Meinecke, Moritz Ritter, Leopold von Ranke, Otto Gierke. Mit Briefen an Dove sind vertreten: zuerst wieder Heyse und Freytag, sodann Treitschke, Ranke und Michael Bernays. Zur Einführung in die sach- und zweckgemäß kommentierten Briefe hat Dammann einleitend (Bd. II, S. XI—XXVI) das Leben Doves fein nachfühlend erzählt.

Dagegen wird der erste Band durch eine Einleitung und einen Anhang eröffnet; jene (Bd. I S. VII—XXXV) bringt einen mit deutlich spürbarer liebevoller Schätzung aus intimster geistiger Durchdringung heraus geschriebenen Aufsatz Meineckes: „Alfred Dove und der Klassische Liberalismus im Neuen Reiche". Der Anhang bietet auf drei Seiten das sehr dankenswerte „Verzeichnis der Schriften Doves", welches, von Dove selbst herstammend, durch die aus dessen Nachlaß gegebenen Veröffentlichungen ergänzt wird. Es führt auch die Editionen Doves auf, als bedeutsamste wohl die Ausgabe des 8. und 9. Bandes von Rankes Weltgeschichte und der Parlamentarischen Reden Bismarcks von 1881—1889.

Aus den „Größeren Aufsätzen", die der erste Band (S. 1—300) zusammenstellt, heben wir heraus: Der Streit um das Mittelalter; Die Gebrüder von Humboldt; Zur Erinnerung an Theodor Mommsen; Gustav Freytag. Auch die „Kleinen Bilder aus der historischen Werkstatt" (S. 301—327), z .B. die Würdigungen Moritz Ritters und Karl Lamprechts, zeigen Doves Meisterschaft in Auffassung und Stilgebung. Wir freuen uns dieser auch äußerlich schmucken Gabe; denn wir lernen nicht bloß eine eigenartige Persönlichkeit in ihrem Wirken und Streben wie nach ihrer geistigen Stellung kennen, sondern zu uns spricht auch ein geistvoller Gelehrter über die mannigfaltigen Gegenstände seines Interesses mit immer gleicher Stoffbeherrschung und stets gleicher Gestaltungskraft. Erich Bleich.

Kurze Anzeigen.

Hasebroek, Joh.: Der imperialistische Gedanke im Altertum. Stuttgart, Kohlhammer, 1926.

Der Vortrag geht von dem Gedanken aus, daß der Völkerbund eine Errungenschaft des 20. Jahrhunderts ist. Der Verfasser gibt

Digitized by Google

aber zu, daß die Idee eines Menschheitsstaates griechischen Ursprungs ist; unhaltbar ist seine Auffassung, der aetolische und achaeische Bund seien Ausdruck äußerster Verzweiflung gewesen. Richtig daran ist, daß die Erkenntnis bei den Griechen zu spät kam, nur ein Gesamtbund aller griechischen Staaten könne sie retten. Den Latinerbund als Grundlage des römischen Staates berührt der Verf. nicht. — Kühn ist die Gegenüberstellung von antiker und moderner Demokratie: jene verbände mit dem Schein der Gerechtigkeit die rücksichtsloseste Ungerechtigkeit, während „heute alle Demokratie strenge Rechtlichkeit auch nach außen, die Unvereinbarkeit jedes Machiavellismus mit ihr proklamiert". Das ist eine historisch leicht zu widerlegende Behauptung.

Die staatsrechtlichen Theorien des Altertums werden gestreift, völlig unzureichend die Platonische; völlig verzerrt erscheint das Bild der antiken Geschichte. Antiker Imperialismus sei nur politisch, nicht wirtschaftlich gewesen, der antike Staat hätte die Pflicht gehabt, die vollbürgerliche Gesellschaft zu ernähren, und zwar mittels roher Gewalt auf Kosten der unterworfenen Völker. Also alles, was im Altertum Ausartung und Verfall des Staates im Zeitalter der Demokratie und Ochlokratie bedeutet, erscheint dem Verf. normal. Haben nicht die römischen Kaiser, z .B. Tiberius, gegen die Ausbreitung der Provinzen energisch Front gemacht? Ebenso wie seine Auffassung vom römischen ist seine Anschauung vom athenischen Staat Ausgeburt der Phantasie. Wahr ist, daß damals ungefähr so wie heute Athen wie überhaupt der größte Teil von Griechenland auf die Einfuhr von Getreide angewiesen war, daß derjenige, der den Hellespont beherrschte, die Hand an der Gurgel Athens hatte. Deshalb mußte Athen, wenn es leben wollte, die Kontrolle am Hellespont haben, und, weil allein von dort die Masse des Getreides kam, mußte es dafür sorgen, daß ein bestimmtes Quantum davon nach Athen gebracht wurde. Der Verfasser, der von der Thalassokratie Athens ein solch schauerliches Gemälde entwirft, sollte sich einmal mit der Thalassokratie Englands befassen. So ist seine Begeisterung für den Völkerbund, d. h. die Zusammenfassung im wesentlichen der Staaten, die vom Versailler Diktat den Vorteil haben, wohl nur so zu verstehen, daß die Neutralen zufrieden sind, augenblicklich Ruhe zu haben, wenn auch die eine Partei, Deutschland, am Boden liegt und Österreich zerstückelt ist.

H. Quaaß.

Wunderer, Carl: Polybios. Lebens- und Weltanschauung aus dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert (= Erbe der Alten II 12.) 8°. 79 S. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, 1927.

Digitized by Google

Carl Wunderer hat, von Wölfflin angeregt, sich fast ein halbes Jahrhundert lang um das Verständnis des Polybios bemüht. Zweifellos gehört dieser Staatsmann und Historiker zu denjenigen Gestalten des Altertums, die in sich so reich sind, daß jeder, der in sie eindringt, auch in Beschränkung auf einen bestimmten Gegenstand doch gezwungen ist, sich mit einer Fülle von Lebensfragen auseinanderzusetzen. Darum ist es zu verstehen und dankbar zu begrüßen, daß Wunderer am Schluß seines Lebens sein Gesamtbild von der Welt- und Lebensanschauung des Polybios dargestellt hat. In den Anmerkungen verweist er nicht nur auf Ergebnisse der heutigen Forschung, sondern auch auf politische, militärische und moralische Lehren der neueren Zeit, die sich mit Gedanken des Polybios berühren. Ohne daß das Leben und die geistige Entwicklung dargestellt wurden, wird doch die eigenartige Stellung deutlich, die Polybios innerhalb der griechischen Geistesgeschichte einnimmt: er wurzelt an einer der Stellen von Hellas, die noch zuletzt ein eigenes, wenn auch bescheidenes politisches Leben besaßen, und war darum besser geschult, große Zusammenhänge zu erfassen als die gleichzeitigen gelehrten Forscher in Alexandrien; er blieb frei von dem Einfluß orientalischer Denkweise, der die Griechen in den Monarchien des Ostens schon ausgesetzt waren; dagegen hatte er Gelegenheit, das Denken und Tun der Römer von innen heraus zu beobachten. — Das Buch ist nach dem vorzeitigen Tode des Verfassers von seinem Bruder W. Wunderer herausgegeben. Friedrich Cauer.

Stade, Kurt: Der Politiker Diokletian und die letzte große Christenverfolgung. 8°. 127 S. Wiesbaden, Heinrich Stadt, o. J.

Eine Dissertation aus der Schule Gelzers, die durch sorgfältigen Rückgang auf die kritisch behandelten Quellen die Politik Diokletians verständlich zu machen sucht. Verf. sieht in Diokletian einen Staatsmann von hohem Range, dem es ebenso gelungen ist, die Grenzen des Reiches zu sichern wie durch die neue Staatsverfassung, das System der Augusti und Cäsaren Stetigkeit in die inneren Verhältnisse zu bringen und die Gefahr zu bannen, die von den Herrschgelüsten der gesonderten Armeeteile und ihrer Führer drohten. Er gibt eingehende Belege dafür, wie eng Diokletian sein System mit der römischen Staatsreligion verknüpft hat, so daß der Versuch, durch die Christenverfolgung, die diesmal recht eigentlich eine Christentumsverfolgung war, die neu aufsteigende Lebens- und Glaubensform zu überwinden, begreiflich wird. Daß der Versuch nicht gelingen konnte, weil die Antike tatsächlich sich ausgelebt und das vernünftige Selbst-

Digitized by Google

bewußtsein der Menschen auf eine neue Stufe sich erhoben hatte, daß also der tüchtigste Staatsmann, wenn er dem neuen im Innern der Gemüter erwachten Geiste nicht zu folgen vermochte, nichts Bleibendes mehr schaffen konnte, hat der Verf. leider nicht mehr ausgeführt. Und doch sind die weltgeschichtlichen Perspektiven gerade für eine Persönlichkeit, die auf der Schwelle zweier Weltzeiten steht, erst das wahrhaft Interessante und ihr Verständnis Ermöglichende. Lasson.

Fuchs, Harald: Augustin und der antike Friedensgedanke. (= Neue philolog. Untersuchungen, herausgegeben von Werner Jaeger, 3. Heft.) 258 S. Berlin, Weidmann, 1926.

Das große Verdienst dieser Arbeit liegt darin, daß es für einen Gedankenkreis, von dem man bis jetzt der Meinung gewesen war, daß Augustin sich in ihm wesentlich als ganz ursprünglicher Schöpfer bewegt habe, den Nachweis führt, wie dieser größte Vermittler der Antike und des neuen christlichen Geistes durchweg auf der Arbeit der antiken Philosophie fußt und von ihr sich die Anregung zu seinen eigenen, weit über diese hinausführenden Erkenntnissen holt. In einer gelegentlich vielleicht zu subtilen Untersuchung des Gedankenganges im neunzehnten Buche der civitas dei gelingt es dem Verfasser nicht nur, die Einflüsse ciceronischer Ausführungen und die gründliche Ausnutzung der Schrift Varro's de philosophia, auf die sich Augustin ausdrücklich beruft und von der er zu Anfang einen kurzen Auszug gibt, sondern außerdem in den Kapiteln 11—17 den Anschluß Augustins an eine ihm unmittelbar vorliegende Schrift zu beweisen, von der er feststellt, daß sie das Werk eines lateinisch schreibenden Stoikers gewesen sei und die er dann als die Schrift Varro's feststellen zu können glaubt, deren Titel logistoricus de pace" das einzige ist, was von ihr überliefert ist. Neben dieser Hauptsache der Fuchs'schen Arbeit bietet sie wertvolle Beiträge zur Geschichte des Friedensgedankens von Hesiod an. Ob die Auffassung, die der Verfasser von Augustins Lehre selber hat, völlig zutrifft, bleibt uns darum zweifelhaft, weil er das mystische Element in Augustin nicht ausreichend würdigt. Die pax und die beatitudo bei diesem ausschließlich als jenseitige Güter zu verstehen, die der Mensch erst nach seinem leiblichen Tode gewinnen kann, scheint uns nicht angängig. Wenn, wie der Verfasser selbst betont, die civitas terrena und die civitas dei nicht voneinander gesondert dastehen, sondern jene von dieser durchdrungen wird, so müssen auch die Güter der civitas dei ihren Bürgern zu eigen sein, während sie gleichzeitig noch der civitas terrena angehören. Lasson.

Digitized by Google

Holl, Karl: Gesammelte Aufsätze zur Kirchengeschichte. II. Der Osten. 2 Halbbände. Gr. 8°. XI, 464 S. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1927 und 1928. Geh. Mk. 15,—; Halbleinen Mk. 17,50; Halbfr. Mk. 23,50.

Der erste Band der gesammelten Aufsätze des leider zu früh abberufenen Verfassers war ganz dem einen großen Thema: Luther gewidmet. Ein so allgemeines Interesse, wie er, kann der vorliegende Band nicht auf sich ziehen, der uns tief in die Spezialforschungen Holls auf dem Gebiete der orientalischen Kirchengeschichte hineinführt. Immerhin ist gleich der erste Aufsatz über „Urchristentum und Religionsgeschichte" eine Arbeit von umfassender Bedeutung; es wird hier der Geist des Christentums in seiner Einzigartigkeit und damit die geschichtliche Notwendigkeit seines Sieges über die andern Kulte aus der Endzeit der Antike ans Licht gestellt. Nicht weniger wichtig ist der dritte Aufsatz über den „Kirchenbegriff des Paulus in seinem Verhältnis zu dem der Urgemeinde", der den Nachweis führt, daß erst Luther den paulinischen Kirchenbegriff, der durch die Primatstellung Roms zurückgedrängt worden war, wieder zu Ehren gebracht hat. Im übrigen mag es hier genügen, darauf hinzuweisen, daß uns die 24 Aufsätze dieses Bandes vom Urchristentum bis zu Tolstoi führen, dessen schweres Leben an Hand seiner Tagebücher dargestellt wird. Niemand wird dies Buch durchlesen, ohne die vielfältigste Belehrung zu empfangen. Lasson.

Gmelin, Otto: Das Angesicht des Kaisers. Ein Hohenstaufenroman. 8°. 313 S. Jena, Eugen Diederichs Verlag, 1927. Brosch. Mk. 5,—, geb. Mk. 7,50.

Wenn das Leben eines mittelalterlichen Kaisers an und für sich schon einen Romanstoff darstellt, so ist dies vor allem bei dem Staufer Friedrich II. der Fall, und man kann es wohl begreifen, daß diesem so mächtigen Gegenstand sich ein Dichter unserer Tage zugewendet hat. Dieser Friedrich beschäftigt in ganz erstaunlichem Umfang gegenwärtig die Geister; von Arnold Zweigs „Spiegel des großen Kaisers" war schon einmal an dieser Stelle die Rede. Für den Historiker bleibt es dabei besonders erfreulich, daß Gmelin die Quellen in vollem Umfang beherrscht und seiner Fantasie nur so weit Spielraum läßt, als es notwendig ist, um die Lücken der Überlieferung auszufüllen. — Doch sei auch hier ausdrücklich vor jeder romantischen Verstiegenheit gewarnt. Eine Flucht ins Mittelalter wird der Erkenntnis des Mittelalters niemals dienen, und ganz besonders verfehlt ist es, wenn der

Digitized by Google

Verlag bei der Anpreisung dieses Buches, das sich ja im übrigen von selbst empfiehlt, über Friedrich II. sagt: „Die Farbigkeit des Südens und der Ernst des deutschen Nordens verschmelzen in ihm zum Bilde des zeitlosen deutschen Menschen." Immer wieder hat die Forschung betont, daß die inneren Zusammenhänge des großen Kaisers mit Deutschland durchaus lockere gewesen sind, daß der größte Teil seines Lebens sich in Unteritalien abgespielt hat und daß seine ganze Liebe eben diesem Reiche Sizilien gehörte. Deutschland hat er immer nur vorübergehend und ungern aufgesucht. Gerade bei populären Werken ist die Gefahr groß (weil sie ja in weitere Kreise kommen), daß man die Dinge falsch sieht und etwa aus Friedrich II. einen Heros des Deutschtums macht. Der Verfasser selbst hält sich im übrigen von derartigen Folgerungen fern und versteht es, jene glanzvolle Epoche in packender und anschaulicher Sprache lebendig zu machen.

Willy Cohn.

Rudolf Eucken und sein Zeitalter. Studien von Lienhard, Beck, Hacker und Jordan. (= Friedrich Manns Pädagogisches Magazin, Heft 1072.) 84 S. Langensalza, Beyer u. Söhne, 1926.

Vier Aufsätze zum 80. Geburtstag Euckens im Auftrage des Euckenbundes. Die drei ersten Aufsätze zeigen Eucken als den Überwinder des Naturalismus, Materialismus und Subjektivismus. Der vierte Aufsatz, zugleich der längste und tiefste, deckt die religiöse Grundanschauung auf, aus der Euckens ganzes System abzuleiten ist, eine von umfassender Sachkenntnis und inniger Verehrung des Lehrers zeugende Arbeit.

Sange.

Sitzungsberichte der Historischen Gesellschaft.

531. Sitzung. Freitag, den 14. Oktober 1927. Herr Reimann leitete die Sitzung.

Der Vortragende, Professor Dr. Carl Koehne, behandelte „Die Streitfragen über den Agrarkommunismus der germanischen Urzeit." Er besprach zunächst die Ursachen der Verbreitung der Ansicht, daß in der germanischen Urzeit weder Privateigentum noch Privatbesitz am Ackerlande bestanden und daß damals die Aussaat und Ernte des Getreides gemeinsam stattgefunden habe. Er fand die wichtigste Ursache dieser Theorie in der Lehre des antiken Naturrechts vom ursprünglichen Agrarkommunismus, welche noch die Philosophie des Mittelalters und der ersten neuzeitlichen Jahrhunderte beherrschte. Außerdem waren auch die Mitteilungen von großem Einfluß, die Cäsar und Tacitus von den ältesten landwirtschaftlichen Zuständen der Germanen gaben. Cäsars Nachrichten verdienen jedoch keinen Glauben, da sie sowohl mit anderweit bezeugten

Digitized by Google

Tatsachen wie mit der Technik primitiven Ackerbaues unvereinbar seien. Sie erklärten sich durch die von ihrem Verfasser benutzten Quellen und die politischen Absichten, die jener Staatsmann mit seinen Darstellungen verfolgte. In dieser Hinsicht läge auch ähnliches den Angaben des Tacitus zugrunde. Außerdem bezeugten diese zwar gemeinsame Rodung des Ackerlandes, aber nicht gemeinsame Feldbestellung. Ebensowenig könnte Agrarkommunismus der Urzeit aus den Ergebnissen geschlossen werden, welche die Zustände in den deutschen Stammesreichen, die skandinavischen Quellen und die ethnologische Jurisprudenz gewährten. (Der Vortrag ist inzwischen als 3. Heft der „Schriften der Historischen Gesellschaft zu Berlin, herausgegeben von Dietrich Schäfer" erschienen.) An der anschließenden Besprechung beteiligten sich die Herren Rieß, Cauer, Zurkalowski, Rathke.

532. Sitzung. Freitag, den 4. November 1927. Leitung: Herr Reimann.

Studienrat Krüger sprach über „Die französisch-österreichisch-italienischen Dreibundsverhandlungen 1867 bis 1869." (Nach Oncken: Die Rheinpolitik Napoleons III. 1863—1870.) — An der Aussprache beteiligten sich die Herren Reimann, Cauer, Schuster, Dobrzynski, Klewitz.

533. Sitzung. Freitag, den 2. Dezember 1927. Leitung: Herr Max Lenz, der unser Ehrenmitglied Exzellenz Graf von der Goltz begrüßt und der Emeritierung des Redners, des Herrn Pastor D. Dr. Lasson, gedenkt.

Darauf sprach dieser über „Schuld und Schicksal im Leben der Völker". Der Gegenstand wird uns gegenwärtig durch die zwei Fragen nahegelegt: Wodurch hat es Deutschland verschuldet, daß ihm der Weltkrieg den Zusammenbruch gebracht hat? und: Wer trägt die Schuld am Weltkriege? Diese zweite Frage ist geschichtlich ohne Sinn und nur ein Instrument der Politik. Wenn je ein Ereignis eine weltgeschichtliche Notwendigkeit gewesen ist, dann war es der Weltkrieg, die Auseinandersetzung der alten Westmächte mit der erst seit wenigen Jahrzehnten emporgekommenen und sie zu überflügeln drohenden neuen Weltmacht Deutschland. Daran, daß der Krieg gerade in dem Augenblick und unter den bestimmten Umständen kam, mag Geschick oder Ungeschick von Menschen schuld sein; aber die Schuld am Kriege selbst tragen allein die geschichtlichen Verhältnisse. — Es bedarf der sorgfältigen Klärung der Begriffe, um fruchtbar über den Gegenstand zu reden. Man muß Anlaß, Veranlassung, Ursache, Verursachung, Gründe und Grund genau unterscheiden. Erst wenn man der Sache auf den Grund, den einen, alles Einzelne befassenden Grund gekommen ist, läßt sich das Verhältnis von Schuld und Schicksal begreifen. — Es ist kein Kausalitäts-, sondern ein Substantialitätsverhältnis. Schicksal und Schuld sind im Grunde identisch. Der Mensch und ebenso die Nation sind durch ihr Dasein und ihre lebendige Entwicklung schuldig am Weltergehen im guten wie im bösen Sinne. Durch Handeln sind sie an den Folgen ihres Handelns, durch Nichthandeln an den Folgen ihres Nichthandelns schuldig. Nur das Tote und das Willenlose ist unschuldig. Die geprägte Form der Volksgeister ist ihr Schicksal und ihre Schuld. Alle Nationen müssen ihrem Charakter entsprechend ihr Schicksal entwickeln und tragen. — Die Völker gehen unter an sich selbst. Sie werden gestählt durch den Zwang zum Widerstande gegen feindliche Mächte. Daher stammt die uralte religiöse Auffassung, daß Abfall vom wahren Gotte, vom Glauben an den Gott des Vol-

Digitized by Google

kes die Niederlage bringt, dagegen die Rückkehr zu ihm die Errettung. Machiavells Wort vom ritorno al regno besagt nichts anderes. Solche Rückkehr wird unmöglich, wenn inzwischen eine neue, überlegene Kulturform als das Gepräge eines anderen Volksgeistes aufgetreten ist, der sich der Geist des älteren Volkes nicht mehr anpassen kann; dies Volk muß ihm dann Widerstand leisten und geht an seiner Eigenart zugrunde. Es ist, in religiöser Vorstellung ausgedrückt, die Verstockung. — Deutschland darf in seinem Zusammenbruch getrost sein, weil nirgends bei seinen Gegnern etwas von einer höheren Kulturform wahrzunehmen ist. Das deutsche Volk ist das Volk der Wiedergeburt, das durch immer neuen Untergang zu immer höherer Vollendung sich durchringen muß. Schiller hat uns unsere Bestimmung genannt, als er schrieb: „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte. Der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit." — An der Diskussion nahmen die Herren Lenz, Reimann, Klewitz teil.

534. Sitzung. Freitag, den 13. Januar 1928. Leitung: Herr Max Lenz.

Privatdozent Dr. Albert Herrmann sprach über „Die Beziehungen der Atlantis zu Mykene und der trojanische Krieg." — An der Aussprache beteiligten sich die Herren Reimann, Lasson, Cauer, Quaaß, Vogel, Graefe.

535. Sitzung. Freitag, den 3. Februar 1928. Leitung: Herr Max Lenz.

Studienrat Dr. Graefe sprach über „Seestrategie und -taktik im Zeitalter Johann de Witts".

536. Sitzung. Freitag, den 2. März 1928. Leitung: Herr Max Lenz. Zu Prüfern des Kassenberichtes wählte die Versammlung die Herren Stern und Meißner.

Universitätsprofessor Dr. Hartung sprach über „Die Entwicklung des parlamentarischen Regierungssystems". An der Aussprache beteiligten sich die Herren Rieß, Reimann, Misch, Lasson, Cauer, v. Stranz, Bleich, Lenz.

537. Sitzung. Freitag, den 13. April 1928. Leitung: Herr Max Lenz.

Der von Herrn Schuster vorgelegte Kassenbericht ist von den Herren Stern und Meißner geprüft und richtig befunden worden. Die von Herrn Stern beantragte Entlastung wird mit Dank erteilt.

Hauptmann a. D. von Massow sprach über „Die russische Sowjetregierung im Lichte der Geschichte". Er gab einen Überblick über die russische Geschichte, um daran zu zeigen, wie sich im russischen Volk eine Eigenart entwickelte, die sich noch heute erhalten hat. Er hob besonders hervor, wie schon die Gründung des Reiches durch Rurik einen von sonstigen Staatsgründungen der Germanen abweichenden Charakter zeigte, der manche Erscheinung im russischen Volksleben erklärt. Weiter schilderte er die Einwirkung der Tatarenherrschaft, die Entstehung des moskowitischen Zartums und die beginnende Europäisierung Rußlands bis zu der durchgreifenden Umwälzung, die durch Peter den Großen vollbracht wurde. Er zeigte sodann, wie auch diese Europäisierung des Reichs das besondere Gepräge des Volkstums nicht wesentlich zu ändern vermochte. Erst mit dem beginnenden 19. Jahrhundert wurde das geistige und wirtschaftliche Leben Rußlands aufgerüttelt, aber auch dann paßte sich die Bewegung der geschichtlich gewordenen Besonderheit der Volksart an. Der Vortragende wies hier auf die

Digitized by Google

Wirkungen des Slavophilismus und des Nihilismus hin, die bei dem gleichzeitigen Sinken der persönlichen Macht des Zaren, der Entwicklung einer Bourgeoisie und eines Industrieproletariats und bei der Verarmung des Bauernstandes die Zustände vorbereiteten, die zur Revolution führten. Wurden auch hier europäische Einflüsse und Ideen wirksam, so wurden sie doch dem Russentum entsprechend umgeprägt. Der Vortragende begründete damit seine Ansicht, daß der Bolschewismus und die Methoden der heutigen Sowjetregierung nicht einfach als eine Übertragung des westeuropäischen Marxismus und Kommunismus zu bewerten seien, sondern als eine tiefergehende Bewegung, die sich nicht so bald überwinden lassen werde, weil sich trotz der scheinbar neuen Gestalt darin nur das alte Volkstum offenbart. — An der Aussprache beteiligten sich die Herren Koehne, Helmolt, Rieß, Klewitz, Bleich, Lasson, Lenz.

538. Sitzung. Freitag, den 4. Mai 1928. Leitung: Herr Max Lenz.

Dr. Weinbaum sprach über „Die Epochen der Londoner Verfassungsgeschichte". Er skizzierte in seinem Vortrage die kommunale Entwicklung der englischen Metropole von den ersten schwach erkennbaren Anfängen in der angelsächsischen Zeit bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Marksteine auf diesem Wege sind die Urkunden, die der Stadt in ihrer korporativen Eigenschaft von den englischen Königen verliehen worden sind. Die erste dieser Art, von Wilhelm dem Eroberer, bestätigt wesentlich den Zustand der Zeit vor der normannischen Eroberung. Mit dem 12. Jahrhundert beginnt Londons Aufstieg. 1132 erhält die Stadt die Charte Heinrichs I., die durch alle folgenden Jahrhunderte Vorbild und Ideal anzustrebender Forderungen blieb. Nach einer Periode der Beschränkung durch Heinrich II. schreitet die Londoner Kommune unter Richard I. und Johann von Sieg zu Sieg. Die hier im wesentlichen errungene Selbstverwaltung wird im dreizehnten Jahrhundert gegen Heinrich III. und Eduard I. behauptet. Im Innern der Stadt spielen sich leidenschaftliche Kämpfe um die soziale Gliederung ab, die mit dem Sieg der Oligarchie enden. Anfang des 14. Jahrhunderts und noch einmal Ende desselben Jahrhunderts erringen die Zünfte und mit ihnen die unteren Stände entscheidenden Einfluß auf die Geschäfte der Stadt. Im 15. Jahrhundert stabilisiert sich das oligarchische Regiment, das bis ins 19. Jahrhundert angehalten hat. Während des 100jährigen Krieges mit Frankreich und der Rosenkriege wird die Stellung der Stadt vom Königtum nicht angetastet. Das Kommen der Tudors jedoch schränkt Londons Unabhängigkeit erheblich ein. Die Handelspolitik Eduards VI. und Elisabeths fördert Londons Handel und Schiffahrt. Vom 17. Jahrhundert ab sind Londons Geschicke schlechthin gleichbedeutend mit den Geschicken der Nation: die Auseinandersetzungen politischer und religiöser Art und die Probleme der Verwaltung spiegeln eben nur die Aufgaben des ganzen Volkes. — An der Aussprache beteiligten sich die Herren Koehne, Lasson, Reimann, Lenz.

539. Sitzung. Freitag, den 8. Juni 1928. Leitung: Herr Max Lenz.

Professor Dr. Ludwig Rieß sprach über „Phasen der japanischen Religionspolitik".

Im Laufe des Geschäftsjahres wurden als Mitglieder aufgenommen: Oberstudienrat Dr. Brunner, Oberstudienrat Professor Dr. Enßlin, Studienrat Fohl, Fräulein Dr. Lotte Hüttebräuker, Studienrat Dr. Lampe, Kammergerichtsrat Lehmann, Rittmeister a. D. von Versen, Dr. Weinbaum.

Digitized by Google

Die Religion der Griechen

Von **Otto Kern**

Erster Band: **Von den Anfängen bis Hesiod**

Gr 8°. (VIII und 308 Seiten.) 1926. Geh. M. 11.–, geb. M. 13.–

Inhalt: Die Anfänge religiösen Lebens in der Aigais / Die Mächte der Erde / Die Entwickelung des Anthropomorphismus / Religion und Ort / Götter und Heilige / Namenlose Götter / Die Anfänge der Mysterien / Der Kultus / Der Sieg der olympischen Zeusreligion, Götterwanderungen / Hesiodus von Askra / Eusebeia

Dies Buch ist der erste Band einer auf 3 Bände berechneten Geschichte der griechischen Religion von ihren Anfängen bis zum Siege des Christentums. Es behandelt in den einleitenden Kapiteln die vorgriechische Religion, schildert dann den Sieg der olympischen Zeusreligion und führt die Erzählung bis zu Hesiod, dessen epochemachende Bedeutung nach vielen Seiten erläutert wird. Der Verfasser, der seit langen Jahren eingehende Studien auf dem Gebiete der Religionsgeschichte gemacht hat, entfernt sich bewußt von der sogenannten Mythologie, er sucht die religiösen Gedanken zu finden und behandelt diese immer in Verbindung mit der Natur Griechenlands, das er mehrfach bereist hat. Im Vorwort gedenkt er dankbar seiner großen Lehrer Ernst Curtius, Hermann Diels, Carl Robert und Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff.
Die beiden abschließenden Bände werden bald folgen.

Orphicorum Fragmenta

Von **Otto Kern**

Gr. 8°. (X und 407 Seiten.) 1922. Geh. M. 12.–

„Es ist eine ganz gewaltige Arbeit, die hier geleistet ist, geleistet an einer der wichtigsten Erscheinungen des antiken religiösen Lebens." (Literar. Zentralblatt)

Die griechischen Mysterien der klassischen Zeit

Nach drei in Athen gehaltenen Vorträgen

Von **Otto Kern**

Gr. 8°. (IX und 79 Seiten.) 1927. Geh. RM. 3.60

Für die Mysterien der klassischen Zeit, deren Ursprung sich ins Dunkel der vorgriechischen Geschichte verliert, und deren Einfluß bis tief in das Werden des Christentums hineinreicht, fehlte es bisher an einer Darstellung, die weitere Kreise in diese die Geschichte aller Religionen angehenden Probleme einführt. Der Verfasser hat im Winter 1925/26 in Athen vor Landsleuten und Griechen drei Vorträge über dieses Thema in der deutschen Gesellschaft Philadelphia gehalten und formte sie jetzt zu einem Buche um, das sicher allen willkommen ist, die nicht das Glück gehabt haben, Eleusis und Samothrake selbst zu besuchen.

Weidmannsche Buchhandlung / Berlin SW 68

Digitized by Google

Zur gefl. Beachtung! Für die Schriftleitung bestimmte Briefe und Manuskripte werden postfrei an Prof. Dr. Erich Bleich (Charlottenburg, Havelstraße 7 III), Rezensionsexemplare nur durch Vermittlung der Verlagshandlung erbeten.

Inhalt.

Geschichtsphilosophisches. Von Lasson 101
Neue Bismarckliteratur. Von Paul Haake 105

Wells' Grundlinien der Weltgeschichte. (Hans F. Helmolt) 113
Bersu: Kulturen und Religionen. (Sange) 113
Kern: Die Religion der Griechen. (Fritz Geyer) 114
Kahrstedt: Syrische Territorien in hellenistischer Zeit. (Fritz Geyer) 114
Stein: Die römische Ritterschaft. (Friedrich Cauer) 115
Dopsch: Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung. (Fritz Geyer) . . 115
Gregorii Nysseni Opera. (Lasson) 116
Kienast: Die deutschen Fürsten im Dienste der Westmächte bis zum Tode Philipps des Schönen von Frankreich. (Fr. Wilh. Taube) 120
Bessarionis in calumniatorem Platonis libri IV. (Walter Holtzmann) 120
Bonjour: Die Schweiz und Savoyen im spanischen Erbfolgekrieg. (Fr. Wilh. Taube) 121
Haake: August der Starke. (Erich Bleich) 121
Fichtes Briefwechsel, herausgegeben von Schulz. (Sange) 122
Delbrück: Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. (Dobrzynski) 140
Stieve: Deutschland und Europa 1890—1914. (Paul Haake) 141
Sternberg: Der Imperialismus. (Hans F. Helmolt) 141
Bibl: Die Wiener Polizei. (A. v. Wretschko) 142
Kultur- und Universalgeschichte. Festschrift für Walter Goetz. (Hans F. Helmolt) 142
Festschrift für Hermann Reincke-Bloch. (Willy Cohn) 143
Deutsche Siedlungsforschungen. Festschrift für Rudolf Kötzschke. (Hans F. Helmolt) 143
Die Briefe Barthold Georg Niebuhrs. Herausgegeben von Gerhard u. Norvin. (Erich Bleich) 144
Dove: Ausgewählte Aufsätze und Briefe. (Erich Bleich) 144
Kurze Anzeigen 146
Sitzungsberichte der Historischen Gesellschaft zu Berlin 148

U. v. Wilamowitz-Moellendorff

Geschichte der griechischen Sprache

Vortrag, gehalten auf d. Philologenversammlung in Göttingen am 27.9.1927

Groß-Oktav. 48 Seiten. 1928. Geh. 1,80 RM.

„Seine Worte werden sicher in vielen Herzen die Flamme entzünden. Es ist ein hoher Genuß, die Zeilen zu lesen, die allenthalben die Hand des genialen Meisters verraten . . . Oft genügen ein paar Worte, um ein Licht auf eine Seite der griechischen Sprache fallen zu lassen, die, wenig beachtet, im Dunkeln lag. Möge die Schrift besonders auch in die Hände von Jüngeren fallen und dort die nötige Beachtung finden! Sie wird dann vielleicht dem einen und andern zeigen, wo er selber mit eingreifen kann, und so neue Mitarbeiter gewinnen. Damit wird die Schrift die besten Früchte tragen."

Eduard Hermann in der „Philologischen Wochenschrift"

Weidmannsche Buchhandlung / Berlin SW 68

Brandenburgische Buchdruckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin-Schöneberg, Mühlenstraße 9.

Digitized by Google

Historische Gesellschaft, Berlin

Mitteilungen aus der historischen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung der Historischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben von Erich Bleich

Neue Folge ✦ Sechzehnter Band ✦ 4. Heft
Der ganzen Reihe 56. Band

LIBRARY
FEB 25 19

Weidmannsche Buchhandlung / Berlin
1928

Digitized by Google

ERICH SCHMIDT

Lessing

GESCHICHTE SEINES LEBENS UND SEINER SCHRIFTEN

Vierte durchgesehene Auflage. 1923.
2 Bände. (Zusammen über 1300 Seiten).
Geheftet . . . . . 24.— Mark
Gebunden . . . . . 30.— Mark

URTEILE:

„. . . Weit über die enggesteckten Grenzen einer Lebens- und Schaffensgeschichte hinaus, schildert der Verfasser auf breitester Grundlage literarisch Stände und Streite, Theater und Wissenschaft im vorigen Jahrhundert. Was er über Gottsched, über die Neuberin, über Bayle und den älteren Kleist auf wenigen Seiten sagt, ist gründlicher und bildlicher als alle die oft ziemlich dickleibigen Monographien über diese. Wie die Dichter der Alten auf Deutschland gewirkt haben, wie die Franzosen und Engländer des XVIII. Jahrhunderts es beeinflußten, die Theologie und Philosophie damals sich befehdeten und vereinten, hoben und wirkten, können wir aus dem Buche lernen; wir folgen Stoffen und Motiven, wie der Lucretia und Virginia, der treulosen Witwe, dem miles gloriosus auf der Wanderung durch die Weltliteratur; wir belauschen die Entwicklung der Sprache, wir blicken in die tiefsten Falten und die geheimen Regungen eines Lebens. Hier wird die Wissenschaft zur Kunst: wie ist das Ganze künstlerisch durchdacht und aufgebaut, das Einzelne sorgsam eingefügt und abgetönt! Und dabei im Gegensatz zu so vielen Büchern, an deren Wiege nur die Kunst, oft auch bloße Kunstfertigkeit gestanden hat, ein Werk echter und ernstester Wissenschaft . . . **Das hervorragendste biographische Kunstwerk neuerer Zeit . . .**“ *Zeitschrift der Bücherfreunde.*

„. . . **eine der glänzendsten biographisch-kritischen Leistungen, die einem deutschen Dichter bis jetzt zugute gekommen sind . . .**“
Deutsche Literaturzeitung.

„. . . Es ist ein Genuß, sich von der kräftigen, plastischen Darstellung des Buches, das den vielverzweigten Stoff in meisterhafter Weise bewältigt, durch des Dichters Leben und Schaffen führen zu lassen. *Literar. Zentralblatt.*

22. Januar 1929 — — Lessings 200. Geburtstag!

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG / BERLIN SW 68

Digitized by Google

Neue Bismarckliteratur.

II.

„Das war nach Leopold v. Gerlachs Meinung der Beruf des Bundestages: er sollte die Throne vor der Gefahr der roten Flut bewahren helfen, und er sollte eine Stätte brüderlichen Zusammenwirkens der konservativen Regierungen Preußens und Österreichs sein. Für Gerlach waren dies nur zwei verschiedene Seiten einer und derselben Aufgabe: des Kampfes gegen die Revolution, und er war überzeugt, daß diese Aufgabe in keine besseren Hände gelegt werden könnte als in Otto v. Bismarcks."

So Arnold Oskar Meyer in seinem stattlichen, mit 9 Bildtafeln geschmückten Buche Bismarcks Kampf mit Österreich am Bundestag zu Frankfurt (1851—1859) (8°, XII, 598 S., Berlin und Leipzig, Verlag von K. F. Koehler, 1927). Es ist ein Buch, das Neuland gewinnt nicht nur für die Erkenntnis der Persönlichkeit Bismarcks, sondern auch seiner Gegner. Auf Grund der Berichte der österreichischen Präsidialgesandten werden Graf Thun, Freiherr Prokesch von Osten, Graf Rechberg so ausführlich charakterisiert und ihr Wirken in Frankfurt so eingehend geschildert, daß man bisweilen den Eindruck gewinnt, ihre Kämpfe mit Bismarck fesselten den Verfasser mehr als seine mit ihnen, zumal da sich Meyer für die von ihrem sarkastischen, kampffrohen Kollegen mit Spott und Hohn übergossenen warm einsetzt. Aber der sich mehr und mehr zu einem selbständigen Staatsmann entwickelnde Preuße bleibt doch schließlich im Vordergrunde der Betrachtung, und dankbar buchen die Bismarckforscher so interessante aus den Wiener Akten ans Licht gezogene Urteile, wie z. B. das Thuns vom 29. Januar 1852: „Herr v. Bismarck hat sich vom Anfange an als ein Mann gezeigt, der nie von einer einmal gefaßten Ansicht abgeht, und auf den Gründe gar keinen Eindruck machen. Zudem ist er allen geschäftlichen und diplomatischen Formen vollkommen fremd, bei anscheinender Mäßigung sehr heftig und kann seine frühere Eigenschaft eines parlamentarischen Mauerbrechers nicht ablegen," — der Bericht Prokeschs vom 17. April 1853: „Ich beklage mich über die persönliche Haltung des

Digitized by Google

Herrn v. Bismarck nicht. Ich wünsche sie offener, vertraulicher, aber sie genügt. Ich erweise ihm jede Rücksicht und gehe über die Häkeleien, die er von Zeit zu Zeit vorbringt, ruhig hinweg," — die Mitteilung des Grafen Esterhazy, des österreichischen Gesandten in Berlin, vom 18. Januar 1855: „‚Ich bin ein erklärter Feind Österreichs,' — bemerkte Bismarck jemandem, der mir die Worte ganz warm wiedergab, — ‚der Dualismus zwischen den beiden Mächten war stets in Deutschland einheimisch . . . seit Karl dem Großen (!) — (depuis Charlemagne — das Gespräch war französisch) — dieser Dualismus führt in jedem Jahrhundert zu zwei bis drei großen Kriegen. Nun denn, so mögen wir einen guten Krieg mit Österreich haben, um es aus Deutschland hinauszuschaffen!'" Rechberg meldete am 21. November 1855 nach Wien: „Herr v. Bismarck ist sehr mild . . . und ergreift jede Gelegenheit, mir die Versicherung zu ertheilen, daß er keinen sehnlicheren Wunsch hege als den, eine Verständigung zwischen unseren Regierungen zustande kommen zu sehen," am 27. Januar 1858: „Seit der Übernahme der Stellvertretung durch S. K. H. den Prinzen von Preußen wirkt B. zwar in demselben, Österreich feindlichen Sinne fort, aber er ist viel zurückhaltender und in seinen Äußerungen viel vorsichtiger geworden. Er scheint es für nöthig zu halten, Vorsichtsmaaßregeln zu gebrauchen, um bei dem Prinzen nicht Anstoß zu geben. Dieß ist ein bedeutungsvolles Omen. Andere Anzeichen deuten ebenfalls daraufhin, daß der Prinz der Herstellung eines besseren Verhältnisses nicht abgeneigt ist und eine englisch-österreichische der russisch-französischen Allianz vorziehen würde."

Trotz der geringen Meinung, die er vom Bunde hatte, — er nannte ihn im Januar 1856 einen Nachttopf, mit dem man kein Geschäft machen könne, weil einem der Henkel in der Hand bleibe, — wünschte Bismarck zunächst seinen Fortbestand, aber den eines deutschen Bundes, in dem Preußen gleichberechtigt neben Österreich stehe; erst als sein Glaube an die Erreichbarkeit dieses Zieles mehr und mehr ins Wanken geriet, seit dem Mai 1857, faßte er den Bundesbruch ins Auge, d. h. Krieg gegen Österreich und seinen deutschen Anhang, und sagte Rechberg am 15. oder 16. Juni offen ins Gesicht, er könne seine Regierung von der Beschuldigung nicht freisprechen, das kaiserliche Kabinett zu dem irrigen Glauben verleitet zu haben, daß es im Falle eines äußeren Krieges auf Preußen zählen könne, während das Berliner Kabinett, wenn nicht früher eine Verständigung zustande komme, sich auf die Seite der Gegner Österreichs würde stellen müssen," — „unglaubliche revolutionäre Sprache eines bösartigen

Digitized by Google

Brouillon," sagte empört der österreichische Gesandte in Berlin, Frhr. v. Koller, dem Buol eine Abschrift des Rechbergschen Berichts zuschickte. A. O. Meyer schreibt: „Am Tage vor Bismarcks letzter Bundestagssitzung war seine Haltung derart, daß nach Rechbergs Schilderung allgemein die Ankunft seines Nachfolgers herbeigesehnt wurde. Und seitdem wurde es von Tag zu Tag ärger. Bismarck verschmähte alle Gebote diplomatischer Vorsicht und sagte schließlich, etwa Anfang März — wie in diabolischer Lust am Aussprechen des Unerhörten — zu einem norddeutschen Kollegen und ganz ähnlich zum belgischen Gesandten, ‚es dürfe am Bunde nichts für den Schutz der süddeutschen Regierungen geschehen; sie würden hierdurch gezwungen werden, sich Frankreich in die Arme zu werfen, und dies würde seiner Zeit den erwünschten Vorwand geben, sie zur Strafe für ihr Verhalten zu mediatisieren'. In diesen Tagen zerrissener Seele und leidenden Körpers ging der Dämon mit ihm durch wie noch nie." Wohin er Preußen geführt haben würde, wenn er schon 1859 hätte führen dürfen, das sagte er am 20. Februar Herrn v. Pfusterschmid, dem Legationssekretär bei der Präsidialgesandtschaft: „Wenn Österreich und Frankreich ihre Kräfte messen, könnte Preußen ebenso gut ein Interesse haben, es mit letzterem zu halten. Mag Preußen auch für den ersten Anfang mit Ihnen gehen, später kommen die Interessen klarer zum Vorschein, und dann entscheiden nur diese, und welches Interesse wird Preußen haben, für Österreich länger einzutreten? . . . Il y a des arrangements avec Dieu et il y en a avec le diable, et si on n'en fait pas, le diable s'en mêle." A. O. Meyer bemerkt dazu: „Bismarcks Gedanke des arrangement avec le diable war eine Frucht, die am Baume achtjährigen Haders mit Österreich gereift war. Er hätte sie auch dann nicht brechen können, wenn er am Bundestag geblieben wäre. Der Prinzregent würde es ihm verwehrt haben. Bismarck hätte sich fügen müssen wie während des Krimkrieges, hätte warnen und bremsen, aber nicht lenken können. Vielleicht wäre ihm das Vertrauen seines Fürsten verloren gegangen. Auch für ihn selber war es darum besser, daß er an der Newa kaltgestellt wurde. Für Deutschland aber und zugleich für seinen eigenen Ruhm war es wie ein Geschenk des Himmels, daß er den ersten Platz am Ruder des Staats und im Vertrauen des Königs erst dann erringen durfte, als sein friderizianischer Dämon sich in Not und Gefahr ohnegleichen zu bewähren hatte, statt daß die lockende Gunst einer Stunde ihn zu Taten versuchte, die sein Volk und seine Zeit nicht verstanden haben würden.

Digitized by Google

Der Weg, den er im Frühjahr 1859 im Sinne hatte, führte gewiß nicht zum deutschen Volke als dem Alliierten Preußens hin. Unser Staatsmann überschätzte die politische Einsicht seiner Deutschen, wenn er bei ihnen die Erkenntnis voraussetzte, die ihm selber fest stand und in den Frankfurter Jahren nur noch tiefere Wurzeln geschlagen hatte: daß eine starke Erweiterung der preußischen Grenzen ein Glück nicht nur für Preußen sein würde, sondern für ganz Deutschland."

Die wachsende Verantwortlichkeit der Ministerpräsidentschaft hat Bismarck erheblich vorsichtiger gemacht, — der Revolutionär in ihm trat hinter den konservativen Staatsmann aufs neue zurück. Das zeigen besonders deutlich die bisher unbekannten, im 5. Bande der Friedrichsruher Ausgabe von Friedrich Thimme vorgelegten Aktenstücke. Es war Bismarck ernst mit dem durch gemeinsamen Kampf gegen Dänemark geweihten Bündnis mit Österreich; er sah in ihm zugleich eine Stützung des monarchischen Prinzips im Ringen mit dem revolutionären, — „was würde aus Deutschland, der inneren Revolution wie dem Auslande gegenüber, was würde schließlich aus Preußen und Österreich selbst werden, wenn diese beiden Mächte, statt durch eine kräftige und unbeirrte Verfolgung ihrer Ziele sich selbst und den anderen diesen festen Halt zu bewahren, sich in ihren Beziehungen zum Bunde an ein System hingeben wollten, welches sie im eigenen Lande als ein zerstörendes bekämpfen?" Innenpolitische Interessen bestimmten also Bismarcks Außenpolitik Mitte der sechziger Jahre stark mit: die liberale Opposition sollte überall wie in Preußen zurückgedrängt, die Macht der Kronen wiederhergestellt und erhöht werden. Im Norden strebte Bismarck auf eine Verstärkung der Hegemonie des Hohenzollernstaates hin, im Süden wollte er sie der habsburgischen Monarchie lassen, — „die Gedanken an ein Hinausdrängen Österreichs aus Deutschland zum Zweck einer Alleinherrschaft Preußens", ließ er Herrn v. d. Pfordten in München anfangs März 1865 sagen, „liegen uns fern. Wir haben keine Reform- oder Umgestaltungspläne Deutschlands in Absicht. Wir sehen das Heil Deutschlands nicht in doktrinären Reformen, sondern in einer einträchtigen Politik der deutschen Regierungen. Wir halten also auch an der Hoffnung fest, an Baiern — nach dem eigenen Ausdruck des Herrn v. d. Pfordten — anstatt eines Widersachers einen eng befreundeten Bundesgenossen zu finden." Er hat nicht, wie Sybel behauptete, am 29. Mai 1865 im Kronrat empfohlen, die Annexion Schleswigs und Holsteins auf die Gefahr des Krieges mit Österreich hin zu fordern, sondern sich auf Grund von Minimal-

Digitized by Google

bedingungen friedlich zu einigen; er hat im Juli dem Kaiserstaat nicht durch ein Ultimatum die Pistole auf die Brust gesetzt; er wollte durch die Konvention von Gastein nicht Zeit gewinnen für Rüstungen, sondern noch einmal ehrlich versuchen, gemeinsam mit Österreich die Geschicke Deutschlands in konservativer Richtung nach innen und außen zu leiten. Erst als es sich ihm für ein Vorgehen gegen den Frankfurter Senat versagte und dauernd für den Augustenburger eintrat, wurde er gegen Ende des Jahres pessimistisch; am 28. Februar 1866 stand es ihm fest, „daß man in Wien die Krisis in dem Verhältnis zu Preußen zum äußersten zu treiben gedenke, und daß der Übergang zur feindlichen Aktion nur als eine Zeitfrage zu betrachten sei." Auch als er in Frankfurt ein deutsches Parlament beantragte, blieb er noch sich selbst getreu: „Direkte Wahlen und allgemeines Stimmrecht" — ließ er Ende März Herrn v. d. Pfordten sagen — „halte ich für größere Bürgschaften einer konservativen Haltung als irgendein künstliches, auf Erzielung gemachter Majoritäten berechnetes Wahlgesetz. Nach unseren Beobachtungen sind die Massen ehrlicher bei der staatlichen Ordnung interessiert als die Führer derjenigen Klassen, welche man durch die Einführung irgendeines Zensus in der aktiven Wahlberechtigung privilegieren kann." Und umworben hat er Baiern bis zuletzt. Am 13. Juni 1866 telegraphierte er an den Prinzen Reuß nach München: „Unser Austritt aus dem Bunde steht bevor; wir können uns in dem von Österreich gegen uns gewobenen Bundesnetze nicht fangen lassen. Wir sind demnächst zu jedem Bündnisse mit Baiern bereit, wenn Pfordten seine von Ihnen gemeldeten Ansichten über diesen Fall verwirklichen will. Für Baierns Machtvermehrung in Süddeutschland, sei es hegemonisch, sei es territorial, sind wir bereit, vertragsmäßig und in vollem Maße einzutreten." Hätte der Wittelsbacher sich dem Hohenzollern angeschlossen, so wäre die kleindeutsche Lösung vielleicht vermieden worden. Jedenfalls sagt Thimme mit Recht: „Ein glattes und vor allem ein dauerndes Ausscheiden der deutsch-österreichischen Länder aus Deutschland lag selbst 1865 nicht in Bismarcks Willen. Das ergibt sich schon daraus, daß in den auf dem Ausschluß Österreichs aufgebauten Grundzügen einer neuen Bundesverfassung, die Bismarck am 10. Juni den deutschen Regierungen vorlegte, eine staatsrechtliche Verbindung mit den deutschen Landesteilen des österreichischen Kaiserstaates vorgesehen war. Man weiß, daß Bismarck auch 1879 noch diesem Gedanken nachging, dessen Durchführung dem Deutsch-Österreichertum vielleicht doch ein stärkeres Gewicht inner-

Digitized by Google

halb der schwarz-gelben Grenzpfähle und umgekehrt wieder dem Deutschen Reiche eine stärkere Einflußmöglichkeit auf die österreichische Politik gesichert hätte."

Als einen Großdeutschen wird man freilich Bismarck in keiner Periode seines Lebens ansprechen können. Hat er wohl nach seinem Sturz mit den Deutschösterreichern stärker sympathisiert, so beeinflußte das doch sein politisches Denken nicht. Das betont mit Recht in der H. Z. 137. Bd. S. 332 der Wiener Historiker Heinrich Ritter von Srbik gegenüber einem im übrigen vortrefflichen Buche eines Schülers von A. O. Meyer, Günther Franz, Bismarcks Nationalgefühl (8°, 125 S., Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1926). „Der nationale Heros hat zweifellos, wie der Verfasser dartut, ein tieferes Verhältnis zur kulturellen Einheit der Gesamtnation errungen, und hat nun auch (nach 1890) das Deutschösterreichertum durch Kunst, Wissenschaft und Literatur dem Gesamtvolk verbunden gesehen. Aber in der Zielsetzung blieb er Preuße und Reichsdeutscher allein, der Wahrer eines kleindeutschen Reiches mit preußischer Hegemonie bis zum Tode, und auch sein Fühlen ist im wesentlichen durch die staatlichen Grenzen beschlossen geblieben." „Bismarcks Nationalgefühl" — sagt Günther Franz (S. 5) — „blieb stets am Staate orientiert"; wir sollten nicht fragen: lag ihm Preußen oder Deutschland mehr am Herzen, sondern Staat oder Nation? „Der Staat und seine Interessen, das ist für Bismarck in der Politik das einzig Maßgebende. Er kennt keine Bande, die einen Staat veranlassen könnten, wider seine Interessen zu handeln. Der Staat steht für ihn sogar über der Nation (S. 55). Bismarcks Denken ist staatlich, nicht national. Selbst sein Preußentum ist am preußischen Staate, nicht an der preußischen Nation orientiert. Daher kann er auch dereinst sein preußisches Staatsgefühl ohne Bruch ausdehnen auf ein größeres Ganzes, sobald sein Staat sich über seine Stammes- und Nationalgrenzen hinaus ausbreitet, während die preußischen Nationalisten dann im preußischen Partikularismus stecken bleiben müssen" (S. 62). Und der Ministerpräsident der ersten Hälfte der sechziger Jahre? „Bismarck handelt auch jetzt nicht aus dem Zwange eines naturhaften Verbundenseins mit dem Volksganzen heraus, wie einst die preußischen Reformer in der Zeit der Befreiungskriege. Er verbindet sich wohl mit der großen nationalen Bewegung der Zeit, doch er dient ihr nicht, sondern er beherrscht sie. Für ihn steht auch jetzt wie in den früheren Jahren der Staat über der Nation. Das preußische Staatsinteresse ist für ihn das einzig Maßgebende, durch dies wird

Digitized by Google

seine Politik in allen Phasen der Reichsgründung bestimmt. Es kann keine Rede davon sein, daß er mit seinem Eintritt in das Ministerium oder seit den Tagen von Gastein und Biarritz mit dieser seiner Grundeinstellung gebrochen und deutschnationale Politik um ihrer selbst willen getrieben habe" (S. 84).

Günther Franz beruft sich auf Ausführungen von Gerhard Anschütz über Bismarcks Verhältnis zu Unitarismus und Föderalismus (Veröffentlichungen der Vereinigung deutscher Staatsrechtslehrer I 1924 S. 14 ff.); Anschütz meint: „Was Bismarck bekämpfte, war gar nicht der Unitarismus als solcher und im ganzen, sondern nur eine bestimmte Richtung des Unitarismus, nämlich der mit dem hegemonischen Unitarismus Preußens konkurrierende demokratisch-parlamentarische Unitarismus, wie er getragen war von der langsam, aber stetig aufsteigenden Macht des Reichstags. Das war für Bismarck der Feind, den er unentwegt niederzuhalten bestrebt war, mit allen Mitteln, guten und unguten. Den anderen Unitarismus aber, den hegemonischen, wollte Bismarck nicht bekämpfen, sondern, daß ich so sage, föderalistisch beschönigen und verschleiern oder, soweit er sich nicht verschleiern ließ, denen, die es anging, schmackhaft machen! Zu diesem Zwecke wurden die länderfreundlichen Einrichtungen der Reichsverfassung geflissentlich unterstrichen, wurde eine ganze föderalistische Ideologie und Phraseologie entwickelt."

Günther Franz fährt fort: „Diesen hegemonialen preußischen Unitarismus vertritt auch der Kanzler des Norddeutschen Bundes unbedingt, von ihm läßt er seine deutsche Politik bestimmen. Am offensten tritt er uns in dem oft zitierten und kommentierten Flottenbrief an Roon aus dem Sommer 1869 entgegen. Es ist der reinste und unverfälschteste Ausdruck preußisch-hegemonialer Gesinnung; gebraucht doch Bismarck im Frühjahr 1870 in einem Erlaß an Bernstorff direkt Argumente, die an des eifrigsten Verfechters eines Großpreußentums, Heinrich von Treitschkes, Beweisführung in seiner „Politik" erinnern. Bismarcks Ausgangspunkt ist auch jetzt noch ganz offenbar der Staat Preußen, dessen erster Beamter er ist. Nur weil der Bund ein verlängertes Preußen ist, hält er den schon 1859 vorausgesagten Zeitpunkt für gekommen, „deutsch" für „preußisch" zu setzen. Es ist eine Namensänderung, die die Sache unberührt läßt. „Nicht Preußen ging in Deutschland auf, Preußen dehnte die eigenen Institutionen aus auf das übrige Deutschland" (Treitschke). Daher geht selbst Richard Fester noch zu weit, wenn er meint: „Der Held bleibt derselbe. Nur die Szene wechselt." Nein, auch die Szene

Digitized by Google

bleibt dieselbe, nur der Name wechselt. Der ganze Streit, wann und ob Bismarck zum Deutschen geworden ist, bricht in sich selbst zusammen. Ein deutscher Stolz war von Jugend auf in ihm lebendig, ihn hat er auch in allen Stürmen der folgenden Jahrzehnte nie ganz verloren, er lebt auch jetzt in ihm, aber zum deutschen Politiker im Sinne der Liberalen ist er auch durch Königgrätz nicht geworden. Für ihn ist der neue Bund ein vergrößertes Preußen. Er geht auch jetzt nicht von nationalen Gesinnungen, sondern nur vom preußischen Staatsinteresse aus. Er ist nach wie vor kurbrandenburgischer Vasall. Er hätte sich nach seinen eigenen Worten im Falle einer Spaltung zwischen deutschen und preußischen Interessen auf die deutsche Seite geschlagen; gewiß, solch eine Spaltung scheint damals unmöglich zu sein, aber es ist doch bezeichnend und erhebt dies Wort über den Charakter einer verbindlichen Phrase, daß, als ein Vierteljahrhundert später ein solcher Konflikt auszubrechen scheint, sich der greise Altreichskanzler unbedenklich auf die preußische Seite gegen seinen Nachfolger im Amte stellt" (S. 88—90).

„Ist Bismarck als Reichskanzler Preuße oder Deutscher gewesen? Oder genauer gefaßt, um die mißverständlich scharfe Antithese des Entweder—Oder zu vermeiden — denn er bleibt natürlich auch als Preuße Deutscher —, wie weit war in dem nationalen Denken und Fühlen des Kanzlers auch noch nach 1871 das Preußentum eine lebendige, seine Politik bestimmende Kraft? . . . Die Quellen, aus denen Bismarck in den bisherigen Jahrzehnten seinen Patriotismus gespeist hat, waren vor allem der Christ, der Vasall und der preußische Offizier in ihm, und zu diesen dreien kam ein urwüchsiger nationaler Stolz und ein inniges Verwachsensein mit der heimischen Scholle. Aus ihnen hat auch der Reichskanzler die Kraft zu seinen gewaltigen nationalen Taten gezogen" (S. 100).

Jedes Streben nach Einverleibung „des katholischen, ultramontanen, fanatischen Elementes Tirols, der Steiermark, Krains und Kärntens" lehnte er ab, denn das Ergebnis einer derartigen Annexion wäre nach seiner Ansicht „der Bürgerkrieg binnen kurzer Frist und die Aufteilung des Deutschen Reiches in zwei feindliche Staaten, einen protestantischen im Norden, einen katholischen im Süden, der aus den Deutschen Österreichs, aus Bayern, Württemberg und dem Großherzogtum Baden gebildet wäre". Großdeutsch konnte Bismarck als Protestant, als Preuße und als Gründer des kleindeutschen Reiches auch nach 1890 nicht mehr werden. Am 31. Juli 1892 sagte er zu Österreichern: „Sie haben Ihr eigenes Leben im Donaubecken,

Digitized by Google

wo nicht ausschließlich das Deutschtum in Frage kommt, und das kann nicht von Berlin abhängen. Wir müssen jeder selbständig neben dem anderen gehen als gute Freunde und Bundesgenossen. In diesem Sinne freue ich mich, Sie, ich kann nicht sagen als Landsleute, aber als Volksgenossen begrüßen zu können." Bis zuletzt — sagt Günther Franz mit Recht — trat Bismarck für die preußische Hegemonie ein, fast möchte man sagen, für ein „Preußisches Reich deutscher Nation". Ein Großpreußentum lehnte der Fürst unbedingt ab.

Auf außenpolitischem Gebiet erfahren wir noch einiges Neue durch die Monographie von Hermann Wendel: Bismarck und Serbien im Jahre 1866 (8°, 134 S., Berlin, Otto Stollberg Verlag für Politik und Wirtschaft, 1927). Als das Bündnis mit Italien geschlossen war und der Besuch des in italienische Dienste getretenen Ungarn Stefan Dürr in Berlin am 10. Juni bei Bismarck das Eis gebrochen hatte, schickte dieser den Legationsrat v. Pfuel über Konstantinopel und Bukarest nach Belgrad, um durch Vorspiegelung eines großen südslawischen Reiches eine Kooperation der Serben mit aufständischen Kroaten und Ungarn in die Wege zu leiten. „Warum erheben sie sich nicht?" „Warum landen sie nicht?" fragte er noch Ende Juli zornig in Randbemerkungen. Der Nikolsburger Vorfriede machte durch den bereits in der Ausführung begriffenen Plan einen Strich, der endgültige Prager Friede dann vollends, aber noch im Dezember 1866 hat Bismarck den serbischen Senatspräsidenten empfangen und im Februar 1867 den preußischen Oberstleutnant v. Krenski geschickt, „um die dortigen militärischen Verhältnisse zu beobachten".

Bismarcks Stellung zur Pforte in den letzten zwölf Jahren seiner Kanzlerschaft untersuchte gewissenhaft auf Grund der Akten des Auswärtigen Amtes und ungedruckter Papiere des Botschafters von Radowitz Hajo Holborn: Deutschland und die Türkei 1878—1890. Einzelschriften zur Politik und Geschichte, hrgg. von Dr. Hans Roeseler, 13. Schrift (Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin 1926). Die Pflege der Beziehungen zwischen beiden Ländern — 1882 wurden deutsche Beamte und Offiziere der Türkei überlassen, 1888 das Bagdadunternehmen durch deutsche Kaufleute in Angriff genommen — ging nicht so weit, daß dadurch andere Mächte sich verletzt fühlen konnten. Um des Friedens in Europa willen blieb Deutschland der Pforte gegenüber bis 1890 im Grunde desinteressiert. Näher ausgeführt hat das am 18. Januar 1925 A. O. Meyer in einer Göttinger

Digitized by Google

Festrede: Bismarcks Orientpolitik (8°, 25 S., Göttingen, Druck der Dieterichschen Universitätsbuchdruckerei). „In ihr erscheint einer der wesentlichsten Charakterzüge Bismarckscher Staatskunst überhaupt; die Achtung vor den Lebensbedürfnissen jeder fremden Macht. Wie Bismarck nach siegreichem Kriege nie einen Friedensvertrag geschlossen hat, der Daseinsnotwendigkeiten des geschlagenen Feindes verletzte, so hat er auch als Diplomat, auf der Höhe einzigartiger friedlicher Erfolge, niemals Ziele verfolgt und Verträge geschlossen, die anderen die Atemluft wegzunehmen suchten. Nur dadurch hat er das Vertrauen der europäischen Kabinette in einem Maße gewonnen wie noch kein Staatsmann vor ihm oder nach ihm, und nur dadurch hat er in der orientalischen Frage, die Deutschland unmittelbar nichts anging, die Führung der europäischen Diplomatie in die Hand bekommen — zum Heile nicht nur Deutschlands, sondern Europas, das ihm allein die Erhaltung des Friedens zu danken hatte" (S. 20).

„Bismarck hat schon 1876 erklärt: „Die ganze Türkei mit Einrechnung der verschiedenen Stämme ihrer Bewohner, ist als politische Institution nicht so viel wert, daß sich die zivilisierten europäischen Völker um ihretwillen in großen Kriegen gegenseitig zugrunde richten sollten." Und er hat schon damals die Frage aufgeworfen, „ob der so wertvolle Friede zwischen den europäischen Mächten nicht dadurch erhalten werden kann, daß die ohnehin unhaltbare Einrichtung der heutigen Türkei die Kosten dafür hergibt." Er hat 1887 in London nachdrücklich erklärt, daß gerade Deutschland am wenigsten berufen sei, für die Erhaltung der Türkei einzutreten und ihr das Opfer des Zweifrontenkrieges zu bringen. Wer vermöchte die weltpolitische Wandlung aufzuzeigen, die diesen Sätzen Bismarcks ihre Gültigkeit auch für die nachbismarckische Zeit genommen hätte? Die orientalische Frage, in seiner Hand das Werkzeug, das die rivalisierenden Mächte, eine nach der anderen, von Deutschlands gutem Willen abhängig machte, wurde in der Hand seiner Nachfolger zu dem Mittel, das alle Mächte außer Österreich dem Deutschen Reich entfremdete. Mit Österreich isoliert aber wurde Deutschland von Österreich abhängig. Es ließ sich nun von ihm tatsächlich in der orientalischen Frage das Leitseil um den Hals werfen. Nur mit Erschütterung kann man heute die Worte lesen, die Bismarck am 6. Dezember 1885 an den deutschen Botschafter in Wien schrieb: „Jedem aggressiven Verhalten oder jeder vertragswidrigen Provokation Rußlands gegenüber werden wir Österreich mit voller Macht zur Seite stehen; wenn

Digitized by Google

aber der Bruch mit Rußland dadurch herbeigeführt werden sollte, daß Österreich ohne vorgängige vertragsmäßige Verständigung in Serbien einrückte, so würden wir einen solchen Fall vor Deutschland als Anlaß zu einem deutsch-russischen Kriege nicht wohl vertreten können" (S. 21/2).

Bismarck und Rußland — so der Titel einer Wilhelm Busch gewidmeten Marburger Dissertation von Dr. Ernst Scheller (8°, 114 S., Marburg, Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1926). Sie schließt ab mit der Wiederherstellung des Drei-Kaiser-Bündnisses, das dem folgenden System der Ergänzungen als Grundlage diente. Bismarcks außenpolitische Ziele und die von ihm gewählten Mittel stehen im Vordergrund der Darstellung. Daher der Unterkitel: Die Grundlinien der Bündnispolitik vor und nach der Reichsgründung. Der Nachlaß von Schweinitz konnte von Scheller noch nicht mitverwertet werden. Die Grundlinien sind aber doch richtig gezogen und zu Kontroversen wird hier und da mit besonnener Kritik Stellung genommen.

Über Bismarcks Reichsgründung und die europäischen Mächte (8°, 20 S., Frankfurt a. M., Druck und Verlag Universitätsdruckerei Werner und Winter, 1925) sprach zur Feier des 18. Januar in einer Frankfurter Universitätsrede vom außenpolitischen Blickpunkt aus Walter Platzhoff, der im selben Jahre mit Kurt Rheindorf und Johannes Tiedje zusammen im Auftrage des Auswärtigen Amtes die diplomatischen Akten zu Bismarcks Nordschleswigpolitik — nach dem Urteil von Volquart Pauls im 133. Bd. der Historischen Zeitschrift S. 94—107 nicht ganz einwandfrei — herausgegeben hat (Bismarck und die Nordschleswigsche Frage 1864—1879. Die diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes zur Geschichte des Artikels V des Prager Friedens, 8°, 479 S., Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, 1925). Ein in München von Wolfgang Windelband gehaltener Vortrag über Deutschlands Friedenspolitik von der Reichsgründung bis zum Ausbruch des Weltkriegs wurde zusammen mit einem anderen, Karl Alexander von Müller Versailles und Deutschlands Stellung in der Welt vom Akademischen Arbeitsausschuß gegen Friedensdiktat und Schuldlüge (8°, 56 S., München, F. Bruckmann, 1925) herausgegeben. In einer anderen „Grundzüge der Außenpolitik seit 1871" (8°, 104 S., Berlin, Zentralverlag GmbH., 1926) betitelten Vortragsreihe hat Wolfgang Windelband

Digitized by Google

in dem 1. Kapitel „die Zeit Bismarcks" gleichfalls das Wesentliche gut zusammengefaßt. Erwähnt sei der Vollständigkeit wegen auch noch Felix Rachfahls Freiburger Rektoratsrede: Bismarcks englische Bündnispolitik (8°, 27 S., Freiburg im Breisgau, Verlag Theodor Fischer, 1922). Niemand stimmt heute wohl noch dem Urteil des inzwischen Verstorbenen zu: „Seitdem Bismarck für den Fall eines neuen deutsch-französischen Krieges nicht mehr mit Gewißheit auf die wohlwollende Neutralität Rußlands zählen durfte, seitdem er diese Gefahr vom ersten Auftauchen der Orientkrisis an durch deren Rückwirkungen infolge des russisch-österreichischen Balkangegensatzes und der dadurch erwachsenden Notwendigkeit einer Option zwischen den beiden östlichen Nachbarn auf das deutsch-russische Verhältnis gesteigert sah, schwebte ihm eine deutsch-englische Defensivallianz mit der Spitze gegen Rußland und vor allem gegen Frankreich als das idealste und radikalste Mittel einer Garantie für die Sicherung Deutschlands, zumal der Früchte der Siege von 1870, vor." Das Ideal der Bismarckschen Außenpolitik blieb vielmehr die Isolierung unseres Nachbarn im Westen und die Vereinigung aller anderen Großmächte Europas zum Schutze des Friedens auf dem Kontinent.

Wie Bismarck zum Teil in scharfem Gegensatz zu den Briten dem Deutschen Reiche Kolonien erwarb, schildert gut ein Schüler Richard Festers: Walther Stuhlmacher, Bismarcks Kolonialpolitik nach den Aktenveröffentlichungen des Auswärtigen Amtes (= Hallische Forschungen zur neueren Geschichte. Historische Studien neue Folge 6. Heft, 8°, XVI, 128 S., Halle a. d. S., Mitteldeutsche Verlags-Aktien-Gesellschaft, 1927). Diese Dissertation ist eine wertvolle Vervollständigung der von Maximilian v. Hagen gegebenen Darstellung. Für sie bilden die Akten des Auswärtigen Amtes, die Hagen nach Abschluß seines Werkes nur in einem dürftigen Nachtrag verwertete, den Kern, um den sich alles andere kristallisiert, und mit Recht stellt Stuhlmacher Bismarcks Kolonialpolitik in den Rahmen der auswärtigen Politik des Reiches hinein, von der sie als Bestandteil bedingt und daher nicht zu trennen ist.

In wie hohem Grade Bismarck auch als Außenpolitiker ein konservativer Staatsmann war und blieb, hat uns jüngst wieder der die Vorgeschichte des 66er Krieges erhellende 5. Bd. der Friedrichsruher Ausgabe seiner Gesammelten Werke klar vor Augen gestellt. Daß das Drei-Kaiser-Bündnis und was ihm an Allianzen folgte, auch der Stärkung des monarchischen Gedankens in Europa dienen

Digitized by Google

sollte, wissen wir aus den Gedanken und Erinnerungen und der ersten Serie der Aktenpublikation des Auswärtigen Amtes. Wie sehr der Reichsgründer darauf bedacht war, deutsche Stammessonderart zu schonen, das Eigenleben der Einzelstaaten sich so frei wie möglich entfalten zu lassen, ist gleichfalls bekannt, — eindringlich hat der Münchener Staatsrechtslehrer Fritz von Calker 1924 in einer Rede zur Gedenkfeier der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches „Bismarcks Verfassungspolitik" (8°, 50 S., München, C. H. Beck) von neuem darauf hingewiesen. „Der Staat" — so formuliert er es, an die Lehre vom Vitalismus anknüpfend, — „ist Bismarck ein Gemeinwesen, eine lebendige Körperschaft, eine Genossenschaft, d. h. eine Organisation des Volkes, das seine persönliche Grundlage bildet. Der Staat ist ihm ein Organismus, eine organische Bildung, politische Fragen sind ihm Fragen der organischen Entwicklung; Ziel und Inhalt seiner Politik ist das organische Staatsleben. So ist der Sinn der Bismarckschen Verfassungspolitik letztlich in der Idee des Lebens selbst verwurzelt. . . . Dieser Grundanschauung und dem daraus entspringenden Grundziel organischer Lebensentfaltung im ganzen und in seinen Teilen dient der Aufbau des Reiches, seine Gliederung in Länder. . . . Die große Einheit schützt und sichert das Eigenleben: ohne Zusammenschluß der Kräfte nach außen ist die Lebenserhaltung des deutschen Volkes undenkbar. Aber auch das Eigenleben selbst dient der Gesamtheit der Nation: es ermöglicht erst die Entfaltung der in den verschiedenen deutschen Stämmen gegebenen besonderen Anlagen und enthält eine Fülle von Zukunftsmöglichkeiten für die Entwicklung des deutschen Volkes. . . . Der Sinn des Föderalismus ist es, Deutschland einig und stark zu machen, nicht aber in Zersplitterung und Ohnmacht zu führen."

Konservativ waren und blieben auch Bismarcks Gedanken über die Gesellschaftsordnung. Magistratsrat Dr. Ernst Cahn, ord. Honorarprofessor an der Universität Frankfurt, hat das in einer Festrede „Bismarck als Sozialpolitiker" am 1. April 1924 seinen Hörern klar zum Bewußtsein gebracht (8°, 30 S., Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr, Paul Siebeck). Er zeigt, wie in dem ostelbischen Junker Luthers Gesellschaftstheorie noch wirkt, daß dagegen der christliche Gedanke der Barmherzigkeit keinen Einfluß auf sein Werk hatte, daß die in Paris von Napoleons III. staatlicher Sozialpolitik gewonnenen Eindrücke einen Umdenkungsprozeß in Bismarcks sozialen Anschauungen ermöglichten und den Ministerpräsidenten veranlaßten, auf Besserung der Lage der Arbeiter bedacht zu sein und

Digitized by Google

das Verbot, sich in Berufsverbänden zu koalieren, zu beseitigen. Hat er dann nach der Reichsgründung durch die Arbeiterversicherung Großes geleistet, so blieb ihm freilich das Sehnen der Arbeitermassen nach einem Stück Licht und Glück im Leben, nach Anerkennung ihres Menschentums in Staat und Gesellschaft gleichgültig und unverständlich. „Für diese seelische Seite der Bewegung fehlte Bismarck das Gehör, die Wachstumsbedingungen geistiger Bewegungen lagen ihm fern. Hier lagen die Schranken seines Wesens. In diesem Punkte hat er die junkerlichen Eierschalen nicht ganz abzustreifen vermocht, hier war er bei aller sonstigen geistigen Freiheit doch auch ein Produkt des Milieus, aus dem er kam." Und dann machte die Überzeugung, daß ein freies Unternehmertum die Hauptgrundlage für eine gesunde Volkswirtschaft sei, Bismarck leider zu einem entschiedenen Gegner der Arbeiterschutzgesetzgebung. Die Verhältnisse in den achtziger Jahren hätten die maßvollen Gesetze wohl zugelassen, die der Reichstag forderte, wie Sonntagsruhe und Abkürzung der Kinder- und Frauenarbeit. Bismarck, seit Ende der siebziger Jahre in gar zu enger politischer und persönlicher Fühlung mit den Kreisen der Schwerindustrie, stellte sich allzu rasch auf ihren Standpunkt und betrachtete den Arbeiter allzusehr als Objekt der Fürsorge. Ein Mitraten der Arbeiter im Sinne einer gleichberechtigten Mitwirkung bei Abschluß des Arbeitsvertrages lehnte er ab. Der Unternehmer sollte Herr im Hause bleiben. „Wenn man ihn gefragt hätte, ob denn das evangelische Prinzip der Barmherzigkeit nicht auch bestimmte Maßnahmen zum Schutz der wirtschaftlich Schwachen erfordere, würde er wahrscheinlich gesagt haben: Die christliche Barmherzigkeit verlangt von uns, dem einzelnen hilfsbedürftigen Bruder zu helfen; staatliche Fragen und Religion sind getrennte Dinge. Darum ist er auch der christlich-sozialen Bewegung Stöckers stets abhold gewesen."

Den Kampf Bismarcks mit Hammerstein und Stöcker schildert ungemein lebensvoll und treffend der Enkel eines früheren Kreuzzeitungsredakteurs Heinrich Hefftер in seinem Buche Die Kreuzzeitungspartei und die Kartellpolitik Bismarcks (8°, 257 S., Leipzig, Verlag Dr. Georg Herrmann, 1927). Erich Brandenburg, der Hefftер die Anregung dazu gab, eröffnet mit dieser Arbeit seines Schülers die Reihe der Schriften des Sächsischen Forschungsinstitutes für neuere Geschichte. In zwölf, intimere Quellen nicht verarbeitenden und doch nie ermüdenden, den Stoff geschickt gruppierenden Kapiteln gibt Hefftер ein scharf umrissenes

Digitized by Google

Bild von dem Ringen der Epigonen Leopolds und Ludwigs von Gerlach mit ihren Gesinnungsgenossen, mit dem von ihnen nichts wissen wollenden Kanzler, mit dem jungen Erben des Kaiserthrones, farbenreiche Charakteristiken Hammersteins, Stöckers, Waldersees und anderer, eine spannende Schilderung des Sieges und des Endes der Kreuzzeitungspartei. „Bismarcks Sturz gab ihr die Freiheit, ihre Kräfte zu entfalten, wieder. In raschem Aufstieg erreichten Hammersteins Machtwille und Stöckers Agitation den Gipfelpunkt, als wollten sie das Versäumte um so hastiger nachholen. In der Opposition gegen Caprivi rissen sie die ganze konservative Partei mit sich; sie drückten die einst herrschende opportunistische Richtung Helldorfs an die Wand; im Tivoliprogramm legten sie ihre Ideen nieder. Aber im Sieg bereitete sich zugleich ihr Ende vor. In dramatischem Verlauf erfüllte sich ihr Schicksal. Die mit Macht hervorbrechende agrarische Bewegung, deren sich Hammerstein zur Überwindung Helldorfs bediente, eroberte sich unwiderstehlich die gesamte konservative Partei; sie verschlang auch den christlichen und sozialen Konservatismus. Als Hammerstein über Verfehlungen seines Privatlebens gestürzt war, wurde Stöcker von den Konservativen ausgestoßen. Mit den Agrariern behauptete der Geist der wirtschaftlichen Interessenpolitik das Feld, den Bismarck bewußt in die Parteien hineingetragen hatte. Noch ehe der Alte im Sachsenwalde starb, war die Kreuzzeitungspartei aus dem politischen Leben verschwunden" (S. 221).

Bismarcks Sturz bleibt noch immer ein die Geschichtschreiber lockendes Sujet; reichsdeutsche und ausländische Historiker versuchen sich aufs neue an der Lösung dieses die weitesten Kreise interessierenden Problems. Mehr zu danken als Paul Mahn, der in seiner Schrift „Kaiser und Kanzler. Der Beginn eines Verhängnisses" (8°, 249 S., Berlin, Alf Häger Verlag, 1924) sich die Antwort etwas zu leicht macht und das Schuldkonto Wilhelms II. allzu stark belastet, hat die Wissenschaft dem ordentlichen Professor an der Universität Zürich, Ernst Gagliardi. Er bietet uns in einem auf zwei Bände berechneten Werke „Bismarcks Entlassung", von dem erst der erste „Die Innenpolitik" behandelnde Teil erschienen ist (8°, VIII, 370 S., Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr [Paul Siebeck], 1927), eine sehr sorgfältige, zwischen den widersprechenden Urteilen anderer Forscher besonnen abwägende, das bekannte Material gut verarbeitende und auch neue Quellen heranziehende Untersuchung: Schweizer, österreichische, bayerische, württembergische, badische, sächsische Gesandtschaftsberichte steuerten

Digitized by Google

dazu bei, auch wurde Gagliardi die nur als Manuskript gedruckte Fassung der Erinnerungen des Freiherrn Lucius von Ballhausen vom Jahre 1893 zur Verfügung gestellt, die von dem bekanntgegebenen Text etwas abweicht. Schwellen auch die Auseinandersetzungen in den Anmerkungen bisweilen über Gebühr an, und zwingen plötzliche Neuerscheinungen den Verfasser häufig, besonders im Schlußkapitel, auf früheres zurückzugreifen, so darf man das Buch doch als eine Licht und Schatten gerecht verteilende Darstellung freudig begrüßen. Man unterschreibt gern, was Gagliardi gleich in der Einleitung (S. 2) sagt: „Es handelt sich in den Vorgängen des März 1890 um eine Tragödie, in der sämtliche Beteiligte irgendwie recht und unrecht gehabt haben, aus der sich ein friedlicher Ausweg nicht mehr ergab, und die schließlich mit dem Untergang des von den Helden hochgehaltenen Prinzips endigte — nur daß sich diese Katastrophe nicht unmittelbar an die Vorgänge von Bismarcks Entlassung anschloß, daß sie sich dagegen erst ergab durch das Weiterwirken von Kräften, die der scheinbar allmächtige Kanzler seinerseits großgezogen hatte, und die er in ihrer Verderben bereitenden Ausartung zu spät erkannte." Nicht glücklich ist freilich die getrennte Behandlung der innen- und der außenpolitischen Streitpunkte. Die Meinungsverschiedenheiten zwischen dem jungen Kaiser und dem Kanzler über die Rußland gegenüber einzunehmende Haltung haben doch schon sehr früh eingesetzt und, wie Radowitzens Aufzeichnungen (Bd. II S. 297) und der Briefwechsel Waldersees zur Evidenz erweisen, bereits im Frühjahr 1889 sich überaus scharf zugespitzt; wie erfolgreich auch die Kreuzzeitungspartei damals gegen Bismarck intrigierte, geht nun aus dem 10. Kapitel von Heinrich Heffters schönem Buch klar und überzeugend hervor. Die letzte Ursache der Trennung lag eben doch — auch Gagliardi leugnet das nicht — in der Unmöglichkeit eines vertrauensvollen Zusammenarbeitens des alten erfahrenen Piloten mit dem sich selbst überschätzenden Monarchen, und da Wilhelms II. Glaube an die eigene Kraft seit Ende 1887 mehr und mehr erstarkte, ist es richtig, den Entfremdungsprozeß in seinem chronologischen Verlauf zu verfolgen, die außen- und die innenpolitischen Konflikte in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge zu schildern, nicht sie scharf zu trennen, und den letzteren deshalb eine Vorzugsstellung einzuräumen, weil der junge Kaiser mit seinen sozialpolitischen Bestrebungen sachlich ohne Zweifel im Recht war.

An einer der im Frühjahr 1890 zwischen Wilhelm II. und Bismarck strittigen Fragen, an dem gesetzlichen Ausbau des Arbeiter-

Digitized by Google

schutzes, ist durch seine hochentwickelte Industrie ein deutscher Bundesstaat ganz besonders interessiert gewesen. Wie er dadurch in den sich schnell verschärfenden Konflikt hineingezogen wurde, stellt der sächsische Landesbibliothekar Dr. Hubert Richter in einer auf neues wertvolles Material sich stützenden und dieses im Anhang wortgetreu mitteilenden Spezialuntersuchung dar: Sachsen und Bismarcks Entlassung (8°, 58 S., Dresden-N., Verlag von C. Heinrich, 1928). König Albert brachte den Plan seiner Regierung, nachdem der Reichstag seine einmütige Absicht über den Arbeiterschutz kundgegeben, einen entsprechenden Gesetzentwurf dem Bundesrat vorzulegen, schon am 11. Januar, als er anläßlich der Beisetzung der Kaiserin Augusta in Berlin weilte, dem Großherzog von Baden zur Kenntnis. Ob damals bereits Staatssekretär v. Boetticher, Bismarck kontrekarrierend, dem Grafen Hohenthal nahegelegt hatte, „die Königlich Sächsische Regierung möge in bezug auf diese Materie, zu deren Beurteilung sie aus vielen Gründen besonders befähigt sei, selbständige Anträge stellen," ist nicht ganz klar: H. Richter weist in den Anmerkungen auf einen diesbezüglichen Bericht des sächsischen Gesandten aus Berlin vom 15. Januar hin. In ihm versicherte Hohenthal, Bismarck werde nicht seine Entlassung nehmen, wenn Sachsen den in Aussicht gestellten Antrag beim Bundesrat einbringe. Auch am 27. Januar machte Bismarck in dem immerhin „sehr lebhaften" Gespräch mit Albert keinen Versuch, den König von der Stellung des Antrags abzubringen. Albert konnte also dem Kaiser ohne Arg versprechen, den Befehl zur Vorlegung des Antrags zu geben und mußte, nach Dresden zurückgekehrt, „sehr betroffen" sein, als Graf Fabrice ihm mitteilte, man werde mit einem solchen Antrag, der die Hauptdifferenz zwischen Kaiser und Kanzler bilde, Bismarck ein Bein stellen. „Es soll mir eine Lehre sein" — erwiderte Albert Fabrice —, „ich werde nie wieder etwas versprechen, ohne Sie vorher zu befragen." Am 30. Januar sagte Bismarck zu Hohenthal: Würden die sächsischen Anträge gestellt, so werde sich ihm die erwünschte Gelegenheit bieten, aus allen seinen Ämtern auszuscheiden. Am folgenden Tage erbat er sich vom preußischen Gesandten in Dresden Aufklärung über den kausalen Zusammenhang: König Albert suche den Kaiser in der Richtung des sächsischen Antrags auf Einschränkung der Frauen- und Sonntagsarbeit zu beeinflussen. In Wahrheit fühlte sich Albert, wie er am 31. Januar an Fabrice schrieb, „in einem grausamen Dilemma": „Das soll mir eine Lehre sein, die Kastanien für jemand, und wäre es ein Kaiser, aus dem Feuer zu holen." Fabrice

Digitized by Google

mahnte Hohenthal dringend zu äußerster Vorsicht; Sachsen dürfe nicht das Odium tragen, den Konflikt verschärft zu haben; der Entwurf zu einem Arbeiterschutzgesetz werde nicht vor dem 20. Februar, dem Tage der Reichstagswahlen, fertiggestellt werden können; Hohenthal möge das Bismarck vorläufig mitteilen. Die vom Kanzler nicht gegengezeichneten Erlasse vom 4. Februar mußten in Dresden nun stark verstimmen. Man entschloß sich dort gleichwohl, einen Antrag beim Bundestag einzubringen und teilte ihn Ende dieses Monats in Berlin vertraulich mit. Wilhelm II. reagierte darauf am 4. März mit folgendem Telegramm an Albert: „Früher hatte ich's zwar ungeduldig gewünscht, nun aber bitte ich Dich, weil es vielleicht bei uns selbst in loco erreichbar, wenn möglich, mit dem, worum ich bat, einzuhalten." Der sächsische Antrag verschwand darauf in der Versenkung. „Aufs tiefste disgustiert," wie Graf Chotek am 19. März nach Wien berichtete, reiste König Albert Mitte dieses Monats nach der Riviera, nachdem ihm auch keine Einladung zur internationalen Arbeiterschutzkonferenz zugegangen war. Fabrice mußte dem preußischen Gesandten in Dresden sagen, „daß der König auf eine Beteiligung Sachsens wegen der hochentwickelten industriellen Verhältnisse dieses Landes gehofft und erfreut gewesen wäre, einen sächsischen Delegierten neben den Spezialisten aus Bayern und Hessen daran teilnehmen zu sehen." Fehler also hüben und drüben. Die Schuld verteilt sich auf mehrere.

„Bismarcks Sturz und die öffentliche Meinung in Deutschland und im Auslande" (8°, 78 S., Stuttgart, Berlin und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1927), eine Schrift von Karl Lange, ist eine gesonderter Abdruck von Teilen einer umfangreicheren, im Frühjahr 1923 abgeschlossenen Arbeit; da sie, soweit sie die öffentliche Meinung des Inlandes behandelt, sich in ihren Ergebnissen mit Wilhelm Mommsens Buche „Bismarcks Sturz und die Parteien" deckte, wurde nur das Kapitel über den Eindruck der Entlassung im Ausland dem Druck übergeben und ein stark gekürztes über das Inland vorausgeschickt. Das Resümee der treffenden Ausführungen Langes ist dieses: „Die Haltung der überwiegenden Mehrheit der öffentlichen Meinung in Deutschland seit Beginn der sogenannten Bismarckkrisis des Jahres 1890 hat zum mindesten indirekt dazu beigetragen, den Sturz des Kanzlers herbeizuführen oder zu beschleunigen, indem sie es in den entscheidenden Wochen und Monaten nicht nur an jeder von Bismarck erhofften Unterstützung seiner Politik und an einem entschiedenen Eintreten

Digitized by Google

für sein Bleiben im Amte fehlen ließ, sondern den Kaiser mehr oder weniger dazu ermutigte, sich von Bismarck zu befreien. Sie trennte sich schließlich von diesem, wie man einen alten Handschuh abzustreifen pflegt, und versuchte unter peinlicher Umschmeichelung eines unerfahrenen, jungen Herrschers von noch problematischem Wert, das Ereignis als zwar bedauernswert, aber doch unvermeidlich, wenn nicht gar wünschenswert hinzustellen. Sie beurteilte es auf alle Fälle mit Optimismus und erklärte es als im Grunde bedeutungslos für die Lage Deutschlands im ganzen. Erst allmählich trat ein Umschwung ein. Mit viel sichrerem Instinkt ist die Bedeutung des Kanzlers als Leiters der auswärtigen Politik von der öffentlichen Meinung des Auslandes erkannt worden. Es scheint, als ob dazu die Distanz und die klare Höhenluft der großen europäischen Politik nötig gewesen ist. Die Stimmen der öffentlichen Meinung in Österreich und Italien können dabei nur in zweiter Linie in Betracht kommen, weil in diesen Händen gleichzeitig mit dem Bekanntwerden der Entlassung des Kanzlers der Einfluß der neuen Ära in Berlin sich geltend machte, welche eine ähnliche Täuschung und Beschwichtigung der öffentlichen Meinung versuchte und erreichte wie in Deutschland. Zugegeben, daß auch in Rußland, England und Frankreich das Ereignis vom Standpunkt des eigenen Interesses aus gesehen wurde, so zeugt doch das Urteil in diesen Ländern von erstaunlicher Treffsicherheit. Beginn einer neuen, höchst unsicheren Epoche der europäischen Politik, Schwächung des Dreibundes, Sinken des deutschen Prestiges und vor allem — und hier ist die Stimme des französischen Gegners von erhöhter Bedeutung — das Schwinden der Garantie des europäischen Friedens: so lautet die Prognose" (S. 75/76).

Bismarcks Stimme selbst klingt uns aus Aufzeichnungen entgegen, die wir dem 1917 in hohem Alter in Altona gestorbenen Justizrat Ferdinand Philipp verdanken, dem juristischen Berater und Rechtsbeistand des Fürsten, bei dem er von 1878 ab 18 Jahre hindurch oft in Friedrichsruh weilte; in 15 Abschnitten füllen diese aus Philipps Nachlaß herausgegebenen „Bismarckgespräche" (8°, Dresden, Verlag Carl Reißner, 1928) 184 Seiten. Überraschen wird den Kenner, was er dort liest, kaum, — so nicht die überaus scharfe Kritik an Wilhelm II., die Bezeichnung der Entlassung als „vorbereitetes Begräbnis ohne jeden Selbstmord", das am 30. November 1893 gesprochene Wort über die Sozialdemokratie: „man werde doch gezwungen sein, den Kampf auf kriegerischem Wege zu führen". Es sind im großen und ganzen uns schon bekannte Äußerungen in etwas

Digitized by Google

anderer Prägung, wertvoll immerhin, insbesondere die nach 1890 für den Forscher, der die Entstehung der Gedanken und Erinnerungen verfolgen will; treten die Aufzeichnungen Lothar Buchers nach Bismarcks Diktat erst ans Licht, so wird es reizvoll sein, sie mit den Philippschen zu vergleichen.

Zweierlei sei aus letzteren hier noch mitgeteilt.

Am 27. Oktober 1885 kam Bismarck „auf sein Lieblingsthema zu sprechen, die Macht der Mehrheit und den Parlamentarismus. Eine große Nation — sagte er — könne nur monarchisch regiert werden; eine Mehrheitspartei sei unfähig dazu. Es sei ein alter Grundsatz, daß unsere Regierung parteilos sein müsse. Das monarchische Prinzip sei unabhängig vom erblichen Königtum. Monarchisch könne von einem gewählten Fürsten, von einem Präsidenten regiert werden, wenn er nur die Macht habe. Und in der erblichen Monarchie könne völlige Parteiherrschaft gelten, wie wir ja in England sehen. Die Geschichte zeige, daß es noch am besten auf andere Weise möglich sei, wo eine geschlossene, starke Aristokratie sich finde. Aber auf die Länge gehe es doch nicht. Die aristokratische Partei müsse, um sich zu halten, immer wieder andere Elemente an sich heranziehen, welche sie dann überwucherten. Wenn man nach der besten Staatsverfassung sich umsehe, so müsse man immer suchen, einen an der Spitze zu haben, der so gestellt werde, daß er möglichst wenig zu wünschen habe, möglichst unabhängig sei, soweit dies menschlich sich erreichen lasse. Nun gebe es aber Frauenzimmer, Freundschaften, kurz: Einflüsse, die menschlich nicht zu beseitigen seien. Dagegen sollte das Parlament den Halt bieten; es solle Kontrolle üben; das Parlament solle, wenn die Regierung etwas Neues wolle, dagegen ein Veto haben. Das sei die richtige Bedeutung. Darum sei auch bei den preußischen Verfassungskämpfen von vornherein die Frage verkehrt gestellt gewesen, wenn von einem Veto des Königs die Rede gewesen sei. Das Parlament sei zur Kontrolle und zur Verhinderung schädlicher Initiativen der Regierung nicht zu entbehren, aber zur Regierungsinitiative selbst, die nicht auf einer Mehrheitspartei beruhen könne, nicht geeignet".

Interessieren wird auch eine Äußerung Bismarcks vom 27. Dezember 1890 über sich selbst. „Der Fürst nannte sich ein Gemisch seiner Vorfahren. Väterlicherseits seien diese immer Offiziere gewesen. Über den Rittmeister seien sie durchschnittlich nicht hinausgekommen, auch wenn sie im Krieg nicht vorher gefallen wären. Anders seine mütterlichen Vorfahren. Das seien bis auf seinen

Digitized by Google

Großvater Leipziger Professoren und Juristen gewesen. Sein Großvater, Geheimrat Mencken, habe unter Friedrich Wilhelm II. im Vordertreffen gestanden, bis die Muckerei und Geisterwirtschaft überhand genommen. Dann sei er ganz ins Hintertreffen gerückt, unter Friedrich Wilhelm III. wieder ins Vordertreffen gekommen, aber, weil damals schon kränklich, nur auf kurze Zeit. Der Fürst habe die bürgerliche Intelligenz, ohne die er nichts geworden wäre, von seinen mütterlichen Vorfahren. Eigentlich habe er als junger Mensch angenommen, für die Burschenschaft prädestiniert zu sein, er habe auch zuerst sie aufgesucht. Aber die damaligen Mitglieder seien für ihn bei der aristokratischen Erziehung, die er mitgebracht habe, doch nicht passend gewesen; deshalb habe er sich abgewandt. Lenbach bemerkte, nach Schopenhauer hätten wir vom Vater den Charakter, von der Mutter die Talente. Es wurde an Goethe erinnert. Der Fürst sagte, er habe in der deutschen Sprache das Wort Vaterwitz nie gefunden, sondern nur immer Mutterwitz."

Gedenken wir am 1. April auch immer dankbar der bürgerlichen Professorenenkelin München Mencken, die 1815 als Gattin eines Herrn von Bismarck der deutschen Nation ihren größten Staatsmann schenkte! Er ist in der Tat „ein Gemisch seiner Vorfahren" gewesen.

Paul Haake.

Beloch, Karl Julius: Griechische Geschichte. 2. neubearbeitete Auflage. 4. Band: Die griechische Weltherrschaft. 2. Abteilung. Mit 6 Karten. 8°. XIX und 700 S. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co., 1927. Mk. 38.—.

Mit dem vorliegenden Bande ist die Neubearbeitung der monumentalen Griechischen Geschichte von Beloch abgeschlossen. Damit haben wir endlich wieder eine abgeschlossene Geschichte des griechischen Volkes, die durchweg auf den Quellen aufgebaut ist und mit voller Beherrschung der gelehrten Literatur einen flüssigen Stil verbindet. Nur schade, daß Beloch seine Darstellung mit dem Jahre 220 abschließt und nicht auch den Untergang der griechisch-hellenistischen Staatenwelt und die Aufrichtung der römischen Herrschaft über den Osten schildert. Vielleicht entschließt er sich doch noch dazu, in einem fünften Bande die Erzählung bis zum Aufgehen des letzten hellenistischen Staates, Ägyptens, in das römische Weltreich zu führen. Denn gerade das allmähliche Vorrücken Roms nach dem Osten und der Zerfall des hellenistischen Staatensystems ist bisher fast ausschließlich

Digitized by Google

von Rom aus betrachtet worden. Wie fruchtbar der Versuch einer Würdigung dieser entscheidenden Kämpfe unter dem Gesichtspunkt des Todeskampfes des griechischen Volkes ist, hat Friedr. Münzers kleines Buch „Die politische Vernichtung des Griechentums" (Leipzig 1925) bewiesen. Auch Nieses dreibändiges Werk „Geschichte der griechischen und makedonischen Staaten seit der Schlacht von Chaeroneia" (Gotha 1893—1903) endet mit dem Jahre 120, berichtet also nicht von den letzten Schicksalen Kleinasiens, Syriens und Ägyptens, ganz abgesehen davon, daß es ein wissenschaftliches Handbuch sein soll und seine trockene und nüchterne Darstellung nicht anzuziehen vermag.

Die Vorzüge Belochs sind absolute Zuverlässigkeit in bezug auf den wissenschaftlichen Unterbau seines Werkes, volle Beherrschung der Ergebnisse der modernen Forschung, Berücksichtigung der wirtschaftlichen, sozialen und künstlerischen Entwicklung, ohne daß die politische Geschichte ungebührlich vernachlässigt wird, und eine anregende Darstellung. Dadurch, daß er jeden Band in zwei Abteilungen zerlegt hat, von denen die erste die Darstellung unter Anführung der Quellenstellen enthält, während die zweite eine Fülle von wissenschaftlichen Untersuchungen über wichtige Fragen und Probleme bringt, hat sein Werk gleichen Wert für den weiten Kreis der klassisch Gebildeten wie für die Fachgelehrten.

So wäre sein Buch als die beste griechische Geschichte zu bezeichnen, die man jedem ohne Bedenken in die Hand geben kann, wenn den Vorzügen nicht auch Fehler gegenüberständen, die nur der Forscher in ihrem vollen Umfange zu erkennen vermag. Beloch geht oft recht souverän mit der Überlieferung um, wenn sie seinen Anschauungen nicht entspricht. Statt sich dann nach den Quellen zu richten, ignoriert er sie entweder ganz als unzuverlässig und gefärbt, oder er interpretiert sie in seinem Sinne. Auch ist Beloch in der Ablehnung abweichender Ansichten und in der Einschätzung wissenschaftlicher Arbeit, wenn sie zu anderen Ergebnissen kommt als er, unnötig hart und ungerecht. Eine weitere Fehlerquelle ist seine Geschichtsauffassung, die er schon in der Einleitung zum ersten Bande „Die Persönlichkeit in der Geschichte" zum Ausdruck bringt, die aber auch vor allem in der Beurteilung Alexanders des Großen sich geschichtsfälschend auswirkt. Hier läßt Beloch jedes Verständnis für den Genius, für das Unwägbare der großen Persönlichkeit vermissen; der große König, der einer der ganz großen Bahnbrecher der Menschheit war, wird

Digitized by Google

hier mit demselben Maßstabe gemessen, den man sonst an Hinz und Kunz anlegt. Schon seine Jugend soll jede selbständige Handlung ausschließen, alles wird dem Parmenion und Antipater zugeschrieben, ihm selbst bleibt nur übrig, an der Spitze seiner Schwadronen auf den Feind einzuhauen. Dabei widerspricht die gesamte Überlieferung dieser Auffassung; seine großen Schlachten gewinnt Alexander nach ihr gerade gegen den Rat Parmenions. Und hat er etwa das, was ihn zum Wegbereiter einer neuen Zeit macht, die Eroberung des Perserreichs, die Verbreitung der griechischen Kultur, den Versuch einer Verschmelzung der Nationen, auf den Rat Parmenions unternommen? Man mag es bedauern, daß die philippische Tradition einer Beschränkung auf das Mittelmeerbecken, wie sie Parmenion vertrat, nicht zum Siege kam, aber eine Marionette in der Hand seiner Generale war Alexander nicht. Und Beloch hat selbst gespürt, wie unwahrscheinlich sein Alexander wirkt, sonst hätte er wohl der Neuauflage nicht ein besonderes Kapitel „Alexander und Parmenion" (S. 290 ff.) eingefügt, das seine Darlegungen stützen soll und doch in keiner Weise überzeugend wirkt.

Über diese Schwächen des Werkes muß man hinwegsehen; dafür entschädigt reich die vorzügliche Schilderung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse, die in allen Bänden einen breiten Raum einnehmen und besonders seine Darstellung der hellenistischen Zeit zu einem Glanzstück des ganzen Werkes machen.

Was den vorliegenden Band anbelangt, so enthält er eine Fülle wertvollster Untersuchungen, auf die im einzelnen hier natürlich nicht eingegangen werden kann. Ich hebe nur einzelnes hervor: Kalender und Ären (S. 19—52); die attischen Archonten (S. 52—96); die Könige von Makedonien (S. 104—143); die Ptolemaeer (S. 166 bis 189); die Seleukiden (S. 190—205); die achäischen Strategen (S. 219—235); die Chronologie der Diadochenzeit und des Westens (S. 235—290); die Übersichten über die hellenistischen Reiche (S. 317 bis 385); die delphische Amphiktionie im 3. Jahrhundert (S. 385 bis 426). Ihnen schließen sich zahlreiche Einzeluntersuchungen an. So oft Beloch auch zum Widerspruch reizt, überall befruchtet er die Forschung, und weiß er dem Quellenmaterial neue Belehrung abzugewinnen. Dankbar begrüßen wir auch die sechs Karten zur Geschichte des 3. Jahrhunderts, die nicht oft kartographisch dargestellt ist.

Fritz Geyer.

Digitized by Google

Focke, Friedrich: Herodot als Historiker (= Tübinger Beiträge zur Altertumswissenschaft. 1. Heft). 8°. 58 S. Stuttgart, Kohlhammer, 1927. Mk. 4.—.

Focke versucht durch eine Reihe von Untersuchungen: über die Einleitung und den Anfang des Werkes, den Schluß und die Vollendungsfrage, Herodots Beziehungen zu Athen, die Entstehungsgeschichte, zu einer Klarheit über die grundlegende Frage zu kommen, welche Auffassung Herodot von geschichtlicher Wirksamkeit und Bedeutung hatte, was uns Darstellungsart und Aufbau seines Werkes über Weltanschauung, Sehweise und Ziel des Vaters der Geschichte lehren. Um das Ergebnis gleich vorweg zu nehmen, war nach Focke weder äußere noch innere Zusammenhänge herzustellen Herodots Ziel, erschienen ihm auch die Kämpfe zwischen Hellenen und Barbaren nicht als Brennpunkte einer großen geschichtlichen Bewegung, sondern als Einzelaktionen, die er im Laufe der Zeiten sich wiederholen und summieren sah. Es lag ihm fern, gedankliche Konzentration, Einheitlichkeit und Geschlossenheit für sein Werk zu erstreben. Sondern wie die Phänomene des Daseins sich ihm darboten, so hat er sie in seinem Werke wirken lassen. Mit einem Gemisch von gläubiger Furcht und verhaltener Neugier folgte Herodot dem Gestaltwandel des Lebens. Sehen wir zu, wie Focke zu seiner Anschauung von Herodot als Historiker gekommen ist.

Eine Untersuchung der Einleitungsworte ergibt nach Focke, daß die Kämpfe zwischen Hellenen und Barbaren weder im Wortsinn das „Thema" des Gesamtwerkes bilden, noch von Herodot irgendwo als solches bezeichnet sind: die Verbindung, in der I 1—6 mit den *Μηδικά* stehen, erweise, daß Herodot erst nach Vollendung des Werkes die Frage nach der *αἰτίη* aufgeworfen und im Rahmen der Einleitung erörtert habe. Auch als den Rahmen, in dem alle Geschichten und Schilderungen Platz finden, könne man die Kämpfe zwischen den Griechen und Persern nicht betrachten. Uns will es dünken, als ob Focke zu viel aus den Worten der Einleitung herauslesen will, als ob er gerade dadurch mit seiner eigenen Auffassung von Herodot als Historiker in Widerspruch gerate (vgl. auch Ed. Schwartz in der „Antike" IV 1).

Dagegen kann man ihm zustimmen, wenn er für die Vollständigkeit des Werkes eintritt, und gründlicher Nachprüfung ist auch seine Behauptung wert, daß die *Ἀσσύριοι λόγοι* in I 177—200 vorliegen, daß Herodot eine anderweitige „assyrische Geschichte" nie beabsichtigt haben kann.

Digitized by Google

Wenn Focke dann aber zur Erklärung der Tatsache, daß Herodot vor Gründung des Seebundes aufhört, nachweisen zu können glaubt, er habe der damit einsetzenden attischen Machtpolitik ablehnend gegenübergestanden, sie als einen verhängnisvollen Schritt zu einer beklagenswerten *στάσις ἔμφυλος* betrachtet, so können wir ihm darin nicht folgen. Der Nachweis einer zum mindesten abwartenden Stellung dem Perikles gegenüber erscheint uns nicht erbracht, ebensowenig aber der Versuch gelungen, Herodot habe Vorliebe für Sparta und Pausanias empfunden und Themistokles ungünstig beurteilt. Hier kann nicht die Interpretation einzelner Stellen zum Ziele führen, sondern die Tendenz des ganzen Werkes entscheidet, und die ist doch offensichtlich athenerfreundlich.

In bezug auf den Aufbau der Historien lehnt Focke die These Jacobys von den Ethnographica als selbständigen Einzelarbeiten und ihrer späteren Einordnung in die geschichtliche Darstellung der Kämpfe der Hellenen und Barbaren ab. Auch uns erscheint die Auffassung der Ethnographica als „kompositioneller Einheiten" irrtümlich, ebenso wie die Vortragshypothese, mit deren Hilfe Jacoby seine These stützt. Ebensowenig einleuchtend mutet aber Fockes Behauptung an, daß Herodot auf seinen Reisen das Ziel verfolgt habe, das Material für eine „Persische Geschichte" epischen Stiles aufzunehmen. Ich wüßte auch nicht, inwiefern damit etwas für seine Grundauffassung von Herodot als Historiker, die wir oben skizzierten, gewonnen würde. So gibt Focke denn auch im zusammenfassenden Schlußkapitel diese Basis wieder auf und betont, daß das spezifische Wesen des herodoteischen Werkes verkennen würde, wer in der Konzeption der *Περσικοὶ λόγοι* das Thema Herodots gefunden zu haben glaubte. Sein „Herodot als Historiker" bleibt letzten Endes ein Wunder- und Sagenerzähler, dessen „mosaikartig stückelnde Darstellungsart" doch jeden großen Gedanken vermissen läßt. Damit hört Herodot auf, überhaupt Historiker zu sein. Und diese Auffassung scheint uns die Bedeutung Herodots zu verkennen und dem Aufbau seiner *ἱστορίαι* nicht gerecht zu werden.

Fritz Geyer.

Monumentum Antiochenum. Die neugefundene Aufzeichnung der res gestae Divi Augusti im pisidischen Antiochia. Herausgegeben und erläutert von William Mitchell Ramsay und Anton von Premerstein. Mit 15 Tafeln. 8°. 121 S. Leipzig, Dietrichsche Verlagsbuchhandlung, 1927. (Klio, Beiheft XIX. Neue Folge 6. Beiheft.) Mk. 12.—.

Digitized by Google

Der Bericht über seine Taten, den Augustus hinterlassen hat, war bis 1914 fast nur aus dem Monumentum Ancyranum bekannt. Der maßgebende Text ist der, den Mommsen 1883 nach einem von Heumann hergestellten Abklatsch herausgegeben hat. Wo der lateinische Wortlaut zerstört war, ließ er sich großenteils nach der streckenweise besser erhaltenen griechischen Übersetzung herstellen. 1914 entdeckte Ramsay, der beste Kenner der kleinasiatischen Topographie, in der pisidischen Kolonie Antiochia Reste einer dort errichteten gleichlautenden Inschrift, durchweg in lateinischer Sprache. Freilich waren es im strengsten Sinne des Wortes Bruchstücke, meist nur wenige Buchstaben, selten ganze Wörter oder Wortgruppen. Trotzdem gelang es Ramsay nicht nur, die Übereinstimmung mit dem Monumentum Ancyranum nachzuweisen, sondern auch die meisten der zunächst gefundenen 49 Bruchstücke richtig unterzubringen. Da der Ausbruch des Weltkrieges die Grabungen unterbrach, veröffentlichte Ramsay sein vorläufiges Ergebnis 1916. Eine wertvolle Ergänzung gab Premerstein 1924 im Hermes; es glückte ihm, einigen von Ramsay noch nicht untergebrachten Bruchstücken den richtigen Platz anzuweisen.

In demselben Jahre konnte Ramsay seine Grabungen wieder aufnehmen und fand etwa 220 weitere Bruchstücke. Über die Anordnung und Verwertung dieses Fundes trat er mit Premerstein in Verbindung; aber noch ehe beide den Ertrag ihrer gemeinsamen, immer von neuem durchdachten und überprüften Arbeit herausgaben, erschien eine Ausgabe des amerikanischen Gelehrten Robinson, den Ramsay neben anderen zu den Ausgrabungen von 1924 zugezogen hatte. Etwa ein Drittel der 1924 gefundenen Überreste hat er entweder überhaupt nicht untergebracht oder an Stellen, an denen sie nach den sorgfältigen Untersuchungen von Ramsay und Premerstein nicht gestanden haben können.

Dagegen ist es diesen gelungen, bei weitem die meisten Bruchstücke mit Sicherheit an den richtigen Platz zu stellen und dadurch wertvolle Beiträge zur Ergänzung und Deutung des Monumentum Ancyranum zu liefern. Oft ergab sich aus der Größe oder Gestalt der Buchstaben, zuweilen aus dem Abstand zwischen Überresten verschiedener Zeilen, in welche der zehn Kolumnen, die den sechs des Monumentum Ancyranum entsprechen, ein Stück gehört.

Wo sich die beiden Abschriften vergleichen lassen, stimmen sie meistens genau überein; für kleine Abweichungen in Wortstellung und Orthographie können die Schreiber verantwortlich sein. Ge-

Digitized by Google

meinsam sind beiden Denkmälern außer dem aus Rom stammenden Kern auch Vorwort und Anhang; ein Beweis, daß beide mittelbar oder unmittelbar von einem Schriftstück abhängen, das schon diese beiden Beigaben enthielt und sich vielleicht in der Kanzlei des Statthalters befand.

An vielen Stellen bestätigen die Funde bisherige Ergänzungen oder geben die Entscheidung zwischen abweichenden, meist für, zuweilen auch gegen Mommsen. Aber auch an Überraschungen fehlt es nicht. So hatte Kap. 5 Z. 2 kein Herausgeber das dem griechischen *οὐ παρῃτησάμην* genau entsprechende non sum deprecatus eingesetzt, von dem sich nun ein sicherer Überrest gefunden hat. Nicht ganz überzeugend ist Kap. 10 Z. 2/3 die Weglassung eines Ausdruckes wie lege oder per legem; im Griechischen steht *νό[μῳ ἐκ]υρώθη* und der Hinweis auf Gesetz ist gerade bei Übertragung der tribunicischen Gewalt wesentlich. Dagegen ist nach den Kap. 1 Z. 7 erhaltenen Buchstaben nun kein Zweifel, daß zu lesen ist res publica ne quid acciperet damnum, nicht, wie bisher alle Herausgeber schrieben, ne quid detrimenti acciperet.

Von größter staatsrechtlicher und geschichtlicher Tragweite sind die Kap. 34 Z. 9 erhaltenen Buchstaben uto; denn aus ihnen ergibt sich, daß Augustus nicht, wie man nach dem griechischen Wortlaut annehmen mußte, geschrieben hat dignitate omnibus praestito, sondern autoritate omnibus praestiti. Damit nimmt er für sich eine auch rechtlich übergeordnete Stellung in Anspruch.

Auf den Tafeln, die den ganzen Text des Berichtes wiedergeben, sind die in Antiochia erhaltenen Buchstaben durch größeren Druck kenntlich; alles, was im lateinischen Wortlaut des Monumentum Ancyranum fehlt, steht in eckigen Klammern. Auf sechs Tafeln sind alle in Antiochia gefundenen Überreste außer den seit 1914 verlorenen in genauer Nachzeichnung wiedergegeben, auf einer photographische Bilder von Abklatschen einiger Stücke. Die Einordnung und Ergänzung rechtfertigt ein vortrefflicher textkritischer Kommentar.

Friedrich Cauer.

Frauenholz, Eugen von: Deutsche Kriegs- und Heeresgeschichte in den Umrissen dargestellt. 8°. X u. 324 S. München u. Berlin, R. Oldenbourg, 1927. Preis geb. Mk. 12.50.

„Die Geschichte der Heere einzelner deutscher Staaten hat ihre Bearbeiter gefunden; die deutsche Kriegs- und Heeresgeschichte als Ganzes ist noch nicht geschildert worden. . . . Der Wunsch vieler

Digitized by Google

Hörer nach einem Buch, das in Kürze die großen Entwicklungslinien nachweist und auch im einzelnen Anregung gibt", hat nach dem Vorwort Veranlassung für die Arbeit gegeben. Es ist erfreulich, daß ein solcher Wunsch vorlag, weil er nicht nur als Wissensdrang bewertet, sondern auch als Beweis dafür angesehen werden kann, daß die Teilnahme der studierenden Jugend am Kriegswesen und liebevolles Eingehen in Einzelheiten nicht erloschen ist. — Das Auftreten deutscher Heere von der Zeit ab, in der das Volk in das Licht der Geschichte trat, bis zur Gegenwart wird dargestellt und die durch staatliche und gesellschaftliche Verhältnisse bedingte Entwicklung vorgeführt. Wir haben es nicht mit einem Quellenwerk zu tun, sondern mit einem Auszug aus der deutschen Geschichte, der in bezug auf das Kriegswesen um so eingehender wird, je mehr er sich der Gegenwart nähert und für die letzten Jahrhunderte militärische Einzelheiten der Organisation und Feldzugsdarstellungen bringt. Daß dabei seit Einführung der stehenden Heere außer den österreichischen und preußischen vornehmlich bayerische Verhältnisse berücksichtigt werden, ist durch die landsmannschaftliche Zusammensetzung des Auditoriums des Verfassers gerechtfertigt. Die Darstellung der mittelalterlichen Kriegsgeschichte ist zugleich eine Repetition der deutschen Kaisergeschichte, auch der inneren Fehden. Diese sind stellenweise zum Nachteil der auswärtigen wohl zu eingehend behandelt. So ist z. B. eine Drittel Seite dem Kampf Ludolfs gegen seinen Vater Otto I. gewidmet, dagegen die erste gemeinschaftliche Kriegstat der Deutschen, besonders des ostfränkischen und sächsischen Heerbannes, nach der Trennung des Ostreichs vom Westreich der Karolinger nicht erwähnt. Ich meine die Schlacht bei Andernach 876, in der die Söhne Ludwigs des Deutschen den Versuch Karls des Kahlen zurückwiesen, sie ihres Erbes zu berauben. Sie ist bemerkenswert als das erste gescheiterte Unternehmen des sich bildenden französischen Staates gegen den rein deutschen, wenn es auch damals noch rein dynastischer Art war ohne nationale Tendenzen. Auch des Großen Otto Siegeszug durch die cimbrische Halbinsel vermisse ich, der am Skagen geendet haben soll, wo erst etwa 900 Jahre später wieder die Preußen die schwarz-weiße Fahne aufpflanzten. Die eingehenden Angaben auch über das österreichische Heer und die Würdigung seiner Taten geben den erfreulichen Beweis einer im besten Sinne großdeutschen Gesinnung und sind geeignet, über die gegenwärtigen politischen Grenzen hinaus durch Betonung gemeinsamen Schicksals in Glück und Unglück das Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen Reichsdeutschen und Öster-

Digitized by Google

reichern zu stärken. Dem Prinzen Eugen, Österreichs populärstem Helden, ist ein schöner Abschnitt gewidmet. Stellenweise habe ich beim Lesen die Empfindung gehabt, als ob der Drucklegung der mündliche Vortrag des Dozenten im Stenogramm zugrunde gelegt ist und dabei entstandene Mißverständnisse nicht berichtigt sind. Denn nur natürlich das Sommerlager. Ferner: kein absolutistischer Staat kann zur allgemeinen Wehrpflicht kommen! Man denke an Preußen 1814 bis 1848 und Rußland 1874 bis 1905. Es soll selbstverständlich so kann ich manche Entgleisungen erklären, die dem Verfasser wahrscheinlich peinlich sind, nachdem er davon Kenntnis genommen hat. Dazu gehört u. a. die Angabe, daß Varus, von dem Kastell (Aliso!) aus aufbrechend, von den Cheruskern überfallen sei. Gemeint ist heißen „bei den im 17. und 18. Jahrhundert herrschenden Standesunterschieden war allgemeine Wehrpflicht ausgeschlossen". Minima non curat praetor; wer das kleinliche Geschäft des Fehlersuchens betreibt, kann reichlich ernten. Ich führe nur weniges an. Es ist völlig unerheblich, ob die Zahl der preußischen Infanterieregimenter in der Zeit von 1808 bis 1813 18 oder 12 (was richtig ist) betrug und ähnliches, weniger unbedenklich, daß die Stärke des schlesischen Heeres bei Beginn des Herbstfeldzuges 1813 statt 100 000 227 000 Mann angegeben wird. Denn dadurch verschwindet das Verdienst Blüchers und Gneisenaus, die mit dem schwächsten der verbündeten Heere den kühnen Elbübergang wagten, die Verbindungslinie aufgaben und durch weiteres Ausholen über die Saale die Entscheidung herbeiführten. Auch bei Darstellung des Weltkrieges ist durch wohl versehentliche Auslassung des Wörtchens „nicht" gerade das Gegenteil des wirklichen Vorgangs ausgedrückt, nämlich bei der verunglückten Unternehmung der Österreicher gegen Rowno, die den schönen Feldzug 1915 im Osten mit einem Mißklang zum Abschluß brachte.

Vielleicht entschließt sich Verfasser zu einem alle Druck- und sonstigen Fehler enthaltenden Nachtrag, der sich für Unterrichtszwecke empfehlen würde.

Trotz vorstehender Bemerkungen ist das Buch wertvoll als die erste umfassende und geschlossene Darstellung der kriegerischen Taten aller deutschen Stämme, des Innenlebens und der durch die allgemeinen staatlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse bedingten Entwicklung der Heere der Einzelstaaten. Die Anschaffung empfiehlt sich besonders für Heeres- und Standortbüchereien.

Magdeburg. Dobrzynski.

Digitized by Google

Pfaff, Volkert: Kaiser Heinrichs VI. höchstes Angebot an die römische Kurie 1196. (Heidelberger Abhandlungen, Heft 55.) 88 S. Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg. 1927. Preis geb. Mk. 7.—.

Perels, Ernst: Der Erbreichsplan Heinrichs VI. Berlin. Weidmannsche Verlagsbuchhandlung. 1927. V, 103 S. Preis geh. Mk. 5.—.

Daß die Gestalt Heinrichs VI. heute ganz besonders interessiert, mag mit den nun immer stärker in den Vordergrund tretenden Problemen des deutschen Einheitsstaates zusammenhängen, aber auch damit, daß jenem Herrscher jene nüchterne Sachlichkeit zu eigen war, die man so gern auch als Richtschnur für die Aufbauarbeit unserer Tage nehmen möchte.

Die Untersuchung P f a f f s, die sich der großen Mühe ähnlicher anschließt, die auf Anregung des Heidelberger Historikers Hampe im Laufe der Jahre entstanden sind, beschäftigt sich zunächst mit dem päpstlichen Finanzsystem im 12. Jahrhundert. Sie zeigt, wie das Papsttum in seiner Geldgebarung in eine immer unangenehmere Lage kam, weil die Umwelt bereits zur Geldwirtschaft übergegangen war, während die Kurie in der Hauptsache noch in Naturaleinkünften ihren Haushalt aufbauen mußte. So wurden in dem Zeitraum von 1133—1177 die Mathildischen Güter das Streitobjekt zwischen Kaisertum und Papsttum. Für die kurze Regierungszeit Heinrichs VI. ist es charakteristisch, daß er wiederholt versuchte, durch eine radikale Lösung verfahrene Streitpunkte aus der Welt zu schaffen. Die Forschung hat schon längst die Frage beschäftigt, welches das höchste Angebot des Kaisers an die Kurie gewesen ist. Pfaff glaubt, durch Auswertung des Berichtes des Giraldus Cambrensis dieser Frage zu finden. Nach dieser Quelle, dem „Speculum Ecclesiae", handelt es sich darum, daß der Kaiser der Kirche anbot, sie solle gegen Pfründenreservation auf die mittelitalischen Güter verzichten. Auf diese Weise könne sie in den Besitz von flüssigen Mitteln gelangen, falls es möglich sei, die Kleriker von der Residenzpflicht in den Domstiften zu entbinden. Pfaff kommt zu dem Ergebnis, daß die Durchführung des Planes in Deutschland schwierig gewesen wäre, eben weil Deutschland noch nicht zur Geldwirtschaft im Gegensatz zu Oberitalien in vollem Umfange übergegangen war. Er meint aber, daß bei einem Zusammengehen von Kurie und Kaiser die Durchführung sich hätte ermöglichen lassen. Der Plan ist nicht zur Ausführung gekommen, und Heinrich VI. konnte deshalb nicht auf seinem Vorschlag bestehen,

Digitized by Google

weil diese Frage für ihn hinter der anderen noch zurücktreten mußte: der Sicherung der Erbfolge für seinen Sohn, den späteren Friedrich II.

Für die Beurteilung Heinrichs scheint dieser Plan von großer Bedeutung. Die Entwicklung hat ihm recht gegeben. Mit seinem Tode zerschlug sich der Gedanke, denn dadurch bekam die Kurie sein Pfandobjekt, die mittelitalischen Besitzungen, voll in die Hand, aber ihre Wertlosigkeit zeigte sich immer mehr, und die Umstellung auf geldliche Einnahmen, deren Notwendigkeit Heinrich vorausgesehen hatte, mußte dann doch erfolgen. Dies versucht der Verf. an einer Überprüfung des päpstlichen Finanzsystems im 13. Jahrhundert zu zeigen und geht am Schluß noch auf den Plan des Honorius von 1225 ein. Er sieht in diesem Zusammenhange den Plan Heinrichs, der uns durch Giraldus überliefert ist, als „ein erstes Glied in der großen Kette der Versuche der Päpste, der römischen Kirche neue finanzielle Kräfte zu erschließen. Er verliert damit das Singuläre und Auffällige, das er ohne das haben würde, und die Bedenken gegen seine Glaubwürdigkeit, die man geäußert hat, verlieren damit ihre Kraft."

Mit einer ähnlichen Materie beschäftig sich auch Perels in seinem Buche: „Der Erbreichsplan Heinrichs VI.". Er lehnt das Resultat der Pfaffschen Arbeit als „kaum voll überzeugend" ab, erkennt aber die eingehende und lehrreiche Darlegung an. Der Zweck der P.schen Untersuchung ist, die große Kontroverse zwischen Haller und Bloch, die seit Jahren die Forschung beschäftigt und zu teilweise überspitzten Formulierungen geführt hat, wieder auf die Quellen selbst zurückzuführen. Damit leistet er methodisch einen wertvollen Dienst, indem er die Forschung aufs Neue dazu zwingt, die nun einmal vorhandenen Quellen ohne Rücksicht auf die schon aus ihr gezogenen Forderungen noch einmal nachzuprüfen. Es handelt sich in der Hauptsache um die Vereinigung der Nachrichten aus den Marbacher Annalen mit denen der Reinhardsbrunner Chronik. Und es wird ihm durchaus möglich, aus dem scheinbar widersprechenden Quellenbild einen Zusammenhang aufzubauen. Der Schwerpunkt der ganzen Frage liegt in dem in Würzburg erlassenen Gesetz. Die Lütticher Bistumsgeschichte, deren Analyse sich anschließt, bringt ihm die vier Hauptbestimmungen:

§ 1. Keine Königswahl mehr, sondern Erbreich,

§ 2. Sizilien wird mit dem Reiche verbunden,

Digitized by Google

§ 3. Weibliche Erbfolge in den Reichslehen bei Fehlen männlicher Deszendenz,

§ 4. Aufhebung des Regalienrechts.

Dieser Plan als Ganzes genommen, war für beide Seiten — Fürsten und Kaiser — ein Gewinn. Als aber Heinrich erkannte, daß seine Durchführung sich nicht erzwingen ließ, gab er die Urkunde selbst zurück, um die Thronfolge seines Sohnes, für den er das Erbreich erstrebt hatte, nicht auf dem Wahlwege zu gefährden; denn hier tritt wieder der wesentlichste Zug dieses Stauferkaisers hervor: seine Realpolitik, die es verstand, nach dem Scheitern des einen Planes um des endlichen Zieles willen den anderen aufzugreifen. Bei dieser Lösung: Ersatz des Erbkaiserplanes durch das Einverständnis mit der Wahl seines Sohnes fallen alle Notwendigkeiten fort, die Marbacher Annalen[1]) selbst umzubiegen und die Reinhardsbrunner Chronik zu verwerfen.

Perels versucht nun, nachdem er die Analyse der Quellen selbst gegeben hat, im Verlauf des zweiten Abschnittes seines Buches Entstehung und Schicksal der Verfassungsreform im Zusammenhang aufzuzeigen. Er legt Wert darauf darzulegen, daß Heinrich mit diesem Gedanken vom Erbreich im Grunde nichts Neues wollte, sondern nur zu den Zuständen zurückzukehren beabsichtigte, wie sie bereits in früheren Epochen des deutschen Kaisertums bestanden haben. Daß die Dinge letztlich nicht nach dem Willen des Kaisers gegangen sind, war Schuld der römischen Kirche, die jede Steigerung der kaiserlichen Macht bekämpfte und die vor allem eine engere Verbindung Siziliens mit dem Reiche zu verhindern suchte. Der Ausgang des Kampfes ist durch den Tod Heinrichs VI. zugunsten der Kirche zunächst entschieden worden. Immerhin aber hat Heinrich, als er erkannte, daß er in diesem Augenblick nicht zu seinem endlichen Ziel kommen konnte — wenn wir der Darstellung Perels folgen —, erreicht, daß Friedrich II. gewählt und der Kreuzzug, an dem ihm viel gelegen war, in das Stadium seiner Verwirklichung trat. Denn dieser Plan galt ihm als die wichtigste Aufgabe seiner Politik.

Beide Untersuchungen, deren Gedankengang wir kurz darlegen konnten, sind auf sorgsamsten Quellenstudien aufgebaut. Sie werden, so überzeugend sie im einzelnen zu sein scheinen, doch die Diskussion nicht abschließen. Wir müssen bekennen, daß das vorhandene Material in seiner so außerordentlichen Dürftigkeit immer nur

[1]) Zu ihnen vgl. nun auch Robert Holtzmann in der Festschrift für Alexander Cartellieri S. 48.

Digitized by Google

Lösungsversuche zuläßt, die den Scharfsinn der Forscher reizen und an deren sich unsere Methode dartun läßt, aber letzten Endes werden wir, was die Ideen Heinrichs VI. und seine Pläne anbelangt, um mit Ranke zu reden, niemals völlig sagen können, wie es gewesen ist.

Breslau. Willy Cohn.

Papsturkunden in Portugal. Von Carl Erdmann. (Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, philologisch-historische Klasse, Neue Folge, Band XX, 3.) 8°. IV und 384 S. Berlin, Weidmann, 1927.

Das 1896 von P. Kehr ins Leben gerufene Göttinger Papsturkundenunternehmen ist nach den Stockungen der Kriegszeit in den letzten Jahren in erfreulicher Weise wieder in Gang gekommen. Kehr selbst hat auf Anregung keines Geringeren als des Papstes Pius XI. im Jahre 1925 die archivalische Durchforschung Spaniens in Angriff genommen; welche Schätze dort verborgen liegen, zeigte der erste Band seiner „Papsturkunden in Spanien", Gött. Abh. XVIII 2, Berlin 1926, mit seinen 275 in Deutschland unbekannten und zum allergrößten Teil überhaupt noch ungedruckten älteren Papsturkunden (vor 1198) allein aus Katalonien. In noch höherem Maße als Spanien ist Portugal für uns terra incognita. In der Tat hat nun auch die deutsche politische Geschichte wenig Veranlassung, sich mit den mittelalterlichen portugiesischen Dingen zu beschäftigen; zu geringfügig sind die Berührungen mit dem erst seit dem 11. Jahrhundert sich bildenden iberischen Staat. Wenn nicht das Papsttum mit seinen universalen Beziehungen wäre! Und daß auch dieses anscheinend so entlegene Land eine Rolle in der Papstgeschichte gespielt hat, das lehrt der vorliegende Band. Der Verfasser, ein Schüler von A. Chroust, hat damit eine, schon was Umfang und Arbeitstempo anlangt, ganz erstaunliche Leistung vollbracht. Am 25. April 1926 ist er im Auftrage Kehrs in Lissabon eingetroffen und hat bis zum 31. Oktober in Portugal gearbeitet; in dieser Zeit von einem halben Jahr hat er sämtliche staatlichen, städtischen und Bezirksarchive, soweit sie für sein Arbeitsgebiet in Frage kommen, d. h. nur die der nördlichen Distrikte, denn die südlichen waren noch über das 12. Jahrhundert hinaus in den Händen der Mauren, durchgearbeitet, und im Oktober 1927 erschien der vorliegende Band mit 160 bisher unbekannten Papsturkunden von Paschalis II. (1100) ab und einer Einleitung auf 150 Seiten, in denen nicht nur die Geschichte der kritischen Forschung und des Archivwesens in Portugal geschildert, die einzelnen Archivfonds beschrieben

Digitized by Google

und die Papsturkunden daraus verzeichnet sind, sondern auch, was die eigentümliche archivalische Lage in Portugal mit ihrer weitgehenden Zentralisation der Bestände in Lissabon gestattete, die einzelnen alten Kloster- und Kirchenfonds wiederhergestellt sind und für jedes einzelne Institut eine kurze, das Wesentliche hervorhebende, kritische Geschichte gegeben ist. Darin unterscheidet sich — nach dem Vorbild von Kehrs spanischen Berichten — dieses Buch von den früheren italienischen Berichten Kehrs und den französischen Wiederholds, daß die Geschichte der einzelnen Kirchen und Klöster stärker berücksichtigt ist; es wird dadurch in viel höherem Maße eine Vorarbeit zur Lusitania pontificia, von deren wesentlichem Inhalt es schon jetzt eine Vorstellung gibt, und vor deren mehr oder weniger schönem klassischem Latein es den Vorzug einer mit Humor gewürzten deutschen Sprache voraus hat. So erfahren wir hier viel über die zahlreichen Prozesse, zu denen die Frage der Diöcesanabgrenzung nach der Reconquista Veranlassung gab, über die Tätigkeit der Mönchs- und Ritterorden u. a. m. Die Urkunden selbst sind mit der in der Kehrschen Schule gewohnten Sorgfalt publiziert; ein Unikum ist n. 159: sieben Quittungen über Zahlungen des Schutzzinses an päpstliche Beamte (Legaten, Kämmerer usw.) durch die Kanoniker von S. Cruz in Coimbra. — Der Person des Erzbischofs Mauritius Burdinus von Braga, der kurze Zeit Gegenpapst (Gregor VIII.) von Heinrichs V. Gnaden war, hat Erdmann in dem soeben erschienenen 19. Band der Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken (1927, S. 205—261) eine kritisch tiefschürfende Biographie gewidmet und darin eine Episode, in der sich die deutsche mit der portugiesischen Geschichte berührt, aufgehellt. Endlich sei noch hingewiesen auf Erdmanns die Resultate seiner Nachforschungen zusammenfassende Darstellung: Das Papsttum und Portugal im ersten Jahrhundert der portugiesischen Geschichte, Abhandlungen der preußischen Akademie, Jahrgang 1928, phil.-hist. Klasse Nr. 5 (Berlin 1928).

W. Holtzmann.

Festschrift zu Ehren Konrad Fischnalers. (Band 12 der Schlernschriften. Veröffentlichungen zur Landeskunde von Südtirol. Herausgegeben von Prof. R. v. Klebelsberg.) Gr. 8°. 222 S. Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, 1927.

Diese Festgabe (vgl. unsere „Mitteilungen" Bd. 54 S. 144 ff.) ehrt einen um die tirolische Forschung hochverdienten Mann aus Anlaß seines siebzigsten Geburtstages (10. Dezember 1925). Sie gilt dem

Digitized by Google

Ehrenmitglied des Museums Ferdinandeum zu Innsbruck und Ehrenbürger der Stadt Sterzing, Konrad Fischnaler. Einer Sterzinger Familie angehörend, die aus Brixen stammt, wirkte er, nach längerer Verwendung im Schuldienste, von 1885 bis 1912 sehr verdienstlich als Kustos unseres Museums. Gesundheitsrücksichten veranlaßten ihn zu vorzeitigem Übertritt in den Ruhestand, in dem er sich wissenschaftlicher Forschung zu widmen hoffte. Da zwang ihn die Not der Zeit (1917) in vorgerückten Jahren zum Eintritt in das Tiroler Landesarchiv, in dem er seither mit wahrem Bienenfleiße arbeitet. Von seiner reichen literarischen Tätigkeit gibt Zeugnis das Verzeichnis seiner Schriften, das K. Schadelbauer der Festschrift (S. 215—222) beigab. Neben Aufsätzen biographischen, pädagogischen und belletristischen Inhalts nennt es seine vielfach richtunggebenden Beiträge zur Kunstgeschichte, Heraldik und Sphragistik, Kultur- und Landeskunde von Tirol. Außerdem hat Fischnaler das reiche Archiv seiner Vaterstadt neu geordnet und dessen urkundliche Bestände in Regestenform veröffentlicht. In dem bekannten Ulmer Meister, Hans Mueltscher, erkannte er den Schöpfer des in den Jahren 1456—1458 in der Pfarrkirche zu Sterzing aufgestellten herrlichen gotischen Hochaltars. Auf eigene Kosten ließ er die nach dem Umbau dieses Altars in den Ratsaal übertragenen Prachtbilder durch Professor Hauser in München zu neuer Klarheit erstehen. Er schrieb über die Entwicklung des Meistersanges in Tirol und stellte in der alten Bergstadt Schwaz eine Meistergesangsschule fest. Er bereicherte die Forschung über das Innsbrucker „goldene Dachl" und über den Hofmaler K. Maximilians Jörg Kölderer. In ihm erwies er auch den grundlegenden Künstler und Schöpfer der „Ehrenpforte" dieses Kaisers. In vieljähriger entsagungsvoller Arbeit legte er im Museum Ferdinandeum einen literarischen Zettelkatalog von unschätzbarem Werte an und verfaßte den ersten Führer durch dieses Kunstinstitut. Nicht unerwähnt seien schließlich seine Verdienste um die Wappen- und Siegelkunde des Landes. So hat der in stiller Bescheidenheit wirkende Gelehrte die Ehrung durch eine Festschrift wahrlich verdient. Mit dem Bildnisse des Jubilars geziert, bringt sie eine ausführliche Biographie des Gefeierten, an die sich heimatkundliche, geschichtliche und kunstgeschichtliche Aufsätze verschiedenen Inhalts reihen. Über sie will ich im folgenden kurz berichten.

Aus dem reichen Schatze seiner heimatlichen Studien bringt H. Wopfner eine sehr wertvolle Arbeit „Über Hausformen des Wipptales", jener Talfurche des Sill- und Eisacktales, die das Volk von

Digitized by Google

altersher als natürliche Einheit betrachtete und mit einem einheitlichen Namen bezeichnete. An der Hand zahlreicher selbstgemachter Aufnahmen erklärt er für diese Landschaft entwicklungsgeschichtlich Anlage und bauliche Ausgestaltung der Häuser, die überwiegend Steinbauten sind und in ihrer Grundrißform noch mit einer vordeutschen, rätoromanischen Kultur zusammenhängen, trotz verschiedener Abwandlungen starke Eigenart und Einheitlichkeit aufweisen, Wohn- und Wirtschaftsgebäude zu einem innerlich zusammenhängenden Bau, dem der bairischen Einwanderung entstammenden „Einbau" vereinigen. — Über die örtlichen Interessen hinaus bietet der Wirtschafts- und Rechtsgeschichte reichen Aufschluß die umfangreiche Abhandlung von O. Stolz „Verkehrsgeschichte des Jaufen". Es ist das jener schon im Mittelalter von Personen und für Frachttransporte aus nah und fern benützte Alpenpaß vom Wip- zum Passeiertal, ein Weg, der in der Folge zur alten Hauptstadt des Landes Meran führte. Nach seinem Namen und mancherlei Überresten zu schließen, muß er schon den Römern bekannt gewesen sein (jugum = Joch). Urkundlich ist er seit 1186 mit dem eingedeutschten Namen „Juven" nachweisbar. Beiderseits mit Burgen besetzt, unterstand dieser wichtige Verkehrsweg alsbald der sich entwickelnden landesfürstlichen Zollgerechtigkeit. Seit 1307 wiederholt von der tirolischen Regierung verbessert, blieb er Saumweg, dessen Erhaltung nicht wie sonst den Gemeinden, sondern vermutlich im Anschlusse an die alten Zollrechte dem Ärar oblag, bis erst das 20. Jahrhundert ihn im Interesse des Fremdenverkehrs zur Straße ausgestaltete. — Eine Studie von A. Sparber verbreitet neues Licht über „Die Quarkinus-Urkunde von 827/28". Sie wurde für das zu Freising gehörende Benediktinerstift des hlg. Candidus zu Innichen (Pustertal) ausgestellt und bildet das älteste und wichtigste Zeugnis zur Geschichte der Sterzinger Gegend. Orts- und personengeschichtlich wiederholt schon verwertet, wird sie nun durch den der Abhandlung beigegebenen Faksimiledruck, der nach der einzigen Überlieferung, einer fast gleichzeitigen Eintragung im ältesten Freisinger Traditionsbuche, hergestellt ist, erweiterter Forschung zugänglich gemacht. — K. Schadelbauers Beitrag, „Die ältesten Urkunden des Sterzinger Stadtarchivs" bringt aus dem reichen Bestande dieses Archivs die sieben ersten Urkunden (1298—1333) zum Abdruck. — L. Santifaller veröffentlicht „ein Verzeichnis der Urkunden der Bozener Pfandleihanstalt aus der Mitte des 14. Jahrhunderts", das er in einem der Kanzlei der Tirolischen Landesfürsten jener Zeit entstammenden Kodex fand, der heute in München liegt. C. v. Inama

Digitized by Google

gewährt in seinem Aufsatz „zur Genealogie des Sterzinger Bürgergeschlechtes Köchl", gestützt auf mühevolle Erhebungen, interessante Einblicke von allgemeinem Wert in den Entwicklungsgang dieser Familie, deren einer Zweig heute in New York lebt. — Reichhaltige sprachgeschichtliche Forschungen enthält die Studie L. Steinbergers „Der Name Fischnaler", zugleich eine besondere Widmung für den Jubilar.

Auch kunstgeschichtliche Abhandlungen bringt unsere Festgabe. Unsere Kenntnis von der Malkunst Tirols im Zeitalters des letzten Ritters bereichern die Aufsätze von H. Hammer: Ein unbekanntes Waldgemälde Jörg Kölderers, und von J. Garber: Jörg Kölderers Zeichnungen des Innsbrucker Zeughauses. Ersterer feiert den heimischen Künstler — ein junger Innsbrucker Kunsthistoriker, V. Oberhammer, stellte seine Heimat im Weiler Hof bei Inzing im Oberinntale fest, während Fischnaler ihn noch für einen Sterzinger hielt — vor allem als Wandmaler, stützt durch neue Gründe Garbers Nachweis, daß sämtliche Malereien des Erkers am „goldenen Dachl" ihm zugehören und weist in vorsichtiger kunstgeschichtlicher Analyse ihm auch die Darstellung der Gregormesse in der Leonhardkirche bei Kundl im Unterinntal zu. Garber aber erkennt in den zwei Zeichnungen im zweiten Bande der Zeugbücher Maximilians in der Wiener Nationalbibliothek, die mit J. K. signiert sind, Bilder des von diesem Herrscher in Innsbruck 1507 erbauten Zeughauses, die man bisher auf Wien bezogen hat. — J. Weingartner bespricht eine von ihm aufgefundene „frühgotische Wanddekoration auf Sprechenstein" bei Sterzing als seltenes Beispiel einer einfachen, aber voll erhaltenen Bemalung eines Wohnzimmers aus dem frühen 14. Jahrhundert. — H. Hörtnagl schreibt über „Die Steinmetzwerkstätte der Thüring in Innsbruck" in der Zeit von 1490—1558, aus der verschiedene große Bauten in dieser Stadt hervorgegangen sind. Vgl. hiezu jetzt H. Hammer in den Veröffentlichungen des Museums Ferdinandeum in Innsbruck, Heft 8 (1928), S. 75 ff. — K. Möser berichtet über „Die Meraner Malerfamilie Raber", die dort von 1531—1681 verschiedene Werke schuf, aber auch zu Sterzing Beziehungen hatte.

Auch durch ihren gediegenen Inhalt gereicht diese Festgabe dem Jubilar zu gerechtem Stolze. Der rührige Verlag gab ihr eine mustergültige Gestalt. Sie gehört in die Bücherei jedes Freundes tirolischer Geschichte in Nah und Fern.

Innsbruck. A. v. Wretschko.

Digitized by Google

Richard Pape: Zur Geschichte eines „Großen Gewerks“ aus der Ordensritterzeit Preußens und die Historie über Hans von Sagan (Jubiläumschronik) 1326—1926. 8°. 115 S. Verlag: Archiv f. Gewerbepolitik und Volkswirtschaft. Berlin, 1926.

Der Hauptteil der Schrift ist ein teilweiser Neudruck einer Gedenkschrift zum 600jährigen Jubiläum der Schuhmacher-Zwangsinnung in Königsberg i. Pr. und ist ergänzt durch die „Historie“ des mutigen kneiphöfischen Schuhmachergesellen Hans von Sagan, der in der Schlacht bei Rudau gegen die Litauer (1370) das sinkende Banner des Ordensheeres ergriffen und dadurch die Schlacht zugunsten des Ordens gerettet haben soll. Wenn hier von einer 600jährigen Geschichte des Schuhmachergewerkes gesprochen wird, so ist dies, wie Verf. selbst zugibt, nur Annahme. Die Quellen versagen vollkommen. Es wird daraus geschlossen, daß bald nach 1300 schon andere Innungen bestanden und in dieser Zeit auch schon Schusterbänke in der Altstadt und im Löbenicht erwähnt werden. Aber die Einrichtung und das Vorhandensein von „Bänken“ weist nicht unbedingt, wie Verf. meint, auf das Bestehen einer Innung hin. Außerdem sind auch die großen Gewerke (Viergewerk) nicht überall die der Bäcker, Fleischer, Schmiede und Schuhmacher. Die Zugehörigkeit zum großen Gewerk richtet sich nach der Bedeutung der einzelnen Innung. Immerhin sei zugegeben, daß die Schuhmacher meist zu diesen bevorzugten gehören. Und nun zum Jahre 1326! Die Begründung ist folgende: „Der deutsche Ritterorden war bereits 100 Jahre in Preußen, als diese Innung entstand, und nach dem ältesten Chronisten, Peter Dusburg, soll die um die Burg angelegte Stadt im Jahre 1326 den Namen Königsberg erhalten haben. Diese Daten waren in Ermangelung einer Gewerksrolle der Schuhmacher-Innung wichtig für die Wahl des Jubiläumsjahres.“ Im Absatz vorher geht Verf. sogar noch weiter und sagt, daß s. E. die Schuhmacher-Innung „auf ein mindestens 600jähriges Bestehen zurückblicken“ kann. M. E. ist das ausgeschlossen. Wenn es vielleicht für die Altstadt zutreffen sollte, so sicher nicht für den Kneiphof, der erst 1327 Stadtrecht erhält. Nach den Darlegungen hören wir 1452/53 zum ersten Male authentisch von dem Schuhmachergewerk. Alles vorherige ist Annahme. So ist auch der Titel etwas irreführend. Für das Gewerk in Königsberg selber erfahren wir also gar nichts. Wertvoll dagegen sind die Darlegungen über die Schuhmacherzunft im Deutschordenstaate im allgemeinen. Sorgfältig werden da alle Nachrichten herangezogen, so daß uns von dem Leben und den Nöten der Schuhmacher in Preußen ein

Digitized by Google

anschauliches Bild entworfen wird. Sicher werden diese Züge teilweise auch auf die Königsberger zutreffen. Aber quellenmäßig ist es nicht zu belegen. 13 Seiten des Buches sind nur der Ordenszeit gewidmet. Dann folgt ein Abschnitt über 16. und 17. Jahrhundert. Da kommen wir vielleicht dem wahren Gründungsdatum etwas näher. Denn wir lesen (S. 26), daß 1509 die Loh- und Rotgerber eine Compagnie und Rolle vom Magistrat konfirmiert bekommen haben, und daß sich dann um 1582 die Schuhmacher von den Loh- und Rotgerbern getrennt und „absonderlichen Rollen erhalten“ haben. Das heißt doch: Erst 1505 sind die Lederarbeiter zu einer Innung zusammengeschlossen worden. Dann haben sich nach ungefähr 70 Jahren die Schuhmacher von den anderen getrennt und die Genehmigung erhalten, allein eine Innung zu bilden. So kann also das Jahr 1581 oder 1582 als Gründungsjahr der Königsberger Schuhmacher-Innung angesehen werden. Es kommt nicht vor, daß sich zwei Innungen in der damaligen Zeit zusammenschließen, dann einige Jahrzehnte nachher noch einmal auseinandergehen. Den umgekehrten Fall finden wir aber häufiger, besonders bei den Schmieden, daß eine Gruppe Spezialarbeiter sich aus der großen Innung zu einer besonderen absondert. So wie es hier geschehen ist. Leider kann ich also an ein mindestens 600 jähriges Bestehen der Königsberger Schuhmacher-Innung nicht glauben, sondern muß nach der einwandfrei angeführten Quelle jedenfalls 1582 oder etwas früher den Beginn der Innung annehmen.

Dann fließen auch die Quellen über das Gewerk reichlicher. Allerdings stammt das erste erhaltene Privileg vom Jahre 1738, also aus der Zeit, als die selbständige Verwaltung der Innungen infolge Reichsbeschluß von 1731 völlig eingezwängt war. Dies Privileg, das gleichlautend mit denen anderer Städte ist, wird völlig abgedruckt und nimmt weit mehr Platz ein, als die ganze Erörterung über die Schuhmacher zur Ordenszeit (S. 26—58).

Leider muß ich auch sagen, daß das, was über die Heldentat des Hans von Sagan angeführt wird und die Folgerungen, die daraus gezogen werden (Schmeckebier, Wappen), mir mehr auf frommer Sage als auf historischer Tatsache zu beruhen scheinen. Die erste Erwähnung dieser Heldentat bringt nach ungefähr 200 Jahren Lucas David, dessen Quellenwert nicht zu hoch einzuschätzen ist, und der die Geschichte selber als ein Königsberger Gerücht bezeichnet. Immerhin ist die „Historie“ über Hans von Sagan als Wappensage für den Kneiphof und das Schuhmacherwappen ganz interessant. Den

Digitized by Google

Beschluß des Buches bilden Berichte über die 600-Jahrfeier der Schuhmacherzwangsinnung.

Wenn auch die Schrift in wesentlichen Einzelheiten wohl kaum einer strengen Kritik standhält, so ist doch die ganze Art der Behandlung voll zu würdigen. Voll warmer Liebe zur Heimat und zum Handwerkerstande ist die Schrift verfaßt; sie läßt den Leser nicht ohne Anregungen. Möchten sich noch mehr Männer finden, die im Kleinstudium die Geschichte einzelner Innungen verfassen. Die Wirtschaftsgeschichte wird nur Nutzen daraus ziehen können.

Neuruppin. Lampe.

Jäger, Oskar: Geschichte der neueren Zeit. Neu bearbeitet von Arnold Reimann. (= Weltgeschichte in fünf Bänden. Von Oskar Jäger. Nach dem Tode des Verfassers neu bearbeitet und fortgeführt von Wilh. Schaefer u. Arnold Reimann. 3. Band: Geschichte der neueren Zeit 1517—1789.) Mit 303 authentischen Abbildungen im Text und 29 Beilagen in Schwarz- und Farbendruck. 57.—61. Tausend. 8°. XII, 713 Seiten. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig, 1926.

Während Rez. selbst seiner Zeit die erneuerte Jägersche Weltgeschichte in Gestalt der von Wilhelm Schaefer bearbeiteten Geschichte des Altertums zu würdigen suchte („Mitteilungen", Bd. 49 S. 69/70), begrüßte Richard Sternfeld („Mitteilungen", Bd. 53 S. 133/134) die bereits von Reimann vorgenommene Neuherausgabe der Geschichte des Mittelalters. Was Sternfeld eingangs seiner Besprechung rühmte, daß die Lesbarkeit des Buches unter dem selbstverständlichen Bestreben, die Ergebnisse der neueren Forschung in den Text hineinzuarbeiten, nicht gelitten habe, daß es „sich wie aus einem Guß lese", — das kann auch von dem vorliegenden Bande gesagt werden. Reimanns im Vorwort geäußerter Wunsch, den „Stand der neuen Forschung" wiederzugeben, ohne Jägers „Erzählkunst", ohne sein Pathos und Ethos zu stören oder gar zu tilgen, darf als erfüllt gelten.

Die Inhaltsübersicht weist naturgemäß keine Änderungen auf; denn Jägers Werk, das die geschichtliche Substanz einem größeren Publikum so kernhaft zu bieten wußte, sollte ja im großen und ganzen erhalten bleiben. So finden wir die zur Darstellung gebrachten Jahre 1517—1789 in die beiden herkömmlichen Zeiträume 1517—1648 (Zeit der religiösen Kämpfe) und 1648—1789 (Zeit des fürstlichen Absolutismus) gesondert; jedem gelten drei Bücher: das vierte führt Ludwig XIV. an der Spitze, das sechste Friedrich den Großen. Aber

Digitized by Google

wenn diese beiden Männer auch durch das Zeitalter des Spanischen Erbfolgekrieges voneinander getrennt sind, wenn auch der eine als absoluter Monarch, der andere als „aufgeklärter Despot" hingestellt und mit manchem Scheine des Rechtes gekennzeichnet wird: — der Unterschied, den Jäger in Übereinstimmung mit der Meinung seiner Zeit zwischen den beiden Männern wahrzunehmen glaubte, kann heute und eigentlich schon seit Kosers Ausführungen (in „Staat und Gesellschaft der neueren Zeit", 1908) nicht mehr gemacht werden. Denn jener viel zitierte „erste Diener des Staates" ist doch nichts anderes als der Monarch, der mit ganz besonderer Befehlsgewalt begabt erscheint, da er ja zugleich der Staat ist, welcher sich dienen läßt. Im übrigen ist Ludwig XIV. voll gewürdigt (S. 388), wenn man nicht etwa meinen sollte, daß seine Gewaltaten gegen Deutschland zu milde beurteilt werden (S. 427, 436). Das konnte schon für Jäger, es könnte erst recht für Reimann gelten, da wir Heutigen Frankreichs linksrheinische Aspirationen im wesentlichen auf Ludwigs XIV. Gewaltpolitik gegründet sehen müssen. Es hilft dabei gar nichts, daß man den elenden Egon von Fürstenberg und andere seines Gelichters mitverantwortlich macht. Die brutalen Gewaltmenschen pflegen immer nichtswürdige Kreaturen zu finden!

Richelieus historische Größe war stets unbestritten. Doch dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß „er gleich groß als Feldherr wie als Staatsmann" gewesen (S. 336). Und von Mazarin erfahren wir, daß er „Turenne bei Rethel schlug" (S. 380). Sie waren eben ganze Männer oder sind es an den Aufgaben geworden, die ihnen gestellt waren. So war Friedrich der Große ein genialer Feldherr, aber bei Mollwitz ein nervöser Anfänger: hier war (trotz S. 577) Schwerin der Sieger. Und was Friedrich der Staatsmann sich bei der Westminsterkonvention vom Januar 1756 (S. 604) gedacht hat, bleibt auch recht fraglich. Jedenfalls hat e r dadurch viel mehr als Kaunitz durch seine diplomatische Geschicklichkeit den Abschluß des Versailler Vertrages vom 1. Mai 1756 heraufgeführt. Andererseits freuen wir uns, daß einer der wesentlichsten Zusätze Reimanns (S. 605) dem Nachweise gewidmet ist, der Siebenjährige sei für Friedrich ein Verteidigungskrieg gewesen. Es kommt eben, wie es kommen soll und muß. Das zeigt sich mehrfach selbst in einem Werke, welches ganz vorwiegend die Auswirkungen persönlicher und Kabinettspolitik darzulegen hat.

Dieses dem Zeitalter eigentümliche Wesen, diese eximierte Stellung leitender, bestimmender Persönlichkeiten tritt auch in dem reichen

Digitized by Google

Bildschmuck des Buches zukage: die „authentischen" Textabbildungen geben in der Mehrzahl Porträts; auch von den 29 Beilagen in Schwarz- und Farbendruck stellen 20 führende Männer oder Frauen in vortrefflicher Wiedergabe künstlerischer Produktionen eines Tizian, Van Dyck u. a. dar, und nur 9 gelten sachlichen Angelegenheiten, davon 4 bedeutsamen Belagerungen (Magdeburg, Rochelle, Stettin, Wien). Überhaupt verdient die buchtechnische Ausstattung alles Lob, nicht zuletzt der weitere Druck, der aus 658 Seiten der früheren 4. Auflage 696 hat werden lassen. Etwas von diesem Zuwachs mag auch auf die dankenswerten Zusätze Reimanns entfallen, die wir übrigens lieber, als den Stand der neueren Forschung spiegelnd und zusammenfassend, anhangsweise gegeben gesehen hätten: wir möchten meinen, Reimann würde kein Bedenken tragen, für Jäger dasselbe und in derselben Weise zu tun, was ein Goedeke oder ein Alfred Stern einst für Vilmars Literaturgeschichte, was soeben Boucke für Hettner getan hat. Erich Bleich.

Czibulka, Alfons von: Prinz Eugen von Savoyen. Mit 8 Einschalttafeln und 69 Abbildungen im Text. 8°. 270 S. Stuttgart, Berlin, Leipzig: Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Es ist eine Biographie und möchte ein Volksbuch werden, dürfte also an dieser Stelle, welche der geschichtlichen Forschung und der wissenschaftlichen Darstellung gehört, einer Besprechung nicht ohne weiteres unterzogen werden. Allein, es handelt sich um einen Mann, dessen Lebensbeschreibung, sei sie auch noch so schlicht gehalten, notwendigerweise zur Schilderung weltgeschichtlicher Vorgänge gelangt; und es handelt sich um ein Buch, dessen Verfasser mit den Ergebnissen der gelehrten Forschung wohl vertraut ist. Und so weisen wir gern auf diese Veröffentlichung Czibulkas hin.

Prinz Eugen ist Soldat mit Leib und Seele, er ist voller Mut und Entschlußkraft: unansehnlich, wenn nicht gar häßlich von Gestalt, fast schwächlichen, schmächtigen Körpers, ersetzt er alles durch die reichen Kräfte seines Inneren, die den am Kahlenberge 1683 mutig fechtenden Soldaten zum schneidigen Führer machen (bei Mohacz 1687 läßt er seine Dragoner absitzen und führt sie zum Sturme vor). Und auch der Feldherr wird in Augenblicken der Entscheidung allemal wieder zum verwegenen, alles fordernden, sein eigenes Leben rücksichtslos einsetzenden Führer (S. 124: in der Schlacht bei Höchstädt „stellte sich der Prinz den Fliehenden entgegen und schoß zwei der Weichenden nieder. . . . Dann warf er sich

Digitized by Google

an der Spitze von Preußen und Kaiserlichen von neuem auf Lußingen"). Als Stratege hat Prinz Eugen weltgeschichtliche Bedeutung: dafür zeugen Zenta (S. 77 ff.) und Belgrad (S. 220 ff.), jene Siege von 1697 und 1717, durch welche Ungarn endgültig mit Österreich vereinigt wird; dafür auch jener meisterhafte Alpenübergang des Jahres 1701 (S. 104—106), der uns schon als Jungens in besonderem Lichte erschien, wenn gerade er uns in dem einzigen Buntbilde dargestellt wurde, welches dem zweiten Bande jenes beliebten Neuen Soldatenbuches „Die Welt in Waffen" beigegeben war. Denn über Höchstädt, Oudenaarde, Malplaquet bedarf es keines Wortes, wenn man nicht ausdrücklich der großartigen Vorbereitung jenes glänzenden Sieges von 1704 gedenken will, welche vornehmlich Eugens, des österreichischen Hofkriegsratspräsidenten, d. h. Kriegsministers und Generalstabschefs, Verdienst ist (S. 116 ff.).

Von besonderem Interesse sind die Gedanken des Staatsmannes Prinz Eugen. „Er dachte in Jahrhunderten und wußte, daß Österreich einmal aus dem tiefsten Sinne seiner Sendung den Weg nach Osten werde gehen müssen." (S. 166.) „Alles Land zwischen der Nordsee und dem Balkan, der Ostsee und dem Mittelmeer, das war das deutsche Großreich, wie Eugen es sah. . . . Dieses noch lose, aber nicht willkürliche Gebilde von Ländern zu einem Ganzen zu einen, die Weltstellungen Deutschlands-Österreichs am Rhein und im Osten für die Zukunft zu sichern, das war sein Bestreben in den letzten zwei Jahrzehnten seines Lebens." (S. 226.) Er selbst hatte diesem Reiche den Weg nach Osten gewiesen und alten Besitz in siegreichen Schlachten (Zenta, Belgrad) wiedergewonnen; er selbst hatte dieses Großreich an der Donau und am Rheine, den beiden Hauptströmen, aufs glücklichste verteidigt (Höchstädt, Malplaquet). Welche Freude wäre es ihm gewesen, Österreich fester ins Reich hineinwachsen zu sehen, wenn jene im Rastatter Frieden eröffnete Aussicht sich erfüllte und Bayern österreichisch wurde? (S. 186.) Aber dies freilich sollte nicht sein; und als Joseph II. den gleichen Plan durchführen wollte, da war sein stärkster Gegner der Preußenkönig Friedrich II., der Nachkomme jenes Friedrich I., dem man nach Eugens Meinung niemals die Königskrone hätte zugestehen dürfen, denn „es könne nur einer Herr im Reiche sein, und es tue nicht gut, wenn einer der ohnehin nicht allzu botmäßigen Reichsfürsten sich mit königlicher Macht umgebe." (S. 103.)

Sonst war Eugen als Soldat und Feldherr wie als Staatsmann und Mensch zumeist vom Glück begünstigt, so sehr, daß man es einem

Digitized by Google

Guido von Starhemberg würde zugute halten müssen, wenn er wirklich „maßlos eifersüchtig auf die Erfolge Eugens" (S. 236) gewesen sein sollte. Andrerseits wird man anerkennen müssen, daß gerade dieser Mann sein Glück trotz einem verdient hat, denn bei glänzenden Erfolgen und glänzendster Karriere, bei lockendsten Aussichten (König von Polen sollte er werden: S. 148) und sicher gegründetem Reichtum, den ihm seine dankbaren Fürsten zuströmen ließen, bei der üppigen Fülle und ausgesuchten Feinheit seines materiellen und geistigen Daseins blieb er der einfache, schlichte, wahrhaft große, weil auch ehrliche, treue und gute Mensch. Erich Bleich.

Voßler, Otto: Mazzinis politisches Denken und Wollen in den geistigen Strömungen seiner Zeit. (Beiheft 11 der Historischen Zeitschrift.) 87 S. Verlag R. Oldenbourg, München, 1927. Preis Mk. 4.—.

In welcher Weise das praktisch-politische Handeln Mazzinis, jenes Vorkämpfers der italienischen Einheit aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, durch sein Denken geleitet wurde, versucht Voßler in seiner Untersuchung darzulegen. Er geht davon aus, daß Mazzini nicht als Denker, sondern als Politiker in erster Reihe zu werten und daß das Ziel seines Lebens die Tat, die Schaffung der einigen Republik Italien gewesen ist. Schon das politische Programm, das er im Jahre 1831 bei der Gründung der „Giovine Italia" formulierte, zeigt dies. Wie sein Programm sich aus dem italienischen Nationalgedanken, der schon vorhanden war, entwickelte, wird sodann vom Verfasser auseinandergesetzt. Die Dichtung tritt in den Dienst seiner Politik, und die Literatur wird ihm zur Quelle seiner politischen Ideen. Von größter Bedeutung aber war, wie für jeden Revolutionär, die Geschichte und die Geschichtsphilosophie. Hier verankerte er das, was er in der Praxis durchsetzen wollte. Die deutschen Denker waren für ihn von ausschlaggebender Bedeutung, vor allem kommt er von Herder her. Von ihm nimmt er seinen hoffnungsfrohen, eigentlich religiösen Glauben an seine Sendung. Dann aber waren es auch die St. Simonisten, die ihn wesentlich beeinflußten. Wenn er auch ein soziales Programm in den Dienst seiner Politik gestellt hat, so trennte er sich doch von dem Denken der Sozialisten, weil er in ihm eine Gefahr für den italienischen Einheitsstaat sah und er erst die Durchsetzung der Einheit und dann die Verwirklichung sozialer Ideale erstrebte. Seine Nationalitätslehre ist noch unklar.

Digitized by Google

Die Abgrenzungen, die er sich für die einzelnen Staaten Europas vorstellt, wechseln; mitunter weist er bei dem Aufbau eines idealen Europas Ungarn einmal Böhmen und Mähren, ein andermal wieder Rumänien, ein drittes Mal gar Deutschland zu.

Die Tragödie im Denken Mazzinis beruht wohl in erster Reihe darauf, daß er als der Theoretiker nicht imstande war, durch Anschmiegen an die jeweilige politische Situation auch um die Durchsetzung seiner Ideen zu ringen. An den verschiedensten Aufständen beteiligt, kurze Zeit während der Revolution von 1849 Triumvir der römischen Republik, muß er doch einem Späteren die Verwirklichung seiner Gedanken überlassen, dem Manne, der die politische Lage geschickter auszuwerten wußte, Camillo Cavour. Das monarchische Italien, das ursprünglich ihn, den Republikaner bekämpfen mußte, machte dann später Frieden mit ihm und ehrte ihn, 1872, als er tot war.

Die Untersuchung Voßlers, die in dankenswerter Weise vor allem auch die italienische Literatur anführt, stellt als Erstlingsarbeit eine durchaus anerkennenswerte Leistung dar, die gerade im gegenwärtigen Augenblick auch über den Kreis der Fachgenossen Interesse finden wird, wo die heutige geistige Strömung Italien bis zu einem gewissen Grade ja auch aus den Ideen Mazzinis abzuleiten ist.

Breslau. Willy Cohn.

Bernhardi, Friedrich von: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben nach gleichzeitigen Aufzeichnungen und im Lichte der Erinnerung. 8°. VIII, 541 S. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1927. Geh. Mk. 15.—; Ganzleinen Mk. 18.—.

Der Sohn, der einst die bändefüllenden Denkwürdigkeiten seines Vaters (Theodor) herausgab, erscheint jetzt mit den eigenen, oben angezeigten. Er bietet damit ein aufschlußreiches Memoirenwerk, und er eröffnet uns eine historische Quelle. Denn dieser Mann bedeutete etwas.

Freilich wirkt er zunächst etwas zwiespältig auf uns: General der Kavallerie und — politischer Schriftsteller, Reitersmann und Federheld. Aber diese Vereinigung des Gegensätzlichen ist ja anscheinend sein Erbteil: vom Vater her, dem Diplomaten, der zugleich Militärschriftsteller, wenn nicht Zivilstratege war; ja auch vom Großvater her, der sich als Gymnasialdirektor und Sprachforscher wie als romantischer Dichter auszeichnete. Demgemäß sollte Bernhardi mit Hans Delbrück mehr Sympathien haben, einem dieser „Zivilgelehrten", wie er sich (S. 133) ausdrückt, „denen es eine Genugtuung war, sich

Digitized by Google

an der Armee reiben zu können". Denn Hans Delbrück ist zwar ein Zivilgelehrter mit kriegsgeschichtlichem Interesse, das ihm, dem Historiker, aber schließlich besser zu Gesichte steht als dem Kavalleriegeneral; und es hat einen anderen Kavalleriegeneral gegeben, von dem es gewiß ist, daß er die Delbrückschе Deutung der Cannaeschlacht einleuchtend genug fand, um aus ihr d a s Schlachtenschema für die Entscheidungen des drohenden Krieges zu gewinnen. Dieser General war Schlieffen.

Doch diese Seite Bernhardischer Tätigkeit sei nur nebenbei berührt; er zeigt sich hier auf einem Gebiete, für das er u. E. nicht deshalb besonders geeignet erscheint, weil er selbst es dem militärischen Fachmann vorbehalten wissen will. Sondern gerade das völlige Aufgehen im Militärischen, wie man es von dem Soldaten verlangen muß, bedeutet wohl kriegerische Stärke, gewährleistet aber keinenfalls wissenschaftliche Höchstleistungen, zumal auf dem Gebiete der Kriegsgeschichte. Dies beweist das Generalstabswerk über die Kriege Friedrichs des Großen, aus dessen Umfang sich Bernhardi für das Jahr 1741 als Schlußredaktor bekennt (S. 143); wenigstens meint Rez. hinsichtlich des mährischen Feldzuges Friedrichs II. 1741/1742 gegen die Arbeitsweise des Generalstabes nicht ungerechtfertigte Einwände vorgebracht zu haben, welche durch die Darstellung Bernhardis (er war Chef der Kriegsgeschichtlichen Abteilung, Oktober 1898 bis April 1901: S. 211—230) nur verstärkt werden: die Kriegsgeschichte bedeutet kaum etwas für sich, sie liefert Beispiele für taktische und strategische Fragen. In diesem Sinne hat B. auch als Lehrer an der Kriegsakademie gewirkt (S. 212), und die von ihm begründeten „Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik" weisen bereits durch ihren Titel auf diese gewiß nutzbringende, aber jedenfalls nicht reinwissenschaftliche Vereinigung hin.

Bernhardi ist und war eben immer in erster Linie Soldat. Kavallerist, durchaus ein Kind seiner Zeit, und sofern er Schriftsteller erscheint er uns darum als Zweckschriftsteller, z. B. in seinem B „Unsere Kavallerie im nächsten Kriege" (1899). Mit Stolz bemerkt er selbst darüber (S. 213): „Es wurde ins Englische, Französische und Italienische übersetzt und begründete meinen europäischen Ruf als Militärschriftsteller." Ebenso berücksichtigte der als Broschüre gedruckte Vortrag aus 1907 (Organisation und Ausbildung der Kavallerie für den modernen Krieg) „die Erfahrungen der neuesten Kriege, des Burenkrieges sowohl wie des Russisch-Japanischen, und

Digitized by Google

berührte alle wichtigsten Fragen, die in der Waffe streitig waren" (S. 281).

Freilich — das sei gleich hinzugesetzt — sein Zweck war stets der bedeutsamste, den man menschlicherweise verfolgen kann: das Vaterland, seine Sicherheit und Größe. „Im Kampfe um die geistige Freiheit und die sittliche Selbständigkeit des Menschen gegen die Mächte der Reaktion, gegen starre Kirchlichkeit sowohl wie gegen den Materialismus, sehe ich den eigentlichen Inhalt aller Bestrebungen und Gegenstrebungen unserer Zeit, und Deutschland halte ich für berufen, die Menschheit in diesem Kampfe zum Siege zu führen. Die Welt ist zwar erfüllt von Kriegen und Streitigkeiten um die verschiedensten Zwecke: von bleibender geschichtlicher Bedeutung sind aber nur die Kämpfe, bei denen es sich um die höchsten Interessen der Menschheit handelt." (S. 53.)

Im Zeitalter Bismarcks aufgewachsen, lebt er auch nach Bismarcks Entlassung völlig in Bismarckschen Überlieferungen, aus welchen heraus ihm, dem glühenden Patrioten, die politischen Vorgänge der neunziger Jahre und des neuen Jahrhunderts in dem trüben Lichte der abwärts gehenden Entwicklung erscheinen. Wir vermuten, daß die dahin gehenden stetigen Klagen jenen „gleichzeitigen Aufzeichnungen" entnommen sind, von denen der Titel spricht; denn „im Lichte der Erinnerung" gesehen, möchten wir sie für konstruiert zu halten geneigt sein. Konstruiert unter dem Gesichtspunkt, daß die deutsche Politik nach Bismarcks Entlassung schlechterdings von allen guten Geistern verlassen gewesen sei. So fallen denn sehr, sehr herbe Urteile über die leitenden Staatsmänner jener Tage, zumal (S. 144, 153, 164, 166) über Caprivi (zu dessen Gunsten seine „Memoirenlosigkeit" aber doch sehr stark spricht!). In der Beurteilung des Konfliktes zwischen Bismarck und dem Kaiser zeigt sich Bernhardi durchaus bismärckisch, obgleich ihn Schiemanns, auf der Erzählung des Kaisers beruhende Mitteilung darüber (S. 264) wohl hätte wankend machen können. Wenn er aber schreibt (S. 175): „Es ist gar nicht zu berechnen, wie sehr die offen zur Schau getragene Feindschaft gegen Bismarck der Regierung geschadet hat," so könnte ein anderer vielleicht richtiger finden, daß man von der Feindschaft Bismarcks spräche.

Je schwärzer Bernhardi in die Zukunft sieht, desto mehr verläßt er sich auf die Armee, an deren Ausbau und Trefflichkeit er desto eifriger mitarbeitet, deren Kriegstüchtigkeit er desto energischer zu fördern sucht. Denn schließlich könne nur der Krieg Rettung bringen.

Digitized by Google

In diesen Gedankengängen stimmt er mit dem von ihm hochgeschätzten Waldersee überein (S. 147, 149). Von dem Kriegsminister, von Einem, weiß er unter dem 20., 21. Februar 1906 zu berichten (S. 273), er hätte gemeint, „der Reichskanzler Bülow würde am liebsten losschlagen, er könne es aber nicht. Dazu wäre der Kaiser unter keinen Umständen zu bringen. Daß er jemals einen Krieg erklären würde, sei ganz ausgeschlossen". Ähnlich äußert sich General v. Plessen, der Kommandant des Hauptquartiers, am 1. Januar 1909 zu Bernhardi: „Der Kaiser habe während seiner ganzen Regierung seinen Ruhm darin gesucht, der Friedensfürst in Europa zu sein. Jetzt werde es ihm natürlich schwer, auf den gegenteiligen Standpunkt zu treten." (S. 292.) Diesen aber vertrat Bernhardi in mehreren viel gelesenen Schriften („Deutschland und der nächste Krieg"; „Unsere Zukunft, ein Mahnwort an das deutsche Volk"; „Vom heutigen Kriege); und so energisch trat er für den Präventivkrieg ein, daß die Summe der in diesem Schlagwort zusammengefaßten Forderungen als „Bernhardismus" (S. 400) bezeichnet wurde.

Wir haben uns bemüht, diejenigen Punkte herauszuheben, welche diese Biographie gewissermaßen in die allgemeine deutsche Geschichte einmünden lassen: Bernhardi der patriotische Soldat, der alle seine reichen militärischen Erfahrungen, alle seine mit hellem Geist angestellten Erwägungen in regster schriftstellerischer Arbeit für die unabweisliche Erkenntnis einsetzt, daß der Krieg kommen und daß Deutschland für diesen Fall aufs beste gerüstet sein müsse. Dixit et salvavit animam suam. Wahrhaftig, dieser Mann bedeutete etwas!

Neben dieser allgemeinen und persönlichen Bedeutung hat das Werk B.s aber auch eine typische: wir werden, vornehmlich durch das erste und zweite Buch, mit einem Offiziersleben vertraut, von den Leutnantstagen bis zur gewichtigen Amtsführung des Kommandierenden Generals, und lernen auf diesem Wege eine große Anzahl wichtiger Persönlichkeiten kennen: außer Waldersee und von Einem den, jetzt einem Feldherrn und Kriegsmann gleich geachteten Schlieffen (hier bei B., S. 223, richtiger: „als Soldat ein durchaus genialer Mann") und v. d. Goltz-Pascha (S. 141); den jüngeren Moltke, dem man mindestens Ehrlichkeit und aufrechtes Wesen nachrühmen muß, da er, wie wir auch durch ihn selbst wissen, den Kaiser bewog, weder in Kriegsspielen noch in Kaisermanövern selbst zu führen (S. 263/264); den seinerzeit als Muster eines Kommandierenden Generals angesehenen Haeseler (S. 190 ff.), der hier von seinem Brigadier, das war Bernhardi, sehr

Digitized by Google

eingehend und vorurteilsfrei geschildert wird; endlich Hindenburg, unter dem B. 1904—1907 Divisionär war (S. 256).

Alle diese Kennzeichnungen führender Persönlichkeiten sowie die meisten jener oben angeführten politischen Eröffnungen finden sich in dem für die Vorkriegszeit wichtigsten, auch bei weitem umfänglichsten dritten Buche (S. 124—337): Unter Wilhelm II. bis zu meinem Ausscheiden aus der deutschen Armee. Im Mittelpunkte des vierten Buches steht Bernhardis Weltreise (S. 353—366), die er in einem eigenen Buche beschrieben hat und die ihm die Erkenntnis, die „gefestigte Überzeugung" brachte, „daß Deutschland seine Politik noch in letzter Stunde vollständig ändern und seine Weltpolitik aufgeben müsse". Das fünfte Buch (S. 392—528) zeigt uns Bernhardi „Im Weltkriege," erst als stellvertretenden Kommandierenden General des V. Armeekorps, dann Mitte 1915 an der Ostfront als Kommandeur der 49. Reserve-Division (S. 411—431) und 1916/1917 als Korpskommandeur in der Stochodlinie, endlich 1918 in gleicher Eigenschaft an der Westfront. Wir müssen uns versagen, diese Partien der „Denkwürdigkeiten" genauer durchzugehen, obgleich sie über das Rein-Militärische hinaus, das im wesentlichen in Bernhardis Darstellung des Weltkrieges („Mitteilungen", Bd. 51, S. 53/4) übergegangen ist, ungemein viel politisch Bedeutsames bringen, was einmal in Bernhardis reger, auch praktischer Anteilnahme (Aufsätze für die amerikanische Presse: 1915) begründet ist und sodann in seinen Beziehungen zu dem Kronprinzen, zu Hindenburg und zu dem politischen Berater des Kaisers, Schiemann. Nur eine wohl ziemlich unbekannte Einzelheit sei erwähnt: Bernhardi als Nachfolger Michaelis' im Reichskanzleramt dem Kaiser durch Schiemann warm empfohlen. „Der Kaiser aber erklärte, keinen General nehmen zu wollen" (S. 480). Dazu S. 493: „Hindenburg meinte, daß ich gewiß ein guter Kanzler, aber dem Zentrum nicht genehm sein würde."

Doch dies liegt längst außerhalb des Bereiches irgendeines Wunsches. Wünschen können wir nur, daß Bernhardi, der durch eine Kanzlerschaft im Weltkriege nicht zu wirken vermochte, durch seine „Denkwürdigkeiten" Einfluß gewinnen möge in dieser Nachkriegszeit, wo es mehr als je gilt, mit offenem Auge und klarem unbefangenem Blick, mit patriotischem Gefühl und vaterländischem Empfinden Altes und Neues vorurteilslos zu prüfen (denn auch das Alte ist unser!) und die nationalen Belange, die vor der kritischen Sichtung bestehen, mit Festigkeit zu vertreten und mit Zähigkeit zu wahren.

Erich Bleich.

Digitized by Google

Egelhaafs Historisch-politische Jahresübersicht für 1927. Herausgegeben von Hermann Haug. 20. Jahrgang der politischen Jahresübersicht. 8°. 446 S. Stuttgart, Carl Krabbe Verlag, Erich Gußmann, 1928. — In Leinen geb. Mk. 14.—.

Auch der vorliegende Jahrgang, von Herm. Haug sachkundig bearbeitet, ist pünktlich zur Ausgabe gelangt. Die eindringende, ruhige, kritische Darstellung wird aller, in dem Stoff und in der Sache liegenden, Schwierigkeiten mühelos Herr. Sie prägt Ideen und Situationen zu anschaulichen Bildern aus und zeigt die Zusammenhänge der historisch-politischen Vorgänge des Jahres 1927 mit durchsichtiger Klarheit. So erweist sich auch der vorliegende Jahrgang als ein kundiger und zuverlässiger Wegweiser durch das „von der Parteien Gunst und Haß" verwirrte Geschehen der Gegenwart.

Der erste Abschnitt führt uns ein in die „hohe Politik", die im Jahre 1927 „einer beherrschenden Linie entbehrte". Zum ersten Male seit dem Abschluß des Krieges. Wir erhalten zunächst einen ebenso wertvollen wie erschütternden Überblick über den „Stand der deutschen Fragen", namentlich hinsichtlich der militärischen Zerstörungen auf deutschem Boden. Daß dabei ungezählte deutsche Angeber und, wenn man dem Pariser „Journal" trauen darf, selbst deutsche Regierungen dem feindlichen Überwachungsausschuß eifrig zur Hand gegangen sind, darf nicht verschwiegen werden. Ein so tief beschämender Mangel an Nationalgefühl, wie er eben nur in Deutschland denkbar und möglich ist. Dann folgen u. a. merkwürdige „außenpolitische Erklärungen der neuen Reichsregierung", Briands triumphierender Locarno-Rückblick, für den man nur in Berlin volles Verständnis hatte, eingehende Schilderungen der Genfer Tagungen, der Weltwirtschaftskonferenz, des Abbruches der diplomatischen Beziehungen Englands zu Sowjet-Rußland, der von Amerika angeregten Seeabrüstungskonferenz, deren völliger Mißerfolg von den Beteiligten mühsam verschleiert wurde, der englischen und amerikanischen Flottenpolitik, der Entwaffnungsfrage, der Dawes-Ausblicke usw.

Im zweiten Abschnitt kommt die innere Politik Deutschlands und seiner Gliedstaaten zu ihrem Recht. An erster Stelle stehen hier die langwierigen Verhandlungen über die Regierungsbildung im Januar und Februar — ein überaus anrüchiges Kapitel — und die Antrittserklärung der Regierung Marx-Keudel, in der der „Gegensatz zur bisherigen Politik der Deutschnationalen deutlich hervortrat", die Auseinandersetzung über die Reinholdsche Finanzpolitik, die Dawes-

Digitized by Google

Lasten u. a. m. Weiter interessiert uns hier Stresemanns Stellung zur Konkordatsfrage, der Berliner Stahlhelmtag, eine großartige vaterländische Kundgebung, der aber der Reichspräsident und die deutschnationalen Minister fernbleiben mußten — im Hinblick auf die „kochende Volksseele"! Zu erwähnen sind ferner die Verlängerung des Gesetzes zum Schutze der Republik, das Reichsschulgesetz, der Katholikentag und die Schulfrage, das Besoldungsgesetz und das Eingreifen des Reparationsagenten, das Vorgehen des preußischen Kultusministers gegen die Studentenschaft usw.

Ein besonderes (3.) Kapitel ist wiederum den „besetzten, abgetrennten und verlorenen Gebieten" gewidmet und den fortgesetzten brutalen „Übergriffen, Anfällen und Gewaltätigkeiten" der Besatzungstruppen.

Ein weiterer, bedeutungsvoller Abschnitt beschäftigt sich mit den politischen Vorgängen in den übrigen europäischen und außereuropäischen Ländern. Daß hier besonders die Verhältnisse in Österreich und im „fernen Osten" Berücksichtigung finden, ist mit Dank zu begrüßen.

Der Schlußsatz beschäftigt sich kurz mit der „Weltkirchenkonferenz", die vom 9.—20. August in Lausanne versammelt war. Über die „Feststellungen", die dort getroffen wurden, hätte sich wohl noch ein erläuterndes Wort hinzufügen lassen. Überhaupt würde es sich durchaus empfehlen, den gesamten Kirchen- und Schulfragen-Komplex in einem besonderen Abschnitt zu behandeln und ihm ein Kapitel über das politische Parteiwesen in Deutschland anzufügen. Der Hauptteil des Buches würde dadurch wesentlich entlastet werden und das Ganze an Übersichtlichkeit und Bedeutung gewinnen.

Ein zuverlässiges, leider aber gar zu kurz geratenes, zu dem gehaltvollen Inhalt in keinem Verhältnis stehendes „Namens- und Sachverzeichnis" schließt das unentbehrliche Handbuch ab.

Georg Schuster.

Schuster, Mauriz: Altertum und deutsche Kultur. 8°. 654 S. Wien, Hölder-Pichler-Tempsky A.G., 1926.

Das Buch, dessen interessanter Titel reichlich allgemein gewählt ist, gliedert sich in drei große Abschnitte: Die Dichter des Altertums; Die Prosaiker des Altertums (S. 189—489); Von der bildenden Kunst (S. 491—541). Unter diesen drei, rein äußerlichen, Gesichtspunkten werden die Nachwirkungen der antiken Dichtkunst, der antiken Prosa, der antiken Kunst (und Musik) dargestellt und ihre Beziehungen zu

Digitized by Google

den bezeichneten Lebensgebieten sowie zur Schule in historischen Längsschnitten erörtert. Rein äußerlich! wirklich: denn die antike Dichtkunst umfaßt Homer und Vergil, Sophokles und Plautus, Theokrit und Catull, Martial und Lucian (letzterer aber schreibt in Prosa!). Die Prosaiker des Altertums andrerseits setzen sich aus Geschichtschreibern und Ärzten, aus Juristen und Philosophen und woraus sonst noch zusammen. Kurz, wir vermissen eine klare aus der Sache gewonnene Gliederung. „Dichter des Altertums", „Prosaiker des Altertums" sind Sammel-Bezeichnungen, die recht verschiedenartig tätige Persönlichkeiten aus recht verschiedenen Jahrhunderten zusammenwerfen. Zudem haben diese, als Persönlichkeiten, oft gar nicht oder nur mit Mühe zu erfassenden Dichter und Denker, an deren Stelle man deshalb besser die betreffenden, ihnen zugeschriebenen Werke setzen würde, keineswegs jemals in ihrer Gesamtheit auf ganze Zeitalter gewirkt, sondern höchstens hier und da einmal auf einen ganz besonders umfassend gebildeten Gelehrten. Sonst haben sich die Menschen, einzelne wie Massen, stets gern an die Höhepunkte des Schaffens, an die Höchstleistungen gehalten: das Mittelalter stärker an Vergil und Aristoteles, die Neuzeit mehr an Plato und Homer; das 17. Jahrhundert Frankreichs an die großen Tragiker, das 18. Jahrhundert Deutschlands, wenigstens in der ersten Hälfte, an die Anakreontik, die französischen Revolutionshelden wie unser Schiller an Plutarch. Und wenn Schuster damit beginnt (S. 10), daß „gleichsam mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes ... der ‚sentimentale' Schiller ein Verehrer Vergils wurde, der sogar zwei Gesänge der Aneis übersetzte ..., während der ‚naive' Goethe aus Homers Dichtungen übersetzte": so weisen wir demgegenüber nur auf jenen Vers Schillers hin: Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

Diese Darlegungen erheben Bedenken und Einwände, welche der Rez. aus ganz besonderem Interesse für die Sache glaubt laut werden lassen zu müssen, zugleich auch in dankbarer Erinnerung an jenes vortreffliche, gründliche und gelehrte Werk von Cholevius: „Die deutsche Poesie nach ihren antiken Elementen" (heute ist es völlig vergessen; auch Schuster kennt es anscheinend nicht, obgleich sein Thema so vielfältige Beziehungen zu diesem Buche aufweist). Andrerseits kann Rez. nicht umhin, dem Verfasser für den Bienenfleiß zu danken, mit dem er die Einwirkungen so vieler literarischer Größen des Altertums auf diese stattliche Anzahl deutscher Schriftsteller und Dichter festgestellt hat. Nur daß das Altertum dabei besser fortkommt als die deutsche Kultur, denn es wird uns wohl etwas Rundes

Digitized by Google

und Abgeschlossenes geboten über die Bedeutung des einzelnen antiken Dichters für eine Anzahl ihn besonders schätzender deutscher Literaten, nicht aber wird die Gesamteinwirkung des Altertums auf die einzelnen literarischen Persönlichkeiten dargelegt, was allein die doch wohl im Titel des Buches behauptete Kulturübertragung nachzuweisen geeignet wäre, was Stemplinger neulich für einige geistige Größen des 19. Jahrhunderts versucht hat (s. „Mitteilungen" Bd. 55, S. 217) und was, mindestens auf alle hervorstechenden geistigen Größen ausgedehnt, einen Einblick in die Verarbeitung antiker Kulturgüter gewähren würde, der denn über die Feststellung persönlicher Beeinflussung hinaus typische Züge vermitteln würde. Was würde sich bei solcher Art der Behandlung für Wieland, diesen modernen Geist von feinster und umfassendster antiker Bildung, was für Seume, diesen ausgeprägt republikanisch gestimmten, antiken Charakter ergeben haben? Um nur diese beiden zu nennen.

Immerhin bietet das Buch Schusters einen ungeheuren Stoff, und obgleich höhere sachliche Gesichtspunkte für seine Verarbeitung nicht maßgebend gewesen: — es liest sich auch gut, wenn nicht vielleicht die Lektüre aneinandergereihter Lexikonartikel, die hier und da in bibliographische Zusammenstellungen übergehen, schließlich doch manchen ermüden sollte.

Ein Anhang (S. 543—638) gibt Proben aus Werken deutscher Dichter, sofern sie antike Stoffe behandelt haben, besonders reichlich Proben von Übersetzungen antiker Werke und mannigfache, auf höchstes Lob gestimmte Aussprüche deutscher Dichter, Schriftsteller und Forscher. Diese Beigaben werden durchaus willkommen sein, da sie geeignet sind, auf verhältnismäßig knappem Raum dennoch einen tiefen Blick in die vielfältigen Beziehungen zu gewähren, welche zwischen Altertum und Gegenwart in so mannigfacher Weise seit langem bestanden haben und stets von neuem geknüpft werden: in stets wiederholter Behandlung überaus wertvoller literarischer Stoffe und Motive des Altertums; in schlicht nachahmender, aber immer bedeutsamer Übersetzung; in gründlicher, antikes Leben verdeutlichender und tiefsterkennender Forscherarbeit. Erich Bleich.

Kurze Anzeigen.

Schubart, Wilhelm: Das Weltbild Jesu. Gr. 8°. 54 S. 1927. Mk. 2.—.

Unter „Weltbild" versteht man heute gewöhnlich die Art der Auffassung des physischen Universums. Wilhelm Schubart aber meint

Digitized by Google

damit das Bild der jeweiligen geschichtlichen Welt und zeichnet uns demgemäß die Stellung Jesu zur Welt seiner Zeit, zur Natur, zu den Menschen, zu den politischen und religiösen Zuständen, Gemeinschaften und Überzeugungen. So wird seine Arbeit aus dem Weltbilde Jesu zu dem Jesusbilde W. Schubarts, das zwar nicht in allen Punkten zwingend wirkt, besonders weil die Frage nach dem objektiven geistigen Boden seiner Verkündigung, nach ihrem Zusammenhange mit den Religionen und den geistigen Bestrebungen seiner Zeit zu kurz kommt, das aber in vielen Einzelheiten auf die synoptische Überlieferung ein interessantes Licht wirft. Vor dreißig und mehr Jahren war das Jesubild, wie es unsere Theologen sahen, das eines liebenswürdigen Privatdozenten aus der Harnackschen Schule; hernach erschien es als das eines Ekstatikers, dessen geistige Gesundheit zweifelhaft war. Hier ist es das einer ursprünglichen, kraftvollen ethisch-religiösen Persönlichkeit, die aber ihrer Eigenart nach gleichsam in einem luftleeren Raume steht. Er wird doch dabei bleiben, daß ein Jesusbild sich ohne metaphysischen Hintergrund nicht fertig machen läßt. Lasson.

Von Winterfeld, Luise: Handel, Kapital und Patriziat in Köln bis 1400. (= Pfingstblätter des Hansischen Geschichtsvereins XVI). 8°. 83 S. Lübeck, 1925.

Als Grundlage der Untersuchung dienen die einschlägigen Urkunden- und Regestenwerke, schon veröffentlichte und auch noch nicht veröffentlichte Schreinsbücher bis 1325 sowie „noch ungedruckte Urkunden der Stadt Köln und kölnischer Stifter". Auch die umfangreiche Spezialliteratur über jenes Thema sowie namentlich die der „Vermögens- und Kapitalbildung" im Mittelalter gewidmeten Forschungen Sombarts, Caros, Pirennes, Brentanos und Häpkes sind sorgfältig benutzt. Demnach würde die vorliegende Monographie sowohl für die Kölner Sozialgeschichte wie für die Lösung mancher Probleme der allgemeinen deutschen und europäischen Entwicklung von Recht und Wirtschaft außerordentlich wertvoll sein, wenn sie nicht an einem großen Mangel litte. Er besteht in dem Fehlen von Noten und überhaupt auch jeden ohne weiteres aufzufindenden Zitates bezüglich der angeführten Quellenstellen. Die Ursache dafür dürfte darin zu suchen sein, daß die „Hansischen Geschichtsblätter" „im besten Sinne volkstümliche Darstellungen in die Öffentlichkeit bringen" wollen. Indessen dürfte die vorliegende Veröffentlichung mit ihren eingehenden Untersuchungen über die Familien des Pa-

Digitized by Google

triziats und die Rechtsgeschäfte seiner Mitglieder keine volkstümliche Lektüre bieten. Andrerseits kann man aber nur aus Rücksicht auf den hohen Wert der früheren Arbeiten der Verfasserin den in der neuen Schrift am Schlusse S. 65—80 gegebenen Ausführungen Beachtung zuerkennen, welche sich auf die nicht nachprüfbaren von S. 1—65 stützen.

So verdankten nach von W. „die reichsten Persönlichkeiten in Köln vom 11.—14. Jahrhundert ihr Vermögen nicht altererbtem Grundbesitz" (S. 65) und waren durchaus „nicht von dem Gedanken der Bedarfsdeckung beherrscht" (S. 77), der bekanntlich nach Sombart im Mittelalter allein maßgebend war. Die Patrizierschaft, die sich „aus der Schicht der grundbesitzenden und handeltreibenden Großbürger" gebildet hat (S. 6, 76), ließ aber „Raum für nicht patrizische Großbürger und für neuaufsteigende Emporkömmlinge" (S. 66). „Während der Erwerb ländlicher Liegenschaften nicht selten eine „Kaufmannsfamilie feudalisierte", durfte man damals „den Ankauf städtischer Grundstücke nicht nur unter dem Gesichtswinkel des bequemen Rentengenusses, sondern als sicherste bürgerliche Kapitalanlage ansehen" (S. 62). Man kann die vom schrankenlosen Gewinnstreben erfüllten „Persönlichkeiten", welche die Ahnherren jenes Patriziats bilden, als „Kapitalisten" bezeichnen. Indessen blieb ihr Kapitalismus „im allgemeinen auf der Stufe des Warenhandels und der Geldleihe"; nirgends begegnen industrielle Betriebe unter der Leitung Kölner Patrizier" (S. 79, 80). — Ein Anhang bringt einen im Original verlorenen „Blankokreditbrief" der Stadt Köln von 1226, der für die Wirtschafts- und auch für die politische Geschichte Bedeutung hat, aus einem alten Druck und bestimmt die Entstehungszeit jener Urkunde. — Den Schluß bildet eine kurze Zusammenstellung der „Quellen- und Literaturnachweise" enthaltenden Arbeiten. Dankenswert wäre, wie bereits bemerkt, die Veröffentlichung der in der scharfsinnigen Untersuchung benutzten einzelnen Quellenstellen gewesen, nützlich auch eine Inhaltsangabe und ein alphabetisches Register.

Carl Koehne.

Franz, Günther: Der Deutsche Bauernkrieg 1525. Herausgegeben in zeitgenössischen Zeugnissen. 8°. 563 S. Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft, 1926.

Das Buch ist in 7 Kapitel eingeteilt und behandelt nach den Vorläufern des Bauernkrieges die einzelnen Kampfgebiete besonders, wie sie durch die Aufstände gegeben sind. Die Quellenstücke sind gut

Digitized by Google

ausgewählt und sorgfältig übersetzt, aber ich hätte am Schluß unter den „Worterklärungen" eine größere Ausführlichkeit gewünscht, da doch die Quellen für einen größeren Leserkreis bestimmt sind, der sich nicht ohne weiteres in allen ungebräuchlichen Ausdrücken zurechtfinden kann. Jedem Abschnitt geht eine kurze Schilderung des in Frage kommenden Gebietes voraus, die die völlige Vertrautheit des Bearbeiters mit den verwickelten Verhältnissen des Bauernkrieges zeigt. Vielleicht ist er derjenige, der uns endlich eine objektive grundlegende Geschichte dieser großen Revolution gibt. Nach der Auswahl der Quellen, wobei er die Hilfe Barges (s. Voigtländers Quellenbücher: Bauernkrieg) dankend anerkennt, ist er völlig geeignet dazu. Wenn ich im folgenden einige Anmerkungen mache, so soll damit der Wert der sehr fleißigen und sorgfältigen Arbeit nicht herabgemindert werden. S. 12, beim Wormser Aufruhr sind die verschuldeten Adligen stark beteiligt, so daß hier wohl der Grund zu suchen ist, weshalb auch die Bauern einige Erleichterungen bekommen (vergl. meine Karte „Bauernunruhen bis zum großen Bauernkrieg" im Deutschen Kulturatlas, Lieferung 1, Verlag von de Gruyter & Co., Berlin, 1928). — S. 15. Daß ein Augsburger Bürger die „Reformation des Kaisers Sigismund" verfaßt habe, hat sich immer noch nicht einwandfrei nachweisen lassen. — S. 201. Es ist wohl zu viel gesagt, daß Thomas Münzer und Heinrich Pfeiffer „seit Jahren den Boden gelockert haben". Ihre Tätigkeit beginnt doch erst 1522 bezw. 1523. — Statt der Bandzahl der Bibliothek des lit. Vereins Stuttgart allein wäre besser, wie es auch einige Male geschehen ist, die Quelle selbst mit angeführt worden. Bemerkenswert ist, daß neben einigen Abbildungen auch Karten der Hauptkriegsschauplätze beigegeben sind. Den Verlauf des Krieges kartographisch darzustellen, soweit es nach dem vorliegenden Material möglich ist, werde ich in einer der nächsten Lieferungen des Deutschen Kulturatlasses versuchen. Lampe.

Thomas Müntzer und der Bauernkrieg in Nordwest-Thüringen. Herausgegeben v. Bernhard Klaft. 8°. 48 S. Mühlhausen i. Th., Urquell-Verlag Erich Röth, 1925.

Die Schrift enthält drei Abhandlungen: 1. Vom Herausgeber: Die bürgerlichen Unruhen in Mühlhausen i. Th. und der Bauernkrieg in Nordwest-Thüringen. Nach einer allgemeinen Einleitung über die Lage in dem Gebiete um 1524 folgt eine Schilderung der Münzerschen Unruhen, die sich in

Digitized by Google

ihrem ersten Teile an Otto Merx, Thomas Müntzer und Heinrich Pfeiffer (1523—1525), Göttingen 1889, anschließt, aber auch die neueren Arbeiten verwertet. Klatts Abhandlung ist flüssig geschrieben, macht aber wohl kaum Anspruch auf selbständige Quellenarbeit. Daß Müntzer am Bodensee gewesen sei (S. 12), ist doch bis jetzt noch Annahme. Auf der gleichen Seite wird eine Chronik erwähnt, die aber nicht näher angegeben wird. Ebenso vermisse ich die Quellenangabe auf S. 14. — Die zweite Arbeit von Hermann Gutbier, Langensalza während des Bauernkrieges (S. 26—45), dürfte besonders durch die Auszüge aus einem Erbbuche vom Jahre 1516 interessieren, die uns einen Einblick in die Lage der Bauern und Bürger von Langensalza und der Erbdörfer gewähren. Unter teilweiser wörtlicher Anführung der Quellen werden uns dann in spannender Weise die Ereignisse in und um Langensalza sowie die Folgen des Aufstandes geschildert. — Mit einer Übersicht und kritischen Bewertung von Thomas Müntzer in Roman und Novelle. „Ein Müntzer-Schauspiel" (S. 45—48) beschließt Otto Bessenrodt das Heftchen. Lampe.

Neustädter, Max: Die Universität in Freiburg i. Br. während der französischen Herrschaft (1677 bis 1698). (Beiheft zur Zschr. d. Gesellsch. f. Beförderung der Geschichts- usw. Kunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften.) 8°. XI, 120 S. Freiburg i. Br., J. Bielfelds Verlag, 1925. Mk. 2,80.

Die Einleitung (S. 1—14) erzählt von der siebentägigen Belagerung Freiburgs durch die Franzosen und der Übergabe der Stadt am 16. November 1677. Stadt und zugehörige Dörfer wurden zu Nymwegen „rechtskräftig an Frankreich abgetreten" (S. 2). Frankreich „dachte wohl an eine dauernde Behauptung des wichtigen Platzes" (S. 5); dieser, äußerlich schonend behandelt, „geriet in Abhängigkeit von den französischen Gewalten", welche auch die Universität 1684 als Studium Gallicum wieder errichteten, während die österreichische Regierung 1686 zu Konstanz eine Hochschule an Stelle der ihr entrissenen Freiburger aufrichtete. Diese Konstanzer Universität ist denn 1698, bei der Rückgabe Freiburgs an Österreich und der Aufhebung des Studium Gallicum, nach Freiburg übergesiedelt (S. 115, 118, 119).

Die Schrift, im wesentlichen der Freiburger Inaugural-Disser-

Digitized by Google

tation aus 1924 des Verfassers entsprechend, beruht zu einem guten Teil auf archivalischer Forschung, benützt aber auch alle erreichbare Literatur (S. IX—XI). Sie bietet zumal in dem Hauptteil (II. Die Universität in Freiburg [1684/1698]) manche lebhafte und, wenn auch zumeist wenig erfreuliche, doch das Interesse fesselnde Schilderung; vor allem hört man gern von den inneren Verhältnissen (S. 67—114) der Universität, über die leitenden Organe, die Lehrer und ihre Lehrtätigkeit, endlich über die Studenten. Es sei erlaubt, einen Satz von allgemeinem Interesse auszuheben (S. 99): „An der Wirksamkeit der Jesuiten an den Universitäten ist viel Kritik geübt worden, die aber zu einem großen Teil über das berechtigte Maß hinausgeht."

Erich Bleich.

Hettner, Hermann: Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. (=Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. In drei Teilen. Dritter Teil.) 7. Aufl., mit einem bibliographischen Anhang, herausgegeben von dem a. o. Professor an der Universität Heidelberg Ewald A. Boucke. 1. Buch: Vom Westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen (1648—1740). 8°. VIII, 445 S. Geh. Mk. 15,—, geb. Mk. 18,—. 2. Buch: Das Zeitalter Friedrichs des Großen. 8°. 533 S. Geh. Mk. 17,50, geb. Mk. 20,50. Braunschweig, Vieweg & Sohn A.-G., 1925.

Hettners Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts ist selbst schon fast klassisch geworden, und der Umstand, daß eine 7. Auflage vorliegt, braucht uns erst recht nicht zu veranlassen, dieses Standardwerk zu würdigen, sondern er legt uns nur nahe, die Änderungen aufzuführen, die, laut Vorbemerkung des Herausgebers, an „der von dem Verfasser selbst durchgesehenen dritten Auflage (1879)", welche diesem Neudruck zugrunde liegt, vorgenommen sind. So sind 1. „offenbare Irrtümer nach dem jetzigen Stande der Forschung im Text berichtigt", 2. „literarische Hinweise, die sich auf überholte wissenschaftliche Arbeiten beziehen, gestrichen und im Anhang durch neuere ersetzt", 3. „kritische Bemerkungen oder Anspielungen auf jetzt nicht mehr zutreffende Verhältnisse oder Anschauungen gestrichen". Bouckes bibliographischer Anhang, in den vielfach kritische Bemerkungen eingeschaltet sind, soll „über den Stand der neueren Forschung mit Bezug auf die im Text behandelten Fragen in großen Zügen orientieren". Dies geschieht vortrefflich, z. B. im ersten Bande bei Gottsched (S. 375), bei Liscow

Digitized by Google

(S. 377), im zweiten bei Klopstock (S. 513 f.), bei Kant (S. 517). Der erste Band bringt (S. 379—445) als höchst dankenswerte Zugabe „eine kritische Würdigung von H. Hettners Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts", und zwar unter der vielsagenden Überschrift: Aufklärung, Klassik und Romantik. Erich Bleich.

Ehrenberg, Hans: Disputationen — Fichte. 8°. 213 S. München, Drei Masken Verlag, 1923.

Eine Darstellung des philosophischen Entwicklungsganges Fichtes gegliedert in drei Abschnitte: 1. Begründung des Idealismus, 2. Ausbau und Wandlung, 3. Wirksamkeit und Entscheidung; zugleich eine vortreffliche Einleitung in Fichtes Gedankenwelt mit scharfen kritischen Bemerkungen über die Gegenwart — es sei besonders auf die geschichtsphilosophischen Abschnitte (S. 148/9) hingewiesen — und daher ein sehr zeitgemäßes Buch, das klärend wirken will. Es wird z. B. von der Fichtevolkshochschule (S. 159), von einer Reform der Universitäten (Universitätslehrerpädagogium S. 166) und sehr ausführlich von der Bedeutung der Religion für Staat und Volk gesprochen. Teilweise geht der Charakter der Disputation durch zu lange Ausführungen verloren, also — namentlich im letzten Abschnitt — treiben Rede und Gegenrede die Untersuchung rasch vorwärts, ohne die dramatische Spannung anzunehmen, wie sie sich bei Plato findet. Die Gedanken des Verfassers haben seit 1911, wo seine Schrift: Die Parteiung der Philosophie (Studien wider Engel und die Kantianer, Leipzig, Weimar) erschien, eine wesentliche Vertiefung erfahren, an der Fr. Rosenzweig einen guten Anteil zu haben scheint. Sange.

Wohlers, Günther: Christian v. Strambergs Rheinischer Herold. Ein Beitrag zur Geschichte der Presse in den preußischen Rheinlanden. 78 S. Bonn und Leipzig, Schröder, 1923.

Im Januar 1816 hatte der „Rheinische Merkur" sein Erscheinen eingestellt. Als sein Nachfolger erschien vom 1. Februar 1819 an in Koblenz der „Rheinische Herold", der es nur auf 78 Nummern brachte. Kotzebues Ermordung war das einzige größere politische Ereignis, das er erlebte. Er nahm dazu Stellung, indem er aus den Frankfurter Blättern Görres' Drohung wider die Anbeter der willkürlichen Macht — doch ohne ihre kühnste Stelle — abdruckte. Er ist großdeutsch und konstitutionell, in viel zahmerem Ton den Merkur fortsetzend. Von den beiden Herausgebern hat der eine, Smets,

Digitized by Google

1826—1828, die Katholische Monatsschrift redigiert. Der andere, Christian v. Stramberg, hat sich ein Menschenalter später als Verfasser des bekannten weitschichtigen Sammelwerks „Der rheinische Antiquarius" einen Namen gemacht. Über sein Sonderlingsleben hat W. mit verdienstlicher Sorgfalt hier zum ersten Mal alle noch erreichbaren Nachrichten zusammengetragen. Zwei kleine Planeten, die um die Sonne Görres kreisen. Wilhelm Herse.

Brandes, Georg: Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Vom Verfasser neu bearbeitete endgültige Ausgabe. 1. Band: Die Emigrantenliteratur; die Romantische Schule in Deutschland. 8°. VIII, 420 S. 2. Band: Die Reaktion in Frankreich; der Naturalismus in England. III, 538 S. 3. Band: Die romantische Schule in Frankreich; das junge Deutschland. IV, 614 S. Berlin, Erich Reiß, 1924.

Brandes ist früh aufgekommen; wir fanden ihn schon vor vierzig Jahren in der Bücherei unserer Prima, und wir lasen ihn gern, weil er, moderner Anschauungen voll, in geistreicher Analyse ästhetisch-kritische Betrachtungen anstellte und als Stark-, Frei- und Schöngeist in glänzender Darstellung ausmünzte. Sehr belesen und literaturkundig, verbindet er mit feinstem Nachempfinden und höchstem ästhetischem Verständnis die schöne Gabe nachzuschaffen und gedanklich neu zu erzeugen: ein produktiver Kritiker, der manchmal in der Reproduktion stärker ist als der Dichter in seiner Produktion. Brandes' Hauptströmungen, ein Werk literar-ästhetischer und vergleichender Kritik, sind selbst fast Literatur geworden. Dabei soll nicht verkannt werden, daß sie manche Irrtümer enthalten, gewagte Behauptungen aufstellen und Zusammenhänge forcieren. Aber das kann dem großen Wurf nicht schaden und den glänzenden Einzeldarlegungen ihren Wert nicht nehmen. Eher stört jene etwas einseitige Einstellung, jene Weltanschauung, die wir als im letzten Grunde aufklärerisch bezeichnen müssen und für die Voltaire ebenso zeichnet wie sein Biograph Brandes. Erich Bleich.

Keim, Generalleutnant: Erlebtes und Erstrebtes. Lebenserinnerungen. 8°. 282 S. Hannover, Ernst Latsch, 1925. Geb. Mk. 8.—.

Auf die Anlagen (S. 261—280) sei gleich hier zu Anfang hingewiesen, denn sie stellen eine Art historischer Dokumente dar und

Digitized by Google

zeigen Keim inmitten seiner bedeutsamen, weiteste Kreise berührenden, Massen erfassenden politischen Tätigkeit: als geschäftsführenden Vorsitzenden des Deutschen Flottenvereins (Rede auf der Hauptversammlung in Kassel, Januar 1908) sowie als 1. Vorsitzenden des Deutschen Wehrvereins (Rede auf der 3. Hauptversammlung, Leipzig, Mai 1913). Beide Vereine waren den dringlichsten nationalen Anliegen, den stärksten politischen Interessen gewidmet, also solchen, die von allen ohne Ausnahme hätten geteilt werden müssen. Daß dies nicht der Fall war, daß den durch diese Vereine vertretenen Bestrebungen sogar Hemmungen schwerster Art bereitet wurden, das ist die Tragik unserer Geschichte: eine Tragik, die so erschütternd wirkt, daß man denen, die sie in ihrem Wirken am schmerzlichsten empfanden, nicht verübeln darf, wenn sie ihre Gegner, die diese Tragik heraufführten, als „Reichsfeinde" bezeichneten. Man wird die Abschnitte 6 (S. 97—145) und 8 (S. 164—194) nicht lesen, ohne lebhaftes Bedauern darüber, daß Flottenverein wie Wehrverein nicht viel weitere Kreise zogen, nicht viel stärkere Wirksamkeit entfalten konnten. — Auch sonst bieten die Ausführungen des alten, klugen, vor allem allzeit tapferen und mannhaften Generals viel Bemerkenswertes: er war 1866 und 1870 Kriegsteilnehmer (Abschnitt 1 und 2) sowie während des Weltkrieges Landsturminspektor in Lüttich und Militärgouverneur von Limburg (Abschnitt 3). Er war im besten Mannesalter (1892/93) zur Dienstleistung beim Reichskanzler, Grafen Caprivi, kommandiert, dem er bei dem Zustandebringen des Militärgesetzes von 1893 wesentliche Dienste leistete. Es ist das jene Reform, von welcher Graf Münster lobend meinte, daß sie „zwanzig Jahre Frieden für uns bedeute, denn durch die deutsche Heeresverstärkung ist den Franzosen militärisch wie politisch ihr Spiel außerordentlich erschwert" (S. 70). In ähnlichem Sinne urteilt Keim auch über die Kanzlerschaft Caprivis überhaupt, so daß der 4. Abschnitt (S. 49—77) seine besondere Note erhält. Erich Bleich.

Damaschke, Adolf: Aus meinem Leben. 1.—6. Tausend. 8°. VIII, 367 S. Leipzig und Zürich, Grethlein & Co., o. J. (1925).

Das Buch erzählt von dem begabten Handwerkersohn, der ein eifriger, fleißiger Seminarist wurde, um nach glücklich und recht gut bestandener Prüfung als strebsamer Volksschullehrer nicht bloß pädagogisch, sondern möglichst weitausgreifend auf das öffentliche Leben zu wirken. Mit sicherem Instinkt verwendet er von Anfang die

Digitized by Google

beiden Mittel, durch welche man auf das Publikum einzuwirken vermag: Vereins- und Parteizugehörigkeit und -Tätigkeit, Tages- und Propagandaschriftstellerei, möglichst mit sozialem Einschlag. So setzt er sich für Freiheit der Lernmittel und Volksgesundheit nebst Naturheilkunde ein, so kämpft er gegen den Alkoholismus und das Wohnungselend, um schließlich bei den Ideen der Bodenreform zu enden. Von der auf diese gerichteten Tätigkeit lernen wir aber nur die Anfänge kennen, da der vorliegende Band lediglich dem ersten großen Abschnitt dieses Lebens gilt (1865—1896).

Einiges zur Kennzeichnung bekannterer Persönlichkeiten findet sich: S. 200 ff. (Nietzsche), 228 ff. (Mehring), 233 ff. (Egidy), 241 (Georg v. Gizycki), 242 (Bruno Wille), 316 (Adolf Wagner).

Erich Bleich.

Auerbach, Bertrand: Le rattachement de l'Autriche à l'Allemagne. 8°. IX, 191 S. Paris, Berger-Fevrault, 1927. Preis: 10,80 francs.

Auerbach ist korrespondierendes Mitglied des Instituts und Ehren-Doyen der Fakultät des lettres zu Nancy, sein Buch eine von Voreingenommenheit und Verständnislosigkeit strotzende Absage an den Anschlußgedanken. Selbstverständlich würde nach ihm die Einverleibung Österreichs in Deutschland die Ordnung und vielleicht den Frieden Europas bedrohen, obwohl oder, besser: gerade weil der Verfasser die Frühgeschichte der Bewegung kennt. Er stellt es so dar, als ob darin Deutschland eine Wiedergutmachung, ja einen Bestandteil seiner Revanche erblicke. Der Anschluß würde den Deutschen die Donaustraße öffnen und die Hilfsquellen eines lediglich dank dem Ententekapital auf die Beine gebrachten Landes ihnen zur Verfügung stellen, die Rekrutierung fördern, Mitteleuropa — wie freundlich, daß er es doch „homogène" nennt! — konstituieren und die deutsche Vorherrschaft erneuern. Auerbachs Landsleute seien viel zu sorglos, als daß sie diese furchtbare Gefahr kapierten. Daher seine gutgemeinte Warnung, ein aus Pressebonbons zusammengesetztes Mosaik.

Helmolt.

Germain Calmette, Un des Problèmes de la paix: Les dettes interalliées (Publications de la société de l'histoire de la guerre. Troisième série.) 12°. 254 S. Paris (8 rue Monsieur-le Prince), Alfred Costes, 1926. Fr. 15.—.

Digitized by Google

Gegen diese methodisch vorgehende und urkundlich aufgebaute Darstellung, die zeitlich bis zum Ende des Jahres 1925 reicht, läßt sich wenig einwenden. Denn daß sie bei aller Sachlichkeit dem französischen Standpunkt in der großen Kriegsschuldenfrage den Vortritt läßt, wird man einem Franzosen niemals übelnehmen dürfen. Das Buch gliedert sich in die Abschnitte: Die Politik der Solidarität (seit dem 5. Februar 1915), die Konsolidierung der nordamerikanischen Kredite, die Regelung der europäischen Schulden, Frankreich und die Regelung der interalliierten Schulden. (Auf S. 252 Zeile 9 v. u. muß es 1923 statt „1913" heißen.) Ein im ganzen objektiver Appell an die Kriegsgenossen Großbritannien und Nordamerika. Frankreich fühlt sich in erster Linie als Kriegsopfer und verlangt demzufolge eine bevorzugte Behandlung. Helmolt.

Deutsch-Französische Rundschau. Herausgeber: O. Grautoff, H. E. Jacob, R. Meerwarth, Fr. Norden, E. Stern-Rubarth, M. Boucher, E. Jaloux, H. Lichtenberger. Bd. 1 Heft 5—11 (Juli bis November 1928). 8°. S. 357—972. Berlin-Grunewald, Dr. Walther Rothschild, 1928. Preis: Heft je Mk. 2.—.

Vor uns liegen sieben Hefte des ersten Jahrganges einer Zeitschrift, welche als Organ der Deutsch-Französischen Gesellschaft das Ziel verfolgt, die beiden benachbarten Nationen mittels möglichst allseitiger Erkenntnis französischen Wesens auch in seelische und geistige Beziehungen zueinander zu setzen und für Deutschland dasselbe zu leisten, was die Revue d'Allemagne in Frankreich erstrebt: Verständigung aus dem Verstehen heraus. Jedes Heft bringt demgemäß eine Anzahl lehrreicher, interessant oder gut geschriebener Aufsätze, welche uns mit Land und Volk, mit Einrichtungen und Ideen vertraut machen wollen, und zwar selbstverständlich unter vornehmlicher Berücksichtigung des eben gegenwärtigen Geschehens (jedes Heft bietet eine umfängliche „Chronik", Buchanzeigen, Zeitschriften- und Zeitungsschau), so daß die Zeitschrift insofern hier nur aus dem Gesichtspunkt „werdender Geschichte" angezeigt werden kann. Immerhin wäre die volle Erkenntnis französischer Mentalität ohne historische Grundlegungen und eingehendere Entwicklungen geschichtlicher Gegebenheiten unmöglich. So handelt im 5. Heft W. Vogel geopolitisch vom französischen Staat, W. Grautoff über Klassizismus und Romantik in Frankreich; im 8. E. Faure über Napoléon et l'Allemagne; im 9. E. R. Curtius von den Wandlungen des französischen Kulturbewußtseins. Wir sind der Meinung daß dieses geschichtliche Feld stärker angebaut werden sollte, um

Digitized by Google

alles zusammenzubringen, was die Möglichkeit einer Verständigung erweisen oder den Wunsch danach bekräftigen könnte. Bleich.

Schumacher, Dr. Bruno und Wernicke, Erich: Heimatgeschichte von Ost- und Westpreußen. Unter Mitarbeit von H. Bittner, Fr. Buchholz, Joh. Dziubiella, Dr. B. Ehrlich, Dr. F. Gause, Dr. Kemp, A. Kurschat, Dr. Bernh. Schmidt. Mit 47 Abbildungen, 4 Skizzen und 1 Faksimile. 8°. VI, 216 S. Marienwerder, Wendt Groll: Westpreußische Hofbuchdruckerei, 1925. Brosch. RM. 3,50; geb. RM. 4,50.

Das Buch zerfällt in zwei Hauptteile: Allgemeine Landesgeschichte; Geschichte einzelner Landschaften und Städte (S. 151—211). Nach lehrreichen Erörterungen Ehrlichs über „Vorgeschichtliches" behandelt Schumacher in zwei Teilen die Geschichte beider Provinzen, und zwar im ersten (S. 15—66) die Zeit von 1230—1525. Von Landschaften erfahren besondere Berücksichtigung: Pomesanien, das Ermland, das preußische Litauen, Masuren; von Städten: Thorn, Danzig, Elbing, Königsberg, Memel sowie die Marienburg. Alles ist sorgfältig gearbeitet und aus tiefem Heimatsgefühl heraus mit Liebe zur Sache, aber gehalten genug geschrieben. Man wünscht dem, auch durch treffliche Abbildungen geschmückten Buche viele, recht viele Leser, in Lehrerkreisen zumal, damit wenigstens die Jugend an den Verlust deutscher Scholle und an die Zusammengehörigkeit mit der Ostmark gemahnt werde. Oder dürfte man auf die stärkere Anregung geschichtlicher, wenn auch wehmütiger Erinnerungen und vaterländischer, wenn auch schmerzlicher Empfindungen außerhalb der Schule rechnen? Trauern um die verlorenen ostmärkischen Gebiete auch andere, als die dort geboren sind oder dort gelebt haben?

Bleich.

Bericht über die 16. Versammlung Deutscher Historiker zu Graz vom 19. bis 23. September 1927. 8°. 68 S. Graz, Leuschner & Lubensky, 1928.

Vorträge der 5. Hauptversammlung des Verbandes Deutscher Geschichtslehrer zu Graz 1927. (= Vergangenheit und Gegenwart, 7. Ergänzungsheft.) 8°. 141 S. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1927.

Beide Veröffentlichungen geben umfassende Kunde von der Organisation und Wirksamkeit geschichtlicher Forschung sowie von Ergebnissen und Formung wissenschaftlichen Denkens. Bleich.

Digitized by Google

VOM MITTELALTER ZUR REFORMATION

Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung

Im Auftrage der Preußischen Akademie der Wissenschaften

herausgegeben von

KONRAD BURDACH

ERSTER BAND

Die Kultur des deutschen Ostens im Zeitalter der Luxemburger. Von Konrad Burdach. (In Vorbereitung)

ZWEITER BAND

Briefwechsel des Cola de Rienzo. Herausgegeben von Konrad Burdach und Paul Piur.

Erster Teil: Rienzo und die geistige Wandlung seiner Zeit. Von Konrad Burdach. Erste Hälfte. (VIII u. 368 S.) 1913. Geh. 14,50 RM. Zweite Hälfte. (XIV u. S. 369—728.) 1928. Geh. 24 RM.

Zweiter Teil: Kritische Darstellung der Quellen zur Geschichte Rienzos. Von Konrad Burdach und Paul Piur. (XII u. 404 S.) 1928. Geh. 26 RM.

Dritter Teil: Kritischer Text, Lesarten und Anmerkungen. Herausgegeben von Konrad Burdach und Paul Piur. (XIX u. 471 S.) 1912. Mit 3 Faksimiletafeln. Geh. 19 RM.

Vierter Teil: Anhang. Urkundliche Quellen zur Geschichte Rienzos. Herausgegeben von Konrad Burdach und Paul Piur. Oraculum Angelicum Cyrilli und Kommentar des Pseudojoachim. Herausgegeben von Paul Piur. (XVI und 354 S.) 1912. Geh. 14,50 RM.

Fünfter Teil: Nachlese zu den Texten. Kommentar. Von Konrad Burdach und Paul Piur. (Im Druck).

DRITTER BAND

Erster Teil: Der Ackermann aus Böhmen. Herausgegeben von Alois Bernt und Konrad Burdach. Einleitung. Kritischer Text mit allen Lesarten. Glossar. Kommentar. Mit 8 Tafeln in Lichtdruck. (XXII. 150 u. 410 S.) 1917. Geh. 24 RM.

Zweiter Teil: Der Dichter des „Ackermann aus Böhmen" und seine Zeit. Erste Hälfte. Mit einer Einführung in das Gesamtwerk. Von Konrad Burdach. (X, LXIX und 262 S.) 1926. Geh. 21 RM. (Zweite Hälfte im Druck).

VIERTER BAND

Aus Petrarcas ältestem deutschen Schülerkreise. Von Konrad Burdach. (In Vorbereitung).

FÜNFTER BAND

Schlesisch-böhmische Briefmuster aus der Wende des 14. Jahrhunderts. Unter Mitwirkung Gustav Bebermeyers herausgegeben, erläutert und mit einleitenden Untersuchungen begleitet von Konrad Burdach. (XXXVI, 368 u. 147 S.) 1926. Geh. 34 RM.

SECHSTER BAND

Erster Teil: Johann von Neumarkt, Buch der Liebkosung. Übersetzung des pseudoaugustinischen Liber Soliloquiorum. Herausgegeben v. Joseph Klapper. (Im Druck.)

Zweiter Teil: Johann von Neumarkt, Leben des heiligen Hieronimus. Herausgegeben von Joseph Klapper. (In Vorbereitung.)

Weidmannsche Buchhandlung / Berlin SW 68

Digitized by Google

Zur gefl. Beachtung! Für die Schriftleitung bestimmte Briefe und Manuskripte werden postfrei an Prof. Dr. Erich Bleich (Charlottenburg, Havelstraße 7 III), Rezensionsexemplare nur durch Vermittlung der Verlagshandlung erbeten.

Inhalt.

Seite

Neue Bismarckliteratur. II. Von Paul Haake 173

Beloch: Griechische Geschichte. 2. Aufl. (Fritz Geyer) 193
Focke: Herodot als Historiker. (Fritz Geyer) 196
Monumentum Antiochenum. (Friedrich Cauer) 197
Frauenholz: Deutsche Kriegs- und Heeresgeschichte in den Umrissen dargestellt. (Dobrzynski) . . . 199
Pfaff: Kaiser Heinrich VI. höchstes Angebot an die römische Kurie 1196. (Willy Cohn) 202
Perels: Der Erbreichsplan Heinrichs VI. (Willy Cohn) 203
Papsturkunden in Portugal. (W. Holtzmann) 205
Festschrift zu Ehren Konrad Fischnalers. (A. v. Wretschko) 206
Pape: Zur Geschichte eines „Großen Gewerks" aus der Ordensritterzeit Preußens und die Historie über Hans von Sagan (Jubiläumschronik) 1326—1926. (Lampe) 210
Jäger: Geschichte der neueren Zeit. (Erich Bleich) 212
Czibulka: Prinz Eugen von Savoyen. (Erich Bleich) 214
Voßler: Mazzinis politisches Denken und Wollen in den geistigen Strömungen seiner Zeit. (Willy Cohn) 216
Bernhardi: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. (Erich Bleich) 217
Egelhaaf: Historisch-politische Jahresübersicht für 1927. (Georg Schuster) 222
Schuster: Altertum und deutsche Kultur. (Erich Bleich) 223
Kurze Anzeigen 225

Soeben erschien:

KUNO FRANCKE:

Weltbürgertum in der deutschen Literatur von Herder bis Nietzsche

Die Kulturwerte der deutschen Literatur. 3. Band 1. Abtlg.

140 Seiten • 1928 • Geheftet 5 M.

Aus dem Inhalt:

Die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts.
Einführung / Herder / Kant / Goethe / Schiller / Jean Paul / Hölderlin und Novalis.

Die Zeit der Freiheitskriege.
Fichte / Wilhelm von Humboldt und Schleiermacher.

Vom Wiener Kongreß bis zur Revolution von 1848.
Wilhelm Müllers Lieder der Griechen / Grillparzer / Alexander von Humboldt / Hegels Geschichtsphilosophie / Börne / Paul Pfizer / Platen / Anastasius Grün / Lenau / Das junge Deutschland / Heine / Das Frankfurter Parlament.

Die Bismarcksche Ära.
Bismarck / Die Literatur der Jahrhundertmitte / Richard Wagner / Lassalle / Spielhagen / Wilhelm Raabe / Friedrich Theodor Vischer / Gottfried Keller / Nietzsche.

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG, BERLIN SW 68

Brandenburgische Buchdruckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin-Schöneberg, Mühlenstraße 9.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

YC 45316

717211

D4
H6
v.55-56

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

YC 45316

717211

D4
H6
v.55-56

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

YC 45316

717211

D4
H6
v.55-56

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google